Velhagen & Klasings Monatshefte

Aus der Bibliothek
Dittmer

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

kind,

hüte,

erwind.

Frida Schanz.

LOAN STACK

Lith. v. M. Seeger, Stuttgart

AP30
V4
v.8:2
pt.2

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VIII. Jahrgang 1893/94. Heft 10, Juni 1894.

Blinde Liebe.

Novelle von

Ernst Wichert.

(Abdruck verboten.)

1.

Dr. Erhart Waldstätter bewohnte ungefähr seit so lange, als man sich überhaupt mit ihm beschäftigte, den oberen Stock des vor dem Westthor des Gymnasialstädtchens gelegenen, dem Fabrikanten Steiger gehörigen Hauses. Als er einzog, war er kürzlich als jüngster Lehrer mit sehr mäßigem Gehalt angestellt worden und hatte eiligst eine alte Liebe heimgeführt. Damals lebte noch der Großvater des jetzigen Besitzers, ein schon recht bejahrter Mann, der das Haus einst seinen Bedürfnissen entsprechend gebaut hatte, jetzt aber nur die untere Etage benutzte, nachdem seine Töchter sich verheiratet und seine Söhne auswärts Stellung gesucht hatten. Das Haus da draußen war ihm zu einsam geworden, als seine Frau starb, und er suchte für die oberen Räumlichkeiten einen Mieter, mit dem sich angenehm verkehren und bequem leben ließe. Auf die Höhe des Zinses kam es dem sehr reichen Manne gar nicht an, und das anspruchslose und doch zur besten Gesellschaft gehörende junge Paar wäre ihm auch als Freiwohner recht gewesen. Dr. Waldstätter wieder war froh, nicht in der engen Stadt eins von den Giebelhäusern mit niedrigen Zimmern und dunkler Treppe beziehen zu müssen, und sein Weibchen fand die großen Räume, namentlich im Sommer, ganz nach Wunsch, auch wenn sie vorläufig nur recht spärlich oder gar nicht möblirt werden konnten. Da blieb der Zukunft so viel zu thun offen, und es war vergnüglich, so recht darauf gestoßen zu sein, für sie allerhand Möglichkeiten auszuklügeln. Es hatte ihnen auch wenig Bedeutung, daß sie in der schlechten Jahreszeit mitunter gesellschaftlich von der Stadt abgesperrt waren. Sie machten sich aus den Lustbarkeiten, wie sie die Mittelstadt bieten konnte, nicht viel. Waldstätter, der den deutschen Unterricht auf den oberen Klassen erteilte, besaß eine große und auserlesene Bibliothek, die keine Langeweile aufkommen ließ, und zur Not bedurfte es ja auch nur eines Wortes beim Hausherrn, um bereitwilligst dessen Equipage zur Verfügung zu erhalten. Im Sommer entschädigte reichlich der schöne Garten, in den der Mieter freien Eintritt hatte.

Der Doktor war dann mit der Zeit zum Oberlehrer aufgerückt und sogar nach Veröffentlichung einer sehr schätzenswerten wissenschaftlichen Facharbeit durch den Professortitel beglückt worden. Seine Frau hatte ihm mehrere Kinder geschenkt, von denen jedoch nur zwei Mädchen am Leben geblieben waren. Dann hatte sie selbst vor einigen Jahren das Zeitliche gesegnet. An eine zweite Heirat dachte der schon graue Herr nicht. Er lebte mit seinen beiden

Töchtern in ganz angenehmen, wenn auch bescheidenen Verhältnissen, auf sein Gehalt angewiesen, das immer gerade ausreichte, da er seine Bedürfnisse danach bemaß. Sein Tag war reichlich mit Arbeit besetzt, und selten gönnte er sich so viel Muße, darüber nachzudenken, was aus den Kindern einmal nach seinem Tode werden sollte. Fühlte er sich doch noch rüstig und war es keineswegs ausgeschlossen, daß sie eine annehmbare Partie machen könnten. Nicht, daß er sich darum irgendwie bemühte; aber das war ja auch nach seiner Meinung, wenn er darüber wirklich eine hatte, gar nicht erforderlich. Stand er persönlich im größten Ansehen, so waren die Mädel auch wohlgebildet und gut erzogen; mehr hatte er für sie nicht thun können, und das schien auch genug gewesen zu sein, denn über ihre Beliebtheit in der ganzen Stadt und Umgegend konnte kein Zweifel laut werden.

Auch „unten" hatten die Dinge sich vielfach verändert. Nach dem Tode des alten Fabrikanten stand die Wohnung eine Zeitlang ganz leer. Die Erben ließen die ansehnliche Dachpappen- und Cementfabrik durch einen Inspektor verwalten, der in dem tausend Schritte entfernten Geschäftsgebäude wohnte. Dann übernahm ein Enkel, der wohlhabend genug geheiratet hatte, die andern Interessenten abfinden zu können, das Grundstück mit allen Anlagen und bezog die großväterliche Wohnung, nachdem sie durchweg modern eingerichtet war. Das Mietsverhältnis mit dem Professor blieb selbstverständlich unberührt. Herr Theodor Steiger hatte, als er eben erst vierzig Jahre alt geworden war, das Unglück gehabt, seine Frau im dritten Wochenbett zu verlieren. Darüber waren nun wieder drei Jahre vergangen. Er lebte seitdem fast ausschließlich seinem Geschäft, dem er durch die Benutzung verbesserter Maschinen und Materialien einen neuen Aufschwung gegeben hatte. Die Kinder wurden von einem ältlichen Fräulein beaufsichtigt, welches zugleich die Wirtschaft führte. Daß er der reichste Mann im Orte sei, wußte jedes Kind, aber seinem Auftreten war es nicht anzumerken. Der Gesellschaft galt er für schwer zugänglich, wenn auch nicht gerade für menschenscheu. Mit dem fast zwanzig Jahre älteren Professor stand er in bestem Einvernehmen, wennschon sie einander nicht häufig besuchten. Eigentlich hatten sie recht wenig Anknüpfungspunkte; aber der Fabrikant, welcher selbst nur durch eine Realschule gegangen war und später wenig Zeit gehabt hatte, sich eine freiere Bildung anzueignen, sah den Gelehrten als eine Art höheres Wesen an, und der Professor, dessen Sinn in eigenen Angelegenheiten allem Praktischen abgewandt war, schätzte den lebensklugen und vielerfahrenen Geschäftsmann vielleicht gerade wegen der Eigenschaften, die ihm selbst abgingen. So konnte auch in der Unterhaltung jeder auf seinem Gebiet bleiben, ohne dem andern langweilig zu werden; nur durfte man einander nicht zu oft in Anspruch nehmen.

Die beiden Töchter des Professors waren im Lebensalter sehr verschieden. Die ältere Agnes hatte schon ihren sechsundzwanzigsten Geburtstag gefeiert. Frida war erst neunzehn Jahre alt und überhaupt das jüngste Kind gewesen. Für hübsch galten sie beide, ähnlich aber waren sie einander so wenig, daß ein Fremder sie an Gesicht und Figur schwerlich als Geschwister erkannt hätte. Agnes über mittelgroß, schmächtig, von zarter Gesichtsfarbe, dabei schwarzhaarig, Frida eher klein, voll, blond und von gesündestem Aussehen. Sie hatte die munterſten braunen Augen, während die dunkelgrauen der Schwester meist ernst blickten oder in verhaltenem Feuer glänzten. Auch in ihrem Wesen zeigten sie wenig Gemeinsames. Agnes sei ganz des Vaters Tochter, hieß es, Frida erinnere mehr an die verstorbene Mutter. Das war doch nur mit Einschränkungen und Zusätzen richtig. Freilich hatte die Frau Professor ein heiteres Temperament und viel geistige Beweglichkeit gehabt, aber den wirtschaftlichen Sinn erbte die ältere Tochter von ihr; und wenn diese des Vaters ernste Lebensanschauung und seine Liebhaberei für Bücher teilte, so trat bei ihr doch an die Stelle der Pedanterie des Gelehrten ein ihm ganz fremder Zug von schwärmerischer Vertiefung in allerhand idealistische Vorstellungen, die ihr zu sittlichen Problemen wurden, und das schwermütige Behagen am Alleinsürsichsein. Der Professor, wenn er sich in seinen Arbeiten gegen Abend oder an Sonn- und Festtagen eine Erholungspause gönnte, vergnügte sich ganz gern in der Gesellschaft von Kollegen und sonstigen gebildeten Leu-

ten aus Stadt und Umgegend beim Glase Bier und der Cigarre und konnte über die älteste, schon zehnmal aufgewärmte Anekdote herzlich lachen.

Agnes besorgte die kleine Wirtschaft geräuschlos mit der Genauigkeit und Sauberkeit eines geborenen Hausmütterchens, an das doch in ihrer eher hohen Erscheinung und nach außen hin sehr sicheren Lebenshaltung nichts erinnerte. Sie hatte ja die Mutter schon in den letzten Jahren ihrer Krankheit vertreten und dann ganz an ihre Stelle rücken müssen. Nach ihren Neigungen war nicht gefragt worden, und sie hatte selbst nicht danach gefragt. Es schien ja selbstverständlich, daß die älteste Tochter sich des Hauswesens annahm. Sie that aber nicht nur das Notwendige, sondern sah es nun ganz ihrer Art gemäß als eine heilige Pflicht an, diese häuslichen Dienste, auch wenn sie ihr nicht gefielen, mit aller Hingebung zu leisten, ihr Wirtschaftsbuch peinlichst in Ordnung zu halten, mit der Magd auf den Wochenmarkt zu gehen und die Schwester zu „bemuttern." Das mußte so sein, und darum geschah es im Gefühl der Freiwilligkeit; sie hätte sonst keine Freude an dem gutem Erfolg ihrer Thätigkeit gehabt. Aber sie ging keineswegs in derselben auf. Es war, als ob sie sich nur freimachen wollte, um dann mit gutem Gewissen des Papas Bibliothek durchstöbern und sich deren Schätze aneignen zu können. Auch hier wählte sie nicht die leichteste und ansprechendste Lektüre, sondern stellte sich die Aufgabe, bestimmte Gebiete der Literatur planmäßig durchzuarbeiten und schreckte diesem Zweck zuliebe auch vor dem Langweiligsten nicht zurück. Es ließ ihr innerlich keine Ruhe, bis sie sich gestehen durfte, mit irgend einem Teil des Wissens so weit fertig zu sein, als ihr Verständnis und die Mittel reichten. Es war nicht das philologische Interesse des Professors an diesen Dingen, wie ihr denn auch das Notieren von bemerkenswerten Einzelnheiten und das Ausziehen von wichtigen Stellen gar nicht in den Sinn kam: sie wollte nur möglichst viel von dem wissen, was die Jahrhunderte an allgemeinem Bildungsstoff aufgehäuft hatten, und sie führte ein Tagebuch, in das sie sehr gewissenhaft an jedem Abend eintrug, welche Eindrücke sie empfangen und wie sie sich mit ihnen abgefunden hatte. Sie las auch französisch und englisch, nachdem sie sich nicht ohne schwere Mühe mit Beistand des Spezialkollegen ihres Vaters die erforderlichen Sprachkenntnisse angeeignet hatte. Am liebsten saß sie, mit einem Buch in der Hand, zur Winterszeit im Lehnstuhl, in eine warme Decke eingehüllt, die Lampe auf dem kleinen Tisch seitwärts hinter sich, im Sommer in der schattigen Laube oder auf dem Bänkchen unter der Linde. Dabei hütete sie sich wohl, mit ihren literarischen Errungenschaften irgend einem lästig zu fallen. Sie wußte, daß die Frauen und Mädchen ihres Umgangskreises daran nur sehr oberflächlichen Anteil nahmen und wollte sich bei den Männern nicht in den Verdacht der Blaustrümpfigkeit bringen. Es war unter ihnen auch niemand, dem sie sich mitzuteilen ein besonderes Verlangen hätte haben können. Man hätte sie nicht verstanden, das fühlte sie. Überhaupt fehlte ihr die Neigung, sich auszugeben. Natürlich besuchte sie Gesellschaften und selbst Bälle; das war sie ja der Schwester schuldig, aber auch da schien's immer, als ob sie mehr mit sich, als mit andern wäre. Sie beteiligte sich bei den Spielen der Jugend und auch beim Tanz, man wurde ihrer jedoch nicht recht froh, und die jungen Herren forderten sie auch nur noch pflichtschuldigst auf. Es schien ihr aber gar keinen Schmerz zu bereiten, bei den Engagements die letzte zu bleiben oder ganz vergessen zu werden.

Darin war vielleicht auch der Grund zu suchen, weshalb sie sechsundzwanzig Jahre alt geworden war, ohne ein Liebesverhältnis gehabt zu haben, geschweige denn ein Verlöbnis eingegangen zu sein. Ein armes Mädchen freilich, das nicht einmal auf eine nennenswerte Ausstattung zu rechnen hatte, konnte schwerlich als eine lockende Partie gelten. Aber es fehlte doch nicht an jüngeren Lehrern mit bescheidenen Ansprüchen, und zwei von den Richtern, ein paar Rechtsanwälte und Ärzte, der Oberpostsekretär und der Stadtkämmerer, die es allenfalls auf ihr Einkommen wagen konnten, waren auch noch unbeweibt. Eine hübsche und kluge, dabei wirtschaftliche Frau zu bekommen, deren Vater ein hochangesehener Professor war, konnte doch nicht unerwogen geblieben sein. Aber niemand hatte bisher einen Antrag gewagt oder sich auch nur um eine ernstliche Annäherung bemüht. Für

die Herren Primaner, die in der Gymnasialstadt eine Rolle spielten, für die Referendare und Leutnants der Garnison war Agnes nun erst recht schon längst kein Gegenstand der Schwärmerei mehr. Sie hatte es nie verstanden, ihnen freundlich entgegenzukommen und sie zu ungefährlichen Huldigungen aufzumuntern. Nicht der abgünstigsten alten Jungfer hätte es einfallen können, ihr Koketterie vorzuwerfen. Man schalt sie zwar nicht einen Eiszapfen, aber man sagte: Fräulein Agnes Waldstätter hat ihren eigenen Geschmack! und zuckte dabei die Achseln.

Dieses Achselzucken bedeutete allemal: Was soll man sich Mühe geben? Es hat keinen Zweck.

Da geschah nun das ganz Unerwartete. Eines Tages ließ sich zu sehr ungewöhnlicher Stunde Herr Steiger bei dem Professor melden und hielt feierlich um ihre Hand an. Der alte Herr war freudig erschreckt. Galt doch der Fabrikant als weitaus der reichste Mann im ganzen Kreise! Dazu als ein hochangesehener, zu allen Ehrenämtern gesuchter Mann! Hing es doch sogar nur von ihm ab, ob er zum Reichstage gewählt werden wollte! „Ich habe aber so gar nichts gemerkt," sagte der Professor ganz verwirrt, indem er die Feder statt ins Tintenfaß über sein Manuskript ausspritzte.

„Es ist da auch wohl nichts zu merken gewesen," antwortete Herr Steiger lächelnd. „Ich hab's bei mir ganz still gehalten, bis es reif geworden ist. Sie können sich's selbst vorstellen, daß man in meiner Lage, wenn man kein Thor ist, sehr sorgfältig prüft, was man bieten kann und empfangen will. Ich bin glücklich verheiratet gewesen und möchte das nicht vergessen dürfen. Ich habe drei Kinder, die ich liebe und gut zu erziehen wünsche. Zu jung, um schon mit dem Leben nach einer traurigen Erfahrung abschließen zu wollen, bin ich doch wieder zu alt geworden, um seine Freuden noch mit frischer Empfänglichkeit genießen zu können. Es ist kein Grund, an meiner körperlichen und geistigen Rüstigkeit zu zweifeln, aber mit dreiunddreißig Jahren bewegt man sich doch kaum noch in aufsteigender Linie. Mein Äußeres und meine gesellschaftlichen Gaben lassen mich auch bei nicht übergroßer Bescheidenheit auf keine Eroberungen rechnen; ich bin auf die Hoffnung angewiesen, daß man einiger guter Eigenschaften wegen, die tiefer liegen, die augenfälligen Mängel gütig übersieht. Alles, was ich mir noch wünsche, ist ein ruhiges Glück, eine häusliche Behaglichkeit, eine angenehme Geselligkeit. Ich möchte mir bleiben können, was ich mir bin, um meiner Frau etwas zu bedeuten, was sie zu achten vermag. Darum suche ich nicht in der Ferne, sondern greife nach dem Guten, das so nah liegt. Ich hoffe, verehrter Herr Professor, daß Sie meine Wahl billigen."

„Das versteht sich ja von selbst," rief Waldstätter ganz aufgeregt. „Nur weiß ich nicht ... Ich kann freilich kaum glauben, daß Sie über meine Verhältnisse im Irrtum sind. Ich besitze nicht das mindeste Vermögen, habe meiner Tochter nichts mitzugeben oder zu hinterlassen. Mein Gehalt —"

„Beunruhigen Sie sich darüber keinen Augenblick," fiel Steiger ein. „Ich bin völlig eingerichtet und besitze selbst so viel, daß ich meinen Kindern durch eine zweite Heirat nichts entziehe, was sie einmal billigerweise erwarten dürfen. Ich gestehe Ihnen, daß ich sogar Wert darauf lege, in dieser Hinsicht ganz der gebende Teil zu sein. Es würde mich beschweren, mit Ansprüchen rechnen zu müssen, die mir einen gewissen Zwang der Berücksichtigung auflegen, und denke mir's gerade als eine sehr wohlthuende Befriedigung, doch irgend etwas zu haben, womit ich hochherzige Liebesdienste vergelten kann."

Der Professor schüttelte ihm gerührt die Hände. „Braver Mann," rief er, „braver Mann! Ja, es gibt noch Uneigennützigkeit in der Welt! Welche Überraschung, welche Überraschung! Nein, das wäre mir auch im Traume nicht eingefallen. Meine Agnes ... Ein Ausbund von Schönheit ist sie doch nicht. Da könnte man eher Frida —"

„Fräulein Agnes hat ein so liebes Gesicht, so seelenvolle Augen —!"

„Ja, ja! Das hat sie. Aber ... Und es ist Ihnen auch bekannt, daß sie die Mitte der Zwanziger schon überschritten hat ..."

„Für mich ist sie noch immer sehr jung, ich möchte sagen: zu jung, wenn nicht ihr gesetztes Wesen den Ausgleich verbürgte. Darf ich mich also Ihrer Zustimmung für versichert halten?"

„Herr Gott, mit tausend Freuden! Wie

könnte ich gegen Sie etwas haben, mein bester Herr Steiger? Und für Agnes ist's ja ein Glücksfall ... Hm, hm! es läßt sich so ansehen. Ich wundere mich nur, daß sie mir so gar nichts verraten hat. Nicht mit einem andeutenden Wörtchen, nicht mit einem Blicke, einer Miene —"

„Ja, wie sollte sie?" fiel der Fabrikant anscheinend verwundert ein.

„Wie sollte sie —" wiederholte der Professor etwas unsicher, „sie ist freilich auch sonst nicht plauderhaft. Aber man denkt doch... Wenn einem Mädchen so etwas passiert —"

„Fräulein Agnes ist gar nichts passiert," unterbrach Herr Steiger. „Was sollte —?"

„Aber sie weiß doch —"

„Nichts weiß sie. Ich habe mich bisher keinem, als Ihnen, eröffnet."

„Ah! Sie sprachen mit Agnes noch nicht?"

„Nein. Es war mein Wunsch, durch Sie Gewißheit zu erhalten."

„Durch mich? Ja, aber —"

„Und ich muß wünschen, daß das Geheimnis gewahrt bleibt, wenn Fräulein Agnes, was ich nicht fürchten will ..." Er senkte verlegen die Blicke.

„Aber wie wissen Sie denn, daß Agnes Ihnen gut ist?" platzte der Professor heraus.

„Das weiß ich eben noch nicht," antwortete Steiger. „Ich hatte auch nicht den Mut, sie danach zu fragen."

„Aber dazu gehörte doch wenig Mut, wenn Sie sich sonst überzeugt halten durften —"

„Daran fehlt's aber auch."

„Wie? Sie haben meiner Tochter nicht zu verstehen gegeben, daß Sie mit solchen Absichten umgehen?"

„Nein. Ich habe absichtlich jede Annäherung vermieden, die sie befangen machen könnte. Ich habe Fräulein Agnes zu beobachten Gelegenheit gehabt, wenn ich die Ehre hatte, Ihr Gast zu sein. Ich habe sie öfters von meinem Fenster oder Balkon aus mit dem Buch in der Laube sitzen sehen und mir so ihre Züge tief eingeprägt. Sie hat immer wieder den günstigsten Eindruck auf mich gemacht. Ich zweifele nicht, daß sie meiner Wirtschaft würdig vorstehen, mir eine sehr liebe Frau, meinen Kindern eine gute und gerechte Mutter sein wird, kurz — daß ich keine bessere Wahl treffen kann. Der Wunsch, sie zu besitzen, hat dadurch so an Stärke gewonnen, daß ich mich zu diesem nicht leichten Gange entschlossen habe. Da wissen Sie nun alles."

„Da weiß ich nun alles —" sprach wieder der Professor nach, aber so zaghaft, als ob er eigentlich sagen wollte: da weiß ich nun gar nichts. Und das stand auch auf seinem Gesicht geschrieben. „Ja —" stotterte er nach einer kleinen Weile, „mein lieber, guter ... Das ist ja alles ganz vortrefflich, aber ein junges Mädchen, sehen Sie — und wenn's auch nicht mehr ganz jung ist ... Das heißt, ich denke mir's so. Und in meiner Jugend, und wie ich selbst es einmal gemacht habe ... Na, das mag jetzt auch anders geworden sein."

„Was? wenn ich fragen darf, Herr Professor," bemerkte der Freiersmann, der offenbar aus seinem Benehmen nicht recht klug wurde.

„Verzeihen Sie," bat der alte Herr, seine Schulter streichelnd, „ich bin wirklich in solcher Situation noch nicht gewesen. Als Vater ... Nein, ich gesteh's, es hat noch keiner bei mir um die Hand einer Tochter angehalten. Es handelt sich um eine erste Erfahrung. Nun weiß ich zwar aus den Dichtern hinlänglich —"

„Aber hier entscheidet das praktische Leben," bemerkte der Fabrikant abweisend.

„Nun eben," bestätigte der Professor. „Ich denke mir, Sie können darüber doch nun ganz beruhigt sein, daß ich Sie mit offenen Armen empfange, wenn ... Ja, und da ist ja gar kein Zweifel. Agnes wäre ja die größte Thörin ... Aber sagen müssen Sie ihr's am Ende doch. Und ich denke mir, es wäre das Gescheiteste, wenn Sie sogleich zu ihr gingen —"

„Nein, nein," wehrte Steiger ab. „Sie hat etwas in den Augen ... Ich finde da sicher nicht die richtigen Worte. Schöne Redensarten zu drechseln, ist nie meine starke Seite gewesen, und so eine Liebeserklärung Aug' in Auge muß doch Schwung haben. Da falle ich schmählich ab. Ja hinterher, wenn wir erst im großen Ganzen einig sind, da soll Fräulein Agnes mich nicht schüchtern finden, ihr zu sagen, wie hübsch und liebenswürdig und klug sie in meinen Augen ist. Aber die Einleitung müssen Sie mir ersparen. Sie kennen

meine Gesinnungen, bester Herr Professor, und die sind doch die Hauptsache. Sagen Sie Fräulein Agnes, daß ich ein Mann bin, der sie verehrt und dem auch die Mittel nicht fehlen, ihr das praktisch zu beweisen. Von Liebe zu sprechen, wäre eine unverschämte Faselei. Aber so etwas wie der Zug des Herzens ist doch auf meiner Seite bestimmend, und der kann noch viel stärker werden, wenn sie sich zum richtigen Entgegenkommen entschließt. Das sagen Sie ihr, verehrter Herr Professor, und dann geben Sie mir einen Wink — das weitere findet sich."

Er drückte dem alten Herrn wieder und wieder stoßweise die Hand, bis dieser tief ergriffen ihn umarmte und küßte; und dann nahm er eilig seinen Hut und verließ die Studierstube, ohne noch ein Wort zu sprechen, um dann vernehmlich die Treppe hinabzupoltern, was sonst gar nicht seine Art war.

Professor Waldstätter fühlte einen Schwindel im Kopf, der ihn nötigte, sich erst einmal in den Stuhl niederzulassen und die Augen zu schließen. Eine seiner Töchter hatte einen ganz ernsthaften Antrag erhalten! Eine? Nein die ältere — ganz regelrecht. Die schon sechsundzwanzig Jahre alte, die vielleicht weniger hübsche — obgleich das Geschmackssache! Aber gut, ebenso hübsch — jedenfalls die ältere. Es that das dem Professor besonders wohl; es hatte sich etwas Glückliches für das Haus ereignet, und seine gute Agnese brauchte sich nicht zurückgesetzt und gekränkt zu fühlen. Der erste Heiratsantrag! Und was für einer! Der wohlhabendste und achtbarste Mann von allen denen, die überhaupt in Betracht kommen konnten, wählte *seine* Tochter! Die ganze Zukunft stand plötzlich in rosenfarbenem Licht vor ihm. Alle Sorge war gewichen, nicht nur für Agnes, auch für Frida; wenn sein Stündlein kam, konnte er ruhig sein Haupt aufs Kissen legen. Sein Gehalt, seine Pension, das kleine Kapital aus der Lebensversicherung — das alles sprach ja nun gar nicht mehr mit. Frau Agnes Steiger ...

Ja, es wirbelte ihm im Kopf, und dann stieg's ihm wieder von der Brust her beklommen auf, als ob da doch irgend etwas nicht so ganz in der Ordnung wäre — wenigstens nach seinen bisherigen Vorstellungen von dergleichen Ereignissen. Was er da selbst einmal erlebt hatte, konnte freilich gar nicht zum Vergleich herangezogen werden. Er ein armer Kandidat der Philologie, nur eben aus den Studentenjahren heraus — nein, er hatte noch nicht einmal sein Examen bestanden! und sie eines Landpfarrers Tochter, eins von acht Kindern, zum Besuch des Lehrerinnenseminars bei einer alten Tante in Pension ... Da waren gar keine Umstände gemacht worden. Man hatte einander kennen gelernt, lieb gewonnen, verliebt in die Augen gesehen, verstohlen die Hand gedrückt und endlich beim Nachhausebegleiten in einer schönen Mondscheinnacht verraten, was jeder längst wußte; die lieben Angehörigen, die ja doch gar nichts dagegen haben konnten, da sie ja auch gar nichts dazu thun sollten, waren dann gelegentlich in Kenntnis gesetzt. Dem Professor schien diese Aufeinanderfolge der Dinge die löbliche Regel zu sein, in eine andere konnte er sich überhaupt nur mühsam hineinfinden. Und nun sollte zwischen den jungen Leuten nicht das Allermindeste vorgegangen sein, und das Mädchen vielleicht nicht einmal eine Ahnung haben, und der Vater als Vermittler ... ah, ah, ah! Die Beklommenheit der Brust stieg ihm in den Kopf; er sah nichts mehr klar.

Aber es war doch möglich, daß Agnes mit ihren klugen Augen die Absichten ihres heimlichen Verehrers längst durchschaut hatte, und daß sie überhaupt moderneren Anschauungen huldigte, als der alte Papa. Sobald er sich ein wenig erholt hatte, suchte er sie auf, nahm sie bei der Hand und führte sie schweigend, aber ihr mitunter geheimnisvoll zublinzelnd, in sein stilles Zimmer. Mit einer gewissen Feierlichkeit hieß er sie gegenüber Platz nehmen, sah die mehr und mehr Verwunderte zärtlich an und sagte darauf in flötendem Ton: „Agnes — unserm Hause ist ein großes Glück widerfahren."

„Ach —!" rief sie und hob den Kopf. „Bist du zum Direktor ernannt, Papa?"

Er schob das Kinn hin und her. „Wie kommst du darauf?"

„Ich meinte nur, weil du dir's doch immer wünschtest ..."

„Nein, nein!"

„So hast du eine Zulage erhalten?"

„Äh — äh! Das wäre doch kein großes Glück."

„Aber wir könnten's brauchen. In der Lotterie spielst du doch meines Wissens nicht."

„Denke an ganz etwas anderes."

„Ja . . .“ Sie machte mit Kopf und Hand eine Bewegung, die sagen wollte: dann kann ich's nicht raten.

Er schmunzelte. „Na — es hat jemand um dich angehalten.“

Agnes sah ihn mit großen Augen an. „Ach... Das ist ja nicht möglich,“ sagte sie.

„Warum soll es nicht möglich sein?“ eiferte er.

„Weil ich's dann doch wissen müßte.“

„Du — ja — hm . . .“ Er wußte nun nicht weiter. Der Grund mußte ihm so durchschlagend scheinen, daß er erst wieder einige Sammlung brauchte, ihm mit einem Einwurf zu begegnen.

„Es sieht allerdings ein bischen sonderbar aus,“ bemerkte er dann, die Hände ineinander reibend, „die Thatsache steht jedoch fest: es hat jemand um dich angehalten.“

„Wer aber —?“

„Ja, rate einmal.“

Agnes schüttelte den Kopf. „Das kann ich beim besten Willen nicht, Papa. Es hat mir niemand zu verstehen gegeben, daß ich ihm so wert sei. Und unbemerkt hätte mir's sicher nicht bleiben können.“

„Vielleicht doch!“

„Ach —! Es ist dein Spaß.“ Sie sagte das ganz überzeugt, ganz ruhig. Kaum waren ihr die Wangen ein wenig gerötet. Nicht einmal Neugier blitzte aus ihren Augen.

„Höre, liebes Kind, die Sache will ernst genommen sein,“ bemerkte der Professor, indem er eine Feder vom Schreibtisch aufhob und zwischen den Fingern drehte. „Soeben war Herr Steiger bei mir —“

„Der —?“ rief sie, nun merklich erschreckt.

„Unser sehr ehrenwerter und gütiger Hauswirt,“ fuhr er fort, „der ja auch schon oft unser lieber Gast gewesen ist. Ich glaube nicht nötig zu haben, ihn dir zu empfehlen.“

„Und der hat —“

„Soeben um deine Hand bei mir angehalten — ja. Ich denke, ich habe allen Grund, dies als ein glückliches Ereignis anzusehen.“

„Papa —!“ Agnes blickte ihn dabei fragend an, als wollte sie sich versichern, wie's gemeint sein. „Und was hast du ihm geantwortet?“

„Natürlich nichts Sicheres. Wie konnt' ich? Ich war selbst so überrascht. Und es kam doch auf dich an . . .“

„Nicht wahr, Papa? Wenn es aber auf mich ankommt, so bedarf es gar keiner weiteren Überlegung. Den Mann, den ich heiraten soll, muß ich lieben.“

„Versteht sich von selbst.“

„Herrn Steiger aber liebe ich nicht.“

„Pah! Wie kannst du das wissen?“

„Aber Papa —!“ Sie lachte kurz auf.

Das verwirrte ihn noch mehr. „Freilich — du — natürlich. Ich wundere mich auch nicht, daß du jetzt . . . Aber er verlangt ja auch nicht —“

„Daß ich ihn liebe, wenn ich seine Frau werde?“

„Verstehe mich doch nur recht! Es hat ja gar nicht davon die Rede sein können —“

„Aber davon muß doch zu allererst die Rede sein.“

Der alte Herr rückte unruhig im Stuhl hin und her. Mit den Fingerspitzen strich er eifrig die Stirn zwischen den Augenbraunen. „Na ja, ja,“ knurrte er, „von einem gewissen Standpunkt aus, den ich ganz gut begreife . . . Aber du mußt bedenken, daß Herr Steiger bereits in reiferen Jahren ist und drei Kinderchen hat und zur zweiten Ehe schreiten will — da prüft man wohl anders sein Herz, als . . . das heißt, ich will damit nicht gesagt haben . . . Natürlich, ohne herzliche Zuneigung ist ein solches Verhältnis undenkbar. Und zumal auf Seiten der Frau . . . Wie kann darüber der leiseste Zweifel sein? Aber Rom ist nicht in einem Tage erbaut. Und es wäre doch sehr gewagt, wenn du behaupten wolltest, daß du für einen braven und durchaus zuverlässigen, körperlich und geistig wohlgebildeten Mann, der dir seine Neigung zuwendet, nicht bei noch näherer Bekanntschaft etwas empfinden könntest, das Liebe zu nennen wäre, das Liebe ist. Wenn dein Herz noch nicht anders entschieden hat —“

„Nein, Papa, es fühlt sich ganz frei.“

„Das setzte ich voraus. Dann aber möchte ich dich doch ernstlich bitten —“

Agnes stand auf, trat an seine Seite und legte den Arm um seinen Hals. „Das alles klingt mir ganz wunderlich, liebster Papa,“ sagte sie in heiterem Ton. „Du magst es ja für deine Pflicht halten, Herrn Steiger, den ich durchaus achte und ehre, das Wort zu reden, da er nun einmal sein

Anliegen an dich gebracht hat. Aber daß du im Ernst meinst, ich könnte es auf die Probe ankommen lassen, die du vorschlägst, das glaube ich dir nicht. Wer sich zu ihr versteht, der hat sich schon gefangen gegeben. Mir aber ist die Freiheit lieb. Ich will einen Zwang vom Herzen her empfinden, wenn ich sie opfern soll. Der Mann, dem ich mich mit Leib und Seele zueigne, muß mein Geliebter sein. Es widerstrebt meinem innersten Gefühl, eine Ehe einzugehen, die etwas anderes bedeutet als der feierliche Abschluß des Bündnisses zwischen Mann und Weib, deren leidenschaftliches Begehren es ist, aus Zwei Eins zu werden. Ich bin überzeugt, lieber Vater, daß Herr Steiger diese Ansprüche sehr sonderbar finden würde; er beweist das, wenn es dessen überhaupt noch bedurfte, für mich unwiderleglich durch die Art seiner Bewerbung. Mir selbst hat er bisher so fern gestanden, wie irgend ein anderer achtbarer Freund des Hauses, der nicht einmal durch besondere Gaben des Geistes meine Aufmerksamkeit zu fesseln vermag. Daß er mir durch die freundliche Absicht, mich heiraten zu wollen, nicht plötzlich mehr geworden ist, brauche ich kaum zu sagen. Aber ich fühle auch, daß jedes Bemühen, die Kluft zwischen uns auszufüllen, ganz vergeblich sein würde. Und so bitte ich dich, Herrn Steiger höflich, aber bestimmt abzuweisen."

Der alte Herr hatte die Schultern und das Kinn sinken lassen. „Ich dachte es wohl," murmelte er kleinlaut; „wie du nun einmal bist . . . Und eigentlich hast du ja ganz recht. Prinzipiell läßt sich gegen deine Doktrin gar nichts einwenden."

Agnes bückte sich und küßte ihm die kahle Stirn.

„Ich weiß nur nicht, ob du bei solchen Gesinnungen je einen Mann —"

Sie bückte sich noch tiefer und küßte ihm das Wort vom Munde fort. „Habe ich mich schon beklagt, Papa?" fragte sie. „Es kann ja sein, daß mich niemand so mag, wie ich zu haben bin, und daß ich nicht einmal einen finde, von dem ich wünschte, er wollte mich so haben. Nun, dann bleibe ich eben, was ich ja doch schon halb und halb bin, eine alte Jungfer —, du darfst mir glauben, eine vergnügte alte Jungfer. Das Leben wird mich nicht langweilen, und noch immer besser, mit sich und seinem Gott allein sein, als auch noch sich und ihn verlieren."

Damit brach sie dieses Gespräch ab, das für sie keine Fortsetzung mehr haben konnte, da alles gesagt war. Der Professor hielt sie auch nicht weiter zurück. Auch ihm schien die Sache gänzlich abgethan. Wenn Agnes nicht wollte, war sie ja abgethan. Und wie sie sich ausgesprochen hatte, blieb der Hoffnung, daß sie anderen Sinnes werden würde, nicht das kleinste Hinterthürchen offen. Er suchte nicht einmal danach. Eigentlich hatte sie ganz recht, das gab er ihr nicht nur ins Gesicht zu. Er hätte sogleich den Absagebrief schreiben können.

Als er eben schon Papier und Feder zurechtgelegt hatte und in Gedanken mit den zwei oder drei höflichen Sätzen fertig war, die sein Bedauern ausdrücken sollten, die Erfüllung der Wünsche eines so lieben und verehrten Freundes nicht in Aussicht stellen zu können, fiel ihm ein, daß es doch kränkend empfunden werden könnte, wenn man sich gar keine Zeit zur Überlegung genommen zu haben scheine. Vierundzwanzig Stunden müßte man bis zur Antwort hingehen lassen oder sie wenigstens bis zum nächsten Morgen verzögern. Indem er sich nun aber diese Anstandspflicht auflegte, verurteilte er sich auch dazu, weiter über die Angelegenheit nachzudenken und sie noch von anderen Seiten zu beleuchten, als auf welche Agnes das Licht hatte fallen lassen. Er nahm seine Arbeit vor, las aber nur mit den Augen und brachte keine Zeile aufs Papier. Er ging in die Schule, seine beiden Stunden zu geben, kehrte jedoch sehr mißvergnügt zurück. Bei Tisch sprach er kaum ein Wort und wies Fridas Frage, was ihn verstimmt habe, barsch zurück. Und dann schritt er, die Hände auf dem Rücken und das Kinn in die weiße Binde versenkt, lange auf und ab, ohne die gewohnte Pfeife anzustecken. Es war doch traurig, daß aus einer so guten Partie nichts werden konnte. Recht traurig. Ihm war so selten etwas im Leben entgegengekommen, was ein glückliches Ereignis heißen konnte. Nun war's da, nur mit der Hand zu greifen, und er sollte den Arm nicht ausstrecken dürfen.

Mehr und mehr verblaßten die Gründe, die Agnes als so über jedes Bedenken zwingend hingestellt hatte. Immer deutlicher und lockender zugleich tauchten Vor-

ſtellungen auf, die einer ganz anderen Gedankenreihe angehörten. Bei aller Neigung zu idealiſtiſchen Standpunkten verſchloß er ſich doch auch ſonſt nicht praktiſchen Erwägungen. Und hier ſchienen ſie ganz an der Stelle zu ſein. Was verſteht ein junges Mädchen, das die Naſe noch nicht aus dem Hauſe geſteckt hat, von den wahren Bedürfniſſen des Lebens? Mit was für Werten wird da gerechnet? Und wenn nun die richtige Stunde verſäumt iſt, und die Zukunft ſpäter ein ganz anderes Geſicht zeigt, als das durch die Nebel der Einbildung geſehene, wer wird dafür verantwortlich gemacht? Der Vernunft hätte haben ſollen!

Er redete ſich immer überzeugter ein, für Agnes Vernunft haben zu müſſen. Und ſo nahm er ſie denn abends nochmals in ſein Zimmer, legte ihren Arm in den ſeinen und nötigte ſie, ihn auf ſeinem Spaziergange von der Thür bis zum Fenſter und vom Fenſter zur Thür zu begleiten. „Liebes Kind," ſagte er, „es iſt mir tagüber ſo manches durch den Kopf gegangen, was ich dir doch nicht verſchweigen darf. Es iſt ja richtig, daß man im allgemeinen die Dinge ſo hoch anſehen ſoll, als du's thuſt. Da man nun aber doch auf der Erde lebt und jeden Schritt zu bedenken hat, damit man nicht unnütz über Steine ſtolpert, vielmehr den gangbarſten Weg zu erreichbaren Zielen wählt, und dieſe Ziele —"

„Haſt du denn noch immer nicht geſchrieben, Papa?" fiel Agnes in dieſen langen Satz ein, der ſich noch eine gute Strecke weiter auszuziehen drohte.

„Nein," antwortete er, „und das mit gutem Bedacht. Ich verdenke dir's gar nicht, daß du den Fall in die ſchon fertige Formel brachteſt — ich fand es ganz in der Ordnung, daß ein junges Mädchen von echter Herzensbildung eine Heirat nicht unter allen Umſtänden als eine erſtrebenswerte Errungenſchaft anſieht — ich darf ganz aufrichtig geſtehen, daß ich es meiner Tochter geradezu verdacht hätte, wenn ſie achtlos an den Bedenken vorübergegangen wäre, die ſich hier gewiſſermaßer aufdrängten —"

„Aber Papa?" unterbrach Agnes wieder ungeduldig.

„Aber ich halte es doch für meine gebotene Pflicht," fuhr er ſehr ernſt fort, „dich nochmals zu einer ſtrengen Prüfung aufzufordern, ob du deinen vielleicht vorſchnellen Entſchluß nicht bereuen wirſt."

„Nie, nie!" rief ſie.

„Das iſt eben jetzt deine Empfindung. Wer ſteht dir und mir für ihre Dauerhaftigkeit? Liebes Kind, wenn du dich ein wenig in der Welt umſchauen willſt — weitaus die meiſten Ehen werden aus praktiſchen Beweggründen und unter verſtändiger Rückſichtnahme auf die Verhältniſſe geſchloſſen. Ich ſage nicht, daß es durchaus ſo ſein ſollte, aber es iſt ſo. Und es gibt ſehr glückliche Ehen, liebes Kind — ich könnte reichliche Beiſpiele aus unſerem Bekanntenkreiſe wählen — die auf dieſen Grundlagen erbaut ſind, und ſehr unglückliche Ehen, die aus einem Herzensbündnis hervorgingen."

„Aber was beweiſt das?"

„Hm . . . daß es immerhin eine mißliche Sache iſt, ſich da, wo ſo viel zufällige Umſtände zuſammenwirken, um ein Reſultat zu geben, mit geſchloſſenen Augen auf die Spitze eines Prinzips zu ſtellen. Die Ehe iſt denn doch auch keineswegs lediglich die Fortſetzung eines Liebesverhältniſſes. Sie hat mit praktiſchen Pflichten zu rechnen. Eine Frau, die ihren Mann in der Welt geachtet ſieht, die durch ſeine Lebensſtellung ſelbſt einen weiten Wirkungskreis angewieſen erhalten hat, die einem großen Hausweſen vorſteht, Kinder erziehen, Dienſtboten zu beaufſichtigen haben, in der Armen- und Krankenpflege thätig ſein ſoll, wird immer in ihrem ſchönen Beruf eine nicht geringe Befriedigung finden müſſen. Ich ſage nicht, daß Reichtum glücklich macht, mein liebes Kind, aber es iſt doch eine nicht fortzuleugnende Erfahrung, daß eine gewiſſe Wohlhabenheit dazu gehört, unſere guten Anlagen voll zur Reife kommen zu laſſen, und daß, wo ſie herrſcht, ſchon ſo mancher Stein des Anſtoßes aus dem Wege geräumt und friedlichem Zuſammenarbeiten die Bahn geebnet iſt."

Agnes blieb ſtehen. „So wäre dir's alſo wirklich lieb, wenn ich Ja ſagte?" fragte ſie herausfordernd.

„Natürlich wäre mir's lieb, wenn du Ja ſagen könnteſt," erwiderte er. „Willſt du mir das verdenken? Ich bin freilich noch nicht in dem Alter, in welchem man täglich ans Sterben denken ſoll; aber um wieviel Jahre handelt es ſich im günſtig-

sten Fall noch? Vermögen besitze ich nicht, ersparen hab' ich nichts können — so werdet ihr Mädchen nach meinem Scheiden zusehen müssen, wie ihr euch durch die Welt bringt. Recht, bin ich überzeugt, und deshalb wohrscheinlich ouch schlecht."

„Das sollte doch wirklich deine allerletzte Sorge sein," meinte Agnes.

„Sage dos nicht," entgegnete er, seinen Arm in den ihren schiebend und sie wieder mit sich ziehend. „Ihr hobt eine gute Schule durchgemacht und wohl ouch zu Hause noch etwas darüber hinous gelernt, du bist sehr belesen und in den neueren Sprachen ziemlich weit, Frida spielt recht hübsch Klavier und hat einige Fertigkeit im Zeichnen — ober wos ist das, wenn es dorauf onkommt, Geld zu verdienen? Ein Examen hast du nicht gemacht, Fridо ebenso wenig — ich war zu schwach gegen euch. Als Lehrerinnen werdet ihr olso euer Brot nicht verdienen können. Die Handarbeit konn euch nicht nöhren. So werdet ihr euch genötigt sehen, die Stellung einer Wirtschofterin oder Gesellschafterin onzunehmen, oder als Verkäuferin in ein Geschäft einzutreten oder sonst untergeordnete Dienste zu leisten. Und wenn ich nun überlege, daß du durch die Verbindung mit einem mehr ols wohlhobenden Manne nicht nur deine Zukunft glönzend gestolten, sondern ouch deiner jüngeren Schwester die festeste Stütze bieten konnst, und daß vielleicht ein bloßer Eigensinn . . . hm, hm! ich will dich nicht kränken, aber verdenken kannst du mir's wahrhoftig nicht, wenn ich meine Kinder gern gut aufgehoben wüßte."

Agnes verhielt sich eine kleine Weile schweigend; zwischen die dunkeln Augenbrauen legte sich eine Falte, und die Unterlippe schob sich zwischen die Zähne, ols ob sie dos Weinen verbeißen wollte. Donn sogte sie: „Es thut mir recht weh, dich so sprechen zu hören, Voter, du hast sonst immer besonderen Wert dorauf gelegt, daß unser Handeln frei ous innerster Überzeugung folge und nicht durch Rücksichten ouf äußeres Wohlsein bestimmt werde. Und jetzt, wo zum erstenmal ernstlich eine Entscheidung noch diesem Grundsatz gefordert wird, verleugnest du ihn."

„Aber, ober . . . stotterte er hinein.

„Ich weiß wohl, doß die Liebe zu deinen Kindern dich plötzlich so kleinmütig macht," fuhr Agnes fort, ohne sich beirren zu lassen, „ich wollte doch, sie wäre stolzer. Glaube mir, du kannst meinetwegen ganz beruhigt sein. Ich werde ouch in den dürftigsten Verhältnissen glücklich leben, wenn ich mir das Zeugnis geben dorf, mir selbst treu geblieben zu sein. Jeder ist nun einmol, wie er ist." Sie umfaßte und küßte ihn. „So! Und jetzt setze dich gleich hin und schreibe den Brief, damit dir die dumme Geschichte ous dem Kopf kommt."

Das that er ober nicht. Er hotte sich's nun einmal zum Gesetz gemacht, erst om onderen Toge zu ontworten, und dabei sollte es bleiben. Wer konnte ouch wissen, wos über Nacht geschah? Viel Hoffnung hatte er freilich nicht mehr.

Daß da im Hause etwas Ungewöhnliches vorging, hatte Frida unmöglich verborgen bleiben können. Es sollte auch gar nicht. Auf die Frage: „Was will denn der Vater von dir?" hatte Agnes so über die Schulter hin geantwortet: „Ach —! Herr Steiger ist auf den wunderlichen Einfoll gekommen, mich zur Frau haben zu wollen." Do hiermit schon ihre Ansicht ousgesprochen war, hatte Fridо sich mit einem Laut der Verwunderung begnügt. Später konnte sie's dem Vater vom Gesicht ablesen, daß die Entscheidung nicht nach seinen Wünschen gefallen war. Sich einzumischen, hielt sie aber nicht für geraten.

Als die beiden Mädchen dann in ihr Dachzimmer hinoufgegongen waren, um sich schlafen zu legen, erwartete Frida mit Bestimmtheit, daß Agnes sich oussprechen würde. Sie kleidete sich jedoch aus, ohne noch ihrer Gewohnheit mehr als ein paor gleichgiltige Worte hinzuwerfen, und legte sich zu Bett, kehrte das Gesicht auch sofort nach der Wond. Das ärgerte Frida, die heut mit besonderer Sorgsamkeit ihr schönes blondes Haar einflocht. „Morgen konnst du olso eine glückliche Braut sein," begann sie.

Agnes wendete den Kopf zurück. „Eine glückliche Braut?"

„Nun, ich denke doch," holte Frida weiter ous. „Es ist die beste Partie fünf Meilen in die Runde. Mon wird dich nicht wenig beneiden. Steiger ist jo kein Adonis, hot ober ein gutes, ehrliches Gesicht und etwas Männliches in seinem ganzen Äußern, das mir gefällt. Wie alt mag er sein?"

„Darum hab' ich mich nicht gekümmert," erwiderte Agnes verdrießlich.

„Das ist auch recht," plauderte Frida weiter. „Weit über vierzig ist er gewiß nicht, und das kann man noch nicht alt nennen. Marie Stolz hat einen Fünfziger geheiratet und befindet sich ganz wohl dabei. Sie wickelt ihn um den kleinen Finger. Mit der freilich möcht' ich nicht tauschen. Ich habe sie neulich selbst im Laden stehen und die Kunden bedienen sehen. Sie sagte zwar zur Entschuldigung, es geschehe nur wegen unvermuteter Krankheit eines dienstbaren Geistes; aber ich glaube, sie können auch sonst nicht hohe Sprünge machen. Darin will man doch nicht beschränkt sein, wenn man einen Fünfziger nimmt."

„Wie leichtsinnig du sprichst," schalt Agnes.

Frida ließ sich nicht stören. „Zwischen vierzig und fünfzig ist ja auch ein großer Unterschied," plänkelte sie, „und Herr Steiger hat's glücklicherweise reichlich dazu, seine junge Frau auf Rosen zu betten. Beim letzten Kaffee sprachen die alten Damen von ihm, und ich hörte zufällig zu; die Steuerrätin wollte ganz genau wissen, was die Fabrik einbringt, und auf der Post sei ja bekannt, was für Geldbriefe er von seinem Banquier zu bestimmten Zeiten erhalte. Es wurden Zahlen aufgestellt, die einer Professorstochter Schwindel erregen konnten. Ich habe sie natürlich wieder vergessen. Damals ahnte ich ja nicht, daß er auf den ungeheuer vernünftigen Einfall kommen würde, sich mit allem, was er ist und hat, meiner Schwester zu Füßen zu legen."

„Um den ungeheuer vernünftigen Einfall ist's schade," bemerkte Agnes mit spitzer Betonung.

„Nun?"

„Er mag nur wieder aufstehen; ich will ihn nicht."

„Das ist dein Scherz!"

„Du irrst."

„Aber so furchtbar thöricht wirst du doch nicht sein."

„So furchtbar thöricht werde ich sein. Ich begreife nicht, wie du nur einen Augenblick darüber in Zweifel sein konntest."

„Nein, sage . . . Aber warum willst du ihn nicht?"

„Weil ich ihn nicht liebe, weil er mich nicht liebt! Ist das nicht Grund genug?"

„Aber auf wen wartest du denn?"

„Auf keinen — ich warte auf keinen. Es ist ja doch gar nicht nötig, daß man auf einen wartet."

„Da kletterst du nun wieder so hoch hinauf, daß ich dir nicht folgen kann. Es ist doch so natürlich —"

„Laß mich schlafen!"

„Nein, du sollst mir sagen, was du gegen Herrn Steiger hast. Nenne mir einen vernünftigen Grund."

„Nun denn —: er war schon einmal verheiratet."

„Dafür kann er doch nicht."

„Ich werde nie einen Witwer heiraten."

„Aber warum nicht?"

„Warum nicht! Weil ich nicht als Frau an die Stelle treten will, die schon einmal besetzt war, weil ich nicht teilen will, was unteilbar sein soll und nur ungeteilt einen Wert hat, weil ich von dem Manne, dem ich mich mit meinem ganzen Gefühl hingebe, gleiche Hingabe verlange, weil ich nie vergessen könnte, daß eine andere, schon weil sie die erste war, ihm mehr gewesen ist, als ich ihm je werden könnte, und weil ich ewig in Furcht schwebte, von ihm ebenso vergessen zu werden, als jene, — und dann die Kinder!"

„So allerliebste Kinder! Ich spiele gern mit ihnen."

„Die Kinder jener vergessenen Frau! Ich würde ihnen kein Unrecht thun, aber ich könnte sie nicht lieben, wie ich sollte. Ich würde mir's immer vorwerfen, daß ich sie nicht so liebe."

„Das ist Aberglauben. Wie ich dich kenne, würdest du die beste, treueste Stiefmutter sein."

„Stiefmutter! Es steckt für mich etwas Naturwidriges in diesem Begriff. Eine Mutter kann gar nicht anders sein, als eine Mutter. Fühlst du das nicht?"

Frida stand auf und setzte sich auf der Schwester Bett. „Was du dir für unnötige Sorgen machst!" sagte sie, ihre feuchte Hand nehmend. „Das hast du alles aus den dummen Büchern. Da sieht die Welt ganz anders aus, als in Wirklichkeit. Ich bin so viel jünger als du und weiß das doch schon."

Agnes wehrte sie ab. „Wir verstehen einander nicht," murmelte sie. „Und nun

lösche das Licht und quäle mich nicht länger. Gute Nacht."

Frida küßte sie. „Gute Nacht, du wunderliche Person! Ich werde deinetwegen gar nicht schlafen können."

„Ich schlafe schon." —

2.

Am anderen Morgen lauerte der Professor noch stundenlang auf einen Wink von Agnes. Da sie aber mit gewohnter Ruhe ihren häuslichen Pflichten nachging und für seine fragenden Blicke und bekümmerten Mienen gar kein Verständnis zu haben schien, mußte er sich endlich doch dazu entschließen, den fatalen Brief zu schreiben.

Er hätte mit wenigen Zeilen alles sagen können, was in solchem Falle zu sagen war und für den anderen Teil Bedeutung hatte. Aber dazu konnte seine Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit sich nicht verstehen. Er beschrieb vier große Seiten und mußte dann noch die Schlußformel an den Rand setzen. Wie sehr er ihn hochschätze und verehre, und wie leid es ihm thue, daß er keine erfreuliche Antwort geben könne, und wie es so schön gewesen wäre, wenn alles nach Wunsch hätte gehen können, und wie warm er zugeredet habe, und wie nun einmal ein unerklärlicher Eigensinn Agnes völlig blind mache — das alles bekam Herr Steiger weitläufig zu hören. Und dann Bitten, die notgedrungene Absage doch nur nicht übel zu nehmen, ihm und seiner Familie die alte Freundschaft zu bewahren, das gute nachbarliche Verhältnis fortzusetzen und sich damit zu trösten, daß Agnes bei all ihren trefflichen Eigenschaften doch wohl nicht die richtige Frau für ihn hätte sein können. Endlich wieder Beteuerungen seiner herzlichsten Ergebenheit, mit der er zeitlebens bleibe sein . . . u. s. w. Seufzend überlas er den Brief nochmals, seufzend schloß er ihn, seufzend übergab er ihn dem Hausmädchen zum Hinuntertragen. Und dann blieb er noch lange Zeit in größter Aufregung, immer mit Gedanken darüber beschäftigt, wie der arme Abgewiesene sein Leid tragen werde und wie man ihm über die Verdrießlichkeit am humansten hinweghelfen könne.

Er hatte Mühe, Agnes nicht merken zu lassen, daß er recht ärgerlich auf sie war. Schien es ihr doch gar nicht einmal ein bißchen zu Herzen zu gehen, daß sie den braven Mann gekränkt und den alten Papa in diese arge Verlegenheit gebracht hatte. Er würde ihr doch „mehr Herz" zugetraut haben.

Der Fabrikant ertrug übrigens das Unabwendbare wie ein Held. Der Kummer warf ihn nicht nieder, brachte ihn nicht einmal aus der gewohnten Fassung. Denselben Abend schon klopfte er wieder bei seinem verehrten Mieter an und fragte ihn, ob sie zusammen nach der Stadt gehen wollten, ein Glas Bier zu trinken. Waldstätter wußte ihm Dank für diese heroische Selbstbeherrschung. Er selbst konnte sich nicht so leicht den Anschein geben, als ob nichts vorgefallen sei. Er fing wieder mit Versicherungen des Bedauerns an. Aber Herr Steiger schnitt ihm bald das Wort ab. „Ich kenne ja Ihre freundlichen Gesinnungen gegen mich," sagte er, „und weiß sie zu schätzen; bei einem Schritt, wie ich ihn soeben gethan, ist der Erfolg natürlich immer ungewiß; jedenfalls liegt die Möglichkeit des Mißlingens nicht ferner als die des Gelingens. Ich nehme ein ungewöhnliches Vertrauen in Anspruch. Hätte mir's geschenkt werden können, so wäre das ein Glückszufall gewesen, der mich hoch erfreut haben würde; aber ich durfte nicht auf ihn rechnen und habe deshalb auch kein Recht, mich wegen des Versagens einer schönen Hoffnung zu beklagen. Übrigens bin ich närrisch genug, sie noch nicht ganz aufzugeben. Fräulein Agnes kennt nun meine Absichten; vielleicht sieht sie mich deshalb mit anderen Augen an, als bisher, und findet zu mir ein Verhältnis, das sich ohne solche Aussprache schwer anbahnen konnte. Wie dem auch sei, wir wollen den Leuten nichts zu reden geben und daher unseren freundnachbarlichen Verkehr in gewohnter Weise fortsetzen, womit Sie sich ja auch schon einverstanden erklärt haben; das Geheimnis zu wahren, darf ich wohl nicht vergeblich bitten. Und so ist's am besten, wir sprechen über die Sache erst wieder, wenn sich die Umstände zu meinen Gunsten geändert haben sollten."

Diese Auffassung erleichterte den alten Herrn sehr. Jetzt erst recht wendete er alle ehrliche Mühe darauf, seinem verehrten Wirt zu beweisen, daß nichts zwischen

ihnen stehe. Der Umgang wurde viel freundschaftlicher als bisher; Herr Steiger fand sich öfters zu einer Tasse Thee ein und lud seine Einwohner Sonntags zu Mittag ein. Da der Spätsommer nochmals warmes Wetter brachte, begegnete man einander auch im Garten und verabredete sogar gemeinsame Ausfahrten nach dem im alten Walde gelegenen schwarzen See und nach der romantisch gelegenen Walkmühle; bei solchen Vergnüglichkeiten waren auch einige andere Hausfreunde des Professors gern beteiligt, so ein junger Kollege Dr. Max Stelling und sein Freund, der Gerichtsassessor Funkel, dessen Kommissorium — er vertrat einen erkrankten Richter — sich unerwartet verlängerte. Sie machten den Damen um die Wette den Hof, ohne sich doch in ernstliche Gefahr zu bringen, und waren angenehme, nicht störende Gesellschafter.

Auch Agnes schien das Bedürfnis zu fühlen, Herrn Steiger durch ihr Benehmen zu erkennen zu geben, daß sie, wenn sie auch seine Hand ausgeschlagen habe, doch gegen ihn durchaus nicht eingenommen sei. Sie ging ihm nicht nur nicht aus dem Wege, wenn er sich ihr freundlich näherte, sondern trat selbst an ihn heran, so oft sich dazu eine schickliche Gelegenheit fand, und ließ sich mit ihm gern in längere Gespräche ein. Dabei zeigte er sich viel belesener und in den schönen Wissenschaften unterrichteter, als sie's vorausgesetzt hatte, allerdings meist ohne wärmere Teilnahme und im Urteil trocken. Sie wurden mit einander jetzt erst gut bekannt, aber der Professor irrte, wenn er im stillen daraus den Schluß zog, Steiger könne am Ende doch noch sein Stück durchsetzen. Je mehr die Unbefangenheit, die beide geflissentlich zur Schau stellten, jeden künstlichen Zwang verlor, und je freier und offener sie miteinander verkehrten, um so deutlicher wurde es beiden, daß sie himmelweit verschiedene Menschen seien, die keine innerliche Berührung haben könnten. Wenn Agnes dies sogleich instinktiv gefühlt hatte und ihre erste Annahme jetzt nur bestätigt fand, so machte ihr Verehrer die ihm überraschende Erfahrung, daß er sie sich aus der Entfernung ganz anders vorgestellt hatte, als sie ihm jetzt erschien, und das Verständnis ihrer Eigenart seine Neigung keineswegs zum Wachsen brachte. Ihr geistiges Wesen interessierte ihn, aber es war immer nur das, woran er sich halten sollte, und so verlor ihre körperliche Schönheit den sinnlichen Reiz, den er früher durch das Auge empfangen hatte. Er mußte sich gestehen, daß er den Antrag an den Professor nicht gebracht haben würde, wenn er damals so klug gewesen wäre, wie jetzt; und wenn er auch immer noch überzeugt war, daß die Ehe bei den trefflichen Eigenschaften der jungen Dame eine glückliche hätte werden können, so war er doch innerlich froh, daß sein Wunsch nicht in Erfüllung gehen durfte. Mit unverkennbarer Vorsicht vermied er nun alles, was als eine Bewerbung hätte gedeutet werden können.

Frida hatte sich im Ärger über den Eigensinn der Schwester sogleich die Aufgabe gestellt, bei Herrn Steiger durch liebenswürdigstes Benehmen gleichsam die unverschuldet empfangene Unbill in Vergessenheit zu bringen. Ihre Bestrebungen begegneten darin denen ihres Vaters, obgleich sie anderer Art waren. Ihre heitere Natur machte ihr's leicht, Mittel und Wege zu finden. Sie brauchte ja nur zu zeigen, daß sie ganz anders sei, als Agnes, um ihm die Vermutung nahe zu legen, daß sie auch anders denke und empfinde. Wozu in die Tiefen hinabsteigen, wenn das Leben auf der Oberfläche so lustig sein konnte? Wozu immer nach Prinzipien handeln wollen, da doch jeder Fall so viel Besonderes hatte? Wozu das Gute verwerfen, weil es nicht das Bessere war? Sie hätte sich zu einem leichtsinnigen Streich, der ihr und der Familie Schande bringen konnte, nie verleiten lassen, um alles in der Welt nicht! Aber zwischen den rigorosen Anschauungen der Schwester, die ihr Beklemmungen verursachten, und der rigorosen Philistermoral, für die sie kein Verständnis hatte, lag doch das breite Gebiet vom Wohlanständigen bis zum Nichtanstößigen, und hier Hand in Hand, „mit allen vernünftigen Leuten" zu gehen, schien ihr durchaus nicht bedenklich. Sie benutzte jede Gelegenheit, Herrn Steiger zu beweisen, daß sie ihn auch zu diesen zähle und sich in seiner Gesellschaft sehr wohl fühle. Die Munterkeit, mit welcher dies geschah, wirkte ansteckend. Er lachte viel, wenn sie beisammen waren, die ganze Unterhaltung bestand in launigen Bemerkungen, die nur eben für den Augenblick berechnet schienen, und wenn sie einmal eine Weile

ernst verhandelten, machten sie sich hinterher um so ausgelassener übereinander lustig. Steiger erkannte sich selbst gar nicht mehr wieder und sagte kopfschüttelnd gleichsam zu seiner Entschuldigung: „Man sollt's gar nicht glauben, was in dem kleinen Frauenzimmer steckt. Man muß mit, ob man will oder nicht."

Mit den Kindern tollte sie im Garten und im Flur, wie wenn sie selbst in ihrem Alter wäre. Oder sie erzählte ihnen Märchen und gruselige Geschichten; die beiden Mädchen hielten sie dabei umarmt und küßten sie zum Dank, immer abwechselnd rechts und links, der kleine Junge saß ihr im Schoß und achtete auf die Grimassen, durch die sie die Wirkung erhöhte. Steiger traf die Gruppe öfters. Es fiel ihm nun ein, daß er Agnes nie um die Kinder bemüht gesehen hatte, daß diese immer nur von ihr mit einer Art von ehrfürchtiger Scheu sprachen. „Sie scheinen eine große Kinderfreundin zu sein, Fräulein Frida," bemerkte er einmal, stehen bleibend.

„Man hat immer seinen köstlichen Spaß mit ihnen," antwortete sie, „sie können so närrisch ernst und so ernst närrisch sein. Ein unterhaltenderes Spielzeug giebt's gar nicht."

„Sie helfen ihnen aber auch bei den Schularbeiten, wie ich gesehen habe," warf er lächelnd ein.

„Ach ja," sagte sie, „die armen Dinger haben so schrecklich viel Mühe damit, und mir wird's ganz leicht."

„Geh, Papa, geh!" rief das ältere Mädel ungeduldig hinein, „und störe Fräulein Frida nicht. Die Geschichte wird gerade so schön. — Nun Fräulein? Was that die gute Frau mit dem Kinde, das keine Mutter hatte?"

Er wollte zuhören, aber das wurde nicht erlaubt.

Frida hatte wirklich die Kinder lieb, und die Steigerschen noch mehr als andere. Jetzt zumal schien ihr's in ihrer Gutmütigkeit, als ob sie verpflichtet wäre, sie für das zu entschädigen, was Agnes ihnen vorenthielt. Es kam ihr nicht in den Sinn, daß sie sich in den Verdacht bringen könnte, selbst durch die Kinder den Vater gewinnen zu wollen. Überhaupt war sie himmelweit entfernt von jeder selbstsüchtigen Absicht, oder auch nur von dem Gedanken, daß eine solche möglich sein könnte. Ein harmloseres Gemüt ließ sich gar nicht denken.

Steiger nahm sie denn auch mit aller Unbefangenheit so, wie sie sich gab. Die Eitelkeit verführte ihn nicht, an ein Entgegenkommen zu glauben, das ihn dreist machen sollte. Aber mit der Zeit fing er an zu überlegen, ob es am Ende nicht ein viel geringeres Wagnis gewesen wäre, um Fridas Hand anzuhalten — ein Einfall, auf den er damals freilich gar nicht gekommen war. Sollte es eine von des Professors Töchtern sein, so hatte es ja selbstverständlich nur Agnes sein können! Aber in der richtigen Beleuchtung gesehen, hatte Frida Eigenschaften, die sie für die Aufgabe, an die er dachte, weit geeigneter erscheinen ließ, als die gereiftere Schwester. Gerade ihre große Jugendlichkeit überhob sie vielleicht aller Bedenken und befähigte sie, sich leichter anzupassen. Ihr fröhlicher Sinn hob sie über jede Sorge hinweg. Sie rechnete nicht mit der Zukunft und eignete sich gern alles Erfreuliche an, was die Gegenwart bot. Unzweifelhaft war sie den Kindern gut, und die Kinder hingen an ihr. Es ließ sich doch auch nicht verkennen, daß sie ihm selbst wohlgeneigt war, wenn auch natürlich von einem zärtlichen Gefühl nicht die Rede sein konnte. Jedenfalls jetzt noch nicht! Und eine allerliebste kleine Person war sie, viel hübscher als Agnes, wenigstens nach dem landläufigen Geschmack. Das frische Gesichtchen, das kecke Näschen, die Blitzaugen, die roten Lippen, das prächtige Blondhaar . . . „eine Sünde ist's wahrlich nicht, sich in so etwas zu vergaffen."

Anfangs spielte er nur mit dem Gedanken, um ihn sogleich wieder abzuweisen. Das Spiel war aber sehr unterhaltend und wurde deshalb immer von neuem vorgenommen. So ein reizendes, gutherziges, junges Weibchen zu haben —! Es dauerte denn auch nicht lange, bis er ernstlich zu erwägen anfing, was ihn denn hindern könnte, einer so prickelnden Laune zu folgen. Daß er um Agnes angehalten hatte? Ah! das war ja gar nicht von innen gekommen. Und wollte sie ihn denn? Hatte sie ihn nicht eigentlich etwas schnöde abgewiesen? Und andererseits, wenn es für einen Mann seiner Art verständig schien, den Blick nicht in die Ferne schweifen zu lassen, sondern

lieber in der Nähe zu wählen, so paßte dieser Grund so gut auf Frida, als auf Agnes. Noch einen Korb freilich hätte er sich ungern geholt.

Als der Spätsommer unfreundlicher wurde und die Gänge im Garten von gelben Blättern überdeckt lagen, hatte Frida gar kein Bedenken, sich von den Steigerschen Kindern, die am Fenster aufpaßten, wenn sie ausgegangen war, hineinwinken oder aus dem Flur in die Wohnung ziehen zu lassen. Sie kannte bis dahin nur die Gesellschaftsräume mit dem reizenden Gewächshause, das dem Salon angebaut war. Jetzt wurde sie auch durch die anderen Zimmer geführt und durfte Herrn Steigers Arbeitstisch mit allerhand Photographieen und Modellen von industriellen Gegenständen, auch das anstoßende Kabinett, in welchem seine Drehbank stand und die merkwürdigsten Instrumente an der Wand hingen, besichtigen. Hier hatte er ein einfaches Feldbett und einen kleinen Waschtisch für sich hinstellen lassen, die eigentliche, sehr hübsch ausgestattete Schlafstube war unbenutzt. Auch da hinein durfte sie einen Blick werfen. Das Haus hatte in der unteren Etage Anbauten, und so war die Steigersche Wohnung viel geräumiger, als die des Professors oben.

Eines Tages kam der Fabrikant zu ungewöhnlicher Zeit nach Hause und überraschte Frida bei solchem Rundgange mit den Kindern. „Da treffe ich's doch einmal glücklich," sagte er lachend.

„Glauben Sie nur nicht, daß ich neugierig bin," entschuldigte Frida; „den Kleinen macht's Spaß, mir alles zu zeigen."

„Sie schwärmen von Ihnen," versicherte er, „und haben mich schon nicht wenig zum Neid gereizt. Ich kann auch etwas zeigen." Er zog einen Schlüssel vor und öffnete einen Schrank mit vielen Fächern und Schiebladen. Es befanden sich darin allerhand hübsche und meist kostbare Sächelchen, die er auf seinen weiten Reisen zusammengebracht hatte. Er war kein planmäßiger Sammler, und so lagerte da ein buntes Allerlei von kleinen Figürchen, geschnittenen Steinen, Metallarbeiten, Schmucksachen, Münzen, Goldstickereien und Spitzen. Manches Stück weckte eine Reiseerinnerung. „Nun kann jedes von euch etwas aussuchen," sagte er zu den Kindern, „und dem Fräulein zum Andenken schenken." Das war ein Jubel. Anfangs schien die Wahl leicht, aber dann fand sich noch immer etwas Hübscheres. Die Kleinen hingen an Fridas Augen, ob sie so vielleicht dahinterkommen könnten, was ihr besonders gefiele. Sie merkten aber bald, daß sie absichtlich irre geleitet werden sollten. Endlich hatten sie einen Halsschmuck von Silberfiligran mit angehängtem Medaillon, ein Täschchen von rotem Sammet mit Goldstickerei und eine Gemme in zierlicher Einfassung gewählt.

„Ihr habt einen guten Geschmack," lobte Frida. „Aber nun thut's nur alles wieder hinein. Der Papa spaßt nur."

Das wollte er natürlich nicht gelten lassen. „Sie dürfen die Kinder nicht kränken," sagte er, „und das geschieht, wenn sie sich zu stolz zeigen, ihre kleinen Geschenke anzunehmen."

„Aber ich kann doch unmöglich die schönen Sachen . . . Nein, nein! Dann darf es sich wirklich nur um Kleinigkeiten handeln."

„Es handelt sich nur um Kleinigkeiten. Für mich liegen die Sachen ganz wertlos da. Es würde mich aufrichtig freuen, wenn sie Ihnen gefielen."

„Ach nehmen Sie doch, Fräulein, nehmen Sie doch!" baten die Kinder dringend.

Was sollte sie thun? Sie ließ sich die Kette um den Hals binden, die Gemme anstecken und das Täschchen an den Gürtel hängen. Dann mußte sie sich im Spiegel beschauen, wie hübsch sie aussehe. Sie wurde feuerrot, weil der Papa dabeistand und vergnügt lachte. Sie reichte ihm die kleine weiche Hand und sagte: „Dann kann ich aber gar nicht wiederkommen."

„Die Kinder möchten Sie am liebsten gar nicht fortlassen," versicherte er. „Und was mich betrifft . . ."

Er wollte ihr die Hand küssen, aber sie zog sie eilig zurück.

„Ich bin ja so selten zu Hause," fuhr er fort, „und verspreche, mich ein andermal anmelden zu lassen. Wär's Ihnen so recht?"

„Gewiß nicht," antwortete sie. „Wenn ich auch ferner mit Ihren Kindern gute Freundschaft halten soll, müssen Sie durchaus so thun, als ob Sie hier zu Hause wären."

Er dankte sehr vergnügt für die gütige Erlaubnis.

Digitized by Google

Es war ihm von guter Bedeutung, daß Frida die Gemme als täglichen Schmuck trug.

Nun wußte er's ſo einzurichten, daß er ſie auch wiederholt „ganz zufällig“ traf. Er plauderte gern mit ihr und hatte ſeine Freude daran, daß ſie auch eine kleine Neckerei gut aufnahm und launig zurückgab. Einmal fragte er ſie, wie ihm ſeine Wohnung gefiele. Er wollte auf etwas hinaus, was ſie nicht gleich merken ſollte. „Die Wohnung iſt hübſch und bequem eingerichtet,“ antwortete ſie, „nur vielleicht etwas zu geräumig für Ihre Bedürfniſſe.“

„Können die ſich nicht erweitern?“

„Und dann . . .“

„Nun?“

„Wenn ich ein reicher Mann wäre . . .“

„Oder eine reiche Frau, das kommt wohl auf eins heraus. Nun, was dann?“

„Die Wände ließe ich nicht ſo kahl.“

„Sind ſie kahl?“

„Ja, die Photographieen von Familienangehörigen rechne ich nicht, und die Blätter vom Kunſtverein wenig, trotz ihrer prächtigen Rahmen. Auch ein paar Bordbrettchen mit Krügen und Gläſern und Majolikatellern wollen nicht viel bedeuten, die Konſole mit der Stutzuhr, der Chrono-, Baro- und Thermometer natürlich gar nichts. Da müßten ſchöne Bilder hängen, Ölgemälde und Kupferſtiche von berühmten Meiſtern, jedes ein echtes Kunſtwerk.“

„Man ſieht ſich an dergleichen raſch überdrüſſig.“

„Das glaube ich nicht. Im Gegenteil: man ſieht ſich an dergleichen niemals überdrüſſig, wenn man einmal wirklich ſeine Freude daran gehabt hat. Und man hat ja ſein ſo reich eingerichtetes Haus auch für Gäſte. Die finden noch immer etwas Neues und fühlen ſich in ſo vornehmer Umgebung ſelbſt vornehmer. In Bildern und Bronzen könnt' ich verſchwenden, aus Büchern, wovon Sie auch gerade keinen Überfluß haben, mach' ich mir nicht ſo viel, ſelbſt wenn ſie in den ſchönſten Einbänden prangen. Hat man ſie durchgeleſen, ſo ſtehen ſie nun für lange Zeit unberührt; und die da ſtehen, gehören oft gar nicht einmal zu denen, die wirklich durchgeleſen werden, die unterhaltende Lektüre wird bekanntlich aus der Leihbibliothek und dem Journalleſezirkel bezogen. Bilder und Kunſtſachen hat man aber immer vor Augen, und ich denke mir's hübſch, unter ihnen wandeln zu können.“

Er ſchmunzelte. „Wie viel würden Sie denn für Ihre Galerie anlegen?“

„Ach! Gewiß viele tauſend Thaler.“

„Wie viele?“

„Das weiß ich nicht ſo genau. Ich würde ſie gar nicht zählen.“

„So!“

„Natürlich müßte ich ſo viel haben, daß ich gar nicht zu zählen brauchte.“

„Zum Glück würde der Raum in der beſcheiden bürgerlichen Wohnung bald eine Grenze ſetzen. Wenn ich Sie nun bäte, die meinige ganz nach Ihrem Geſchmack auszuputzen —“

„Ausputzen iſt gar nicht das rechte Wort.“

„Nun denn: künſtleriſch zu ſchmücken. Würde ich auf Ihren Beiſtand rechnen können?“

„Ach —! das würde Sie viel Geld koſten.“

„Auf die Gefahr hin, Fräulein Frida. Nehmen Sie an, das Geld ſpiele dabei keine Rolle. Es handelt ſich ja nur um die kurze Reiſe in eine Kunſtſtadt, wo man gleich die reichſte Auswahl hätte. In vierundzwanzig Stunden könnten Sie mehr angekauft haben, als ſich hier unterbringen ließe.“

Sie kicherte mit ihrem feinen Stimmchen. „Ich merke, daß Sie herzlich wenig davon verſtehen. Wer wird ſich denn ſo etwas auf einmal zuſammenkaufen? Daran muß man das ganze Leben lang ſein Vergnügen haben. Heute ein Stück und übers Jahr wieder ein Stück, und immer aufpaſſen, wo noch etwas fehlt. Zu jedem Geburtstag und Weihnachten müſſen Sie ſich eines ſchenken.“

„Oder ſchenken laſſen — noch lieber ſchenken laſſen.“

„Ja, wer ſollte —“

„Meine Frau zum Beiſpiel.“

„Sie haben ja gar keine Frau.“

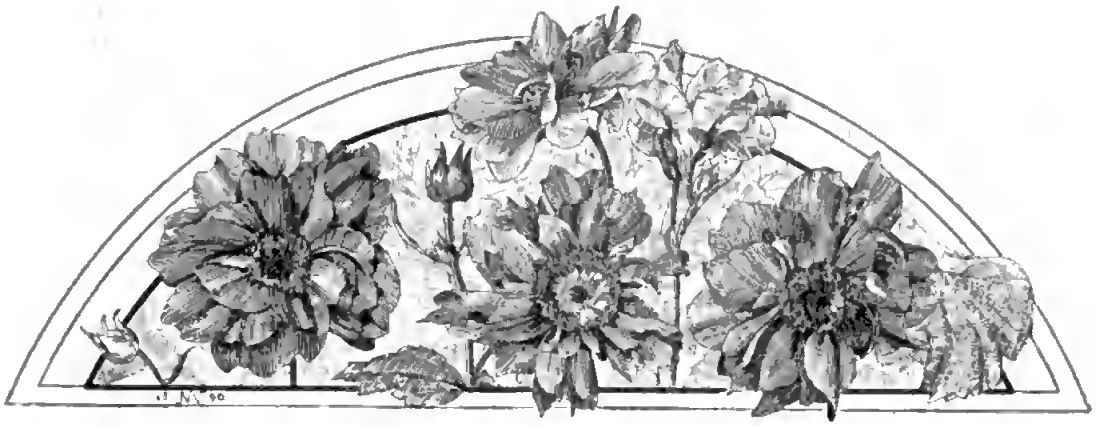
„Leider.“

(Fortſetzung folgt.)

Ich denke Dein. Nach dem

Gemälde von Walther Firle.

Digitized by Google



Kunst und Photographie.

Von

Ludwig Pietsch.

Photographische Aufnahmen von **W. von Gloeden-Taormina.**

(Abdruck verboten.)

Alle großen Erfindungen, welche auf die Entwickelung und Umgestaltung der menschlichen Zustände den stärksten und nachhaltigsten Einfluß ausgeübt haben, bestehen darin, daß immer vorhandene Naturkräfte in den Dienst des Menschen gezwungen werden, um durch ihre physikalischen oder chemischen Energieen Wirkungen hervorzubringen, Arbeiten zu leisten, die bis dahin nur durch die menschlichen oder tierischen Glieder, Muskeln und Bewegungsnerven erzeugt und ausgeführt worden waren und werden konnten. Durch solche glücklich unterworfene oder nach unserem Willen und zu bestimmten Zwecken gelenkte Naturkräfte werden jene Arbeiten unvergleichlich rascher, präziser und sehr viel massenhafter vollbracht, und die Menschen bezw. Tiere, durch die allein sie vordem verrichtet wurden, sind dadurch entlastet. Kein früheres Zeitalter ist so reich an solchen Erfindungen gewesen, als die letzten sechzig Jahre. Die ganze gewaltige Umwälzung auf sozialem und ökonomischem Gebiet und in allen Beziehungen der Menschen und Völker zu einander, wie sie sich während dieser letzten zwei Drittel unseres Jahrhunderts vollzogen hat, ist vor allem herbeigeführt worden durch die Dienstbarmachung der Dampfkraft und der Elektrizität als Motoren und der letzteren als Vermittler des gedankenschnellen Fluges des menschlichen Wortes über Länder und Meere, rund um den ganzen Erdball. Als dritte in der Reihe dieser einfluß- und wirkungsreichsten Erfindungen der genannten Epoche gesellt sich ihnen die der Photographie. Sie befähigte den Menschen, die chemische Kraft des Lichtes, — der Sonne, der Sterne und des künstlich erzeugten — nach seinem Willen zu verwenden, um die treuesten Bilder aller vorhandenen Dinge im Nu zu fixieren, wie es in gleicher Schärfe und Vollkommenheit in keiner von Menschenhand geschaffenen Zeichnung je gelingen könnte. Die Wirkungen dieser Erfindung der Lichtbildnerei machten sich vor allem auf geistigem, auf künstlerischem und wissenschaftlichem, Gebiete geltend. Aber auch die sozialen Zustände sind durch sie nicht unberührt und unbeeinflußt geblieben. Eine ganze Gruppe früherer nützlicher und gewinnbringender menschlicher Hand- und Geistesthätigkeiten wurde durch die Photographie allmählich überflüssig gemacht. Manche sind völlig eingestellt worden, während andererseits wieder eine noch größere Menge ganz neuer Berufsarten, Gewerbe und technischer Künste erst durch diese Erfindung ins Leben gerufen wurde. — Ich entsinne mich noch sehr wohl des ungeheuern Eindrucks, den schon die ersten Nachrichten von den durch Daguerre hergestellten

und der Pariser Akademie vorgelegten Lichtbilder überall hervorbrachten und mit welchen Empfindungen, welchem freudigen Staunen uns damals der eigene Anblick der zu uns nach Deutschland gelangten ersten Proben dieser wunderbaren Erzeugnisse erfüllte. Das heutige Geschlecht, das die Photographie, bereits zu einer hohen Stufe der Ausbildung gebracht, bei seiner Geburt vorfand, ihren Prozeß gleichsam als etwas Selbstverständliches, zum Leben jedes Kulturvolkes Unentbehrliches anzusehen gewohnt ist, vermag sich schwerlich eine Vorstellung von jenen ersten Wirkungen dieser neuen „Kunst“ und ihrer, wie durch Zauberkraft entstehenden Schöpfungen auf die Menschenseelen in den letzten dreißiger Jahren machen.

Die ganze Tragweite der Erfindung schon damals mit vorahnendem Geist zu überschauen, war freilich unmöglich. Die Frage, die sich wohl den meisten in Bezug auf die Bedeutung nnd die Folgen der Lichtbildnerei zuerst aufdrängte, war die nach ihrer Stellung zur bildenden Kunst und nach dem Einfluß, den sie auf diese üben müsse und werde. Ganz allgemein war die Ansicht verbreitet, gewisse Zweige der Malerei würden notwendig aufhören zu existieren, würden durch die Daguerreotypie binnen kurzem getötet werden: an erster Stelle die Bildnismalerei. Diese Meinung gewann natürlich von da ab anscheinend noch mehr an Berechtigung und Begründung, als die alte Daguerreotypie auf Metallplatten, auf welchen das Lichtbild umgekehrt erscheint und ein leicht vergängliches ist, zur Photographie auf Papier ausgebildet worden war, und die so hergestellten Bilder die Eigenschaft der unbegrenzten Vervielfältigungs-, Vergrößerungs- und Verkleinerungsfähigkeit empfingen. Um freilich jenen gefürchteten und prophezeiten vollständigen Sieg über das von Künstlerhand gemalte Bildnis davonzutragen, müßte die Photographie zu jenen Eigenschaften noch die ihr vorläufig versagte hinzu gewinnen, ebenso wie Schatten und Licht in allen Nuancierungen, wie Zeichnung und Modellierung der durch sie nachgebildeten Gegenstände, mit gleicher Treue auch deren natürliche Farben widerzuspiegeln. — Aber das würde, so glaubte man damals, schwerlich noch lange mehr ausbleiben können, und dann werde der Wettbewerb zwischen dem photographischen nach der Natur aufgenommenen und dem vom Künstler gemalten Bilde zweifellos siegreich für ersteres sein.

Wir wissen, daß jene verfrühten Erwartungen, Hoffnungen und Befürchtungen sich bis heute noch nicht erfüllt haben. Das Geheimnis, Lichtbilder in den richtigen Naturfarben durch einfache chemische Lichteinwirkungen und nicht durch zu Hilfe genommenen Überdruck von Tonplatten hervorzurufen, ist noch immer nicht gefunden und wird nach der wissenschaftlich begründeten Überzeugung auch der Kundigsten niemals gefunden werden. Die eigentliche große Porträtmalerei wird mithin auch nie durch die lichterzeugten Bilder verdrängt und ersetzt werden können. Desto verhängnisvoller aber mußte die Photographie der vor ihrer Erfindung so viel geübten, so viele mittlere Künstler von bescheidenem Talent beschäftigenden und ernährenden Bildniszeichnerei auf Papier und Stein und ebenso auch für alle reproduktiven und technischen Künste werden, von deren Erzeugnissen wir keine farbige Erscheinung verlangen und erwarten: also denen des Kupferstichs, der Lithographie und des Holzschnitts. Bis zu einem gewissen Punkt hat sich diese Besorgnis oder Erwartung denn auch erfüllt.

Das Geschlecht derer, welche das Zeichnen farbloser Bildnisse als Beruf betrieben, ist ausgestorben. Ebenso hat die farblose Lithographie, die Porträtzeichnung auf Stein, behufs der Vervielfältigung durch den Druck, das Lithographieren von landschaftlichen Ansichten und Architekturen und das Kopieren vorhandener Kunstwerke in dieser Technik mit Ausnahme der für den Farbendruck bestimmten, fast gänzlich aufgehört. Der Kupferstich und der Holzschnitt haben sich bisher noch immer im harten Kampfe mit der stets übermächtiger werdenden Konkurrentin behauptet und ausgeharrt. Aber unleugbar sahen und sehen wir sie täglich mehr von dem einst von ihnen ausschließlich beherrschten weiten Thätigkeitsgebiet an die Photographie und alle die mannigfachen, auf dieser beruhenden modernen chemisch-mechanischen Vervielfältigungstechniken verlieren und notgedrungen abtreten. Die Ahnung überschleicht uns,

Digitized by Google

Sizilianische Bäuerin.
Nach einer Aufnahme von W. von Gloeden.

daß die Tage dieser beiden ältesten und ruhmreichsten reproduktiven Künste gezählt seien. Die neuere Erfindung, die chemische Wirkung der Farben der photographisch zu kopierenden Originale so zu neutralisieren, daß sie sich ihren koloristischen Werten gemäß in Schwarz und Weiß und deren Zwischenstufen übertragen, so daß z. B. Rot und Gelb nicht mehr, wie es vordem geschah, immer dunkel, Blau nicht immer hell mehr im photographischen Abdruck herauskommen, — diese Erfindung wird be-

Junger Mönch.
Nach einer Aufnahme von W. von Gloeden.

getreue Übertragung des Urbildes immer notwendig den kürzeren ziehen. — Der Originalradierung aber, dieser reizvollsten Ausbildungsform der künstlerischen Eigenart, Absicht und Empfindungsweise ohne Zuhilfenahme der Farben, unter allen vervielfältigenden Künsten, kann kein photographischer Reproduktionsprozeß Abbruch thun, keiner sie aus ihrer eigentümlichen Stellung verdrängen. Die Originalradierung ist im Gegenteil gerade während der letzten Jahrzehnte bei allen kunstübenden Nationen zu immer höherer Blüte und immer gesteigerter Wertschätzung gelangt.

Welche gewaltige Bedeutung die Photographie auch außerhalb der Grenzen des künstlerischen auf den mannigfachsten Gebieten des Lebens, der menschlichen Produktion und vor allem auf dem der wissenschaftlichen Forschung erlangt hat, welche unschätzbaren Dienste sie dieser nach jeder Richtung hin leistet, gelte es die Prüfung und Erkenntnis der Erscheinung und des Wesens der Himmelskörper, gelte es die alles lebendigen Naturerzeugten auf der ganzen Erde, — das zu schildern, liegt nicht innerhalb der Aufgabe dieser Zeilen. Sie sind ausschließlich der Betrachtung und Erörterung des Verhältnisses der zeichnenden Künste zur Lichtbildnerei gewidmet.

sonders mächtig mit dazu beitragen, das Eintreten jenes Endes zu beschleunigen. Dem empfänglichen, verständnisvollen Auge mag die technisch vollendete, geschmackvolle, interessante Führung des Grabstichels und des die Holzzeichnung aus dem Block herausheben den Messers oder Stichels, kurz jede glücklich ausgesonnene und verwendete Prozedur zur Herstellung der Kopieen von Originalgemälden und -zeichnungen auf Kupfer, Stahl und Holz noch so vieles Vergnügen, einen noch so erlesenen Genuß bereiten. Jede so gewonnene künstlerische Reproduduktion wird beim Vergleich zur besten photographischen Nachbildung in Bezug auf die von jeder, der subjektiven künstlerischen Auffassung des Stechers entspringenden, Beimischung freie, unbedingt

Oft ist die Frage aufgeworfen worden: Hat die Photographie unheilvoll oder segensreich auf die Entwickelung der Malerei eingewirkt? und immer wurde sie in sehr verschiedenem Sinne beantwortet. In der englischen Kunst-Monatsschrift „The Studio“ wurde im vorigen Sommer eine lange Reihe

Sizilianiſches Landmädchen im Feſttagsputz.
Nach einer Aufnahme von W. von Gloeden.

von ſolchen Antworten veröffentlicht, welche die namhafteſten britiſchen Maler auf die ſeitens der Redaktion an ſie gerichtete Frage nach ihrer Anſicht über dieſen Punkt gegeben hatten. Die große Mehrzahl dieſer Meiſter ſtimmt darin überein, daß die Photographie der Malerei ſehr ſchätzbare und anerkennenswerte Dienſte leiſte, daß es aber gefährlich und verderblich ſei, ihr ſeitens der Künſtler einen zu großen und wichtigen Platz als Mitarbeiterin an ihren Werken einzuräumen.

Das von Künſtlerhand gemalte oder

Kleine Sizilianerin.
Nach einer Aufnahme von W. von Gloeden.

gezeichnete Bild, — ſei es ein frei erfundenes oder ein einfach der Wirklichkeit nachgebildetes, ein Porträt, eine Modellſtudie eine Landſchaft, das Bild exiſtierender Architekturen, einzelner Tiere und Tiergruppen, das Stillleben, Blumen- oder Fruchtſtück, — bleibt immer ſeines Autors ganz perſönliche Schöpfung und muß, wie groß auch ſeine Objektivität, ſeine Selbſtentäußerungsfähigkeit ſein mögen, immer dies Gepräge des Individuellen tragen. Und gerade das erhöht für uns nur ſeinen Wert und Reiz. Wir ſehen in ihm ein Erzeugnis des menſchlichen Geiſtes. Phantaſie, Beobachtungsgabe, Geſchmack, Formen- und Farbenſinn und die halb unbewußte Thätigkeit der die Hand und durch ſie den Pinſel und Stift lenkenden Bewegungsnerven und Muskeln eines perſönlichen Einzelweſens haben ihren Anteil an ſeiner Entſtehung. Alles das fällt bei der Wiedergabe der lebendigen und lebloſen Gegenſtände der Wirklichkeit durch den photographiſchen Apparat und die chemiſche Kraft des Lichtes ſelbſtverſtändlich fort. Das ſo aufgenommene und erzeugte Bild gibt — vorausgeſetzt, daß es mit der erforderlichen techniſchen Geſchicklichkeit und genauer Ausführung des vorgeſchriebenen Verfahrens mit untadligen Linſen und Chemikalien hergeſtellt wird, — das Objekt unbedingt ſo, wie es ſich in dem Moment der Aufnahme vor dem Apparat zeigte. Freilich auch mit allen jenen Verzerrungen und Unrichtigkeiten, welche durch die, ob auch noch ſo leiſe und geringe, Wölbung der Linſe und die Verſchiedenheit der Entfernungen der einzelnen Teile der dargeſtellten Körper vor dem Glaſe hervorgebracht worden.

Unzweifelhaft haben dieſe allgemein und maſſenhaft verbreiteten Spiegelbilder der Wirklichkeit den ſtärkſten Anteil an der immer allgemeineren Verbreitung der realiſtiſchen Anſchauung und Auffaſſung der Dinge in unſerer Zeit. Die Gewohnheit des beſtändigen Sehens photographiſcher Aufnahmen der Wirklichkeit verleidete dem Publikum, das mit jenen von der Natur ſelbſt produzierten Spiegelbildern der Dinge in der Hand, die durch die Maler dargeſtellten auf ihre Richtigkeit hin zu kontrollieren befähigt wurde, die herkömmlichen, falſchen, ſchönfärberiſchen, ſchmeichleriſchen und teils be-

wußt, teils unbeabsichtigt lügenhaften Schilderungen der realen Welt in den Gemälden der Künstler. Für letztere selbst erwiesen sich diese photographischen Bilder als treffliche Lehrmeister der Zeichnung und der körperhaften Modellierung der Gegenstände in der Fläche durch Schatten und Licht, wie durch die feineren Tonnüancen zwischen den Grenzen schwarz und weiß.

Auf steiler Höhe. Nach einer Aufnahme von W. von Gloeden.

In den früheren Entwickelungsstadien der Photographie war sie auf die bildartige Wiedergabe der unbeweglich still haltenden

Objekte beschränkt. Alle die, welche nicht während einer gewissen Zeitdauer ruhig in ihrer Stellung zu verharren vermochten, waren unphotographierbar. Sie ergaben auf der Platte und dem Bilde nur unerkennbare, verwischte, formlose Flecke. Die fortschreitende Entwickelung und Vervollkommnung der photographischen Prozesse steigerte die Leistungsfähigkeit der Lichtbildnerei allmählich zur Momentphotographie. Seit es gelungen war, so lichtempfindliche Platten und so rasch funktionierende Apparate herzustellen, daß es genügt, erstere nur während der verschwindenden Zeit eines 16. bis 1000. Teils einer Sekunde, dem Lichte auszusetzen und den Gegenständen gegenüber in der Camera aufzustellen, um scharfe Bilder hervorgebracht zu sehen, war der Photographie auch die Möglichkeit gegeben, selbst die Erscheinung der Dinge während der allerschnellsten Bewegung festzuhalten. Jeder flüchtige Einzelmoment in der Kette der Bewegungen, deren Folge und Gesamtheit, z. B. den Galoppsatz, den Schwung, den Schritt eines Menschen oder Tieres, den Flügelschlag eines durch die Luft dahinstürmenden Vogels bildet, vermag die heutige Momentphotographie in ihren Aufnahmen zur Anschauung zu bringen. Der Wirklichkeit gegenüber aber ist das menschliche Auge gar nicht fähig, eine Gesamtbewegung in so viele einzelne, verschwindend kurze und rapid aufeinander folgende Elemente zu zerlegen; es empfindet nur deren Summe als Einheit. Daher berühren uns die Bilder, welche die Momentphotographie von solchen bewegten Wesen und Gegenständen gibt, zunächst völlig fremdartig und falsch. Widerspricht deren Darstellung darauf doch fast immer der Vorstellung, die wir uns durch die eigne, nicht hinlänglich scharfe und rasche Beobachtung und durch die altherkömmliche, solchen Bewegungen gegebene Erscheinung auf den Bildern der meisten Maler geformt hatten. Nur ausnahmsweise haben Künstler von hochgesteigerter Beobachtungsgabe es noch vor der Erfindung der Momentphotographie und vor der Belehrung durch diese, dahin gebracht, auch rasche Bewegungen, ganz abweichend von deren konventioneller Schilderungsweise, in einer der wirklichen Erscheinung weit mehr entsprechenden Art wiederzugeben. Am weitesten in dieser Schärfe und Schnelligkeit des Blickes dafür hatten es schon seit Jahrhunderten die japanischen Maler gebracht. Das bekundet sich besonders in ihren Bildern fliegender Vögel und schwimmender Fische. Aber auch ein deutscher Meister, unser Adolf Menzel, darf sich rühmen, frühe schon in seinen Zeichnungen rasch bewegter Menschen und Tiere der Wahrheit sehr viel näher gekommen zu sein, als die große Mehrzahl der damals gepriesensten und bewundertsten Maler. Erst durch die, mittelst der Momentphotographie aufgenommenen Bewegungsbilder haben wir den vollen Beweis für die Schärfe und Richtigkeit der Beobachtung, die Schnelligkeit der Auffassung und die Wahrheit der Zeichnung jener Künstler empfangen, denen auch noch der große deutsche Tiermaler Th. Schmitson beizugesellen wäre.

Die Momentphotographie und jene bequem zu tragenden und zu benutzenden Taschenapparate, mittels derer man ohne alle zeitraubenden und besondere Geschicklichkeit erfordernden Vorbereitungen in jedem Augenblick jeden beliebigen bewegten oder ruhig verharrenden Gegenstand in der Wirklichkeit aufnehmen kann, sind für das künstlerische Naturstudium und die ganze modern malerische und zeichnende Produktion von der größten Bedeutung geworden. Die Maler, die sich dieses Mittels und Apparates zu bedienen gelernt haben, werden dadurch der — beglückenden und bildenden — Mühe entledigt, frisch nach der Natur zu skizzieren, in der Wirklichkeit beobachtete Erscheinungen mit schnellem Blick zu erfassen und mit rascher, sicher treffender Hand zu fixieren. Das besorgt heute der Apparat in noch sehr viel kürzerer Zeit genauer und ohne jede Anstrengung von seiten des Künstlers. Darin aber liegen zwei große Gefahren: die der Entwöhnung von diesem so wichtigen Teil der künstlerischen Arbeit und die der Versuchung, dies so gewonnene Momentbild einfach auf die Leinwand zu übertragen und an die Stelle der aus eigener Phantasie und Beobachtung entsprossenen künstlerischen Schöpfung zu setzen. Der Maler muß schon viel Tapferkeit, eine hohe Anschauung von der Würde und der Aufgabe der Kunst und ein gut Teil Idealismus besitzen, um vor diesen Gefahren völlig gesichert zu sein

In den Ruinen des Taormina-Theaters.
Nach einer Aufnahme von W. van Gloeden.

und jene Erleichterungen seiner Arbeit zu verschmähen. Die Bildnismaler haben bereits fast ohne Ausnahme die Camera in ihren Dienst genommen, die ihnen die Mühe des Entwurfes der Aufzeichnung des ihnen zum Porträt sitzenden Modells erspart und es ihnen so ermöglicht, ihre ganze Aufmerksamkeit unzersplittert durch die Sorge um das Festhalten der richtigen Verhältnisse und Formen der Gesichter und Gestalten, auf die Wiedergabe ihrer Farbe und auf ihre Modellierung mittelst derselben zu konzentrieren.

Vor dem Bade.
Nach einer Aufnahme von W. von Gloeden.

So sehen wir die Künstler beeifert, die anfangs als ihre gefährlichste Feindin gefürchtet gewesene Photographie, nachdem sie deren unschätzbare Eigenschaften kennen gelernt haben, zu ihrer Dienerin zu machen, deren Hilfe ihnen die größten Vorteile bringt. Gleichzeitig aber sind auch die Photographen von Intelligenz, Geschmack, künstlerischem Sinn und künstlerischer Bildung nicht unthätig gewesen, in den Bemühungen, die Photographie zu einem Werkzeug der wirklichen Kunst zu erheben und zu entwickeln. Schon bei der einfachen photographischen Porträtaufnahme spielten jene Eigenschaften dessen, der sie ausführt, eine kaum minder wichtige Rolle als die chemische Kraft des Lichtes. Durch des letzteren geschickte Abdämpfung ihrer Konzentrierung, durch Zerstreuung, durch die Auflösung zu schwerer und harter Schatten mittels der Reflexe, durch die gegebene Stellung, das Arrangement der Tracht, der Falten, der Umgebung des Hintergrundes und dessen Tonstimmung kann das Lichtbild, das Werk der mechanisch-chemisch funktionierenden Naturpotenzen, — auch abgesehen von dem, was die Negativ- und Positivretouche noch hinzuthun mag, — in einer Erscheinung herausgebracht werden, die den vollen Eindruck einer harmonischen, in sich vollendeten Schöpfung der Bildniszeichnung hervorbringt.

Ganz Ähnliches ist längst schon in der Landschaftsphotographie erreicht worden. Bereits auf der ersten großen photographischen Ausstellung zu Berlin im Sommer 1868 sah man englische und deutsche Landschaftsaufnahmen, die an Feinheit, Intimität, Poesie und Wahrheit der Stimmung mit den Werken der größten Meister der Landschaftsmalerei wetteifern konnten, deren keines doch zugleich auch eine ähnlich weitgehende Präzision der Zeichnung des Details aufzuweisen vermag.

Durch solche Erfolge ermutigt und angespornt, haben zahlreiche Photographen aller Kulturvölker es schon längst versucht, auch in der Hervorbringung von Genrebildern aller Art nach gestellten Modellen und in entsprechend angeordneten Umgebungen bezw. vor landschaftlichen oder architektonischen Hintergründen mit den zeichnenden Künsten zu wetteifern. Diese Bestrebungen sind von immer befriedigenderen Resultaten gekrönt worden, seitdem es gelungen ist,

die zur Aufnahme erforderliche Zeitdauer, die ehemals sogar Minuten betrug, auf ein Minimum herabzusetzen. So sind die nach gestellten Gruppen und Einzelgestalten aufgenommenen photographischen Bilder aus dem Leben mehr von den ihnen ehemals anhaftenden Gepräge der Steifheit, des Gemachten, Erkünstelten und Gelähmten befreit worden und haben, besonders wo sie durch wahrhaft künstlerisch geübte und begabte „Amateurs" geplant und in die Erscheinung gerufen wurden, oft eine täuschende Ähnlichkeit mit echten, phantasieerzeugten Kunstwerken erreicht.

Im ungewöhnlichem Maße ist das in einer Reihe von Amateurphotographien bildartiger Naturaufnahmen gelungen, die neuerdings in Italien durch Herrn W. von Gloeden ausgeführt worden sind und von denen wir hier unseren Lesern einige charakteristische Proben darbieten*). Die großartig stilisierte Landschaft Siziliens und die herrlichen echt malerischen Trümmer antiker Baudenkmale auf seinem Boden gaben die schönsten und wirkungsvollsten Hintergründe und Lokalitäten für die Darstellung von Szenen aus dem Leben der griechischen und römischen Bewohner im klassischen Altertum. In der heutigen Bevölkerung Siziliens und ganz Unteritaliens aber sind auch die Menschen nicht gar so selten, die in ihren Gesichtern, ihrem Wuchs, ihrer ganzen Erscheinung und Haltung noch die nahe Verwandtschaft mit oder die Abstammung von jenen antiken Geschlechtern erkennen lassen und somit vortrefflich dazu geeignet sind, als Modelle zu Bildern von Gestalten, Gruppen und Vorgängen aus jener Zeit und Welt zu dienen. Das kraftvolle Sonnenlicht und die Klarheit der Luft des Südens erleichtern es sehr wesentlich, photographische Bilder von energischer, tiefer und klarer Tonwirkung zu erzielen. Ersichtlich hat ein Mann von feinem künstlerischem Verständnis, Schönheitsgefühl, poetischem Sinn und edelm Geschmack die landschaftlich architektonischen Scenerien, ebenso wie die Modelle ausgewählt, die günstigsten Be-

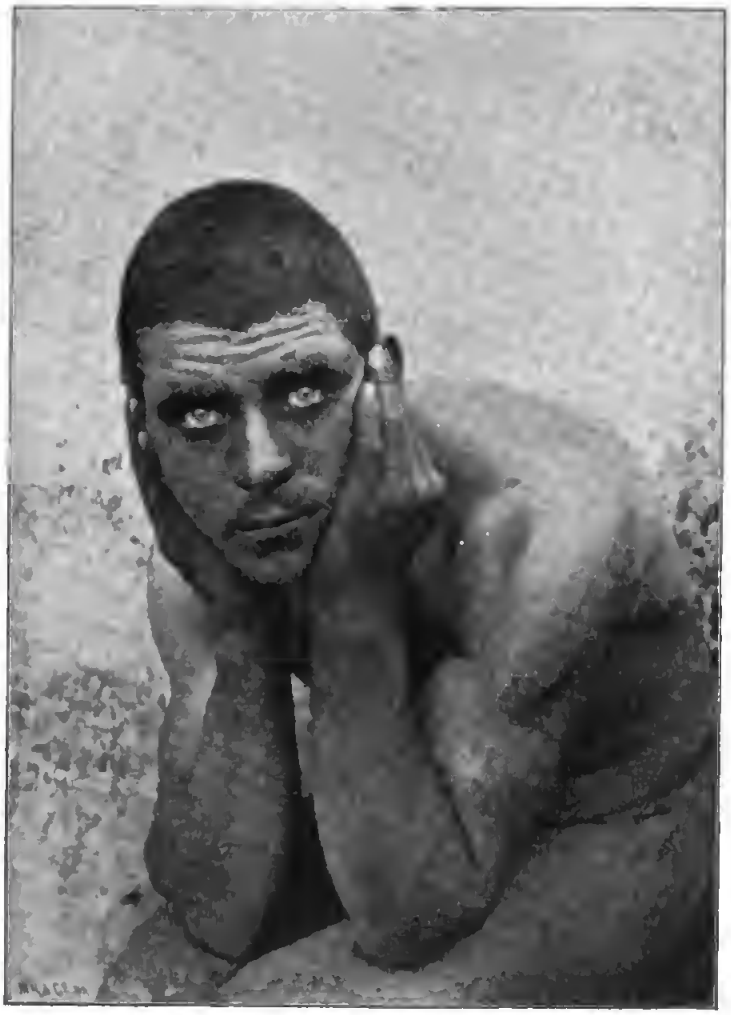
*) Im Kunsthandel zu beziehen durch Hugo Grosser in Leipzig.

Am Brunnen.
Nach einer Aufnahme von W. von Gloeden.

Unter Pinien.
Nach einer Aufnahme von W. von Gloeden.

leuchtungen abgepaßt, die Menſchen gekleidet, geſtellt und gruppiert. Nur ſo konnten photographiſche Bilder entſtehen, wie die hier reproduzierten. Denen, welche antike Menſchen und Scenen vergegenwärtigen, ſind auch einige andere geſellt, die, wie vom beſten, realiſtiſchen Maler dargeſtellt, einzelne Typen und Charakterfiguren aus der Gegenwart und dem heutigen ſizilianiſchen Volk, in packender Lebenswahrheit gezeichnet zeigen. Von dieſer Art iſt jenes Bild der hexenhaften alten Bäuerin, die, vom vollen heißen Sonnenlicht beſchienen, in der dunkeln Thüröffnung ihrer armſeligen Hütte an die

Mauerkante gelehnt steht; der junge Mönch, der, das heilige Buch fest an sein Herz drückend, schwermütig, gesenkten Hauptes, wie von Zweifeln und schmerzlich sehnsuchtsvollen Träumen durchstürmt, vor dem Madonnenbilde dasteht; das sizilianische Landmädchen im Festtagsputz, das mit dem Ausdruck bittern, verzweifelten Wehs im braunen leidenschaftlichen Antlitz, das Kinn in die Hand gestützt, hinausspähend, vor der Hüttenwand sitzt, das echteste Bild einer „Santuzza" aus Vergas berühmtem Drama. Der Kopf eines kleinen Mädchens mit mächtigen dunkeln Augen, vollschwellenden Lippen, wirr das Haupt umkrausenden üppigen schwarzen Haaren, genau einem jener wundervollen Brustbilder von Mädchen und Kindern aus dem italienischen Volke gleich, wie sie mit immer wieder anderem individuellem Reiz geschmückt, Ludwig Passinis Aquarellpinsel malt. Die beiden Jünglingsknaben auf dem, mit einzelnen Olivenbäumen bestandenen Plateau der felsigen Küstenhöhe, zu deren First sich die, von der zackigen Uferlinie der Insel eingefaßte Meeresfläche dehnt, während im Hintergrund des Ätnas schneebedeckte, sanft ansteigende, breit hingelagerte Gipfelpyramide sich aus dem Nebelduft erhebt.



Antiker Sklave.
Nach einer Aufnahme von W. von Gloeden.

Von hoher, idealer Schönheit, wie aus der Phantasie eines klassischen Meisters heraus erzeugt, erscheinen manche Bilder der andern Ordnung, der mit Menschen in antiker Nacktheit oder römisch-griechischer Gewandung belebten, sizilischen Landschaften und Architekturen. So jenes Stück der herrlichen Ruine des antiken Theaters auf der Höhe von Taormina, auf dessen Mauerwerk zwei Dionysospriester in langen weißen Gewändern sitzen und nach einem Punkt in der Ferne hinausschauen, auf den ein nur mit dem Chiton bekleideter Mann sie hinweist. So das Bild des von üppiger südlicher Vegetation umwucherten, beschatteten und halb verborgenen antiken Badehauses am dunkeln Gewässer, dessen glatte Fläche das reine Spiegelbild der reizenden Scenerie und der zum Bade bereiten, auf den Steinstufen stehenden Gestalten wie aus der Tiefe zurückstrahlt. So die hell von der Mittagssonne beschienene Gruppe in dem verwilderten südlichen Garten auf dem steinernen Rande eines Brunnenbassins: ein

Ein Nero-Kopf.
Nach einer Aufnahme von W. von Gloeden.

kahlhäuptiger weißbärtiger Greis, den antiken Bildern des Sokrates täuſchend ähnlich, den Körper zum großen Teil in den weißen Mantel gehüllt, neben einem ſchönen Knaben ſitzend und auf ihr klares Spiegelbild im Waſſer des Beckens blickend. Wie eine idylliſche Landſchaftsdichtung anmut- und reizvollſten Stils wirkt das Bild des hohen alten Viaduktes, den eine Gruppe mächtiger Pinien beſchattet und an deſſen Fuß im ſteinigen Grunde ein Jüngling an einer niedrigen, ſteinernen Umwallung lehnt. — Prachtvoll modelliert in den feinſten Schwingungen aller Formen ſeines Oberkörpers, ſeiner muskelſchwellenden Arme, ſeines Kopfes, unter deſſen Stirn die großen hellen Augen in unheimlicher Lebendigkeit in die des Beſchauers blicken, iſt das Bild des gebückt daſitzenden, das Haupt in beide Hände ſtützenden, antiken Sklaven. Und meint man nicht in dem weichen, vollwangigen, mit Epheu umkränzten finſter blickenden Profilkopf ein von eines genialen Meiſters Hand in hoher Vollendung nach der Natur farblos gemaltes Bildnis Neros zu ſehen?

Bilder wie dieſe geben einen Maßſtab dafür, was durch die Photographie unter der Leitung künſtleriſch empfindender Menſchen von Geiſt, Phantaſie, Geſchmack und genauer Vertrautheit mit allen einſchlägigen techniſchen Prozeſſen, in der Erzeugung von

Darſtellungen geleiſtet werden kann, die den vom künſtleriſchen Genie geſchaffenen faſt zum Verwechſeln gleichen. Aber weil das gelegentlich durch ein Zuſammenwirken glücklicher Umſtände und bei ſorglichſter, mühſamer Herſtellung aller erforderlichen Bedingungen gelingen mag, hat die Photographie nach keinen Grund und kein Recht zu der ſtolzen Anmaßung, ſich als der Malerei ebenbürtige „Kunſt“ zu betrachten. Auf ihrem eigenſten Gebiet hat letztere von der Camera keine Schädigung zu fürchten, ſondern nur gute Dienſte, guten Rat und Lehre zu erwarten. Zu dem wichtigſten und nützlichſten unter dieſen Dienſten und Lehren der Photographie aber iſt es zu zählen, daß ſie den Künſtlern und dem Publikum die große Wahrheit recht eindringlich zum Bewußtſein bringt, die höchſte und wahre Aufgabe der Kunſt beſtehe nicht in der peinlich genauen Nachahmung der Erſcheinung aller wirklichen Dinge. Wo es ſich nur darum handelt, wird die Camera dem Stift und Pinſel des Malers immer überlegen ſein.

Der Graf mit dem Kännlein.

Von

Ernſt Behrend.

(Abdruck verboten.)

Manch' Stündlein nach dem Mittageſſen
Sitzt ſchon der Ratsherr weltvergeſſen
Am Pult und ſchreibt. Sein Arbeitsraum
Fängt bei dem freundlichen Bemühen
Der Sommerſonne an zu glühen
Backofengleich — er merkt es kaum.

Er ſchreibt und übers Liegenleder
Fährt knifternd hin die Schwanenfeder,
Laut zeugend von dem emſ'gen Fleiß.
Da fällt mit leiſem, dumpfem Schalle,
Sofort zerfließend nach dem Falle,
Aufs Pergament ein Tropfen Schweiß.

Der Ratsherr ſtutzt in ſtinkem Zorne,
Greift an die Stirn, forſcht nach dem Zorne,
Daraus entſprang der Störenfried;
Nun ward ihm doch zu arg die Schwüle,
Er lehnt zurück ſich im Geſtühle,
Ein Seufzer ſeiner Bruſt entflieht. —

Jetzt knarrt die Thür, und in die Stube
Schaut lachenden Geſichts ſein Bube.
„He, Jürgen, Junge! Komm, nimm hier
Den Pfennig und — dir wird's nicht ſauer —
Lauf ſchnell einmal zum Nachbar Brauer,
Hol' mir ein Kännlein friſches Bier!“

„Gleich ſollt, Herr Vater, Ihr es haben!
Die Magd wird hild und hurtig traben,
Ich bring' das Geld ihr auf der Stell'.“
„Die Magd? — Warum die Magd denn ſchicken?“
Fragt jener mit erſtaunten Blicken.
„Hol' du doch ſelbſt den Trunk, Geſell!“

Da ruft der Junge: „Gott bewahre!
Bähl' ich doch ſchon ein Dutzend Jahre,
Und bin ein Kieler Ratsherrnkind!“
Er ruft's mit trutziger Geberde.
„Ei Sohn! du reitſt auf hohem Pferde!
Nur zu! — doch ſchick die Magd geſchwind!“ —

Die Sonne glüht und glaſtet weiter.
Der Ratsherr ruht im Lehnſtuhl heiter,
Sein Auge koſt den blanken Krug,
Darin die braune Gottesgabe,
Die kühle ſchäum'ge Gaumenlabe —
Wie wohl that ihm der erſte Zug!

Die Lippe lacht im Nachgenießen.
Dann aber weckt ein leis Verdrießen
Aus holder Träumerei den Mann.
„Der Junge! Sieh den Dünkelnarren!
Doch wart! Ich löſe dir den Sparren! —
Wie fang' ich's mit Geſchick nur an?“ —

Er ſinnt und ſorgt. Da, wie vom Himmel,
Ertönt ein liebliches Gebimmel,
Andächtig horcht der Ratsherr hin.
Das Glöcklein überm Kloſterthore
Von Sanct Marien ruft zur Chore.
Der helle Klang erhellt den Sinn.

„He, Jürgen! Komm herein, mein Junge!“
Und Jürgen kommt mit luſt'gem Sprunge.
„Mein Sohn, du hörſt das Glöcklein dort —
So ſprich! Ward es dir je verkündet,
Wer dieſes Kloſter hat gegründet,
Der müden Seelen ſtillen Port?“

„Ich hab's gehört und hab's geleſen:
Adolf von Holſtein iſt's geweſen,
Der große Schauenburger Graf,
Der mit der Hanſe ſtolzen Scharen
Bei Bornehöft vor langen Jahren
Aufs Haupt den grimmen Dänen traf.

Das war ein Tag! Das war ein Streiten,
Ein Stoßen, Prallen, Niederreiten,
Ein Drängen, Schieben, Mann an Mann,
Ein Schild- und Helm- und Kopfzerbrechen —
Es floß das rote Blut in Bächen,
Manch' Held den Himmel ſich gewann.

Als nun des Mittags heiße Strahlen
Vermehrten des Gemetzels Qualen,
Schien's grad', als ob ſich Gott und Glück
Vom Heer der Hanſe wollte wenden,
Um Waldemarn den Sieg zu ſpenden.
Das Adlerbanner wich zurück.

Da vor dem Heer fiel auf die Kniee
Der große Graf. ‚O hilf, Marie!
Hilf, hochgebenedeite Frau!
End' unſre Not, die ſchlimme, ſchwere,
Dann ſoll durch mich zu deiner Ehre
Erſteh'n ein heil'ger Kloſterbau!

Dann will ich ſelbſt zu deinem Ruhme
Fortan in deinem Heiligtume
Ein Mönch und grauer Büßer ſein!'
So rief der Graf. Und auf die Kniee
Fiel all ſein Volk. ‚O hilf, Marie,
Du Gottesmutter, hold und rein!'

Und ſieh! Von goldner Himmelsaue
Herniederſchwebt die hehre Frau
Und zieht voran dem Hanſeheer.
Da ging's dem Feind an Kopf und Kragen!
Wie haben wir ihn hart geſchlagen!
Er ſinnt wohl nicht auf Wiederkehr.

Graf Adolf aber ließ erbauen
Das Kloſter unſrer lieben Frauen,
Erfüllend ſeine fromme Pflicht.
Und er, der Weltruhm viel erworben,
Iſt dann in dieſem Stift geſtorben,
Ein Büßermönchlein arm und ſchlicht.“ —

Der Knabe ſchwieg, ſtolz vor ſich blickend.
Darauf der Alte, freundlich nickend:
„Ich ſeh, die Chronik kennſt du ſchon.
Doch jetzt laß mich ein Stück dir ſagen
Aus unſres Grafen ſpätern Tagen,
Zur Lehre dir, ſowie zum Lohn. —

An einem lichten Sommermorgen,
Des Heldenleibes Zier verborgen
Demütiglich in grauem Zwilch,
Schritt er, zu niederm Dienſt verpflichtet,
Dem Kloſter zu, das er errichtet,
In ſeiner Hand ein Kännlein Milch.

Auf einmal in ſein ſtilles Beten
Erſcholl das Schmettern von Drommeten,
Ein Zug von edlen Rittern kam.
In deren prächtigſtem erkannte
Der Graf den Sohn. Da übermannte
Den Vater ein Gefühl der Scham.

Das Kännlein, unterm Rock geſchwinde
Verbirgt er's, vor dem eignen Kinde
Nicht als geringer Knecht zu ſtehn.
Der junge Graf und ſein Gefolge
Ziehn ſtolz vorbei. Der Mönch beiſeite
Bleibt von dem Sprößling ungeſehn.

Da fühlt er in der Bruſt, der ſchwachen,
Den frommen Eifer neu erwachen.
Er zeigt in hochgehob'ner Hand
Das Kännlein den erſtaunten Blicken,
Die aller Augen nach ihm ſchicken,
Und gießt die Milch auf ſein Gewand.

‚Weh!' ruft er, ‚weh dem Ungetreuen!
Durch ſchnöde Scham und feiges Scheuen
Hab' heut ich meinen Herrn gekränkt!
Doch du, geſchmähter Leib, bezeuge,
Wie ich in Reu' mich wieder beuge
Vor ihm, der mich zum Rechten lenkt!'

Und alle, die es hörten, prieſen
Den Grafen, der ſich treu erwieſen
Im niedern Dienſt des höchſten Herrn.“ —
Der Alte ſprach's, griff nach dem Kruge
Und trank ihn leer in mächt'gem Zuge.
Das ſah der Junge wahrlich gern.

„Nun, Vater, laßt mich ſelber laufen,
Euch einen neuen Trunk zu kaufen,
Ich bitt' Euch ſehr, vergönnt es mir!
Glaubt nimmer, daß es mich verdrieße — — —
Und fürchtet nicht, daß ich mir gieße
Aufs Kleid das ſchöne braune Bier!“

Prinz Heinrich, der Seefahrer.
Gleichzeitiges Bildnis nach Azurara. (Handschrift in der Nationalbibliothek zu Paris.)

Prinz Heinrich von Portugal, genannt „der Seefahrer"

1394—1460.

Zu seinem 500jährigen Geburtstag.

Von

Theodor Schott.

(Nachdruck verboten.)

An der westlichen Küste von Portugal streckt sich eine schmale Landzunge weit hinaus in den Atlantischen Ocean, das Kap Sankt Vincent mit dem kleinen Städtchen Sagres, seit uralten Zeiten mit einem Gotteshause gekrönt. Die Ureinwohner Portugals hatten dort ein hochgefeiertes Heiligtum. Die Römer nannten das ganze Vor-

gebirge das „Heilige," im Mittelalter erhob sich dort eine kleine christliche Kirche, deren spärliche Trümmer jetzt einsam trauern auf dem öden Gestein. Aber es hat eine Zeit gegeben, da der Fels belebt war von dem frohen Getümmel einer königlichen Hofhaltung, da die verfallenen, fast vom Erdboden verschwundenen Türme und Gemächer wiederhallten von dem Schritte kühner Seehelden, berühmter Entdecker, ausgezeichneter Männer; alle aber überragt eine königliche Gestalt, es ist Heinrich, der Infant von Portugal, genannt „der Seefahrer". Seinem Volke hat er eine neue Bahn eröffnet, beispiellos an Ruhm und an Erfolgen, die Wissenschaft hat er neue Pfade gewiesen, auf bisher unbeschifften Meeren hat er die Flagge seines Landes wehen lassen und von dem Antlitz des dunkeln Erdteils den Schleier zu heben begonnen. Fünf Jahrhunderte sind verflossen, seitdem er das Licht der Welt erblickte, aber wenn auch ein halbes Jahrtausend ihn von uns trennt, — was er begonnen und gewonnen, ist Gemeingut der Welt geworden, und seitdem unser Deutsches Reich mit seiner starken Hand auch Afrika berührt hat, sind auch wir in gewissem Sinn in seine Fußstapfen getreten, ziemt es uns das Bild des seltenen Mannes wieder neu aufleben zu lassen.

In die Zeit eines frischen nationalen Aufschwungs fielen die Jugendjahre des Infanten; schon hatte das Land dieselbe Ausdehnung, wie heutzutage; während in Spanien die Kämpfe mit den Mauren noch an der Tagesordnung waren, hatte Portugal keinen Feind der Christenheit mehr in seinen Grenzen. Langwierige innere Thronstreitigkeiten hatten damit ihr Ende erreicht, daß sie

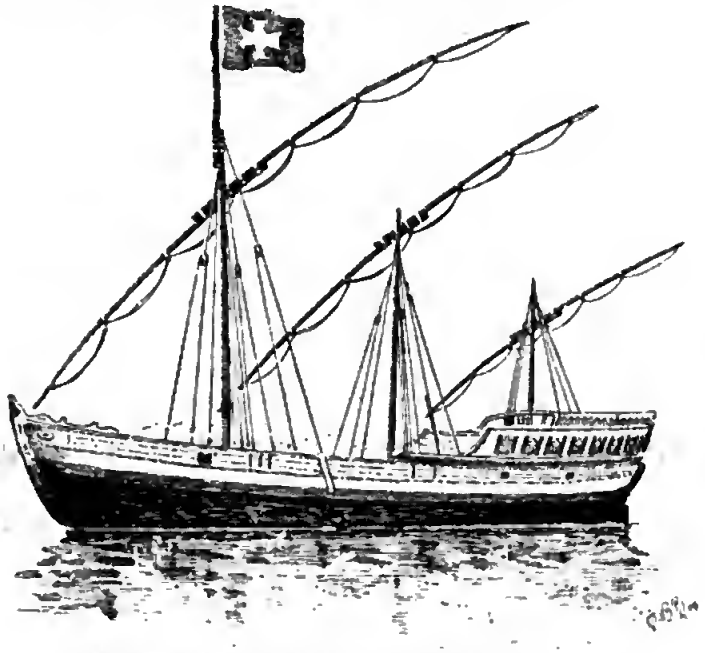
den allzeit hocherhabnen
Johann zu königlicher Ehr' und Macht

erhoben (1383). Seiner Tapferkeit, Umsicht und Beharrlichkeit verdankte Portugal auch seine Unabhängigkeit von Spanien (Castilien), mächtig hob sich Handel und Gewerbe unter der langen Herrschaft dieses glücklichen Monarchen, den das dankbare Volk mit dem Namen „König guten Angedenkens" ehrte. Familienbande verknüpften ihn mit den vornehmsten Königshäusern Europas, den 2. Februar 1387 führte er Philippa als Gemahlin heim, die Schwester König Heinrichs IV von England aus dem Hause Lancaster.

Die Brittenfrau aus fürstlichem Geblüte
voll Reiz und Anmut, Edelsinn und Güte

schenkte ihm eine zahlreiche blühende Kinderschar, unter welcher Heinrich, der wahrscheinlich den Namen nach seinem Oheim trug, der vierte Sohn war und am 4. März 1394 in Oporto (andere geben den Ort Villa Viciosa an) geboren wurde. Als jüngeren Sohn bestimmte ihn sein Vater zum geistlichen Stande, aber nicht für stilles Klosterleben, sondern zum Ritter des Christusordens, der in Portugal an die Stelle des aufgelösten Templerordens getreten war und dessen reiche Besitzungen erhalten hatte; wie einst diesem, so war auch den Christusrittern der Kampf gegen die Ungläubigen zu Gebot und Pflicht gemacht, und es ist sicher, daß dieser ritterlich-religiöse Beruf bestimmend auf die späteren Pläne des Infanten einwirkte. In schöner Harmonie verstanden Vater und Mutter die guten Anlagen ihrer Söhne zu leiten und zur Entfaltung zu bringen; der erste ernste Waffengang nach den fröhlichen Ritterübungen und Vergnügungen der Jugend zeigte die Tapferkeit und den Mannesmut der drei ältesten Prinzen im schönsten Lichte. Die Kräfte seines geeinten Landes gedachte König Johann in einem Kreuz- und Kriegszug gegen die Mauren in Afrika zu erproben; durch die Eroberung des nahegelegenen Ceuta sollte den feindlichen Einfällen vorgebeugt, dem Thatendurst seines ritterlichen Volkes, dem erwachten Nationalbewußtsein sollte eine neue Bahn gewiesen werden in der Ausbreitung des Christentums, in der Gründung eines Reiches am afrikanischen Gestade. Besondere Thatkraft und Einsicht bewies Prinz Heinrich bei der kühnen und mannigfach gewagten Unternehmung. Ihm hatte der Vater einen Teil der Ausrüstung der Flotte übertragen; „nicht wie ein Jüngling," lobte dieser später seinen Sohn, als die Schiffe an der Barre des Tejo bei Rastello vor Anker lagen, „hast du die Sachen betrieben, sondern wie ein Mann, der den Willen hat, an Ehren reich zu werden," und trefflich stimmte dazu der Wahlspruch, welchen der Prinz sich gewählt und welchen auch seine Leute als Devise trugen: Talant de bien faire — die Neigung und die Kraft, große Thaten zu verrichten. Aber mitten in das lärmende Getümmel der nahenden Abfahrt, in die

Digitized by Google



Eine Caravele aus dem XV. Jahrhundert.

erregten Wogen kriegerischer Begeisterung, fiel wie ein dunkler lähmender Schatten der plötzliche Tod der Königin Philippa; am 10. Juli 1415 erlag ihr durch langes Fasten geschwächter Körper der Pest, die in Portugal wütete. Starken Geistes hatte sie ihre Söhne noch um ihr Sterbebette versammelt und ihnen ihren Segen und zugleich den drei ältesten jedem das prächtige Schwert übergeben, das sie für den zukünftigen Ritterschlag für sie hatte anfertigen lassen. Bald vermochte der Vater ihnen dasselbe umzugürten; denn glanzvoll und siegreich verlief der Zug nach Ceuta. Flotte und Landheer thaten ihre volle Schuldigkeit, und den Lorbeer, welchen König Johann als ersten auf Afrikas Boden pflückte, teilte er gerne und freudigen Herzens mit seinen heldenmütigen Söhnen. In hervorragender Weise hatte sich Prinz Heinrich ausgezeichnet; mit kaltblütiger Geistesgegenwart löschte er eigenhändig einen gefährlichen Brand, der auf seinem Schiffe ausbrach; als widrige Winde zweimal die Flotte zerstreuten und von dem Ziele ihrer Fahrt ablenkten, sammelte er die Schiffe wieder, er war — wie er es vorher als seinen höchsten Wunsch ausgesprochen hatte — unter den ersten, welche das Land betraten und in die Stadt eindrangen, tapfer kämpfend schlug er alle Angriffe der Mauren zurück, und der Ritterschlag, mit welchem der glückliche Vater seine drei hoffnungsvollen Söhne in der Moschee ehrte, die zu einem christlichen Gotteshause umgewandelt worden war, war ein wohlverdienter.

Ein bedeutungsvolles Ereignis in der Geschichte Portugals war diese Eroberung von Ceuta im Jahre 1415; von allen europäischen Mächten zuerst hatte dieser kleine Staat festen Fuß in Afrika gefaßt, mit den Geschicken dieses Weltteils ist sein eigenes mehr als ein Jahrhundert lang von dort an fest verbunden geblieben. Der erste Schritt auf einer kühnen Laufbahn war in trefflicher Weise gelungen; was Portugal als Seemacht vermöge, hatte es glänzend bewiesen; ein Versuch, welchen die Mauren im Jahre 1419 machten, Ceuta den Händen der Christen wieder zu entreißen, scheiterte, und abermals hatte Prinz Heinrich dabei eine schöne Gelegenheit, sich auszuzeichnen, denn gerade zu rechter Zeit kam er mit der rettenden Entsatzflotte zu Hilfe. Es konnte nicht fehlen, daß aller Augen auf den vielversprechenden, energischen und klugen Prinzen blickten, und er selbst gewann aus dem bisher Errungenen Mut und Freudigkeit zu neuen glänzenden Thaten.

Nicht so ausführlich und klar liegt leider

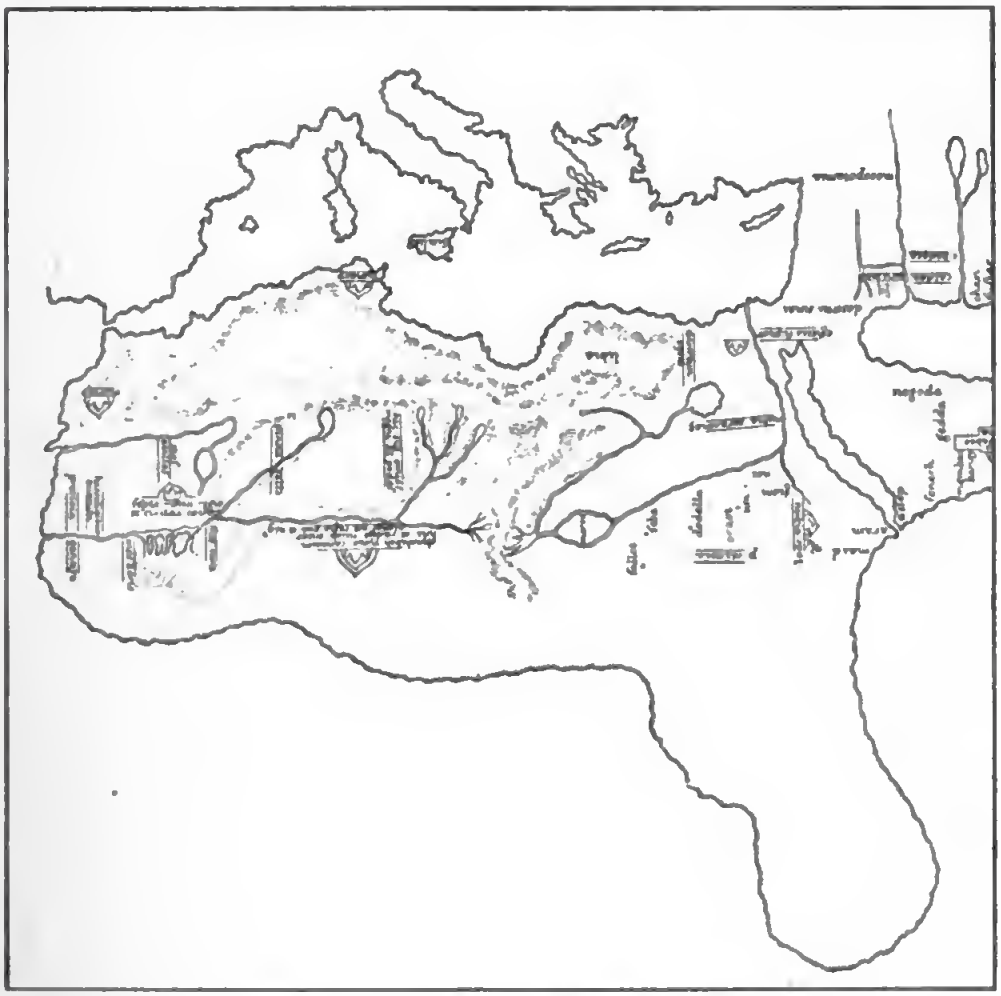
das Leben des Infanten vor den Augen des Geschichtschreibers, daß er Jahr für Jahr mit unumstößlicher Sicherheit sein Thun zu beschreiben vermöchte, nein, mosaikartig muß es aus vielen kleinen Bruchstücken zusammengesetzt werden, und der Vermutung ist mancher Spielraum gelassen. Aber wir glauben nicht irre zu gehen, wenn wir in jene Jahre den Entschluß des Prinzen setzen, das Volk, welches er zwar nicht beherrschen sollte, dem er aber doch in edlem Pflichtgefühl seine ganze Kraft widmete, zu den Fahrten, Erforschungen und Eroberungen zu führen, welche Portugals Größe, Ruhm und Reichtum im XV. und XVI. Jahrhundert bilden sollten. In Europa, in Catalonien, Arragon, überhaupt auf der iberischen Halbinsel Eroberungen zu machen, war dem kleinen Volke der Lusitanen ganz unmöglich, man mußte sich bescheiden, wenn man seine Unabhängigkeit wahrte gegenüber dem viel stärkeren Nachbar. Dafür aber winkte verlockend das unendliche Meer, das in so weiter Ausdehnung Portugals Küsten bespült. Noch stand Schiffahrt und Handel in den ersten Anfängen, aber doch war das rührige Volk mit allen möglichen Nationen und Städten in Verbindung. Nicht bloß die benachbarten Hafenplätze von Spanien wurden von Portugiesen besucht, wir finden eine portugiesische Flotte in England und in Frankreich; in Flandern und Holland, in Brügge und Gent gab es portugiesische Kaufleute. Schiffe aus Danzig legten in Lissabon an, gerade diese trefflich gelegene Stadt befand sich im erfreulichsten Aufblühen. Dort hielten auch die Schiffe der Genuesen und Venetianer Rast auf ihrem Weg nach dem Norden, und wenn sie vorzugsweise die Träger des Handels zwischen Morgen- und Abendland waren, wenn ihre Schiffe die kostbaren Erzeugnisse von Persien, Indien, China und Japan den europäischen Völkern zuführten, so mußte der riesige Gewinn dieses Handels mächtig dazu anregen, auch in diesen Wettbewerb mit einzutreten, und der Blick auf die großen Kolonialreiche, welche eben die italienischen Republiken im Ägäischen Meer, in der Krim ihr eigen nannten, mußte verführerisch einem Volke winken, dessen Land alle Bedingungen zu einem meerbeherrschenden hatte und dessen Volkszahl viel größer war, als die von Venedig, Pisa oder Genua.

Und zu der nationalen Triebfeder gesellte sich ebenso mächtig die religiöse; es galt als eine allgemeine heilige Pflicht, das Christentum so weit und so energisch als möglich zu verbreiten und den armen Ungläubigen die Segnungen desselben zu teil werden zu lassen. Niemand aber hatte mehr Verpflichtung dazu, als der Großmeister des Christusordens, dem seine Ordensgesetze vorschrieben, alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, um das Christentum weiter auszubreiten, und im Jahre 1420 hatte Papst Martin V dem Infanten Heinrich diese Würde und Pflicht übertragen.

Mit dem nimmermüden Eifer eines echten Liebhabers sammelte Heinrich alle Nachrichten über Afrika, dessen Küstenentwickelung und Ausdehnung, über die Inselwelt, welche sich im Atlantischen Ocean ausbreitete; was die Schriften und Überlieferungen des Altertums darboten, was die Erzählungen eifriger Kaufleute, frommer Pilger, kühner Abenteurer berichteten, wurde sorgfältig von ihm beachtet, auch der Aufenthalt in Ceuta diente dazu, um von den Karawanenführern Neues zu erfahren.

Es ist nicht leicht, die Fackel der Klarheit hineinzutragen in den dunklen Wirrwarr der damaligen geographischen Kenntnisse; denn man vergesse vor allem nicht, daß die Kaufleute — und der Handel war es ja doch, welcher am meisten zur Erweiterung derselben beitrug — ihr wohlverstandenes Interesse häufig darin fanden, den Weg geheim zu halten, auf welchem sie zu Wasser oder zu Land ihre kostbaren Waaren erlangten, daß sie und die andern Reisenden die Gefahren, welche sie bedroht, die Abenteuer, welche sie erlebt, häufig gewaltig übertrieben — es sei nur an zwei ganz bekannte Beispiele erinnert: an die Fahrt, welche das deutsche Volksbuch Herzog Ernst von Schwaben machen läßt, und an die Wunder, welche der Seefahrer Sindbad erlebte — und endlich war der Islam, welcher den ganzen Norden Afrikas beherrschte und eine in sich zusammenhängende Welt bildete, keineswegs geneigt, die Christen da eindringen zu lassen, wo seine Anhänger bisher die Hauptvertreter des Handels bildeten. Die Hauptpunkte der geographischen Anschauung in jener Zeit mochten ungefähr folgende sein:

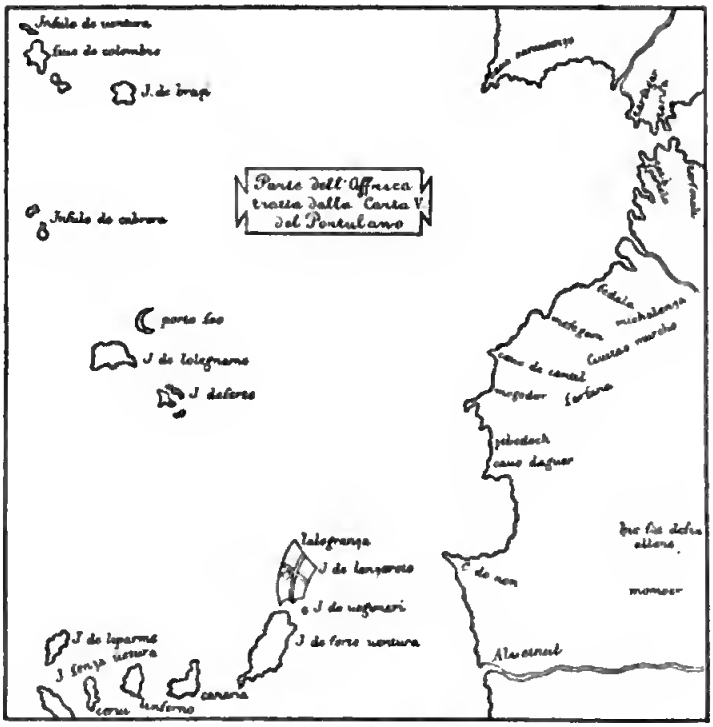
Daß Afrika vom Meere umfloſſen ſei, mit Ausnahme der Landenge von Suez, war eine Überlieferung aus alter Zeit; manche Karten ſtellten dies auch dar, ſo die Karte von Marino Sanuto, um das Jahr 1320 verfertigt, zeigt Afrika, aber viel zu weit gegen Oſten gebogen, Aſien beinahe berührend und ſtark gegen Süden verkürzt; ähnliche Geſtaltung der unbekannten Gegend zeigt der unten-



Karte von Südeuropa und Afrika nach dem Portulan von 1351.

ſtehende ſogenannte mediceiſche (oder florentiniſche) Portulan (Seekarte) von 1351. Auch dunkle Sagen von früheren Umſegelungen hatten ſich fortgepflanzt, aber damit ſtritten die viel verbreiteten und ſtark geglaubten Märchen von einer See der Finſternis, in die man gerate, von unerträglicher Hitze, welche in den ſüdlichen Gegenden, am Äquator den Menſchen verderbe, und Ähnlichem. Bekannt war die große Wüſte Sahara mit der mächtigen Stadt Timbuktu, ferner daß eine Karawane 37 Tage brauche, um die Wüſte zu durchqueren, bekannt einiges wenige über die Gegend ſüdlich der Wüſte, der Fluß Gambia mit der Stadt Cantor, auch vom Senegal wußte man. Die äußerſte Grenze der Schiffahrt bildete das Kap Bojador, dort war das Ende derſelben und damit auch das der Welt. Bekannt war dem Prinzen auch die kühne Fahrt der Genueſen Doria und Vivaldi, welche im Jahre 1291 zwei Schiffe ausgerüſtet hatten, um zur See nach Indien zu gelangen; leider waren ſie nicht wiedergekehrt, und ihr Schickſal ſteigerte die Furcht vor den Gefahren des Oceans. In neuerer Zeit haben die Franzoſen den Anſpruch erhoben, daß Kauf-

Digitized by Google

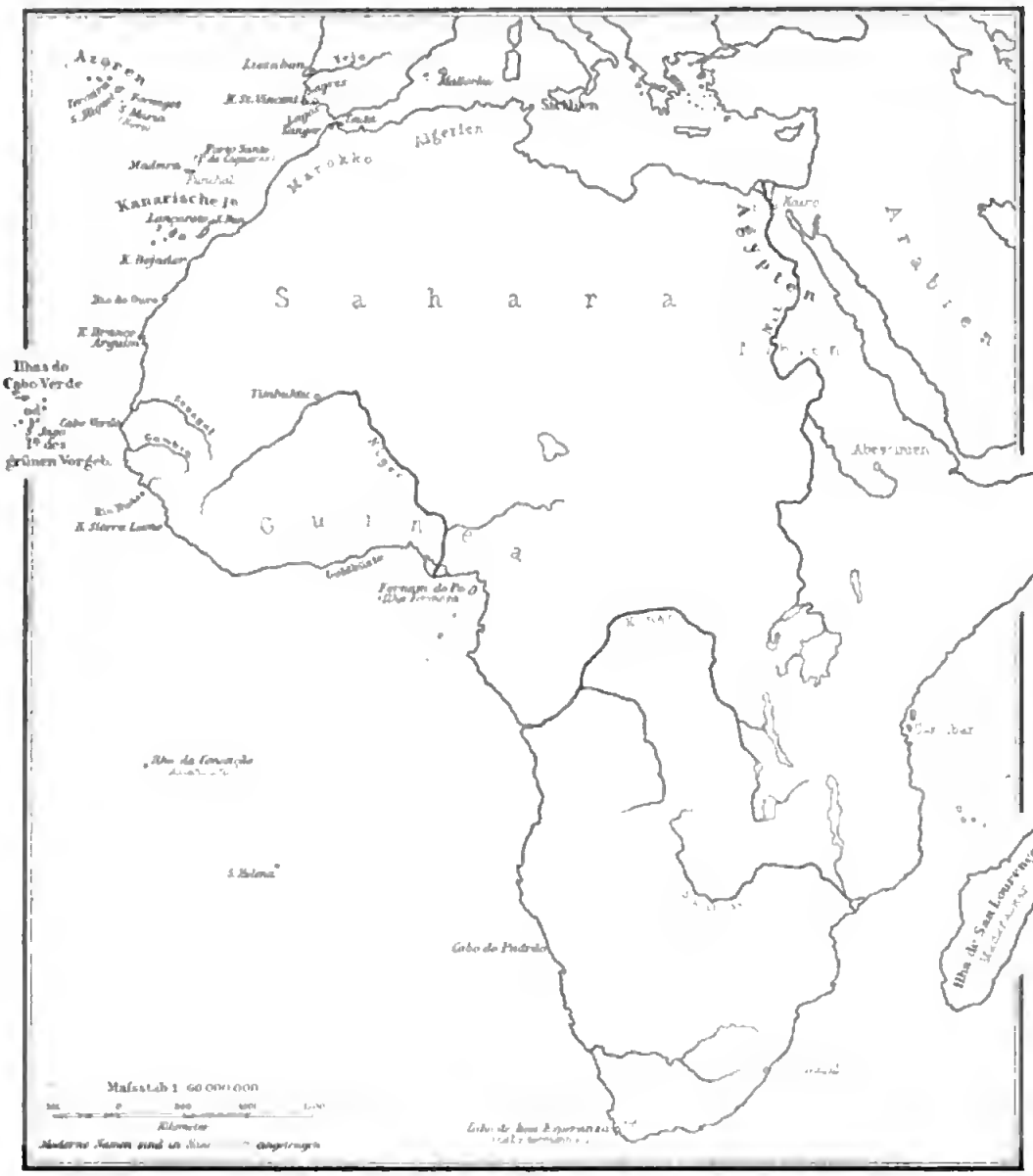


Kanarische Inseln, Madeiragruppe, Küste von Afrika nach dem Portulan von 1351.

dorthin und verweilten mehrere Monate dort. Seitdem war der Verkehr erhalten geblieben, auf dem schon genannten mediceischen Portulan von 1351 finden wir sie alle aufgezeichnet. Das Wappen von Genua, welches dabei steht, weist darauf hin, daß die mächtige Stadt an der ligurischen Küste auch über diese weit entlegenen Eilande ihre Herrscherhand breite, und der Ritter Lancelot hatte auf einer derselben ein Schloß gebaut, das der ganzen Insel den Namen Lançarote gab. In dem Jahre 1402 unternahm der französische Ritter Bethencourt aus der Normandie die Eroberung der

leute aus Dieppe und später auch aus Rouen noch weiter südlich vorgedrungen seien, Guinea und die Goldküste besucht und dort die Orte Petit-Dieppe, Paris und andere gegründet haben; vom Jahr 1365 bis zum Jahre 1410 sollen diese Fahrten gewährt haben, welchen erst der Krieg zwischen Frankreich und England unter Heinrich V ein Ende machte. Leider sind die Originaldokumente darüber bei einem Brande in Dieppe 1694 vernichtet worden, die Wahrheit der Erzählung ist also keineswegs unanfechtbar, sicher aber ist, daß Prinz Heinrich von diesen Fahrten keine Kenntnis hatte. Wohl aber hatte er eine solche über die Entdeckungen in der atlantischen Inselwelt. Schon die Alten kannten die Kanarischen Inseln, sie wurden von ihnen die Eilande der Seligen genannt, um das Jahr 1330 soll ein französisches Schiff dorthin verschlagen worden sein und wiederum die erste Kunde von ihnen nach Europa gebracht haben. Unter Alfonso IV um 1355 kamen schon geraubte Menschen von diesen Inseln nach Lissabon, und im Jahre 1341 fuhren zwei große Schiffe, wohlbemannt mit Genuesen, Florentinern, Castilianern und Portugiesen Inseln, die bisher unabhängigen Bewohner, das merkwürdige Volk der Guanchen (Wandschen), das, wie es in seiner naiven Überlieferung erzählt, von Gott auf diese Inseln versetzt und dann vergessen worden war, wurde nach harten, langwierigen Kämpfen unterworfen und erlitt das Schicksal so vieler Naturvölker, welche mit der überlegenen europäischen Civilisation in Berührung kamen, es wurde ausgerottet. In den Kreis der portugiesischen Entdeckungen fallen also die glücklichen Inseln nicht, wohl aber die der Madeiragruppe. Ein romantischer Schimmer umleuchtet die erste Auffindung dieser Inseln. Ein englischer Kaufmann Robert Machin, erzählt die Sage, der die Liebe eines Mädchens aus hohem Hause (Anna d'Arfet oder Dorset) gewonnen, entführte dieselbe den Eltern und bestieg mit ihr ein Schiff zu Bristol. Aber der Sturm trieb sie nicht nach Frankreichs Gestaden, sondern weit hinaus in das offene Meer, bis sie nach 14tägigen schweren Mühsalen eine unbewohnte schöne Insel erreichten, auf der sie einige Tage in Ruhe verweilten; aber ein neuer Sturm entführte das Schiff mit einem Teile der Besatzung ins unbekannte Meer;

dies Unglück brach der armen Frau das Herz, sie starb, wenige Tage nachher folgte ihr Mann im Tode nach; der Baum, welcher das Grab der Liebenden überschattet, wurde durch ein Kreuz ausgezeichnet, und noch lange erzählte man auf Madeira diese rührende Geschichte und zeigte ihr Grab; noch heutzutage trägt ein Teil der Insel den Namen Machico. Es ist unmöglich, die Erfindung des Dichters und die Treue des Geschichtschreibers hier auseinander zu halten; sicher ist, daß auf der schon erwähnten Karte von 1351 sich der Name der Insel Legname, Waldinsel, findet; auf italienische Entdecker deutet diese Namengebung hin, und verbürgten Nachrichten zufolge haben Genuesen vor der Mitte des XIV. Jahrhunderts die Insel betreten, ebenso wie die Azoren, welche gleichfalls um 1350 schon bekannt waren. Alle diese Inseln waren unbewohnt von Menschen, sie spendeten auch, wie es scheint, dem kühnen Ent-



Karte von Afrika mit den Entdeckungen von 1402—1460.

decker keine wertvollen Erzeugnisse, so daß die Fahrt dahin sich nicht lohnte und der Weg dahin bald wieder in Vergessenheit geriet.

Unserem Prinzen gebührt das Verdienst, ihn wiedergefunden und die Inselwelt dem Verkehr für immer erschlossen zu haben. Seit dem Jahre 1415 sandte er jedes Jahr ein Schiff aus, um an Afrikas Küste vorzudringen, schon im folgenden Jahre umsegelte Gonzalo Velho das Kap Nun, das für sehr gefährlich galt; er wußte bei seiner Heimkehr viel zu erzählen von dem feinen weißen Flugsand, der im Winde die Luft verfinstere, und von einem großen Vorgebirge, das weit in die See hinausrage und an dessen Klippen donnernd die Brandung anschlage, die Luft mit ihrem Getöse, das Meer mit weißem Gischte erfüllend — das Kap Bojador, das Hervorspringende. Ungefähr zwei Jahre später trugen zwei mutvolle Edelleute, Tristam Vaz Teixeyra und João Gonsalvez Zargo einen schönen Erfolg davon; sie waren Kameraden des Zuges gegen Ceuta, auf dem Schlachtfelde hatten sie sich den Ritterschlag verdient, kühne Thaten zu verrichten, damit ihr Andenken noch bis zu den Kindeskindern berühmt sei, war ihr sehnlichster Wunsch. Gern hatte Prinz Heinrich ihnen willfahrt, als sie ihn um eine Barke baten; von dem kleinen Hafen Lagos bei Sagres segelten sie ab, begleitet von des Prinzen Segenswünschen, der es schmerzlich bedauerte, durch seine Pflicht als Ordensmeister an die Scholle gebunden zu sein und nicht das Los und Glück der mutigen Seefahrer teilen zu dürfen. Ja, ihr Mut wurde auf eine harte Probe gestellt, denn ein heftiger Sturm faßte die kleine Caravele und trieb sie tagelang auf offener See umher; endlich als das grimmige Ungestüm etwas nachließ, sahen sie die kegelförmige Spitze eines kleinen Eilandes aus dem Meere emporragen, in sicherer Bucht, die der vielen Seevögel wegen, welche sie belebten, diesen Namen erhielt (Porto das Cagarras), fand das Schiff Zuflucht, die Insel selbst wurde „der heilige Hafen" genannt, Porto Santo (1418), sie gehört zu der Madeiragruppe. Die fremden Gewächse, die kolossalen Drachenbäume in dieser von der Civilisation nicht berührten Welt erregten das Staunen der Portugiesen. Glücklich fanden sie den Heimweg nach Lagos, wo ihre Botschaft die größte Freude erregte. Die erste portugiesische Kolonie wurde gegründet, ein Edelmann Perestrello, dessen Name und Familie in der Geschichte von Columbus eine Rolle spielt, begleitete die Schar, welche die europäischen Hausgerätschaften, Sämereien und Tiere dorthin verpflanzten. Ein kleines Geschöpf, das auch die Reise mitmachte, ein Kaninchen, brachte aber der Ansiedelung beinahe das Verderben; so reißend vermehrten sich diese Tiere, daß sie Gärten und Felder verheerten und einen Teil der Kolonisten zur Auswanderung zwangen.

Nun galt es, die Insel Legname aufzusuchen, die nicht allzu fern sein konnte. Ein dunkles Etwas sah man im äußersten Südwesten von Porto Santo; weil es nie seine Stelle änderte, konnte es unmöglich eine Wolke oder Rauch sein. Im Juni 1420 war Zargo von Lagos mit zwei Schiffen abgesegelt, um der Ungewißheit ein Ende zu machen, unter der Mannschaft war auch Juan Morales aus Sevilla, der einst als Kriegsgefangener in Marokko von der Lage der Insel Kunde erhalten hatte. Am 1. Juli vor Tagesanbruch brach die kleine Flotte von Porto Santo auf; erst gegen Abend sah man mit Bestimmtheit einige Berggipfel; als man näher kam, wehrte eine heftige Brandung die Landung. Dem Namen des Schiffes zu Ehren, das zuerst die gefährliche Stelle passierte, wurde der steile Felsen San Lourenço genannt. In geschützter Bucht übernachtete man, am anderen Morgen landeten die Portugiesen; feierlich nahm Vaz Besitz von dem Lande, mochte es eine Insel oder das Festland sein, im Namen des Königs von Portugal und des Infanten Heinrich; die erste Messe wurde gelesen, Wasser, Luft und Erde wurde von zwei Franziskanern gesegnet, und dann begann die Rundfahrt um das schöne Eiland. Denn bald stellte es sich als solches heraus, und entzückt hingen die Blicke der Seeleute an der herrlichen üppigen Vegetation des jungfräulichen Landes, in welchem kein wildes, kein giftiges Tier hauste, von dessen steilen Berggipfeln schäumende Bäche dem Meere zueilten und so die Möglichkeit einer Ansiedelung zum voraus verbürgten. Ganz mit Wald bedeckt war die Insel, keines Menschen Fuß schien auf derselben zu wandeln; denn so arglos waren die Vögel, daß sie sich mit den Händen greifen

In Verlegenheit. Nach
(Verlag der Photogra

dem Gemälde von E. Grützner.
tischen Union in München.)

ließen oder unbesorgt auf den Ruderbänken der Boote sich niederließen. Sorgfältig wurde jedes Vorgebirge, jede Bucht verzeichnet und die Namen, die damals gegeben wurden, sind meistens bis auf den heutigen Tag geblieben. An einer Stelle, wo eine kleine Ebene sich ausbreitete, die dicht mit Fenchelstauden bewachsen war, wurde später die erste Stadt gegründet, Funchal; die Insel selbst erhielt wegen ihres Waldreichtums den Namen Madeira, die Erzählung aber, daß von einem unbewachten Feuer am Strande ein Brand ausgegangen sei, welcher sieben Jahre lang die Insel in Flammen setzte und die Waldungen zerstörte, ist eine der vielen Fabeln, welche so gerne Entdeckungsreisen umgeben.

Mit unendlichem Jubel wurden die glücklichen Entdecker in Portugal aufgenommen, nach feierlichem Kirchgang überreichten sie dem Infanten Wasser und Holz, Pflanzen und Vögel, welche sie von der Insel mitgebracht, gleichsam als ihren ersten Tribut; die Ansiedelung, die man gründete, blühte rasch auf; in dem milden herrlichen Klima gedieh das Zuckerrohr vortrefflich, das Prinz Heinrich aus Sicilien kommen ließ, und eine Weltberühmtheit erlangte der süße Wein, dessen Reben der Prinz von Malvasia her für seine Insel verschrieb.

Westlich von Madeira mußten der Karte nach die Azoren liegen; im Jahre 1431 sandte Prinz Heinrich den Ritter Gonzalo Velho Cabral, auch einen der Helden von Ceuta, fort, sie zu suchen. Bis zu einer Gruppe zahlreicher kleiner Inseln, an welchen sich die Wellen mit großer Gewalt brachen, gelangte er — er nannte sie die Formigas — weiter wagte er sich nicht. Aber im nächsten Jahre 1432 gelang das Wagnis; der treffliche Pilote Diego de Sevilla leitete das Fahrzeug, das am 15. August ein Eiland erreichte, welches Cabral dem Tage zu Ehren Santa Maria nannte, auf den älteren Karten heißt es Uovo. Auch diese Insel war von keinem menschlichen Fuße betreten, arglos ließen sich auch hier die Vögel mit den Händen greifen. Rasch wurde auch sie kolonisiert, und bald folgte eine Entdeckung der anderen. In den letzten Strahlen der Abendsonne sah einst ein Sklave, der sich aus Furcht vor Strafe auf den höchsten Berg von Santa Maria geflüchtet hatte, eine kleine Pyramide aus den Wellen emporsteigen; rasch eilte er nach Hause, um durch die frohe Kunde Verzeihung zu erlangen; am 8. Mai 1444 winkten die Berggipfel von San Miguel dem wackern Cabral entgegen. Im Jahre 1450 gesellte sich Terceira zu den früher aufgefundenen, und im Jahre 1460 war die ganze Gruppe entdeckt, bevölkert und kolonisiert.

Es waren schöne lohnende Erfolge für das hohe Streben des Prinzen. Wohl hatte niemand eine Ahnung davon, daß mit der Auffindung dieser Inselwelt schon zwei Fünftel des Weges nach Amerika zurückgelegt waren, daß dadurch eine der ersten Bedingungen für das Gelingen der zukünftigen Fahrten erfüllt war. Aber wenn auch der gewaltige Ocean seine verborgenen Wunder erst am Ende des Jahrhunderts einem staunenden kommenden Geschlechte offenbaren wollte, so waren doch seine Pforten für die Gegenwart schon erschlossen, und durch die großartigen Entdeckungen auf den abgelegenen Inseln desselben war für Portugal der Anfang eines Kolonialreiches, eines zweiten fruchtbaren und schönen Vaterlandes entstanden. Die Portugiesen hatten begonnen, ein seetüchtiges mutiges Volk zu werden, das es in nautischen Künsten und Fertigkeiten bald mit seinen Lehrmeistern, den Italienern, aufnahm. Dies waren die schönen bedeutenden und hoffnungsvollen Früchte jener unablässigen Thätigkeit, welche Prinz Heinrich seit Jahren in Sagres entfaltete. Dort hatte er sich eine Villa gebaut, die allmählich zu einem stolzen Königspalaste sich vergrößerte, dort hatte er eine Seemannsschule, ein kleines Seearsenal eingerichtet, dorthin hatte er den Meister Jayme von Mallorka berufen, um Unterricht in der Nautik zu geben. Dort war die Werkstätte seines Hofmalers Pedro, der die Portugiesen das Kartenzeichnen lehrte. Dorthin brachte sein älterer Bruder Dom Pedro, den eine unendliche Wißbegierde fort von der Heimat auf weite Reisen trieb und der nach langer Abwesenheit und nachdem er alle „sieben“ Teile der Welt gesehen hatte, wie ein Chronist jener Zeit rühmt, reich beladen mit Schätzen und Kenntnissen im Jahre 1428 nach Portugal zurückkehrte, als kostbares Geschenk für seinen Bruder mit eine Abschrift der Reisebeschreibung von Marco Polo, welche die Venetianer sonst als hohes Geheimnis zu verwahren pflegten, sowie eine Karte, welche

dieſe weltberühmte Reiſe erläuterte. Dasſelbe hohe Streben verband das gleichgeſinnte Brüderpaar, und reiche Förderung erhielten die Unternehmungen von Prinz Heinrich durch Rat nnd Teilnahme ſeines älteren Bruders. In Sagres ſammelte ſich um den Prinzen eine immer wachſende Schar tüchtiger Seeleute, kühner Entdecker, einige der Namen haben wir ſchon erwähnt, andere werden uns im Verlauf dieſer kurzen Darſtellung noch begegnen. Die Geiſteskraft des Prinzen, die hohe Begabung, die ihn zierte, das mächtige Streben, das ihn beſeelte und welches alles in ſeinem ſchönen Wahlſpruch ſo innig vereinigt iſt, bewies ſich beſonders auch darin, daß er es verſtand, eine Reihe ausgezeichneter Männer mit demſelben Streben zu erfüllen, einen Hauch ſeines eigenen Geiſtes ihnen einzuflößen. Hoch ragt ſeine mächtige kraftvolle Geſtalt aus den andern empor, das ſchwarze dichte Haar, der ſchwarze Schnurrbart machten das von Wetter und Sonne gebräunte Geſicht des Prinzen durchaus nicht hübſch. Die eigentümliche Tracht des Großmeiſters des Chriſtusordens mit dem braunen dicht anſchließenden Gewande (ſ. Bild S. 401. Die Kopfbedeckung iſt eine Trauerkappe wegen des Todes ſeines Bruders D. Pedro, 1449) gaben der ganzen Erſcheinung etwas ungemein Ernſtes, beinahe Melancholiſches und Unfreundliches; ſtrenge blickten die dunklen Augen, und der Zug der Güte und Freundlichkeit, welcher jedes Antlitz erſt ſympathiſch macht, fehlte dem Geſichte des Infanten. Um ſo mehr kündeten Mund und Naſe den energiſchen Mann, der nichts anderes kannte und ſuchte, als das Ziel zu erreichen, in welchem er ſeine Beſtimmung, ſeinen Lebensberuf gefunden. Von Herzen fromm, erfüllte er gewiſſenhaft die Pflichten der Religion, noch mehr die, welche ſein Orden ihm vorſchrieb. Schon als Jüngling mied er den Wein, zeitlebens iſt er unverheiratet geblieben; war er auch der Lieblingsſohn ſeines Vaters, mochte er begabter ſein als ſeine Brüder und dies erkennen, ſtets blieb er der erſte Unterthan; wohl war der Hofſtaat, der ihn umgab, größer, als ihn ſonſt nachgeborene Prinzen zu haben pflegen, aber es herrſchte dort kein eitles müßiges Treiben, nein, ſeine Leute bildeten gleichſam einen Stab vorzüglicher Seeoffiziere, die er wie ein Feldherr ins unbekannte Weltmeer, an entlegene Küſten ſandte und die ihm zuliebe die größten Mühſeligkeiten auf ſich nahmen, den ſchrecklichſten Gefahren trotzten. Dem Prinzen etwas mitteilen zu können, was ihm Freude mache, das war das höchſte Ziel ſeiner treuen Kapitäne; keiner kehrte aus fernem Lande zurück, ohne ihm eine Gabe zu Füßen zu legen, mochte es nun ein Straußenei aus der Wüſte ſein oder Fiſchernetze von wilden Negerſtämmen, ein gewaltiger Löwe aus der Berberei, ein zierliches Zwerghirſchlein aus Senegambien. Um recht genaue Kunde über Land und Leute zu bringen, ließ ſich João Fernandez im Jahre 1445 an der Küſte von Afrika ausſetzen und brachte ſieben Monate unter den wilden Eingeborenen zu und trug gerne die Qualen des Heimwehs, des Alleinſeins unter den fremden Stämmen. Solche Macht hatte der Prinz über Herz und Gemüt ſeiner Leute. Für ſeine Unternehmungen trug ſie die ſchönſten Blüten.

Denn zu gleicher Zeit mit der Auffindung der atlantiſchen Inſelwelt lenkte der Prinz den Kurs ſeiner Schiffe der Weſtküſte Afrikas entlang. Kap Bojador, wie erwähnt, war lange Zeit das letzte Ziel der Fahrten; hier kehrten die Caravelen gewöhnlich um, aus Furcht vor Brandung und Strömung. Zwölf Jahre währte das vergebliche Abmühen, da vollendete Gil Eañes glücklich das Wagnis (im Jahre 1434). Er hatte auf den Kanariſchen Inſeln einige Eingeborene als Sklaven geraubt, und um den Verdruß des Infanten zu beſchwichtigen, ſchwur er, nicht eher zurückzukehren, als bis er das Kap Bojador umſegelt habe. Ein friſcher Nordoſtwind trieb ihn glücklich vorbei, bei der Landung traf er weder Menſchen noch Tiere, nur einen Strauß Roſen legte er dem hocherfreuten Prinzen zu Füßen. Nun war der Bann gebrochen, alle die vielen Fabeln, welche man ſich erzählt, hatten ſich als unwahr erwieſen, in wachſender Eile mehrten ſich die Entdeckungen und ſtieg die Kühnheit und Geſchicklichkeit der portugieſiſchen Seeleute. Jedes Jahr ſteckte die Grenzpfähle des Wiſſens einige Meilen weiter ſüdwärts; gleich die nächſten Expeditionen unter Baldaya und Gonſalvez drangen 150 Stunden weit vorwärts, zwei junge Ritter ließen ſich dabei ans Ufer ſetzen und ſprengten kühn ins Land hinein; ein Dorf fanden ſie zwar nicht, aber mit einem

Hausen Eingeborener hatten sie einen lebhaften Kampf. Jedoch der sehnsüchtige Wunsch des Prinzen, einen Gefangenen zu bekommen, um von ihm Auskunft über die Gegend, besonders über die großen Negerreiche des Sudan, über das Sultanat Melli und Ähnliches zu erhalten, wurde erst im Jahre 1441 erfüllt. Da landete Antonio Gonsalvez mit einem kleinen Schiffe, das nur mit 21 Leuten bemannt war, am Rio d'Ouro, ein Azanaghi-Beduine mit seiner Frau fiel in seine Hände und wurde auf das Schiff geschleppt. Aber hoch war der Portugiese bei der Rückkehr zu demselben erstaunt, als er neben seinem Schifflein eine stattliche Korvette sich auf den Meereswogen schaukeln sah, das Kreuzeszeichen in den Segeln kündete sie als ein Fahrzeug, vom Prinzen gesandt. Es war der wackre Nuno Tristão, der mit demselben Auftrage ausgesandt war. Nun wurde gemeinsam ein großer Zug verabredet, es gelang, eine kleine Dorfschaft ausfindig zu machen, sie zu umzingeln und einige Männer, Frauen und Kinder gefangen zu nehmen. Unter ihnen war ein Häuptling Adahu, eine hohe schlanke Gestalt, der Fez und Marokko besucht hatte und einige Worte Maurisch verstand; mit ihm konnte man sich verständigen, von ihm erfuhr der Prinz manchen hocherwünschten Aufschluß.

Reich beschenkt wurde Adahu im nächsten Jahre wieder in seine Heimat gebracht. Wohl waren es nur Streifzüge, welche die Portugiesen ins Land hinein machten, eine feste Niederlassung wurde von ihnen nur in Arguim im Jahre 1443 gegründet, aber doch entspann sich immer lebhafter der Verkehr zwischen der Heimat und den neuentdeckten Gegenden. Tauschhandel wurde mit den Eingeborenen getrieben, besonders eifrig nach Gold gefragt, doch auch mit Robbenschlag gab man sich zufrieden, aber fast am lebhaftesten blühte der Menschenhandel. Gewissermaßen vogelfrei waren nach der Anschauung der damaligen Zeit die wilden Bewohner jener Zonen, eine gute Beute für den Sklavenmarkt; man war überzeugt, ihnen den größten Dienst zu erweisen, wenn man sie taufe und dadurch dem christlichen Glauben zuführe, es war heilige Pflicht, und jener Kapitän sprach ganz im Geiste seiner Zeitgenossen, wenn er naiv berichtet: Es gefiel Gott, dem Belohner guter Thaten, für die mannigfachen in seinem Dienste erlittenen Drangsale uns einen siegreichen Tag, Ruhm für unsere Mühen und Ersatz für unsere Kosten zu gewähren; denn an Männern, Frauen und Kindern wurden zusammen 165 Stück gefangen. Ausdrücklich aber wird berichtet, daß Prinz Heinrich strenge befahl, sie menschenfreundlich zu behandeln, daß er getreulich für sie sorgte und den Menschenhandel später immer mehr zu beschränken suchte.

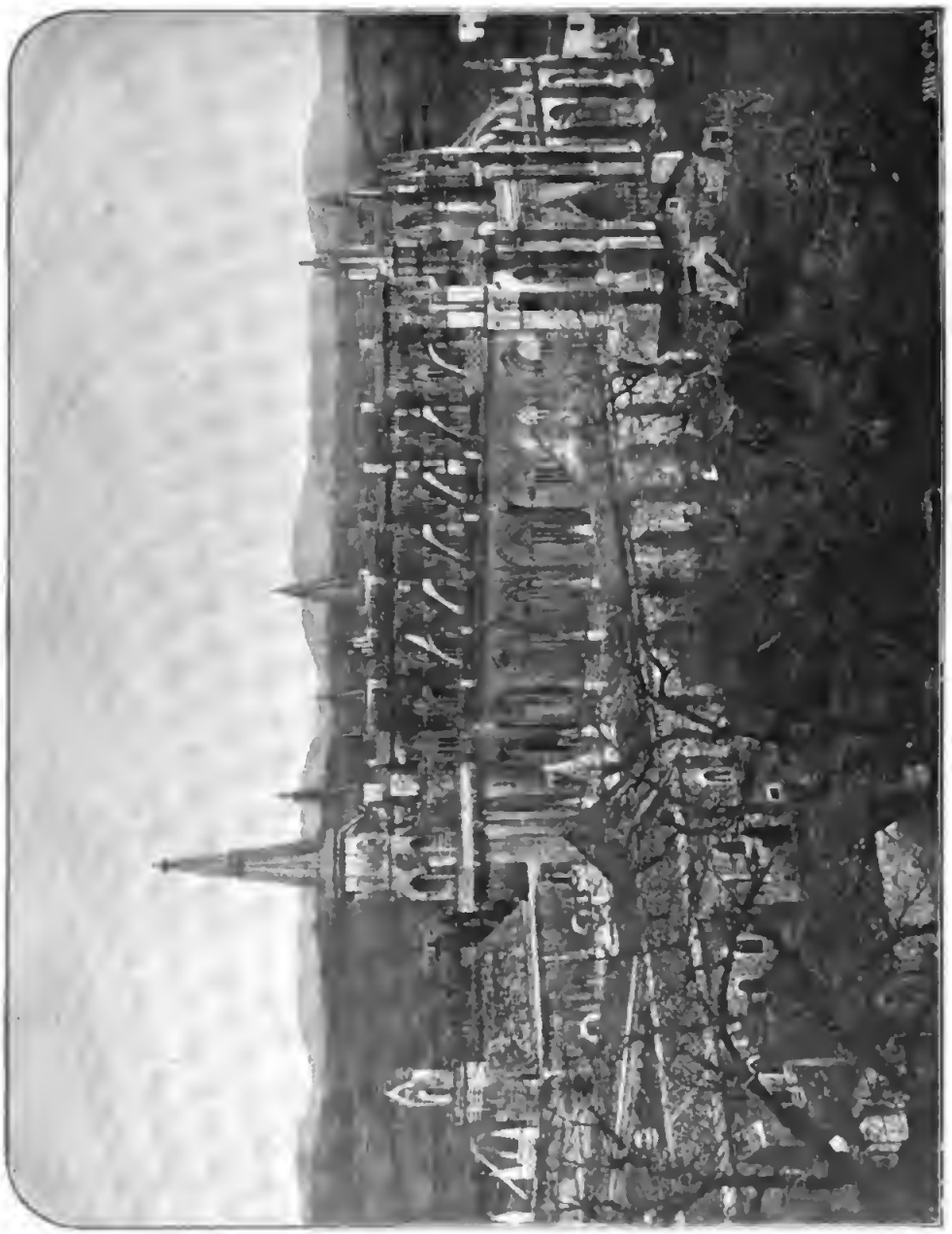
Weiter dehnten sich die Fahrten; jedes Jahr brachte Überraschungen; Nuno Tristão hatte im Jahre 1441 das Kap Branco mit seinen weißen Dünen umfahren, einige Jahre später meldete er dem Prinzen, südlich von demselben habe er ein Land gefunden, bedeckt mit üppigen Kräutern und grünen Palmen; dort habe die Wüste Sahara ein Ende. Wenige Tage später landete Diniz Dias, dessen Verwandter einst das Kap der guten Hoffnung zuerst umsegeln sollte, in Lagos; er wollte sich die neuen Dinge in Afrika ansehen und hatte sich gelobt, seine Segel nicht früher einzuziehen, als bis er im eigentlichen Negerland angekommen sei. An der Mündung des Senegal vorüber, die durch eine Sandbank ihnen verdeckt wurde, gelangte er bis zu einem großen Vorgebirge, das seine Waldungen weit in das Meer hinausreckte. Caboverde, das grüne Vorgebirge, wurde es benannt, nicht bloß wegen seines üppigen Pflanzenteppichs, sondern weil darin die Hoffnung ausgedrückt lag, daß man noch mehr schönes Land auffinden werde. Und noch in demselben Jahre fand man den Senegal auf; beinahe mit mathematischer Bestimmtheit hatte der Prinz gesagt: 20 Meilen von dem Orte, wo die ersten Palmen erscheinen, werde man die Mündung eines großen Flusses antreffen. Und in der That, als Lanzarote dorthin gelangte, fand er die Weissagung des Prinzen vollständig bestätigt, zu seinem großen Erstaunen aber auch in einen dicken Baum das Wappen des Prinzen und seinen Wahlspruch eingeschnitten; ein Landsmann, der sich nicht mit Menschenraub aufhielt, sondern nur Entdeckungen machen wollte, hatte dasselbe Ziel erreicht. Bis nahe an das Kap Siera Leone drangen die Portugiesen, immer mehr belebte sich das Meer mit ihren Schiffen. In einem Jahre nahmen einmal 26 Caravelen ihren Lauf nach Afrika, und so wichtig

und gewinnreich der Handelsverkehr mit den neuen Landen wurde, so populär die Fahrten von Prinz Heinrich wurden, so groß war auch der geistige und wissenschaftliche Gewinn. Verschwunden war die Mär von einer See der Finsternis, widerlegt die Fabel von der Unbewohnbarkeit der heißen Zone, „seiner Gnaden der Herr Ptolomäus," sagte man nun ganz offen, „habe über die Einteilung der Welt vieles sehr fabelhaft erdichtet." Die ersten Neger mit Wollköpfen kamen auf den Sklavenmarkt, auch Elefantenzähne kamen damals in den Handel, das Gefühl, daß man im Beginn einer neuen Zeit stehe, welche große Überraschungen und Entdeckungen in ihrem Schoße trage, war in aller Herzen, und die alte Frage, die auch bei uns, seitdem wir Kolonialbesitz in Afrika haben, zur Tagesfrage geworden ist: Nichts Neues aus Afrika? lag damals auf aller Lippen. Weit und breit berühmt wurde der Name des Prinzen; aus aller Herren Länder sammelten sich Leute an seinem Hofe, kühne Kaufleute und wagehalsige Abenteurer, mochte es auch nur sein wie bei jenem neugierigen deutschen Edelmanne, der garzugern einen Seesturm erlebt hätte, um zu Hause davon erzählen zu können. Sein Wunsch wurde in dem Maße erfüllt, daß das Schiff beinahe zu Grunde ging; freilich wollte er dann doch das neue Land betreten, und auch diese Sehnsucht ging in Erfüllung.

Aber ungestraft wandelte man auch damals nicht unter Palmen. Die tapferen streitbaren Bewohner der Küste ließen sich nicht ohne Widerstand gefangen nehmen und wegschleppen. Mochte man auch manche überraschen, wenn sie starr vor Staunen den großen weißen Vogel betrachteten, der so schnell über das Meer dahin laufe, andere setzten sich tüchtig und erfolgreich zur Wehre mit Steinen und Assagaien, und ihre vergifteten Rohrpfeile wurden von den Europäern beinahe ebenso gefürchtet, wie die Neger vor den Feuerwaffen bebten. Als Cintra im Jahre 1445 auf Menschenfang ausging, griffen ihn die Azanaghineger furchtlos an, und ihren Speer- und Steinwürfen erlagen zehn Europäer. Als Nuno Tristão, dessen Name und Thaten uns mehrfach begegnet sind, weit über das Kap Verde hinaus bis an den Rio Nuñez vordrang und dort landen wollte, umzingelten zwölf stark bemannte Negerboote die ausgesetzten Schaluppen, ein Hagel von giftigen Pfeilen überschüttete die Portugiesen, die eilends sich auf das Schiff retteten und die Taue kappten, um der gefährlichen Küste zu entfliehen. Mit 19 seiner Leute erlag der wackere Tristão den Wunden, auf dem Schiffe waren nur noch der Schiffsschreiber, drei Schiffsjungen und ein Negerknabe übrig. Nordöstlich nahmen sie ihre Richtung, dorthin mußte Portugal liegen; zwei volle Monate sahen sie nur Himmel und Wasser, da begegneten sie einem Schiffe, das die spanische Flagge trug und sie nach der nahe gelegenen portugiesischen Stadt Sines wies. Tragisch war auch das Geschick des Dänen Adelhart, der ebenfalls die Negerlande zu sehen begehrte; der Wunsch, einen lebenden Elefanten zu sehen, kostete ihm die Freiheit, Neger fielen über ihn her und schleppten ihn und seine Begleiter ins Innere; man hat nie mehr etwas von ihnen gehört.

Noch lag eine Inselgruppe im schweigenden Ocean, nicht allzuweit von dem grünen Vorgebirge, die Inseln desselben Namens. Um die Ehre, sie entdeckt zu haben, streiten sich der Venetianer Cadamosto, der Genuese Antonio Uso di Mare (oder di Molli) und der Portugiese Diogo Gomez. Cadamosto war auf der Fahrt nach Flandern durch widrige Winde an Portugals Küste festgehalten worden, der Prinz bewog den kühnen Seemann, in seine Dienste zu treten. Bis an den Gambia gelangte er auf seiner ersten Reise im Jahre 1455, dort trieb er im Verein mit Usodimare, der ebenfalls vom Prinzen dorthin gesandt war, einen gewinnreichen Tauschhandel, und die Beschreibung, die er von Land und Leuten am Gambia gibt, gehört zu den interessantesten Schilderungen aus jener Zeit. Als er im nächsten Jahre die Fahrt wiederholte, führte ihn seiner Angabe nach der Sturm vom Kap Verde weg weit hinaus in die offene See. Am dritten Tage erscholl auf einmal der Ruf: Land! Es war die Insel, die man Boavista, die gute Aussicht, nannte und von der aus man San Jago und einige andere fand. Aber den Anspruch, San Jago entdeckt zu haben, mochte auch Diogo Gomez — ganz sicher ist nur, daß in einer neuerdings aufgefundenen Urkunde aus dem Jahre 1457 schon die fünf der Küste Afrikas zunächst gelegenen Inseln als unter dem Prinzen entdeckt erwähnt werden.

Ein reiches Leben voll hohen Strebens, gekrönt mit glänzenden Erfolgen, hatte der Prinz hinter sich. Freilich nicht immer lag der Sonnenschein des Glücks auf allen seinen Unternehmungen. Nach dem Tode des Vaters hatte König Eduard im Jahre 1438 einen neuen Feldzug gegen die Mauren in Afrika unternommen; Tanger sollte erobert werden, nach den glorreichen Thaten von Ceuta glaubte man auch dies leicht ausführen zu können. Aber das Unternehmen wurde mit ganz unzulänglichen Mitteln begonnen; Prinz Heinrich, welcher, von Glaubenseifer und Patriotismus getrieben, am meisten zum Kriege geraten hatte, auch das Heer befehligte, kam trotz aller persönlichen Tapferkeit in die größte Not; er mußte seinen Rückzug damit erkaufen, daß Dom Fernando, sein jüngerer Bruder, mit anderen vornehmen Portugiesen als Geisel zurück-



Kloster van S. Maria de Batalha, Ruhestätte des Prinzen Heinrich von Portugal.

behalten wurde, bis Ceuta, die erste Eroberung, wieder an die Mauren übergeben sei. Schweren Herzens verließ Heinrich Afrika, noch bitterer war es für ihn, daß die Cortes ihre Einwilligung zur Auslieferung von Ceuta nicht gaben; die feste Burg Portugals in Afrika wollte man auch um das Leben eines königlichen Prinzen nicht missen. Bitter war dessen Los, er wurde in das Innere des Landes geschleppt, schlecht behandelt, mit Ketten beladen, bis am 5. Juni 1443 der Tod ihn von seinen Leiden erlöste. Den Namen „der standhafte Prinz" hat er mit Recht verdient. 20 Jahre später, im Jahre 1458, suchten die Portugiesen unter ihrem jugendlichen ungestümen König Alfons die Scharte auszuwetzen. Wiederum führte ein Kreuzzug einen großen Teil der streitbaren Macht Portugals nach Afrikas Nordküste; auf den Rat von Prinz Heinrich, der trotz seines vorgerückten Alters die Flotte begleitete und dem sein Neffe den Oberbefehl anvertraute, wandte man sich nicht gegen das starke wohlbefestigte Tanger, sondern nur gegen die viel kleinere Stadt Alcazar (Segun), die nach kurzer Belagerung erobert wurde (Oktober 1458). Es war die letzte Waffenthat des Infanten. Zwei Jahre nachher, am 13. November 1460, entschlief er sanft in seiner Villa in Sagres; sein Leichnam wurde zunächst in der Kirche von Lagos beigesetzt und später in das mächtige Kloster von S. Maria de Batalha gebracht, das sein Vater einst als Dank für einen glorreich errungenen Sieg hatte erbauen lassen. Dort in der hohen Kapelle, die nach ihrem Gründer den Namen trägt, ruht der Prinz neben seinen Eltern, neben seinen vier Brüdern; eine liegende Statue aus weißem Marmor, die Hände zum Gebet erhoben, das Haupt mit einer Krone geschmückt, zur Seite sein Wappen und den schönen wohlbekannten Wahlspruch, zeigt noch heute den Beschauern die Ruhestätte des großen Toten. —

Denn ein großer Mann im besten Sinne des Wortes ist Prinz Heinrich gewesen; Portugals Königshaus zählt nur ein gekröntes Haupt, das an Großartigkeit der Unternehmungen, an Reichhaltigkeit der Erfolge sich mit ihm messen kann: Manuel, den Glücklichen. Er hat den Grund gelegt zu der weltgeschichtlichen Stellung seines Heimatlandes, zu der führenden Rolle, welche der kleine Winkel im Westen Europas in dem Zeitalter der großen Entdeckungen, im 15. und 16. Jahrhundert einnahm, mit ihm beginnt die Reihe jener kühnen Helden, Seefahrer und Eroberer, auf die sein Volk so stolz sein darf. Als er das erste Schiff aussandte, war sein Volk kaum genannt unter den seefahrenden Nationen der Erde; mühsam mit Senkblei und Kompaß folgten sie ängstlich dem Lauf der Küste, als er starb, war ihnen keine Entfernung zu groß, kein Meer zu wild, und in nautischer Tüchtigkeit nahmen sie es voll mit ihren Lehrmeistern, den Italienern, auf. Einen Riesenschritt vorwärts hatte die Menschheit gethan in der Erforschung und Kenntnis ihres Wohnsitzes: vom Kap Bojador bis zum grünen Vorgebirge — gegen 300 Meilen weit war die Küste Afrikas bekannt, alle die Inseln, welche den Atlantischen Ocean im Norden bevölkern, die Madeiragruppe, die Azoren, die Kap Verdischen waren nun entdeckt oder wiedergefunden; der Atlantische Ocean war zur Handelsstraße geworden, und je mehr unter den rohen Händen der Türken das Mittelmeer verödete, um so verkehrsreicher wurde der Ocean, und an die Stelle von Venedig und Genua trat als Hauptstapelplatz für den Verkehr mit Indien Portugals Hauptstadt Lissabon. Ob der Prinz bei seinen ersten Versuchen an den Seeweg nach Ostindien dachte, ist mehr als fraglich, aber seitdem man mit der Entdeckung des grünen Vorgebirges auch die Wendung des Kontinents nach Osten merkte, galt dies Ziel nicht mehr als unerreichbar, und wenn 40 Jahre später die Portugiesen ein großes Kolonialreich dort, ein Vaterland 2000 Meilen weit von der Heimat entfernt, gründeten, die ersten Anfänge dazu haben sie unter Prinz Heinrich gemacht: denn von dort an galt die Losung:

Wandle, denn der Pfad ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort.

Ein ganzer Mann ist der Prinz gewesen, auf dem das Auge nur mit Wohlgefallen ruhen kann, nicht eine problematische Natur, wie es doch Columbus mannigfach war, ein Held in Kampf und Schlacht, aber keiner, dessen Hände von Blut triefen, wie Cortes oder Pizarro, ein „Seefahrer" ersten Ranges, auch wenn er keine der unter ihm entdeckten Inseln betrat und keine der Ca-

ravelen steuerte, welche an das Kap Bojador oder an den Senegal fuhren. Denn mit ihm beginnen die planmäßigen Entdeckungen und die zähe, unerschütterliche Beharrlichkeit, die ihn leitete und auszeichnete, war ein Vorbild für jeden seines Volkes und mit Recht trägt das Denkmal, das ihm zu Ehren an seinem Lieblingsaufenthalte Sagres errichtet ist, die Inschrift: Aeternum Sacrum — „Geweiht für alle Zeiten."

Alte und Junge.

Roman von

Moritz von Reichenbach.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Die Baronin blickte zu Graf Ede und ihrer jüngeren Tochter hinüber. Sie seufzte leise. Es war keine Aussicht, daß eine Annäherung zwischen den beiden stattfinden würde, gar keine Aussicht! Das blieb ein wunder Punkt im Herzen der Baronin, um so wunder, als sie ihn nicht eingestehen durfte. Indessen beschäftigten die anderen sich noch mit Willys Braut.

„Sie gehört zu den Mädchen, die als Frauen hübscher zu werden pflegen," sagte gerade Gräfin Johanna. In diesem Augenblick kamen die Kittlers an.

Hasso eilte ihnen entgegen und führte die Frau Kommerzienrätin herein, eine dürftige, bescheiden aussehende Frau, auf deren Taille die prachtvolle Brillanten-Riviere wie etwas Fremdes, nicht zu der Erscheinung Passendes wirkte. Die Gräfin Johanna und die Baronin tauschten einen Blick des Einverständnisses. Natürlich: Brillanten und einen Seidenstoff, von dem der Meter 15 Mark kostete, konnte die Millionärin leicht tragen, aber die Handschuhe waren weder first rate, noch waren sie gut angezogen, denn der eine Finger war zu lang und der eine Knopf war nicht geschlossen, und die beiden Kritikerinnen hatten das sofort bemerkt, während Frau Gustchen, in deren Herzensgrunde eine stille, aber entschiedene Abneigung gegen die Kittlers vorhanden war, etwas wie einen Selbstvorwurf wegen dieser Abneigung empfand. Denn auf dem kleinen Gesichte dieser Frau lag ein Ausdruck von Güte, der selbst durch die augenscheinlich große Verlegenheit, in der sie sich befand, nicht verwischt werden konnte, und um die schmalen Lippen war ein Zug eingegraben, der verriet, daß das jedem Menschenleben zugeteilte Maß von Resignation für diese Frau ein besonders reichgemessenes gewesen und daß sie es voll ausgekostet habe, wenn die Augen auch nicht den milden Blick dabei verloren hatten. Das war es, was Frau Gustchen sah, und ihr Blick flog vergleichend zu der Tochter hinüber, die an Willys Arm folgte. Das war dieselbe zarte Gestalt, wohl auch dasselbe Gesicht, nur die Augen blickten heiterer in die Welt, und der Mund war noch ganz Knospe, aber wie sie zu ihrem Bräutigam aufsah und dieser über sie hinwegblickte, meinte Frau Gustchen, der resignierte Zug würde bei ihr einst auch nicht fehlen, und ihr heimlicher Widerspruch gegen die „reichen Krämer" — denn durch Blut und Erziehung war Frau Gustchen Aristokratin — schmolz dahin in einer weichen, mitleidigen Regung, die Frau Gustchen jetzt vielleicht nicht in klaren Worten hätte auszudrücken wissen, die aber instinktiv in ihrem warmen Herzen aufstieg. Und es war, als solle dies warme Herz zum zweitenmal einen Strich durch Frau Gustchens aristokratische Grundgefühle machen, denn als die Gesellschaft vollzählig war und die erste Erregung, welche die Verlobung verursachte, vorüber war, da stand die junge Braut einen Augenblick allein und, wie es schien, ziemlich verlegen in Frau Gustchens Nähe. Mit ängstlichem Blick überflog sie die Versammlung. „Vielleicht fühlt sie, daß es eigentlich hier niemand recht gut mit ihr meint!" dachte Frau Gustchen, und im selben Augenblick reichte sie ihr die Hand entgegen. „Gott wolle Sie glücklich machen, liebes Kind," sagte sie herzlich, „es ist ein ernster, über

das Leben entscheidender Schritt, den Sie gethan haben."

Da bückte sich die zarte Gestalt, und die warmen Mädchenlippen ruhten einen Augenblick auf der alten Hand, die ihr so freundlich gereicht worden war, und das junge Herz ahnte vielleicht, daß dies der erste ehrliche Glückwunsch in dieser Gesellschaft war.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau," sagte Helene Kittler mit weicher sympathischer Stimme.

„Da ist sie ja," rief in diesem Augenblick Willy und setzte lächelnd zu Frau Gustchen gewendet hinzu: „Sie war mir verloren gegangen, sie ist gar zu klein — aber da ist der Täufling, nun geht es los!"

Er führte das errötende Mädchen Mizi entgegen, die in diesem Augenblick, gefolgt von der prachtvoll dekorierten Amme, mit dem Täufling eingetreten war.

Und als Helene sich tief vor ihrer künftigen Schwägerin verneigend, eine Bewegung machte, als wolle sie auch deren Hand küssen, da dachte Mizi, daß es ihr gut stehen würde, die „Millionenbraut" zu protegieren, und mit dem großen Liebreiz, den ihr Gesichtchen annehmen konnte, wenn sie wollte, blickte sie Helene in die Augen und sagte:

„Und nun sollst du gleich meinen Jungen über die Taufe halten, kleine Schwester in spe."

Helene war so ergriffen von dieser Freundlichkeit, daß ihr die Thränen in die Augen schossen, und Mizi sah so hübsch in ihrer jungen mütterlichen Würde aus, daß die Gräfin Johanna ihrem Vetter einen Blick zuwarf, den dieser recht gut verstand und an den er die Reflexion knüpfte:

„Wenn ich etwas früher zum Entschluß gekommen wäre, würde diese hübsche kleine Frau, die ich eigentlich immer sehr gern gehabt habe, jetzt die meine sein!"

Aber dieser Gedanke verhinderte den Grafen Ede Wallkotsch nicht, sich nachher die Austern bei dem Taufdiner vorzüglich schmecken zu lassen und mit seiner Nachbarin so viel schlechte Witze zu machen und kleine Bosheiten auszutauschen, wie er das stets zu thun pflegte, wenn er guter Laune war.

Ihm gegenüber saß der Kommerzienrat Kittler, dessen joviales rundes Gesicht sich mit jedem Gange lebhafter färbte, während sein Organ immer lauter wurde, als lege er es darauf an, der vornehmen Gesellschaft um ihn her zu beweisen, daß er sich gar nicht geniert in ihrer Mitte fühle. Aber was die laute Stimme sagte, war niemals dumm, ja kaum einmal gleichgültig, und als die Unterhaltung die Politik streifte, fand es sich, daß der Kommerzienrat eigentlich konservativer war als seine adeligen Nachbarn.

„Tüchtige Gesinnungen, wenn auch schlechte Manieren," kritisierte ihn nach Tisch Graf Ede Wallkotsch, und seine Nachbarin kicherte: „Und haben Sie diese breiten, roten und lächerlich kurzfingerigen Hände gesehen?"

„Das kommt vom Geldzählen," meinte Graf Ede.

„Ja, bei uns in einfach bürgerlichen Kreisen — —" perorierte der Kommerzienrat mit schallender Stimme in einer entfernteren Zimmerecke, wo er eine bei Tisch begonnene Auseinandersetzung zu beenden schien.

„Sehen Sie einmal, wie nervös Hasso wird, beim Klange dieser Stimme," flüsterte Graf Ede, „zu komisch, gerade unsern für alle Formen so superempfindlichen Hasso in diese Verwandtschaft geraten zu sehen!"

Willy Steinhaus trat heran, mit etwas weinrotem Gesicht.

„Na, alter Junge, wie ist dir eigentlich zu Mute als angehender Ehemann?" fragte Graf Ede, „unvorsichtig bist du wenigstens nicht gewesen in der Wahl deiner Schwiegereltern!"

„Verwünscht heiß hier," sagte Willy, ohne weiter die Frage zu beachten, „wollen wir einen Augenblick auf die Veranda treten?"

„Bene!" Die beiden jungen Herrn traten Arm in Arm hinaus.

„Ist etwas echauffierend, Bräutigam zu sein, wie? Kann mich deshalb nicht dazu entschließen, hasse alles Echauffement!" meinte Graf Ede.

Willy seufzte leicht auf.

„Was willst du! Einmal muß man doch zum Entschluß kommen! Unter uns gesagt, vor knapp zwei Jahren war ich einmal im besten Zuge, eine Neigungsheirat zu machen, ohne alle Nebenrücksichten — na, wahrscheinlich wär's eine Dummheit

Die Werbung. Nach dem Gemälde von Henry Woods. In der Schwabeschen Sammlung zu Hamburg.

gewesen, es hat nicht sollen sein! Aber zweimal passiert einem doch so etwas nicht."

„Aha, alter Junge, also war's damals Ernst, bei Mizis Hochzeit? Ich witterte so etwas, aber —"

„Laß doch die alten Geschichten, ich meine bloß, ein zweites Mal ist man vorsichtiger, und ich glaube, daß diesmal wirklich alles sehr gut paßt. Helene ist ein sanftes kleines Geschöpf, sie wird mir das Leben nicht schwer machen!"

„Das glaube ich auch nicht! Aber ob der Alte so ganz bequem ist?"

„Ach, er ist im Grunde ein gutes, fideles Haus, man muß ihn nur zu nehmen wissen und sich ihm gegenüber nicht so steif und kühl stellen wie Hasso — es ist ja eigentlich zum Schieflachen, das Gesicht zu beobachten, was er dem Alten gegenüber aufsteckt, und der ist in diesem Punkt etwas empfindlich. Deshalb schreit er auch heute so, sonst thut er das nicht in dem Maße."

„Na, und, sage mal, höchst coulant, der Alte, dir gegenüber, wie?"

„Natürlich — das heißt, wir machen einen Heiratskontrakt, nach dem ich allerdings nur freies Verfügungsrecht über die Zinsen des Kapitals habe . . ."

„Immerhin eine runde Summe — und im übrigen sieht deine Braut nicht aus, als würde sie schwer zu beeinflussen sein!"

„Denke ich auch! Vorläufig ist sie allerdings noch minorenn, und der Alte behält somit noch die Hand im Spiel. Aber das ist mir gleich, denn so ein paar Jahre diene ich doch sicher noch, und da genügen ja die Zinsen allenfalls!"

Beide lachten.

In diesem Augenblick erklang Musik vom Garten her.

„Du lieber Himmel, die Regimentsmusik! Nun wird auch noch getanzt!" klagte Graf Ede.

Hasso trat auf den Balkon.

„Wo steckst du, Willy? Thue mir den Gefallen und fange an zu tanzen, der Saal ist ausgeräumt."

„Na, also los denn!"

Willy entfernte sich.

„Warum läßt du uns denn dein gutes Diner nicht in Ruhe verdauen?" fragte Graf Ede.

Hasso fuhr sich mit dem Battisttaschentuch über die feuchte Stirn. „Ich bitte dich, es ist ja die einzige Rettung, da der Oberst die Karten nicht leiden kann. Bloße Konversation ist ja doch tödlich — und diese kommerzienrätliche Familie fällt einem doch auf die Dauer derartig auf die Nerven, daß man einfach strikt —"

„Ach, die Leute sind gar nicht so schlimm!"

„Ja, du hast ein beneidenswertes Temperament, aber das Gefühl, daß die jungen Kameraden die heutige Gesellschaft quasi als Komödie betrachten und mit jeder Dame und hinter jedem Fächer auf das fürchterlichste lästern —"

„Laß sie doch! Jeder von ihnen ist am Ende ganz bereit, seinerseits eine Millionenbraut heimzuführen!"

„Was sie aber nicht hindert, sich heut über uns zu moquieren!"

„Du siehst zu schwarz! Wenn der alte Kittler sich das Schreien abgewöhnt, sind die Leute durchaus präsentabel — die Verlobung soll ja auch nur kurze Zeit dauern!"

„Der Kommerzienrat bringt mich heut noch um! Es ist mir früher nie so unangenehm aufgefallen, aber heut, wo man sich gewissermaßen verantwortlich für ihn fühlt" — er fuhr sich wieder mit dem Tuch über die Stirn. Dann lauschte er einen Augenblick. Das Schlürfen der tanzenden Paare klang herüber.

„Es ist losgegangen, nun komm, nun müssen wir auch hinein — danke deinem Schöpfer, Ede, daß du keine Taufgesellschaft zu geben brauchst!"

Graf Ede zog die Achseln in die Höhe und lachte:

„Ich glaube, ich würde mir die Sache nicht so umständlich machen wie du," sagte er.

„Was will man machen? Man ist der Kameradschaft doch einige Rücksichten schuldig, und mit einer Gesellschaft waren wir längst ‚fällig'," meinte er.

Und hinein ging er mit der Miene eines resigniert lächelnden Opfers.

XVI.

Einige Monate waren seit dem Taufest vergangen.

Hasso kehrte aus dem Dienst zurück. Der Schnee knirschte unter den Hufen seines Pferdes und flimmerte in Millionen Funken auf dem hell von der Mittagssonne beschienenen Felde zur Rechten, denn die Villen-

Digitized by Google

kolonie, in der die meiſten Offiziersfamilien von Haſſos Regiment wohnten, lag ziemlich weit entfernt von der Stadt in faſt ländlicher Umgebung.

„Ein reizendes Neſt, eure Villa, und die Wirtin das Reizendſte darin,“ hatte ein kürzlich zum Regiment verſetzter Vetter ihm heute geſagt, und wie Haſſo jetzt vor dem eiſernen Gitterthor des Gartens hielt, klangen die Worte in ihm nach, und es war ihm dabei warm und wohlig um das Herz, denn es gab nichts, was ihn mehr freute, als eine Anerkennung Mizis. Und ſie war wirklich geſtern an ihrem Theetiſch eine reizende Wirtin geweſen, und daß er ihr das noch gar nicht ſo recht geſagt hatte, empfand er jetzt wie eine Unterlaſſungsſünde. Und ſeine wohlig durchwärmten Zimmer mit der kleinen Frau, die ſeiner wartete, erſchienen ihm ſehr verlockend nach dem kalten Ritt. Faſt ungeduldig zog er die Klingel und hatte Eile, zu ihr zu kommen, zu ihr, die ihn mit ihren kleinen Launen und Unarten wohl manchmal peinigte und verletzte, deren Lächeln gegenüber er aber doch ſtets bereit war, alles zu vergeben und zu vergeſſen.

„Gnädige Frau iſt doch da?“ fragte er den, die Thür öffnenden Groom.

Nein, die Gnädige war in die Stadt gefahren, um Kommiſſionen zu machen und war noch nicht zurückgekehrt.

Etwas enttäuſcht betrat er ſein Zimmer. Die Sonnenſtrahlen lagen leuchtend auf den bunten Farben der Portieren und blitzten auf den Waffentrophäen an den Wänden.

„Behaglich iſt es doch wirklich bei uns,“ dachte Haſſo. „Wenn Mizi nur erſt zurück wäre.“

„Es iſt auch einer da, der auf den Herrn Leutnant wartet,“ meldete der Groom, „er ſagt, er wäre früher Burſche beim Herrn Leutnant geweſen — Peter Reſſner heißt er.“

„So, der iſt hier? Nun, er ſoll hereinkommen.“

Es hatte eine beſondere Bewandnis mit Peter Reſſner. Er hatte als Burſche Haſſos Bräutigamsritt mitgemacht. Und an dem Abend, an dem Haſſo ſich verlobte, hatte ſich auch Peter mit Mizis Kammerzofe verſprochen. Seine Dienſtzeit war inzwiſchen abgelaufen, und als er jetzt mit breitem Lächeln auf dem ehrlichen Geſicht und in ſtrammer Dienſthaltung, trotz des Civils, vor „ſeinen“ Herrn Leutnant trat, geſchah das in keiner anderen Abſicht, als um den Herrn Leutnant bei ſeinem erſten Sohn zu Paten zu bitten, denn „das erſte Kind war ein Mädel, halten zu Gnaden, Herr Leutnant, da hätte ichs nicht gewagt, aber nun, da's ein Junge iſt —“

„Will ich Patenſtelle übernehmen, das verſteht ſich, Peter! Und Ihnen geht es gut, das ſieht man Ihnen an.“

„Ich kann nicht klagen, Herr Leutnant, man hat ja zu thun, aber man kommt durch, man iſt ja jung und kann was leiſten, und die Alten ſind ja auch verſorgt, Gott ſei Dank. Ihr bißchen Erſpartes bringt ihnen reichliche Zinſen, dank der Empfehlung vom Herrn Leutnant!“

„Ach ja, ich erinnere mich, ihr habt Aktien von der Serbiſchen Eiſenbahn gekauft?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant, und noch manche von unſeren Bekannten, die gerade einen Notpfennig für das Alter anzulegen hatten, haben's auch gethan. Wo ſo ein Herr wie der Herr Baron Steinhaus mit unterſchrieben iſt, da kann man ſich ſchon darauf verlaſſen, denkt jeder, na, und das iſt ja auch richtig.“

„Natürlich, natürlich! Und nun ſoll die Pauline einen feſten Grog machen, und hier ſind ein paar Cigarren, und ordentlich zugegriffen, daß es gleich für unterwegs reicht, und dann gehen Sie doch und ſehen Sie ſich auch meinen Jungen an, des Vergleichs wegen, wiſſen Sie, und gelegentlich reite ich auch einmal vor und ſehe mir mein Patenkind an.“

Peter empfahl ſich dankbar und glücklich, und auch Haſſo blieb in gehobener Stimmung zurück. Er freute ſich aufrichtig, daß es den Leuten gut ging, denn er hatte immer viel von Peter gehalten und nahm ſich vor, ein höchſt anſtändiges Patengeſchenk zu machen und ſich um ſein Patenkind „ſpäter einmal“ thatſächlich zu kümmern.

In beſter Laune zündete er ſich eine Cigarre an und ſetzte ſich vor ſeinen Schreibtiſch, um Zeitungen und Briefe, die inzwiſchen eingetroffen waren, durchzuſehen.

„Was ſind denn das alles für Briefe mit Firmenſtempeln?“ murmelte er, eins der lebhaft gefärbten Couverts öffnend.

„Aha, eine Rechnung für Mizi!“ Er öffnete den nächsten Brief. —

„Ebenfalls!“

Und noch einer — und nach einer — lauter Rechnungen für Toilettengegenstände. Hassa summierte das Endresultat und runzelte die Stirn.

„Mein Gatt, die kleine Frau — ist sie unvernünftig — das sind ja fast tausend Mark, und all das für Bänder, Spitzen, Handschuh und lauter Kinkerlitzen — da wird mein Patenkind freilich schlecht wegkammen müssen —“ Er sah die Rechnungen wieder an, und während er noch den Kopf darüber schüttelte, wurde die Glocke draußen heftig gezogen, und gleich darauf erklang Mizis Stimme im Korridor.

Unwillkürlich wandte Hassa den Kopf, fast wäre er aufgesprungen, aber er besann sich. Nein, entgegengehen durfte er ihr nicht, und ein wenig ernst mußte er sie empfangen. Sie mußte doch begreifen lernen, daß solche Toilettenrechnungen, wie sie ihm da ganz unversehens über den Hals gekommen waren, ihre Verhältnisse überstiegen. — Da schwirrte Mizi in das Zimmer. — Ihre Augen strahlten, ihr rosiges Gesicht blickte wie eine Pfirsichblüte unter Schnee aus dem weißen Pelzwerk, das ihren Hals und ihren Kopf umschloß, hervor. Sie sah wie ein sechzehnjähriges Mädchen aus, und mit dem Ungestüm eines solchen lief sie auf Hassa zu und umschloß seinen Hals mit ihren Armen.

„Sei nicht böse, Hassa, es war zu verlockend, ich konnte nicht widerstehen!“

„Aber woher weißt du denn schon, daß ich jetzt gerade diese Rechnungen“ — —

Sie blickte über die Papiere auf dem Schreibtisch.

„Ach die — das sind ja alles nur kleine Notwendigkeiten aber notwendige Kleinigkeiten, das meine ich nicht“ — —

„Aber“ — —

Sie verschloß ihm den Mund.

„Nein, nicht schelten mit deiner kleinen Frau, denn ich muß etwas beichten, ganz schnell, damit ich's los bin. Ich habe ein, nein, so nicht, höre erst, wie es kam! Also ich traf Johanna in der Stadt, und wir gingen zusammen zu Freudmann, der einen Ausverkauf angesagt hatte, und Johanna hat für dreitausend Mark die wundervollsten Sachen gekauft“ — —

„Mizi, du hast doch nicht etwa auch“ — —

„Nicht böse sein, Hassa, es war ja ein Gelegenheitskauf, Johanna sagte auch: Eine Gelegenheit, wie sie sich nicht wieder bietet, nur 500 Mark für ein Halsband, das mindestens 1000 wert ist — es ist ja entzückend, wie ein Feentraum.“ —

„Das ist unmöglich, Mizi, das ist wirklich ganz unmöglich! Du hast deine 150 Mark Toilettengeld — damit mußt du auskommen, es ist schon schlimm genug, daß mir hier fast für 1000 Mark Rechnungen vorgelegt worden sind, die du nicht bezahlt hast, auch noch dieser Schmuck — das übersteigt bei weitem unsere Verhältnisse — ich kann und mag nicht Schulden machen, um meine Frau in Flitterkram zu wickeln!“

Sie war blaß geworden und sah ihn mit einem förmlich entsetzten Blick an.

„Mein Gatt, Hasso, du nimmst diese dummen Geldsachen ernst — ich kann nicht sagen wie — wie kleinlich und engherzig ich das finde!“

Ihre Lippen zuckten verächtlich, sie wandte den Blick ab.

„Aber liebe Mizi, du weißt doch, daß uns bestimmte Grenzen gesteckt sind — du kennst doch unsere Einnahmen!“

„O, wenn ich mir als Mädchen meine Zukunft vorstellte, dann sah ich mich in Gedanken nie anders, als im Winter mit eigner Equipage die Hoffeste in Berlin besuchend und im Sommer in einem fashionablen Badeort mit den entzückendsten Toiletten — und nun — eine Scene um ein paar hundert Mark.“ — —

„Ich mache dir keine Scene, und könnte ich es, weiß Gott, wie gern ich all deine kühnsten Hoffnungen und Träume erfüllen würde. — Aber, wenn es mir auch wehe thut, daß meine Verhältnisse dir so wenig genügen, ändern kann ich sie doch nicht, und Papa hat hier ernsthaft mit mir über diesen Punkt gesprochen — von ihm kann ich nicht größere pekuniäre Opfer verlangen, als er sie mir ohnehin bringt.“ —

„Mein Gatt, wie ich das alles hasse — ich bin für dergleichen nicht erzogen, ich bin's nicht,“ — und sie brach in Thränen aus und eilte aus dem Zimmer.

Hassa saß seufzend vor seinem Schreibtisch.

„Ich kann's doch nicht ändern — sie

muß sich hineinfinden — wir leben ohnehin eigentlich über unsere Verhältnisse, denn ich bin doch nun einmal kein Wallkotsch mit dem entsprechenden Geldbeutel!"

Die Stirn in Falten gezogen und den Kopf in die Hände gestützt, saß er da.

Mizis Worte: „Früher, wenn ich mir meine Zukunft ausmalte u. s. w." hatten einen wunden Punkt in ihm berührt. Er sagte sich, daß sie wirklich für die große Welt beanlagt und erzogen war und daß sie den Anspruch, in dieselbe eingeführt zu werden, der Liebe zu ihm zum Opfer gebracht hatte. Und in solchen Augenblicken erschien seine Situation ihm so kleinlich und jämmerlich, daß er sich beschämt fühlte. Er stand auf und schritt, die Hände auf den Rücken gelegt, mit gesenktem Kopf in seinem Zimmer auf und ab. Und, wie man oft unwillkürlich, während die Gedanken Gott weiß welche ernste Frage erwägen, Kleinigkeiten in der Umgebung, die gar nichts mit dem Gedankengang zu thun haben, plötzlich bemerkt, so sah er, daß einer der Ringe, welche die Portieren hielten, sich aufgebogen hatte. Er hielt in seiner Wanderung inne, um den Ring zu schließen, und dabei fielen ihm die echten persischen Kelims ein, die Willy kürzlich für sein Zimmer angeschafft hatte. Und in demselben Augenblick erschienen ihm die Chenillenvorhänge, mit denen er sich hatte begnügen müssen, geradezu ärmlich, und er erinnerte sich des fast mitleidigen Blickes, mit dem Willy nach jenem Einkauf die Einrichtung seines Schwagers betrachtet hatte. Unwillkürlich stieg das Blut ihm in die Stirn. Er blickte auf. Noch lagen die Strahlen der Nachmittagssonne auf den bunten Stoffen und gaben mit dem Aufleuchten der Farben in den Geweben und dem Blitzen der Waffen an den Wänden dem Ganzen jenen eigentümlich stimmungsvollen Ton, der Hasso so gut gefallen hatte, als er von seinem Ritt heimkehrte. Und neben der Portiere, die Hasso soeben geordnet hatte, hing ein Bild seiner Mutter, und es war ihm, als höre er plötzlich ihre Stimme wieder, wie damals, als sie ihm beim Frühstück gegenübersaß.

„Wir waren zufrieden und glücklich, ohne uns mit denen zu vergleichen, die reicher waren als wir!"

Und ein Gefühl regte sich in ihm, das vielleicht von seiner Kinderzeit her in seinem Herzen geschlummert hatte, ohne daß er sich dessen bewußt wurde, und das nun plötzlich klar und deutlich vor ihm stand:

„Das Glück ist unabhängig von diesem Kram, ich *könnte* mit meiner Mizi ganz glücklich sein, meine Umgebung *genügt* meinen persönlichen Ansprüchen, und es *ist* ein Unsinn, sich das Leben in dieser Weise schwer zu machen." — —

Da riß der klare Gedankengang plötzlich ab, durchkreuzt von einem anderen:

„Ich *muß* den Ansprüchen, die meine Umgebung macht, den Ansprüchen, zu denen Mizi eigentlich berechtigt ist, gerecht werden, ich *darf* hinter „den anderen" nicht zurückstehen!"

Und damit stürmte wieder ein Chaos von Vorsätzen, Plänen, Entsagungen und Entschlüssen auf ihn ein, bis er ermüdet und resigniert den Kopf wieder sinken ließ.

„Wenn ich nur wüßte, wie ich mit den 1200 Mark, die auf diesen Monat kommen, ausreichen soll," murmelte er, „ich muß mit Papa Steinhaus sprechen, es bleibt mir nichts anderes übrig."

Und als hätte sein Wunsch den Baron herbeigezogen, erklang im selben Augenblick die Stimme desselben im Vorflur.

Hasso öffnete die Thür.

„Willkommen, Papa!"

„Na, das ist nett, daß ihr zu Hause seid," klang es zurück, „wenn ihr einen Teller Suppe übrig habt, esse ich mit euch."

„Das ist ja sehr nett! Bestellen Sie es bei der gnädigen Frau," rief Hasso dem Diener zu. Dann traten beide Herren in das Zimmer. Der Baron sah ungewöhnlich echauffiert aus und ließ sich mit einer müden Bewegung in einen Sessel sinken.

„Ich habe einen strapaziösen Morgen hinter mir," sagte er, mit einer gewissen Nervosität, die ungewöhnlich an ihm war, nach den auf dem Tisch vor ihm liegenden Zeitungen greifend und dieselben dann, ohne darin zu lesen, in der Hand herumdrehend — „Besorgungen in Hülle und Fülle, und zuletzt war ich noch an der Börse und traf da Freund Kittler — hat mir sehr unangenehme Mitteilungen gemacht — höchst fatale —"

„Oho," machte Hasso, „was ist denn bei Kittlers los?"

„Bei ihnen nichts, der alte Fuchs hat

aber, glaube ich, eine verdammt feine Witterung — ich bin zwar überzeugt, in diesem Fall irrt er sich, aber ich kann mir nicht helfen, die Sache regt mich einigermaßen auf."

„Darf ich wissen, um was es sich handelt, Papa?"

„Natürlich, wir beide können unter uns darüber sprechen, wenn ich auch sonst — na, kurz und gut, der alte Kittler verkauft seine serbischen Aktien!"

„Was? Na, was hat er denn für einen Grund dazu?"

„Einen positiven natürlich nicht, behauptet nur, ‚es wäre ihm so danach', und riet mir, ein Gleiches zu thun, was ich natürlich gar nicht kann, da ich damals mit unterzeichnete. Ich kann mir selbst doch unmöglich ein Mißtrauensvotum erteilen."

„Aber hält der Kommerzienrat" — es war Hasso nicht möglich, den alten Herrn anders zu bezeichnen — „hält der Kommerzienrat das Papier für unsicher?"

„Bewahre, davon kann ja doch natürlich gar keine Rede sein, aber es wird wohl nach der fabelhaften Höhe, zu der das Papier sich aufgeschwungen hat, ein plötzliches Fallen folgen — das verhindert nicht, daß es dann wieder steigt — es ist sogar ganz selbstverständlich, daß das geschieht — aber einstweilen könnte natürlich, wer die Hausse benutzt zum Verkauf und in einem halben Jahre vielleicht dasselbe Papier billig wieder kauft, einen hübschen Gewinn haben. Prinzipiell bin ich gegen solche Spekulationen durchaus nicht, warum soll die Klugheit nicht eine Prämie verdienen können? Aber in dieser Sache bin ich einmal mit meinem Namen engagiert und kann nicht mitthun — nur natürlich, das Gefühl, daß so etwas in der Luft schwebt, ist höchst unbehaglich! Du findest das doch auch, ich kann unmöglich die Aktien verkaufen, zu deren Ankauf ich selbst eingeladen habe?"

„Allerdings nicht, Papa!"

„Nun ja, das meine ich auch — wir sprechen übrigens nicht davon in Mizis Gegenwart, und es ist selbstverständlich, daß du unbedingt schweigst —"

„Natürlich! Nur, da fällt mir eben ein — der Peter Reßner war heute bei mir, um mich zu Paten zu bitten, und der hat mir beiläufig erzählt, daß seine Eltern ihr bißchen Erspartes in diesen Aktien angelegt haben. Wenn die Dividende herunterginge, das wäre doch eine große Sache für diese Leute —"

„Teufel auch, für mich und mithin für euch ebenfalls!"

„Nun ja, aber für die alten Reßners ist's eine Lebensfrage. Wenn man ihnen ein anderes, besseres Papier vorschlüge, natürlich, ohne sie mißtrauisch zu machen —"

„Wäre ja gar nicht zu vermeiden. Nein, das darf entschieden nicht geschehen, wir können unser Papier doch nicht vorzeitig diskreditieren, und so etwas verbreitet sich ja wie ein Lauffeuer! Ich verlasse mich auf deine unbedingte Diskretion, Hasso."

Hasso biß die Lippen auseinander und senkte den Kopf.

„Es ist mir so fatal, daß ich den Leuten diesen Ankauf angeraten habe," sagte er nach einer Pause, in der sein Schwiegervater die Zeitungen zerknittert und die Stirn in immer tiefere Falten gezogen hatte.

Jetzt warf er die Zeitungen fort und erhob sich.

„Wenn die Papiere Unglück haben, so ist das eine Kalamität, an der jeder von uns schwer zu tragen haben wird, sowohl in materieller als in ideeller Beziehung," sagte er. „Aber vorläufig glaube ich es noch nicht, — was ich aber unbedingt glaube, das ist, daß man sich auf dich verlassen kann, Hasso!"

Er reichte ihm die Hand hin, und Hasso schlug ein — mit einem leisen Seufzer zwar, aber doch mit festem Händedruck.

Nachher kam Mizi, und es war von gleichgültigen Dingen die Rede. Nur als sie zu ihrem Papa gewendet — denn Hasso übersah sie absichtlich während dieses Mittagessens — von „ihrer" Badereise als von etwas Selbstverständlichem sprach, wechselten die beiden Herren einen schnellen Blick miteinander. Aber während der Baron im Lauf der Unterhaltung immer heiterer wurde und, von seinem sanguinischen Temperament unterstützt, seine Sorgen zu vergessen oder dieselben doch immer leichter zu nehmen schien, war es Hasso, als laste ein dumpfer Druck auf ihm, der von Stunde zu Stunde schwerer wurde. Wenn es wirklich so kam, wenn sein Schwiegervater bedeutende Verluste hatte — was sollte dann aus ihnen werden? Wie würde Mizi das ertragen?

Digitized by Google

Während sie noch beim Kaffee saßen, kam Graf Ede Wallkotsch, der nach Schluß der Jagd von seinem Gute nach der Stadt übergesiedelt war, um die „jagdlose, die schreckliche Zeit“ leichter zu überwinden. Er hatte die Taschen voll von Plänen und Zeichnungen, da er im Frühjahr einige bauliche Veränderungen bei sich machen und seine Einrichtung erneuern wollte.

„Euch Kerls interessiert das ja nicht. Ihr könnt inzwischen Schach oder Piket oder sonst was spielen,“ sagte er, „ich habe die Skizzen für Mizi mitgebracht, die hat im kleinen Finger mehr Geschmack als ihr beide zusammen.“

Baron Steinhaus lachte.

„Natürlich, sie ist ja die Tochter ihrer Mutter, und das Departement des Geschmackes besorgt meine Frau so gut, daß ich am besten thue, wenn ich mich nicht darum kümmere.“

Hasso schwieg — er war aber ein schlechter und unaufmerksamer Spieler an diesem Abend, während Mizi mit ihrem süßesten Lächeln neben ihrem Vetter saß und nach Herzenslust Tapeten und Stoffproben musterte und wählte, glücklich, daß sie dabei nur ihren Geschmack und niemals die Preise zu Rate zu ziehen brauchte.

Als die beiden Gäste fort waren, saß Mizi noch einige Augenblicke mit traumverlorenen Augen in dem Sessel, in dem sie gesessen hatte, während sie mit Graf Ede plauderte.

„Es wird entzückend werden in Weldorf,“ sagte sie vor sich hin, „wen er nur schließlich noch heiraten wird? Denn heiraten muß er doch einmal! Was kann die Frau sich freuen!“

Hasso, der rauchend im Zimmer auf- und abging, weil er fühlte, daß die verschiedenen Gedanken, die ihn durchstürmten, ihn noch nicht würden schlafen lassen, stieß mit einer ungeduldigen Bewegung die Asche von seiner Cigarre ab.

„Was kann die sich freuen!“ wiederholte Mizi.

Er lachte kurz auf.

„Besonders auf die Zeiten vom August bis Ende Januar, wo Ede immer auf der Jagd und nie zu Hause ist,“ sagte er in wegwerfendem Tone.

Mizis große Augen blickten kalt und scharf zu ihm auf.

„In so etwas findet sich eine vernünftige Frau,“ sagte sie, „Jagdpassion ist etwas so Gentlemanlikes und Chices, daß jede Frau, die an einen einigermaßen großen Stil des Lebens gewöhnt ist, sich darüber nicht beklagen wird! Es gibt kleinliche, für eine Frau viel schwerere Rücksichten, die andere Männer verlangen!“

Hasso warf seine Cigarre fort, machte noch einige schnelle Schritte durch das Zimmer und blieb dann vor Mizi stehen. Er war sehr blaß, und seine Augen glänzten fieberhaft.

„Sage mir, Mizi, ist es dir ganz unmöglich, dir vorzustellen, daß man glücklich sein kann, ohne den von dir betonten ‚großen Stil‘ des Lebens?“

Sie zuckte die Achseln.

„Es mag wohl Menschen geben, die sich für so etwas eignen — ich gehöre aber nicht zu jenen.“

„Die Liebe zu Mann und Kind würde dir also niemals den Luxus ersetzen können?“

„Ich begreife eigentlich nicht recht, warum du dich mit solchen überflüssigen Fragen aufregst. Als du zuerst zu uns kamst, berührte dich das, was du jetzt Luxus nennst und was ich einfach als verfeinerte Lebensart bezeichne, wie eine Offenbarung. Wir haben oft über dich gelacht, damals, aber es gefiel mir, daß du so bildungsfähig warst — und ich dachte mir das Leben mit dir sehr vergnüglich. Seit einiger Zeit fängst du aber an, pedantisch zu werden, und wenn du es denn wissen willst: die Auffassung, daß übermäßiges Rechnen und Rücksichtnahme auf Geld nicht comme il faut ist, ist mir zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen, um plötzlich andere Ansichten darüber bekommen zu können.“

Sie erhob sich.

„Und nun, meine ich, haben wir genug über diesen Punkt gesprochen. Es ist spät geworden“ — sie gähnte leise in ihre Hand hinein.

Hasso stand noch immer vor ihr mit seinem blassen Gesicht und schien ihre letzte Bemerkung gar nicht gehört zu haben.

„Wenn wir also plötzlich gezwungen wären, uns ernsthaft einzuschränken —“ begann er wieder.

Mit einer schnellen Bewegung hob sie den Kopf.

„Bist du krank, Hasso, oder hast du einen Grund, das zu sagen?“ fragte sie.

„Keins von beiden — wahrscheinlich, aber ich möchte wissen, wie du dich einer solchen Frage gegenüberstellen würdest?“

Sie zuckte ungeduldig die Achseln. „Als Unterhaltungsstoff — müßiges Gerede!“ sagte sie in wegwerfendem Tone, „und würde die Frage jemals Ernst, so würde mir das Leben unter solchen Verhältnissen so wertlos und jämmerlich erscheinen, daß es sich nicht erst verlohnen würde, darüber zu sprechen. Aber ich glaube wirklich, du bist angegriffen, wahrscheinlich hast du dich erkältet beim Regimentsreiten.“

Sie klingelte und befahl dem eintretenden Diener, die Lampen zu löschen. Um Hassos Lippen spielte ein bitteres Lächeln. „Im Grunde hat sie recht — wozu viel Worte machen?“ dachte er. „Ich weiß ja, woran ich bin!“

Und mit langsamen, etwas schleppenden Schritten folgte er ihr und verließ das Zimmer. Sie kamen an der Stube, in welcher der Kleine schlief, vorüber. Und während Mizi ihren Weg zum Schlafzimmer fortsetzte, öffnete Hasso leise die Thür und trat ein. In dem von der Lampe matt erhellten Raum schliefen Wärterin und Kind, Hasso beugte sich über die Wiege. Da lag der Kleine, die geballten Fäustchen neben dem rosigen runden Gesicht in das Kissen gedrückt, ein Lächeln um den kleinen roten Mund, in festem Schlaf. Der warme, reine Atem, der die kleine Brust leise hob und senkte, fächelte Hassos herabgebeugtes Gesicht.

„Der würde es einmal zufrieden sein, wenn er in Ulmencamp nach Herzenslust herumtollen könnte, und es würde ihn nicht stören, wenn er Birkentische und -stühle anstatt stilvoll geschnitzter Möbel in seinem Zimmer hätte!“

Langsam hob er sich empor. Es war ihm so eigen weihevoll zu Mute, während er auf das schlafende Kind herabblickte, so, als müsse er diesem zarten, auf seinen Schutz und seine Hilfe angewiesenen Wesen etwas versprechen. Aber er wußte nicht, was? Er empfand nur doppelt peinigend ein Gefühl eigner Schwäche und Unzulänglichkeit, das ihn jetzt manchmal überkam und das ihn quälte, ohne daß er es doch abzuschütteln vermochte.

„Ich werde alles für meinen Sohn thun, was ich kann, was ich *kann*!“

Mit diesem Vorsatz verließ er leise und vorsichtig auf den Zehen gehend, um die Schläfer nicht zu stören, das Zimmer.

XVII.

Es war wieder Frühling geworden, und mit dem ersten Grün erfüllte sich für Geerd und Hanna ein lang gehegter Traum.

Geerd Erichsen hatte seine in England erworbenen Gelder dazu benutzt, sich eine eigne Heimstätte zu gründen. Die Gelegenheit war ihm günstig gewesen, indem ein ihm befreundeter Baumeister eine Reihe kleinerer Häuser für einen Unternehmer erbaut hatte, die dann zu sehr mäßigen Preisen verkauft wurden, da der Unternehmer gestorben war, und die Erben die Verhältnisse möglichst schnell ordnen wollten. Endlich war alles zum Abschluß gekommen, und nun hatten die Erichsens das eigne lang ersehnte Haus bezogen, das nur gerade so viel Räume enthielt, als sie brauchten, aber in hübschen Verhältnissen erbaut war und in einem kleinen Garten stand, der Hannas Entzücken ausmachte. Vorläufig war es freilich nur eine Anweisung auf einen künftigen Garten, wie Geerd mit einem lächelnden, aber doch stolzen Blick über den noch etwas wüsten Platz sagte, aber Hanna sah die zarten Stämmchen, die sie da gemeinsam pflanzten, schon im Geist als hohe, Schatten spendende Bäume, und in ihrer Phantasie standen die Rosen, die in Wahrheit die Blätter noch etwas müde hängen ließen, schon in voller Blüte, wenigstens hatte sie dieselbe Freude daran. Der Rasen, der frisch gesät war, glich noch einem grauen Ackerfelde, aber die beiden Glücklichen, die ihn gesät hatten, sahen ihn schon grünen, und als sie eines Tages ein paar wirklich blühende Veilchen entdeckten, da fanden sie die ganze Frühlingsherrlichkeit bei sich eingekehrt. Die Veilchen wurden in einer zierlichen Vase auf Hannas Schreibtisch gestellt, und die kleine Asta mußte daran riechen und machte runde verständnislose Augen, obgleich Hanna ihr die Erklärung gab: „Aus *unserem* Garten, Asta-Kind, aus *unserem* Garten!“

Geerd stand lächelnd daneben und fand, daß er sich gar keine hübscheren Modelle

Unter'm Apfelbaum. Nach dem Gemälde von H. König.

Digitized by Google

für eine Mutter mit ihrem Kind wünschen könne, als die er da gerade vor sich habe, und daß es für beide keinen schöneren Rahmen gäbe, als das eigne Haus.

„Daß du, mein freier Landvogel, dich in einer Mietskaserne ducken mußtest, das war mir von Anfang an ein Stein auf dem Herzen," sagte er, als Asta das Kind fortgetragen hatte und zurückkehrte, um noch die letzte ordnende Hand an die Einrichtung ihres Wohnzimmers zu legen. „Und nun bin ich so froh, daß der Stein herunter ist!"

Er hielt diese Ansprache von der Höhe einer Steigeleiter herab, wo er eben beschäftigt war, ein paar Palmenwedel über dem von ihm gemalten Gobelin zu befestigen. Sie sah dankbar zu ihm auf.

„Du Lieber! Du hast auch damit gerade das einzige getroffen, was mir manchmal ein wenig schwer wurde zu überwinden, die fremden Leute über und neben uns."

„So? Und wenn ich das nun nicht erraten hätte? Bitte, reiche mir noch ein paar Nägel herauf! — Danke — ja, was ich sagen wollte, ich glaube, ich muß dir eine kleine Predigt halten. Du sagst niemals, wenn etwas dir unbequem oder lästig ist, das ist offenbar ein strafwürdiger Mangel an Vertrauen."

„Ach Gott nein, Geerd, ich merke es wirklich im Augenblicke gar nicht so sehr, erst wenn du es geändert hast". . . .

„Du bist eine unvernünftige kleine Frau! Nun reiche mir noch den Fächer herauf — so, und nun den türkischen Shawl. —"

„O, das wird reizend, Geerd!"

„Das soll's auch — ich sehe doch nicht ein, weshalb der erste beste Tapezierer mehr Geschmack haben sollte als" —

„Keiner hätte es nur halb so hübsch gemacht!"

„Nicht wahr?"

Er stieg von seiner Leiter herunter, und Arm in Arm bewunderten beide sein Werk.

„Jetzt fehlt noch etwas in die Ecke dort," sagte Geerd dann.

„Ja," meinte Hanna etwas kleinlaut, „aber wir haben nichts mehr!"

„Wirklich, ganz alle geworden? Und Geld haben wir auch nicht mehr für derartiges — nun, dann bleibt es vorläufig ein Wunsch. Ich wünsche mir also zu meinem Geburtstag eine hübsche Dekoration in deine Wohnzimmerecke, hörst du, Hanna?"

Sie lachte.

„Und ich wünsche mir eine Tischdecke in dein Zimmer," rief sie.

„Das paßt sehr gut," sagte er, „denn mein Geburtstag ist früher als der deine, und die Eckdekoration ist nötiger als die Tischdecke. Vorläufig ist es aber auch so schon sehr nett bei uns, findest du nicht?"

„Natürlich, und ich wüßte mir gar nichts Hübscheres und Lieberes als unser Haus mit dir und dem Asta-Kind darin!"

„Und nun, denke dir, Professor Schröder hat mir förmlich Vorwürfe darüber gemacht, daß ich mein erstes selbsterworbenes Geld dafür ausgegeben habe."

„Ach, der ist bloß neidisch!"

„Ich glaube auch, denn wir können doch ganz gut auskommen, wenn wir auch, die Zinsen des Kapitals als Miete gerechnet, ein klein wenig teurer wohnen als früher."

„Gewiß, ganz vorzüglich kommen wir sogar aus. Die Zulage von Ulmencamp genügt ganz allein dazu, und was du erwirbst, das können wir zurücklegen oder können uns eine Extrafreude davon machen!"

Sie ordnete dabei die Nippes auf ihrem Schreibtisch, und er ging ab und zu, hier ein Bild gerade rückend, dort einen Vorhang in gefälligere Falten legend.

„Du," sagte er dann wieder, „mein neues Bild hat wahrscheinlich schon einen Käufer."

Sie hielt in ihrer Arbeit inne und sah ihn mit strahlendem Lächeln an.

„O Geerd, das wäre entzückend! Gehen wir dann nach Italien?"

Er wiegte den Kopf mit geheimnisvollem Lächeln.

„So, also nach Italien will diese vergnügungssüchtige Frau? Soeben sprach sie doch noch von ‚Geldzurücklegen!'"

„Ich meinte nur ‚wir könnten,' und später, wenn unser Mädel heranwächst, wollen wir auch sparen. Aber jetzt, wo wir beide noch jung sind, jetzt wollen wir doch nicht filzig sein, und es ist ja doch dein Herzenswunsch schon Jahre lang, und du hast's nur nicht gethan, weil das Haus dir im Sinne lag — o Geerd —" und fort flogen Staubwedel und Wischtuch, und sie selbst flog in Geerds Arme — „o Geerd,

wir gehen nach Italien, Mama nimmt das Asta-Kind einstweilen —"

„So, daran hast du auch schon gedacht?"

„Natürlich, man muß an alles im voraus denken — und wir beide fliegen hinaus in die Welt, wie zwei lustige Studenten, mit einem ganz kleinen Reisebündel und ganz weit aufgemachten Augen —"

„Hurra, das wird eine Fahrt! Aber — Kindsköpfe, die wir beide sind, zuerst müssen wir doch das Bild verkaufen, und dann muß es Herbst sein — wir wollen doch nicht braten in Italien —"

„Ach, das Bild verkaufst du, um das ist mir nicht bange, und daß wir dann den Herbst abwarten, ist ja gerade schön — da hat man den ganzen langen Sommer hindurch die Vorfreude und studiert italienische Sprache und Geschichte —"

„Das wollen wir auch wirklich, Hanna, Kind, was sind wir doch eigentlich für ein paar Glückspilze!"

„Merkst du das erst jetzt? Das weiß ich schon lange!"

„Ich auch, ich auch!" versicherte er und schlang den Arm um seine Frau und drehte sich mit ihr im Kreise herum, als müsse er seinem Glücksgefühl einen äußerlichen Ausdruck geben.

Dann hielten sie an, beide lachend und außer Atem.

„Jetzt an die Arbeit," sagte Geerd sich die Haare aus der erhitzten Stirn streichend, „um 12 Uhr hat sich mein Mäcen zur Besichtigung des Bildes angesagt!"

„Glück auf!" rief sie ihm nach, und er lief die Treppe hinauf, die zum Atelier führte, und rannte dabei an den Postboten an, der ihn dort gesucht hatte.

„Schnell zeigen Sie, was Sie haben," rief Geerd, und als der Postbote ihm einen großen weißen Brief hinhielt, wandte er sich noch einmal zu Hanna, die an der Treppe stehen geblieben war.

„Aus Ulmencamp," sagte er, „lies ihn einstweilen in Ruhe, nachher komme ich und lasse mir erzählen."

Geerd verschwand hinter der Thür seines Ateliers, in welches das Dienstmädchen soeben die Visitenkarte des „Mäcens" trug, und Hanna hielt den Brief in der Hand.

„Was ist das für ein guter Morgen," dachte sie dabei, „erst die Veilchen, dann die schöne Aussicht, die mir Geerd eröffnete, und nun auch noch ein Brief von Mama!"

Mit einem fröhlichen Lächeln trat sie in ihr Wohnzimmer zurück, um den Brief so recht mit Behagen zu lesen.

XVIII.

Eine halbe Stunde später kam Geerd die Treppe hinabgesprungen. Er nahm immer zwei Stufen auf einmal, um schneller unten zu sein, und rief, während er noch die Thür in der Hand hielt:

„Hanna, Hanna, es ist richtig, ich bekomme sechstausend Mark für das Bild, und wir reisen nach —" Er hielt erschrocken inne und blickte sie an.

„Was ist geschehen, um Gottes Willen, was ist in Ulmencamp? Warum weinst du, Hanna?"

Statt aller Antwort hielt sie ihm den Brief entgegen, und er las:

„Meine geliebte Tochter!

In schweren Sorgen schreibe ich Dir, weil es mich drängt, Dir mein Herz auszuschütten. Dem Papa gegenüber darf ich das nicht, da muß ich nur immer beruhigen und zureden — und Zureden und Ängstigen hilft doch nicht, es muß eben ertragen werden. Hassos Schwiegervater hat sein Vermögen verloren — bei derselben Geschichte, vor der Papa ihn immer gewarnt hat — nun, das ist gleich, und der Verlust wäre ja auch allenfalls zu verschmerzen, so schwer unser Junge auch davon betroffen wird, aber Hasso hat uns geschrieben, und aus dem Briefe geht eine so völlige Mutlosigkeit und Gebrochenheit unseres armen Jungen hervor, daß ich mich um ihn persönlich grenzenlos ängstige. Er hat in diesem Winter Schulden machen müssen, da er die Zulage aus Halkenau nicht mehr bekam. Er hoffte aber immer noch, es würde alles gut werden und wollte nichts sagen — bis nun der Zusammenbruch dennoch kam. Doch die Schulden betragen ja keine unerschwingliche Summe, wenn ihre Tilgung auch gerade jetzt in dieser für die Landwirtschaft so schlechten Zeit dem Papa Umstände und Schwierigkeiten macht. Nun, und zu verhungern braucht keines unserer Kinder, auch wenn es nicht einen reichen Schwiegervater im Hintergrunde hat, aber ganz anders gestalten muß sich das Leben natürlich für unseren Hasso. ‚Sagt mir,

wie mein Leben werden soll,' schreibt er, ‚ich sehe nur alles schwarz in schwarz vor mir und nirgends einen Ausweg.' Wir konnten ihm nur das eine vorschlagen: zu uns zu kommen und mit Frau und Kind bei uns zu leben! Denn als Kavallerist kann er mit unserer Zulage allein nicht auskommen, das hat er uns oft genug gesagt, und sich zur Infanterie versetzen zu lassen, würde ihm zu schwer werden. Und doch wäre das letztere oder das Leben bei uns das einzige, was übrig bliebe . . ."

Geerd blickte kopfschüttelnd Hanna an.

„Glaubst du, daß das ginge — Mizi und Mama in einem Hause?" fragte er.

Sie trocknete mit einer energischen Bewegung ihre Thränen.

„Nein," sagte sie, „niemals! Das alte Haus hätte ja Raum genug für beide Haushalte, aber es würde den Eltern ihren Lebensabend verkümmern, und Hasso würde sich aufreiben im Zwiespalt zwischen den Eltern und seiner Frau. Das darf nicht sein!"

„Es wird aber doch darauf hinauskommen," meinte Geerd, „denn selbst wenn Hasso sich zu einem einfacheren Regiment versetzen läßt — die Einschränkung in der Stadt wird ihnen zu schwer werden — als Offizier werden immerhin zu viel Ansprüche an ihn gemacht!"

Mit einem bittenden, zaghaften Blick sah Hanna zu Geerd auf.

„Geerd — ich wüßte vielleicht einen Ausweg — —"

Er sah sie erstaunt an.

„Wenn — wenn du es wolltest. Geerd — mir würde es nicht sehr schwer werden, ich könnte mir ganz gut denken, daß — daß wir auskämen, wenn — —"

Plötzlich hatte er sie verstanden. Er schlang die Arme um sie und blickte ihr ernst und tief in die Augen.

„Hanna, du meinst, wir brauchten die Hilfe der Eltern nicht, ich könnte allein für uns sorgen?"

Sie barg den Kopf an seinem Halse und flüsterte:

„Wenn wir auf unsere Zulage verzichteten, so würde Hasso sie bekommen können, und dann bliebe alles unverändert, — ach Geerd, Mama kann ja nicht mit Mizi zusammen leben, das kann ja wirklich nicht sein!"

Er zog sie an sich und küßte ihre Stirn.

„Mein süßes Weib! Willst du das wirklich? Wirklich?"

„Darf ich es, Geerd?"

Seine Augen leuchteten auf. „Ja, Gott sei Dank, du darfst, und du kannst es! O, nun werde ich erst mit voller Kraft und Liebe arbeiten, nun es gilt, allein für dich zu sorgen!"

Sie schlang beide Arme um seinen Hals.

„O, Geerd, ich danke dir, ich danke dir!" — —

XIX.

Hanna hatte sich kurz entschlossen. Sie wollte nach Ulmencamp, um die Eltern zur Annahme ihres Opfers zu bewegen, da sie sicher war, daß ein schriftlicher Vorschlag ihrerseits nicht angenommen werden würde.

Schon am Tage nach dem Eintreffen des verhängnisvollen Briefes reiste sie ab. In der ersten Erregung war ihr Opfer ihr nicht sehr schwer erschienen, und sie fühlte es Geerd nach, daß sein Stolz ihn die damit verknüpften Entbehrungen leichter ertragen lassen würde. Hatte er doch oft genug, wenn die Gelder aus Ulmencamp ankamen, gesagt: „Ich wünschte, ich könnte ihnen beweisen, daß wir das nicht brauchen, ich wünschte, du wärest ein armes Mädchen!"

Und doch, wie sie jetzt allein im Eisenbahncoupé saß und an alles das dachte, was nun anders werden mußte, wurde das Herz ihr schwer. Gewiß, Geerds Kunst würde ausreichen, ihr Leben sorgenfrei zu gestalten, aber würde sein künstlerisches Schaffen nicht darunter leiden, daß ihm das Reisen erschwert, fast unmöglich gemacht werden würde? Wie die Zweifel und Fragen sich in ihr drängten, bis ihre Augen sich umflorten. Und in all die bangen Gedanken hinein klang das gleichmäßige Rollen der Räder, die sie ihrem Ziele entgegentrugen, und tönte es wie ein feststehender unabänderlicher Rhythmus: „Du mußt, du mußt!"

Ja, sie mußte! Sie mußte verhindern, daß das friedliche Ulmencamp unfriedlich, mußte verhindern, daß Hasso unglücklich wurde! Denn so wenig sympathisch ihr Mizis ganze Richtung war, so glaubte sie doch, daß Hasso mit ihr und in seiner Offiziersstellung glücklich sei.

Sie hatte die Endstation erreicht. Da

dieſelbe nur eine Viertelſtunde vom Gutshofe entfernt lag, hatte ſie ſich nicht angeſagt. Sie wollte die Eltern überraſchen.

Sie ſchlug den Weg über die Waldbüne ein, über die niedere Schonung herüber grüßten ſie die drei Eichen, unter denen ſie Geerd zum erſtenmal nach ſeinem Scheiden von Ulmencamp wiedergeſehen hatte. Leiſe bewegten ſie ihre mit knoſpendem Grün bedeckten Zweige hin und her, als winkten ſie ihr ein Willkommen zu, und unwillkürlich nickte Hanna leiſe vor ſich hin, als erwidre ſie den Gruß. Da lag der Wieſenpfad vor ihr, derſelbe, den Geerd an jenem entſcheidungsvollen Sommertage entlang gekommen war, als ſie ihn, über die Roſen des Gärtchens hinüberblickend, erkannt hatte. Und da war auch ihr Fenſter, und ſie wußte, ihr altes Mädchenzimmer war unverändert, nur ſaß ihre Mutter jetzt oft dort, wo ſie ſonſt mit ihrer Arbeit geſeſſen hatte. Heute war der Fenſterplatz leer, aber auch ohne Frau Guſtchens Geſicht im Fenſterrahmen ſchien das ganze alte Haus der Kommenden entgegen zu lächeln. Das Heimatsgefühl überkam Hanna ſo übermächtig, daß ſie einen Augenblick ſtill ſtand und die Hände auf ihre Bruſt drückte. Das liebe Haus und die lieben, lieben beiden Alten darin — und ſie konnte auch nur einen Augenblick zögern, wenn es galt, einen Schatten, der ſich darüber breiten wollte, zu vertreiben? O nein! In dieſem Augenblick war Hanna ſtolz und glücklich, daß ſie das konnte, und mit beſchleunigten Schritten eilte ſie vorwärts.

Jetzt überſchritt ſie die Brücke und trat in den Garten. Sie blickte ſuchend um ſich. Um dieſe Zeit pflegte ihre Mutter hier irgend wo beſchäftigt zu ſein. Heut war ſie nirgends zu ſehen, und Hanna betrat das Haus. Es war ſo ſtill darin, und doch war es Veſperzeit, und ihr Vater pflegte ſeine Kaffeeſtunde pünktlich inne zu halten. Die Thür nach dem Eßzimmer ſtand weit geöffnet. Niemand war dort, unberührt ſtanden die beiden Taſſen auf dem Kaffeetiſch. Hanna ſtand ſtill und blickte um ſich. Da — ein Ton aus dem daneben liegenden Zimmer, ein Ton wie ein ſchweres Aufſchluchzen, ein dumpfes Stöhnen. — Ein lähmender Schreck erſchütterte Hanna und hielt ſie wie gebannt auf ihrem Platz — aber nur einen Augenblick, dann flog ſie auf jene Thür zu und öffnete ſie. Da ſtanden die beiden Alten eins das andere innig umſchlungen haltend, als ſuchten ſie Troſt und Stütze eines vom anderen. Frau Guſtchens thränenüberſtrömte Augen blickten Hanna entgegen.

„Hanna, unſere Hanna — ſo weißt du es auch ſchon?“

Schon hielt Hanna ſie in ihren Armen.

„Nichts weiß ich, nichts — was iſt? O, Mama — Vater — was iſt, was iſt?“

Herr von Campen bewegte ſeine Lippen, es war, als könne er das Wort nicht ausſprechen. Angſtvoll blickte Hanna von einem zum anderen.

Da umklammerte Frau Guſtchen den Arm der Tochter mit ihren beiden, zitternden Händen, und leiſe, ganz leiſe, als fürchte ſie den Klang ihrer eigenen Stimme, flüſterte ſie:

„Unſer Haſſo — unſer Haſſo“ — die Stimme ſtockte.

„Mama!“ ſchrie Hanna auf, „er hat ſich kein Leid angethan — o nur das nicht, das nicht!“

Ihr Vater ſchüttelte den Kopf und hielt ihr die Depeſche hin, die wohl kurz vor Hanna angekommen war. Sie kam aus Halkenau und lautete:

„Haſſo bei einem Ritt verunglückt, tot. In namenloſem Schmerz

Mizi.“

Das Telegramm entſank ihren Händen. Sie ſchloß ihre Mutter in ihre Arme und weinte mit ihr.

„Ich reiſe heute abend ab und hole — ihn!“ ſagte Herr von Campen und riß ſich mit dieſem Entſchluß aus der Faſſungsloſigkeit des erſten Schmerzes.

„Und ich bleibe bei dir, Mama,“ flüſterte Hanna, die faſt Zuſammenbrechende ſtützend. — Am nächſten Morgen traf ein Brief der Baronin ein, der ausführlich die Mitteilung des Telegramms wiederholte.

„Das furchtbare Unglück, das uns durch die großen Verluſte betroffen hatte, laſtete ſchwer auf unſerem Haſſo, ſo ſchwer wie auf uns allen,“ ſchrieb ſie. — „Eine fieberhafte Raſtloſigkeit hatte ſich ſeiner bemächtigt — ach, wir alle hatten den Wunſch, unſeren eigenen Gedanken zu entfliehen. Und in dieſem Wunſche geſchah es wohl, daß mein Mann von einem jungen Pferde ſprach, das unverkäuflich war, weil es keinen Reiter duldete. Wir alle haben Haſſo gebeten, das Wageſtück nicht zu unternehmen —

vergebens! Er war ja ein so ausgezeichneter Reiter — es war Mizis Stolz, ihn im Sattel zu sehen, und vielleicht wäre auch alles gut gegangen, denn das Pferd schien in ihm seinen Meister zu erkennen und sich zu fügen, hätte Hasso sich nur begnügt, es in der Reitbahn zu tummeln! Noch höre ich die Stimme meines Mannes: „Laß es genug sein, Hasso, du hast dein Kunststück vollbracht, was dir nicht so bald einer nachmacht;“ Hasso schüttelte den Kopf.

„Laßt mich nur, die Freude, auf einem Pferderücken zu sitzen, wird ohnehin bald aus für mich sein!“

Wir hatten kurz vorher davon gesprochen — daß er wohl nicht würde bei der Kavallerie bleiben können, und meine arme Mizi hatte bittere Thränen darüber vergossen. Bei seinen Worten fing sie wieder an zu weinen. Er wandte sich ab. Nie werde ich sein blasses Gesicht mit den dunkelleuchtenden Augen vergessen, wie er da noch einen Moment vor uns hielt — das unruhig steigende Pferd mit Mühe zügelnd. „Das Thor auf!“ rief er, und es wurde ihm gehorcht — die Leute sagen, sie hätten nicht anders gekonnt, trotz des Gegenbefehls meines Mannes, er hätte sie mit seinem Blick gezwungen. Und hinaus aus der Manege flogen sie, Roß und Reiter — eine Staubwolke wirbelte hinter ihnen auf, nach wenigen Augenblicken waren sie verschwunden. Und nach zwei Stunden fand man sie beide tot — das Pferd hatte in unglücklichem Sturze den Reiter unter sich begraben — o meine arme, süße Mizi!“

XX.

Jahre waren vergangen. Im Rosengarten von Ulmencamp arbeitete ein blonder Knabe mit Harke und Spaten, und von der „Laube“ heraus sah Großmama Gustchen friedlich lächelnd ihrem Liebling zu — während Großpapa Hasso ihr gegenüber soeben hatte seine Pfeife ausgehen lassen über dem spannenden Schluß eines Leihbibliothek-Romans, den er eigentlich nicht hatte lesen wollen, und über den er nun, nachdem er ihn fortgeschoben hatte, weiblich schimpfte. „Und das Schlimmste ist, wir lesen alle solches Gift, daß das Leben nachgerade auch schon anfängt, unnatürlich zu werden,“ sagte er. „Ist es z. B. nicht ganz unnatürlich, daß unsere Hanna schließlich doch noch den Geerd geheiratet hat?“ fügte er in der Hitze seiner Strafrede, die gegen die Romanschreiber gerichtet war und sich über Frau Gustchens unschuldiges Haupt ergoß, hinzu.

Sie schüttelte den Kopf.

„Die beiden sind doch aber so glücklich geworden, Alterchen!“

„Na ja — und der Geerd ist ein Prachtkerl, ich sage auch gar nichts gegen ihn — nur das Prinzip — aber du überträgst es mit echter Frauenlogik gleich aufs Persönliche!“

„Ja, Alter, du wirst es nun schon mit deiner unlogischen Frau durchhalten müssen, bis zum Schluß!“ Er streckte ihr die Hand über den Tisch herüber entgegen.

„Na, du weißt's ja, Gustchen, ich verlang's auch gar nicht besser — und trotz deiner unlogischen Schlüsse warst du mir doch ein guter Kamerad, in guten wie in bösen Tagen!“

Die beiden alten Hände vereinigten sich in festem Druck — und dann blickte das Paar hinüber nach dem Knaben, und beider Erinnerung flog zurück zu jener schwersten Zeit ihres Lebens, in der der Verlust des einzigen Sohnes ihren Herzen eine Wunde geschlagen, die im Lauf der Jahre wohl begann zu vernarben, die aber niemals schmerzlos werden würde, das wußten sie beide. —

„Er wird, unser Junge da,“ sagte Frau Gustchen dann leise, als suche und finde sie das beste Trostwort für den alten Schmerz — „und, weißt du, er erinnert mich in seiner Art, sich zu geben, mehr an Hanna als an Hasso — und — und von Mizi hat er, glaube ich, gar nichts!“

„Möge er ein Campen nach der alten Art werden,“ sagte Herr von Campen.

Hassos letztem Willen entsprechend, wurde sein Sohn bei den Großeltern erzogen. Mizi hatte sich ohne besondere Schwierigkeiten von dem Kinde getrennt, und als sie kurz nach Ablauf des Trauerjahres dem Grafen Ede Wallkotsch ihr Jawort gab, hatte Herr von Campen mit ihr das Abkommen getroffen, daß er alle Kosten, die aus Jung-Hassos Erziehung erwüchsen, übernehmen würde, wogegen Mizi versprach, sich jedes Eingriffs in die Erziehung ihres Sohnes zu enthalten.

Seitdem war sie Mutter mehrerer Kinder geworden und schien sich ihres Sohnes

erſter Ehe nur noch an deſſen Geburtstagen zu erinnern, während Graf Ede offen ausgeſprochen hatte, daß er froh ſei, mit ſeinem Stiefſohne nichts zu thun zu haben.

So wuchs der Knabe in Ulmencamp auf, und den beiden Alten war es manchmal, als hätten ſie ihren Sohn zurückbekommen, um ihn noch einmal, und diesmal härter und tüchtiger, für das Leben zu erziehen.

Jung-Haſſo hatte von ſeiner Arbeit aufgeblickt, und ſein ſcharfes Auge ſchien irgend etwas im Hauſe bemerkt zu haben, was ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Er lief nach der Hausthür, und gleich darauf kam er mit einem Couvert, das er einem dort wartenden Boten abgenommen hatte, in großen Sprüngen auf die Laube zu.

„Großpapa, Großmama, ein Telegramm!“

Herr von Campen nahm es an ſich und blickte hinein.

Ein ſonniges Lächeln zuckte über ſein Geſicht.

„Geerd und Hanna kommen ſchon morgen!“ rief er.

„Hurra!“ ſchrie Jung-Haſſo, „Hurra für Onkel Geerd und Tante Hanna und die beiden kleinen Couſinen, und — und für die Ferien! Denn es giebt doch jetzt Ferien, nicht wahr?“

„Wir haben dir's ja verſprochen! Aber die lateiniſche Arbeit, die Herr Ermler dir heut aufgegeben hatte, muß noch gemacht werden.“ —

„Wird gemacht,“ ſagte der Junge mit einem ſiegesſicheren Lächeln auf ſeinem hübſchen Schelmengeſicht, „und dein Roſenbeet grabe ich auch noch fertig um, Großmama, und dann geht's in die Ferien! Das muß ich gleich Herrn Ermler ſagen, denn der will verreiſen und freut ſich auch auf die Ferien! Hurra!“ Er rannte den Weg nach dem Hauſe zurück, und die beiden Alten blickten ihm nach.

„Der wird,“ ſagte Herr von Campen, und Frau Guſtchen, die mit freudeſtrahlendem Geſicht noch einmal die Depeſche geleſen hatte und ſie noch in der Hand hielt, als halte ſie damit ſchon einen Zipfel von der Freude der kommenden Sommertage feſt, nickte ihrem „Alten“ zu.

„Ja, der wird,“ wiederholte ſie zuverſichtlich.

Die Mittagsfee.

(Abdruck verboten)

Müde ſenkt der Wind die Flügel
Überm braunen Heidelande;
Fern am dunklen Föhrenhügel
Flirrt die Luft im Sonnenbrande.

Nur die Bienen leiſe ſummen
Um des Ginſters goldne Blüten,
Sonſt ein atemlos Verſtummen
Rings und traumhaft ſchwüles Brüten.

Tief den Schnabel im Gefieder
Birgt auf ſeinem Aſt der Rabe,
Und der Schäfer ſchließt die Lider,
Eingenickt am Hirtenſtabe.

Linden Schlummer niedertauen
Läßt die Fee der Mittagsſtunde,
Daß kein Blick ſie möge ſchauen
Auf der luft'gen Geiſterrunde.

Wie Geſpinſt von Sonnengolde
Blitzt ihr Haar aus dunklen Zweigen,
Wandelt mohnumkränzt die Holde
Durch ihr Reich im Heideſchweigen.

Reinhold Fuchs

Schloß Werenwag.

Die neue Donauthalbahn.

Text und Bilder von **Robert Aßmus.**

(Nachdruck verboten.)

Bis in die graue Dämmerzeit der Schöpfung, da sich Land und Wasser schieden, reicht der geheime Zauber der großen, weltbeherrschenden Ströme zurück. Das Herz des alten Schwabenlandes wird von der blauen Donau durchströmt. Ebenso reich wie die Geschichte, wuchs die Sage **von den Ufern der Donau empor. Wie sich der immergrüne Epheu um das alte**

Abb. 1. Sigmaringen.

Geſtein der Burgen rankt, ſo umranken immergrüne Mythen den Grundſtein wirklicher Begebenheit.

An ſeiner Wiege bei Donaueſchingen erſcheint der Fluß ſchmal und beſcheiden und auch noch weiter über Beuron und Sigmaringen hinaus, aber ſein kriſtallhelles, forellenreiches Waſſer durchſtrömt ein herrliches enges Felſenthal und gibt dieſem Leben und Bewegung. Maleriſche, ſattgrüne Waldungen wechſeln auf beiden Ufern ab mit hoch in die Lüfte ragenden Felswänden, welche in ihren Konturen reiche Formen zeigen, vor denen der Wanderer ſtaunend ſtehen bleibt. Gekrönt werden die Höhen durch eine ſtattliche Reihe maleriſcher Burgen und Schlöſſer, in deren altersgeſchwärztem Geſtein Waldkauz, Raben und Dohlen hauſen. Reich iſt die Gegend an alten Sagen und Märchen.

Gleich einer majeſtätiſchen Hochwarte ſchaut das impoſante Schloß des Fürſten von Hohenzollern von einem unmittelbar aus der Donau aufſteigenden Felſen herab auf das kleine Städtchen Sigmaringen (ſ. Abb. 1), das „Reſidenzle," wie die Schwaben ſagen, der preußiſch-hohenzollernſchen Lande. Als reiche Silhouette erſcheint das Schloß und beherrſcht von der hehren Stätte, auf welcher der Sage nach einſt ein römiſches Kaſtell geſtanden, in weitem Kreiſe die Landſchaft.

Der jetzige „Kunſtbau" des Schloſſes enthält eine reiche, chronologiſch geordnete Sammlung von alten Rüſtungen, Waffen, Fahnen, Standarten, Sätteln, Koſtümen, Jagdgeräten, alten muſikaliſchen Inſtrumenten ꝛc., während in dem hohen „altdeutſchen Saale" Bilder, ſchöne alte Gläſer, Majoliken, gut erhaltene Gobelins, Erzeugniſſe alter Textilinduſtrie, Holz- und Elfenbeinſchnitzereien, Werke unſerer Väter aus alter Zeit, vereinigt ſind. Reich an ſeltenen Büchern, Inkunabeln, wertvollen Manuſkripten iſt die fürſtliche Bibliothek mit ihren vorzüglichen Kunſtgegenſtänden aus der Renaiſſancezeit.

Einen weiten Blick auf eine herrliche Landſchaft genießt das Auge von der großen, mit ſchöner Baluſtrade eingefaßten Schloßterraſſe.

Es war ein Herbſtmorgen von ſeltener Schönheit, an welchem ich vor einigen Jahren in jenes romantiſche alte Land, dem Laufe der Donau entgegen, hinausfuhr.

Silbern lag der Tau auf Wald und Fluren. In den Spinnweben, welche über den feuchten Gräſern ſich ausbreiteten, flimmerten unzählige Tautropfen gleich glänzenden Brillanten. Still lag die Straße vor uns, ſtill das Thal.

Nur der Bergfluß, die Donau, ſang erfriſchende Melodieen, wie einen leiſen Morgenſegen zwiſchen den tauigen Ufern.

Lichtgraue Nebel kämpften mit den goldenen Sonnenſtrahlen, während wir das ſüdweſtlich unweit Sigmaringen gelegene Dörfchen Laiz mit ſeinem ehemaligen vorderöſterreichiſchen Franziskaner-Nonnenkloſter paſſierten. Im gewaltigen Bogen nimmt hier die Donau ihren Weiterlauf. Schon um das Jahr 1308 erwähnt der Chroniſt des Kloſters, welches um dieſe Zeit von einem Grafen von Monfort geſtiftet und

erbaut wurde. Aber Feuersbrünste legten den Bau zweimal in Asche.

Hinter Laiz steigt die Straße, und die starre Gewalt der Felsengründe tritt vor den Wanderer. An den nackten Felskolossen flattern die weißgrauen Nebel gleich ungeheuren Schleiern und hüllen die Landschaft in jenen vornehmen feinen Silberton, wie wir ihn aus den Bildern des gefeierten französischen Landschafters Corot kennen. Goldener färbt sich dann wieder das sanft zerfließende Lichtgrau, je höher es an den nackten Felswänden zur Sonne steigt.

Über der links an der Felsenstraße liegenden alten „toten" Donau — das Bett der neuen wurde wegen der strategischen Staatsbahn weiter südwärts verlegt — verflüchtigt sich immermehr der zarte Wasserdunst, der goldene Nebelrauch steigt himmelwärts, ein zartes Blau leuchtet hoch oben über den Felswänden, und plötzlich liegt ein sonnenbeleuchtetes, heiteres, in den reichsten Farben prangendes großartiges Landschafts- und Gebirgsbild vor uns.

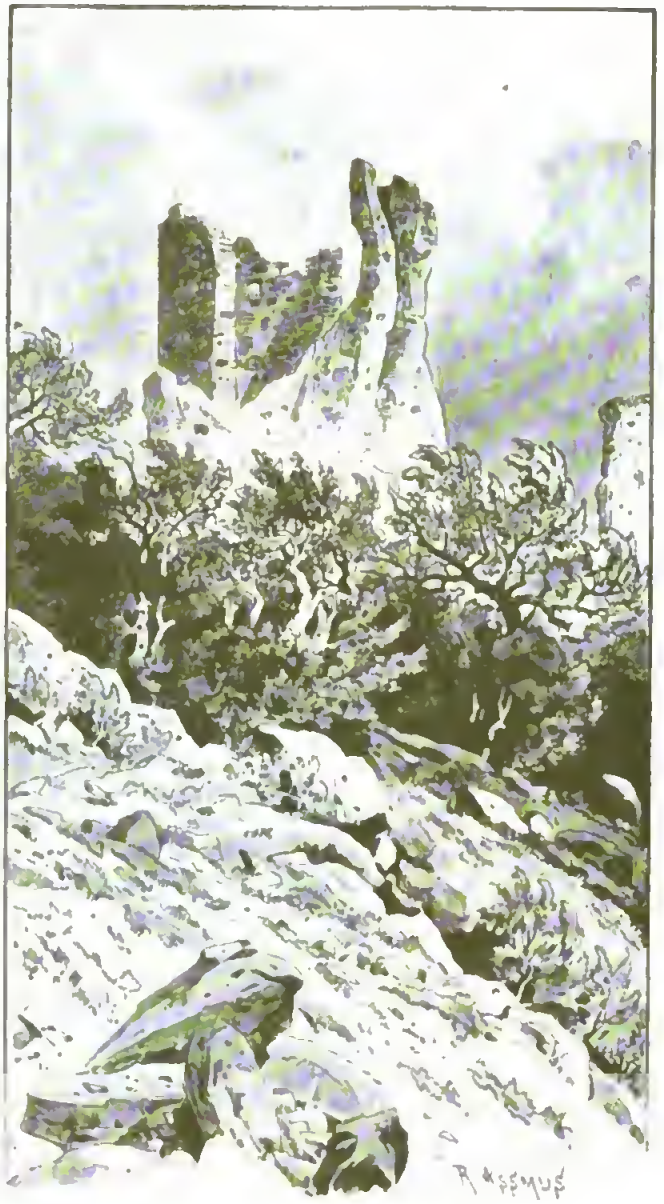


Abb. 2. Ruine „Gebrochen Gutenstein."

Aber unten auch an dem reinen, glänzenden Spiegel der alten „toten" Donau zeigt sich uns ein herrliches Bild nach dem anderen! Alte, abgestorbene, im Wasser der Donau liegende Bäume, Reiher darauf, welche sich im stillen Wasser spiegeln, schräg über diesem sich erhebende Baumgruppen im Herbstschmuck, Rohr und Schilf, hoch darüber die starren, altersgrauen Felswände, Form und Farben im Wasser reflektierend. Eine verlassene, hochpoetische, romantische, stille Welt von unendlicher Schönheit!

Doch nein! Weltabgeschieden lag bisher das obere Donauthal. Seit November vorletzten Jahres hört man auch hier das Dampfroß schnauben. Unsere in Waffen starrende Zeit verlangte eine strategische Eisenbahn durch dieses Thal, um im Kriegsfalle Truppen aus Bayern und Württemberg über Sigmaringen, Beuron, Tuttlingen, Immendingen, Stieringen, Waizenstühlingen durch das badensische Wiesenthal über Schopfheim und Waldshut schnell und direkt nach dem oberen Elsaß befördern zu können, was früher über Konstanz, Schaffhausen, letzteres weil schweizer

Gebiet, ausgeschlossen war. Fünfzehn Millionen Mark hat die auf Kosten des Deutschen Reiches erbaute neue Eisenbahnstrecke von Inzighofen bis Tuttlingen gekostet, welche innerhalb zweier Jahre vollendet war.

Die Schienenstränge dieser Bahn laufen bis Beuron vielfach parallel mit der „neuen" Donau, nachdem, wie bereits früher erwähnt, das bisherige Bett des Flusses, der neuen Eisenbahnstrecke wegen, verlegt wurde.

Von der Station Inzighofen nimmt die Eisenbahn ihren Lauf in westlicher Richtung. Rauh und wild ist die Landschaft. Trotzig steigen die Trümmer des Schlosses Alt- oder Gebrochen-Gutenstein aus Wald und Gestrüpp empor, über der Anhöhe, welche wie eine Gebirgsschurre jäh abfällt. Eng an einen Felsen gelehnt, erheben sich die spärlichen Trümmer, in deren Mauern nur noch eine kleine Fensteröffnung und die Baulöcher für die Balkenlagen sichtbar sind (s. Abb. 2).

Lang gewunden läuft die Straße weiter, bis wir links von derselben die Ruine Dietfurt mit ihrem allein übrig gebliebenen alten, viereckigen Wartturm erblicken, welcher sich auf einem mit dichtem Gehölz bewachsenen Hügel erhebt, während unter ihm, gleich Schwalbennestern die alte und die neue Mühle und wenige Bauernhäuser sich gruppieren. Ein Steg führt über das stille Wasser der hier sehr schmalen Donau, im Hintergrunde engen senkrechte graue Felswände, unterbrochen von langen Wellen tiefgrüner Waldungen, das Thal ein (siehe Abb. 3).

Abb. 3. Ruine Dietfurt.

Zwischen Dietfurt und Dorf Gutenstein nimmt die Bahn in kühnem Bogen und über einer eisernen, über die Donau führenden Brücke ihren Lauf durch einen Felstunnel (s. Abb. 4), um am entgegengesetzten Ufer wieder zu erscheinen.

Wir bleiben auf der Straße, die, von mehreren Tunnels unterbrochen, der Landschaft einen überaus malerischen, alpinen Reiz verleiht. Überhaupt steigert sich von nun an die Schönheit des Thales bis zum Kloster Beuron. Im ganzen sind es neun Tunnels, welche wir auf der Straße hinter Laiz bis Beuron passieren. Vor Jahrtausenden hat das Bett der Donau weit höher gelegen als heute; mehrfach sieht man an den kahlen grauen Felswänden Höhlen und riesige Löcher, welche vom damals wild dahinschießenden Bergstrom ausgewaschen wurden. Senkrecht streben zu unserer Rechten unmittelbar an der Straße bei Gutenstein in nackter Starrheit die mächtigen Felswände von wilder Schönheit empor. Wie ein ungeheurer Wall schauen sie auf uns herab (s. Abb. 5).

Um der Eisenbahn Raum zu schaffen, wurde zwischen Gutenstein und Thiergarten ein 360 Meter langer Tunnel gebohrt. Der Fluß drängt sich hart ans Gestein heran, durch Felssprengungen und Tunnels führt die enge Straße weiter. Eine hochgewölbte Grotte nennt der Volksmund „Heidenloch." Während des Baues der im Jahre 1846 begonnenen Felsstraße fand man Nägel, antike Instrumente und andere Gegenstände, Zeichen einer römischen Niederlassung. Uralt ist eine bei den Thiergartenhöfen liegende Kapelle im romanischen Stil. Vor dreihundert Jahren wurde in Thiergarten vom Grafen Wilhelm von Zimmern ein Eisenwerk nebst Hammerschmiede erbaut — das Eisenerz fand man in nächster Umgebung fast an der Oberfläche des Bodens, und lange erfreuten sich die Werke eines

glänzenden Betriebs. Allein die auch auf diesem Gebiete später herrschende Konkurrenz vernichtete den Weiterbetrieb. Die Schlote wirbeln ihren schwarzen Atem nicht mehr in die Luft, und die schwielige Hand des Arbeiters, welche mit dem harten Eisen kämpfte, hat längst die Hochöfen gelöscht. Kein rotflüssiges Erz entströmt ihnen mehr, das gleichmäßige Pochen der Hammerschmiede hat aufgehört, und verödet stehen die Werke da.

Ein interessantes Landschaftsbild erblicken wir bei Neumühle. Die felsigen Ufer fallen mächtig in die Tiefe und allenthalben schließt das Felsengebirge, welches sich in dem ruhigen Wasser der Donau wiederspiegelt, die Landschaft (s. Abb. 6). Die Abgeschlossenheit dieses Bildes steigert den Eindruck, den der Beschauer empfindet; sein Gemüt ist nicht geteilt zwischen wechselnder Anschauung, er ist ganz gefangen genommen von der Einheit und der Eigenart des Anblicks.

Abb. 4. Tunnel zwischen Dietfurt und Gutenstein.

Über dem Bahnkörper, hoch alle anderen Felsenkuppen des Gebirges überragend, wie ein Falkenhorst, auf einen Felskegel sich stützend, schaut das morsche Gemäuer der Burg Falkenstein über den grünen Wipfeln und dem grauen felsigen Abhange ins Thal (s. Abb. 7).

Wahrscheinlich war der Turm „Berchfriet," dessen Trümmer wir erblicken, die feste Warte der hinter ihm auf der größeren Bergfläche gelegenen Burg Falkenstein. Ein sehr steiler Fußweg führt zum Turme hinauf, der vielleicht schon zu den Zeiten der Römer eine Warte war. Im Innern desselben befinden sich nur Trümmer, und verschüttet liegen die Gewölbe.

Stromaufwärts bei Neidingen wird die Landschaft noch rauher und wilder. Drohend senkrecht erheben sich die kahlen Felswände „die Schaufelsen," um deren Gipfel Tausende von Raben mit lautem Geschrei kreisen (s. Abb. 8). Die Kräfte der Natur, die vor Jahrtausenden hier thätig waren und jene geschlossene kolossale Felsmauer schufen, welche bei Neidingen sich erhebt, das Juragebirge der schwäbischen Alp, erfüllen uns noch heute mit Gedanken des Grauens.

Vielfach zerklüftet ist der Gipfel der Felswand. Wie ein Bannwald umkränzen dieselben die Wipfel der Bäume im reichsten Herbstschmuck. Losgerissene Felsblöcke haben auf dem jäh abfallenden Bergterrain plötzlich Halt gemacht, und scheu eilt der Wanderer an dieser gewaltigen Gebirgswüste unten auf schmaler Straße vorüber.

Du wildes Gebirg, so schroff und gezackt,
Urwüste der Welt, wie am ersten Tag,
Als der Himmel öd' und die Erde nackt,
Und kein klopfend Herz an der Erde lag, —
Urstille der Welt! nimm mild gesinnt
In deine Arme dein zagendes Kind.

Aus dieſer Einſamkeit treten wir hinaus auf die nächſtniedrige Thalſohle: Hauſen im Thal. Feld-, Wieſenbau und Viehzucht ernähren hier im ärmlichen Glück die Bewohner des Pfarrdorfs. Dieſem gegenüber erblicken wir in kühner Höhe gleich einem Adlerneſt wiederum eine Ruine: Schloß Hauſen (ſ. Abb. 9). Auch von dieſem Schloſſe iſt nur noch ein alter Wartturm zu ſehen, welcher verwittertes Mauerwerk flankiert, aus dem Bäume und Geſtrüpp friſch weiterſproſſend zum blauen Himmel emporſchauen. Kahl und ſenkrecht iſt die Felskuppe, finſter, ſchweigend ſind die Trümmer der Burg, die von ihrer ſteilen Höhe ins Thal hinabſchauen. Die Mauerwerke ſteigen ſo unmittelbar aus dem ſenkrechten Felſen empor, daß ſie mit dieſem eng verwachſen und nur eine Maſſe zu bilden ſcheinen. Der jetzige Beſitzer iſt Graf Douglas.

Hauſen gegenüber befindet ſich eine hochgewölbte Felsgrotte, das „Hohlenloch," und neben dieſer eine zweite im gleichen Felſen befindliche Grotte, die jedoch unzugänglich iſt. Der Volksſage nach bewohne jene eine verwunſchene geizige Jungfrau, welche mit einem ſchwarzen Hunde daſelbſt einen Schatz hüte. In finſtern ſtürmiſchen Nächten höre man im Felſen das Heulen und Bellen des Hundes. Auf dem Gipfel des Felſens erhob ſich einſt die Wagenburg, von der nur noch einige Trümmer ſichtbar ſind.

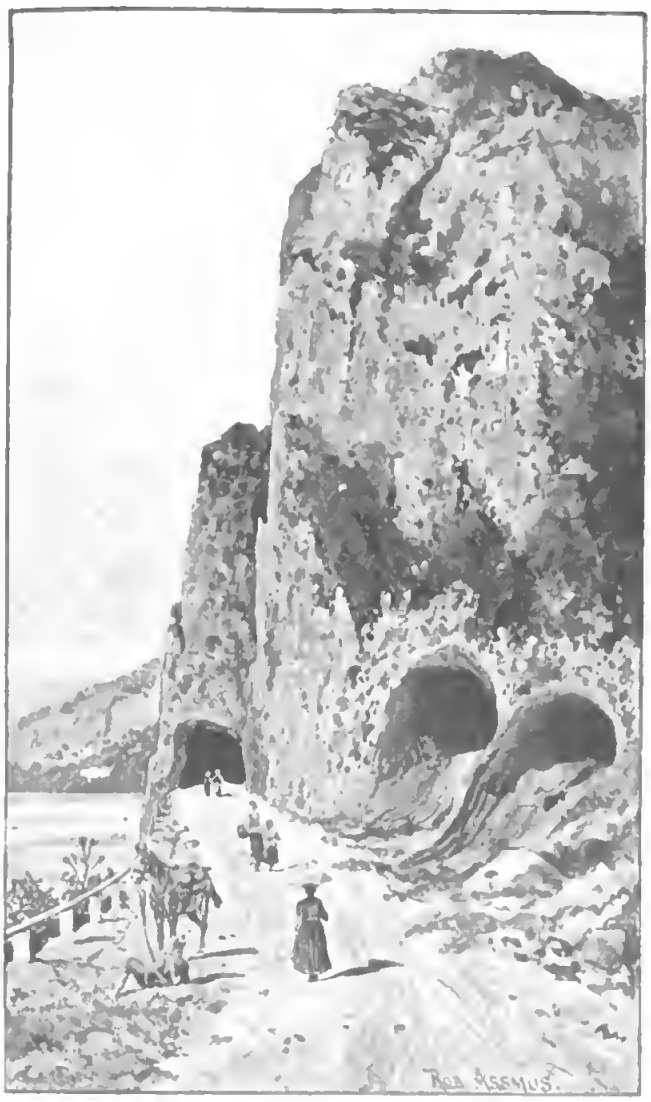


Abb. 5. An der Straße bei Gutenſtein. Im Hintergrund der Eingang in den längſten Straßentunnel.

Das Donauthal, durch deſſen Mitte heute die Schienenſtränge der neuen ſtrategiſchen Bahn laufen, erweitert ſich. Grüne Matten, graue Felswände und ſchöne Buchenwaldungen in der reichen Farbenſkala des Herbſtes verleihen der Gegend maleriſchen Reiz. Im Hintergrunde rechts thront auf hohem Felsrücken das alte Schloß Werenwag (ſ. Kopfſtück).

Je mehr wir uns demſelben nähern, um ſo mehr imponiert die kühne Lage und der überaus maleriſche Anblick, den Schloß und Felſen bieten. Werenwag, an deſſen Fuße der Weiler Langenbrunn liegt, iſt unſtreitig der Glanzpunkt des ganzen Thals. Auf dem Scheitel einer ſtolzen, zerklüfteten Felsmaſſe und über farbigem Laubwerk hoch in die Lüfte ſteigend, genießt der Beſchauer von dort oben eine entzückende Ausſicht nach drei Seiten hin: zurück in das Thal und deſſen Felſenmauer, nach der gegenüberliegenden Seite des Thals und nach dem hochgelegenen

olten Wolkenſitze, Schloß Wildenſtein. Am äußerſten Felsvorſprunge, dem kanzelähnlichen ſogenannten „Ritterfelſen,“ befindet ſich ein kleiner Pavillon, als ſchwindelnder Ausſichtspunkt, von welchem der Blick in die jähe Tiefe fällt.

Früher hieß dos Schloß Werenwag, deſſen Beſitzer ſchon zur Zeit der Kreuzzüge genannt werden. Später gehörte es den Freiherren von Loubenberg, welche die Erbauer des Schloſſes ſind, während der Schloßturm noch ous den Zeiten der Römer ſtommen ſoll, die hier eine Niederloſſuug hatten. Noch ſind in der Nähe Spuren der einſtigen Römerſtraße, die ſich über das ganze Hordt und den Heuberg hinzog. Auch die Altſtadt bei Altheim, wenige Stunden von Werenwag entfernt, war ein römiſches Kaſtell, vielleicht dos alte Pragodurum, zum Schutze dieſes Straßenzugs.

Wir ſtehen hier ouf oltem hiſtoriſchem Boden. Die mächtigen Geſtolten der ſiegenden Germonen mit blondem, langem Hoar und blauen Augen, mit dem Bärenfell bekleidet und breiten, zweiſchneidigen Schwertern bewehrt, zogen hier durch die ungebrochenen Wölder und zerſtörten die vielen kleineren, zum Schutze der Straßen angelegten Verbindungskaſtelle, von denen wir bei Werenwag noch Spuren und Mauerreſte ſehen.

Im Schloſſe finden wir heute wenig Intereſſantes: in die Felſen eingehauene Gewölbe und das in einem runden Turme befindliche Burgverließ mit zwei in die Tiefe führenden Wendeltreppen. In der im zweiten Stockwerk befindlichen Wirtſchaft hat eine badiſche Künſtlerin Mario Ellenrieder vier hübſche Kreidezeichnungen — bibliſche Dorſtellungen — geſtiftet. Kapelle, Schloßgorten, Ökonomiegebäude, ein im Hofe ſtehender Brunnen vervollſtändigen das Ganze. In einer Felsgrotte, welche die dortigen Bewohner Felſenſchmiede nennen, ſoll der Soge noch einſt in alten Zeiten ein Schmied ſeine Werkſtätte oufgeſchlogen hoben.

Wir wandern weiter.

Inſeits des Thales ouf ſteiler Bergeshöhe wie ein ſteinerner Felſenhorſt ragen Klumpen von Stein und unförmliche Rieſenwürfel in die Luft. Aus dem Mauerwerk von ungeheurer Dicke ſchauen glotzäugig tiefliegende Fenſter gebieteriſch heraus.

Es iſt das echt feudole Stammſchloß der Familie von Wildenſtein (ſ. Abb. 10).

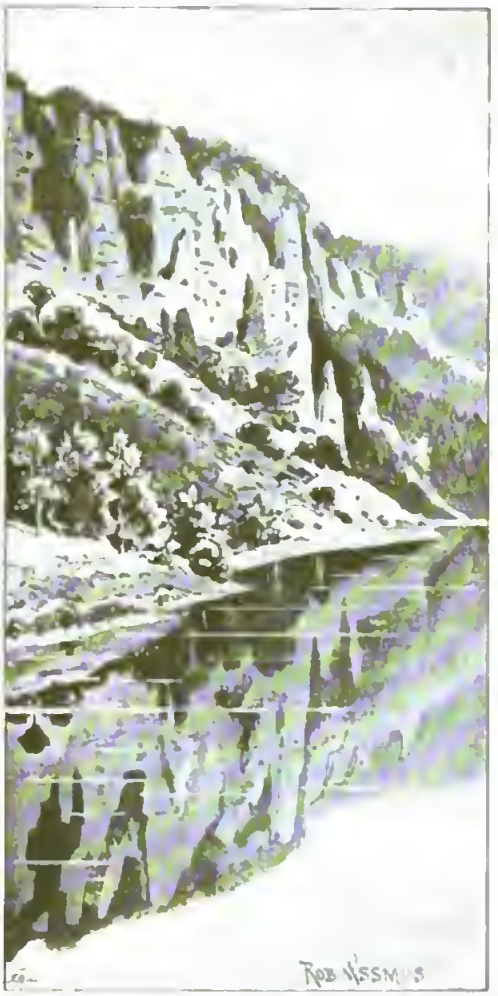


Abb. 6. Felspartie bei Neumühle a. d. Donau.

Je wilder die Zeit war, um ſo höher ſchlugen die trotzigen Ritter ihren Wohnſitz auf und erſt donn, ols die Menſchen verſöhnlicher geworden, die Gegenſätze milder, rückten ſie langſom herab in die Dörfer und Städte. In jenen rauhen Zeiten mußten die Burgen hoch und unzugönglich gebaut werden, kommt doch dos Wort „Burg“ von „Bergen“.

An ſchroffen hohen Felſen hinouf konnten die Wurfmoſchinen und Mouerbrecher nicht gebrocht werden. Um vor den Pfeilen der Feinde ſicher zu ſein, wählte man gern einen vorſpringenden Felſen, der von den umliegenden Höhen außer Schußweite war. Auf dem notürlichen Stein boute mon, wodurch das Unterminieren unmöglich gemacht wurde.

Um in die Burg Wildenſtein zu ge-

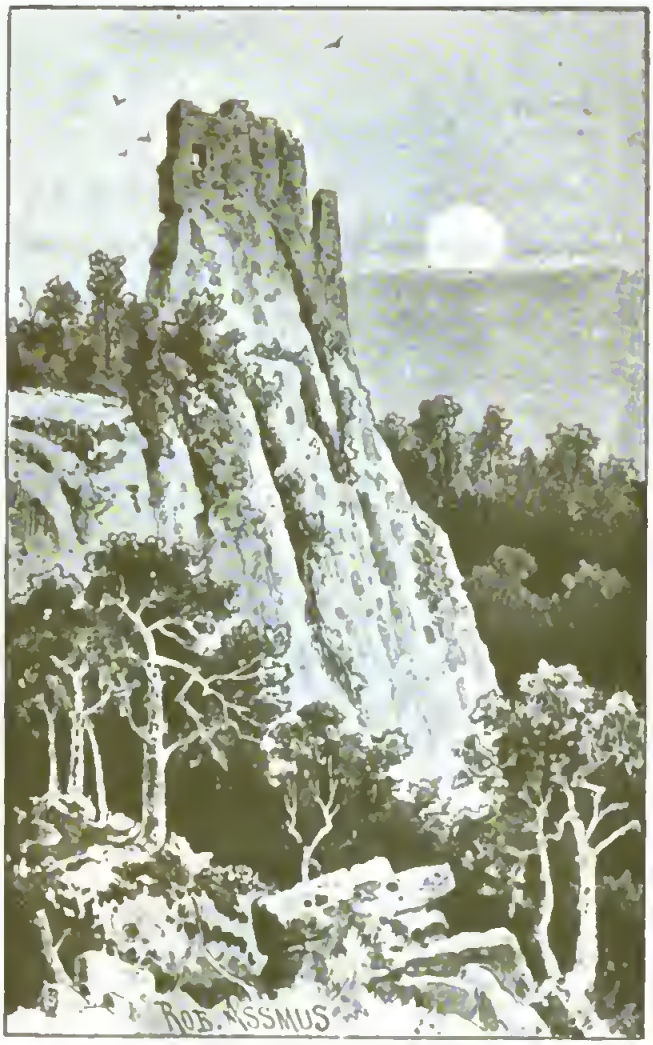


Abb. 7. Ruine Falkenstein.

langen, wurde von den Erbauern der Feste ein gegenüberstehender Fels aufgemauert und durch Zugbrücken mit dem festen Lande und dem starken Felsenneste verbunden. Mit aufgezogenen Brücken war die Burg uneinnehmbar. Auch gegen eine Cernierung war dieselbe insofern geschützt, als unter der Schloßkapelle ein unterirdischer Gang bis hinab zur Donau führte, um nötigenfalls Nahrungsmittel zu holen. Außerdem aber befanden sich im Innern der Burg ein Brunnen, ein großer Mehlkasten, eine Pferdemühle, Zeughaus, Schmiede, Kasematten und Stallungen. Nur auf kurze Zeit war die Burg und zwar durch Kriegslist am 10. August 1642 durch ein kleines von Hohentwiel entsandtes Korps an Württemberg gefallen. Die vierundzwanzig Fuß dicken Mauern wurden von keiner Feindesmacht gebrochen, sie sind fest wie der Fels, auf welchem sie stehen.

Über die Gründer der Burg finden wir keine Urkunden. Wahrscheinlich wurde dieselbe von den Herren von Dietfurt, dem ältesten Geschlechte im Donauthal, erbaut. Wild, wie die Lage der Burg, nannten sich deren Besitzer die Wilden von Wildenstein. Kaiser Albrecht II kaufte während seiner zehnjährigen Regierung (1298 bis 1308) von den Herren von Wildenstein die Burg Gutenstein. Nach dem Aussterben der Dynastenfamilie von Wildenstein gelangte die Burg im XIV. Jahrhundert in den Besitz der Pfalzgrafen bei Rhein. Dann erscheinen im Jahre 1351 die Herren von Gundelfingen als die Herren von Wildenstein. Später war die Burg Eigentum der Herren von Zimmern und einer derselben erhielt von Kaiser Friedrich III die Erlaubnis, sich Herr von Wildenstein zu nennen und das Wappen der Wildensteiner neben dem von Zimmernschen zu führen. Als auch diese Familie ausgestorben war, ging Wildenstein an die Grafen von Helfenstein über, die es als Wildensteiner bis 1627 besaßen. Schließlich gelangte die Feste in den Besitz des fürstlichen Hauses von Fürstenberg, dem noch heute Burg und Feste unter badenscher Oberlandeshoheit gehören. Zur Zeit des Bauernkrieges wird ein Gottfried von Zimmern genannt, der im St. Maurusthal eine Stadt anlegen wollte. Zwistigkeiten mit den Bauern veranlaßten ihn, sich als Einsiedler auf seine Burg Wildenstein zurückzuziehen, wo er seine Zeit mit Dichten, Trinken und Leimsieden zubrachte. Als Feuerungsmaterial für die Erzeugung von Leim benutzte er die alten Urkunden seines Archivs.

In der verwaisten Burg sehen wir heute noch den Rittersaal und eine im spätgotischen Stile erbaute Schloßkapelle. Die einstigen Gemächer der Grafen von Wildenstein dienen jetzt als Wohnung des Schloßverwalters.

Wehmütig stille ist das Dasein, das jetzt diese Mauern führen, leidlos und thatenlos. Alles ist hier Vergangenheit. Und die Menschen der Gegenwart gehen daran vorbei; Hunderte ohne Verstehen, bis einer kommt, der seinen forschenden Blick zurücklenkt in das Gewesene, der Andacht fühlt vor diesem Leide.

Wieder ist tiefe Einsamkeit um uns, und uns umgibt duftige stumme Waldeinsamkeit. Kein Menschentritt, kein Lebenslaut, kein Sonnenstrahl! Da zeigen sich im Thale niedrige Gebäude von eigenartigem Stil. An den Wänden lesen wir, mit schönen Initialen geschmückt, Sentenzen: „Wer säet, der mähet", — „Gute Zucht, gute Frucht", — „Fleiß macht weis'", — „Einträchtig gefaßt, erleichtert die Last". — Wir befinden uns im St. Maurusthal, und jene sauberen Häuser in dieser Wald- und Bergeinsamkeit sind die Ökonomiegebäude der Meierei des Klosters von Beuron. Unmittelbar an der stillen Straße erhebt sich die St. Mauruskapelle (s. Schlußvignette). Zwei viereckige Säulen und mit Wandgemälden geschmückte Wände tragen das Dach mit dem Glockentürmchen. Die Kapelle verdankt ihre Erbauung einem Gelübde der Fürstin Katharina von Hohenzollern, deren Namen als große Wohlthäterin des Benediktinerklosters Beuron in der ganzen Gegend vielfach genannt wird. Die in den Jahren 1868—1871 von Beuroner Künstlern — Benediktinerpatres — erbaute Votivkapelle zu Ehren des heiligen Maurus und Benediktus ist in streng altchristlichem Stil gehalten, und auch die dekorative Ausschmückung lehnt sich in kompositioneller Hinsicht, wie in der Darstellung der einzelnen Figuren, an Schöpfungen der alten christlichen Kunst an, wie solche in Rom und anderen italienischen Städten noch heute vorgefunden werden.

Der Bau bildet eine Cella von quadratischem Grundriß und besitzt eine nach drei Seiten offene Vorhalle, zu welcher eine Freitreppe führt. Ein farbig gehaltenes schönes Freskobild, die heilige Jungfrau in weißem Gewande darstellend mit dem Christuskinde auf erhabenem Throne sitzend, schmückt die dem herrlichen Thale zugekehrte Vorhalle. Der Mutter Gottes zur Seite befinden sich, von einer Palme überragt, die Gestalten der beiden Heiligen St. Benedikt und St. Scholastika, während die Seitenwände Darstellungen aus dem Leben des heiligen Maurus zeigen.

Mystische Dämmerung herrscht im Innern der schönen Kapelle. An der Hauptwand sehen wir die Darstellung des Todes Christi in eigenartiger Auffassung, ohne irgend eine konventionelle Anlehnung, mit den Gestalten der Maria und des Johannes, mit Joseph und Johannes dem Täufer, jener als Patron der Kirche, dieser als Vorbild der Mönche, dann die Patroninnen der kirchlichen Wissenschaft und Kunst, St. Katharina und die heilige Cäcilie. Engel umschweben das Kreuz, an dem der Heiland mehr steht als hängt, und vervollständigen

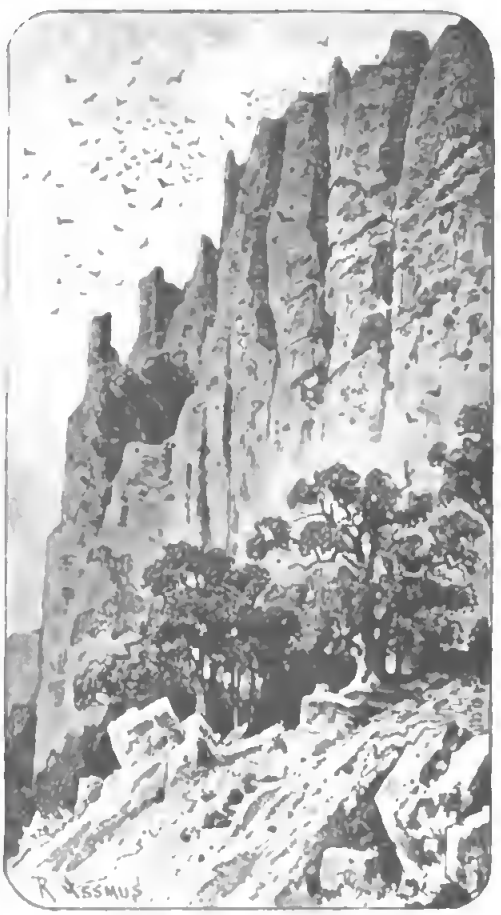


Abb. 8 Die Schaufelfen.

Abb. 9. Ruine Hausen.

die Komposition, in welcher der Schwerpunkt auf den geistigen Gedanken des Glaubens gelegt wurde, weniger auf die historische Wahrheit. Unter dem weißen Marmoraltar befindet sich die künstlerisch ausgeführte Statue des heiligen Maurus, gleichsam als ob der Schutzpatron des Thales im Grabe ruhe.

Sämtliche Gemälde imponieren durch die Strenge der Auffassung und die hohe Gläubigkeit und Frömmigkeit, welche aus ihnen spricht. Frei von jeder koloristischen Effekthascherei wirken die Kompositionen, wie der ganze Bau der Votivkapelle, schlicht und einfach, aber dennoch bedeutend und hochinteressant. Das geübte Malerauge der Künstlermönche hat mit außerordentlichem Geschmack für landschaftliche Schönheit gerade an diesem Punkte, einem der schönsten des ganzen Thales, mit dem Blick auf die Burg Wildenstein, die St. Mauruskapelle errichten lassen, und vielgereiste Architekten, welche dem Kloster Beuron als Patres angehören, führten hier im weltabgeschiedenen, romantisch gelegenen Erdenwinkel den durch die Eigenart seiner Erscheinung überraschenden Bau aus. Wie ein Stimmungsbild von seltener Kraft erscheint uns diese einsam gelegene, schöne Kapelle am Waldesrand in großartiger landschaftlicher Umgebung:

So steht die Kapelle am Donaustrand
Zwischen Bergen im Wald, an der Felsenwand.
Für den Erdenpilger ein Ruhezelt,
Wegweiser nach Oben „St. Maurus im Feld."

Einen dichten Laubgang bildet über uns der Wald zu beiden Seiten der Straße. Zu unserer Linken fällt das Terrain steil ab; wir sehen unter uns die Wipfel der Bäume, aus denen helle Glanzlichter blitzen, welche die jugendfrische Donau zu uns herauf sendet, die gleich einer silbergeschuppten Schlange sich weiter wälzt.

Die Straße vertieft sich in den Wald, ein Hohlweg nimmt uns auf, Brombeerranken mit ihren herbstlich gefärbten roten Blättern klettern den Bergabhang hinab und umschließen hohe Baumstämme.

Plötzlich öffnet sich vor uns das Laubwerk, und aus dem ernsten Rahmen des Waldes schaut drüben von grüner Au das Kloster Beuron herüber, von den steilen Bergabhängen des Hintergrundes sich in lichten Tönen abhebend (s. Abb. 11). Aber in ungeheurem Bogen zieht sich die einsame Bergstraße unter den hohen Bäumen und rechts am steilaufsteigenden Walde hin. Hier und da umklammert dunkler Epheu das alte zu Tage tretende verwetterte Gestein, als wollte er dasselbe vor der Neugier unserer Zeit behüten.

Die Straße neigt sich — schrill und nichts weniger als in diese Berg- und Waldeinsamkeit passend, tönt drüben im Thale der Pfiff der Lokomotive vor der Haltestelle Beuron. Eine Mühle mit stillem Weiher, überragt von hohen Pappeln, bleibt zur Seite liegen, eine neunzigjährige, auf steinernen Pfeilern ruhende, alte, holzbedeckte Donaubrücke, welche mich lebhaft an die altersgraue Rheinbrücke bei Säßingen erinnert, wird überschritten, und vor uns liegt der kleine Molkenkurort Beuron mit seinem Benediktinerkloster.

Die Geschichte des Klosters ist alt und bedeutend, seine Gründung reicht in die

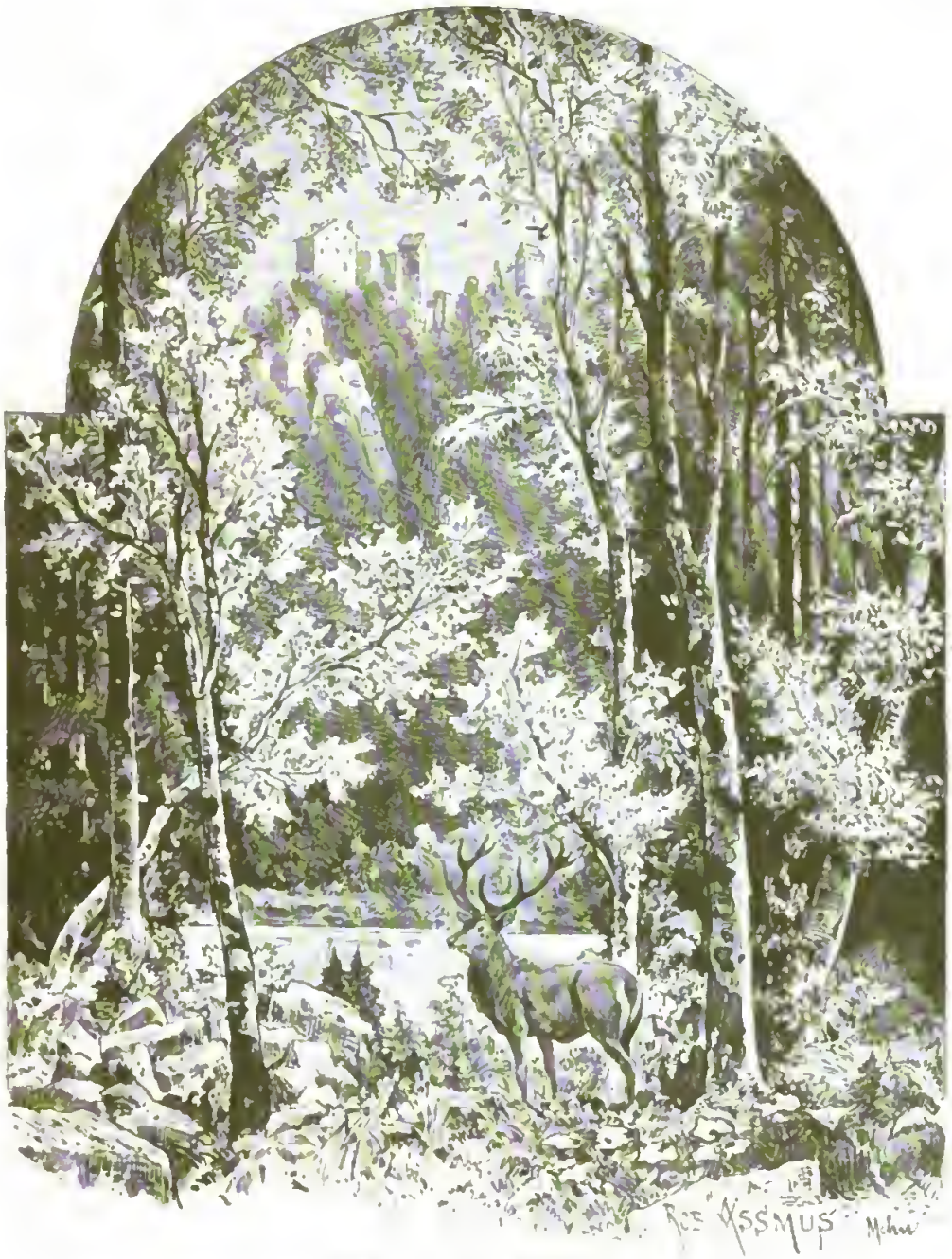


Abb. 10. Schloß Wildenſtein.

Zeit zurück, da Kaiſer Karl der Große herrſchte. Der Schwager desſelben, Schwabenherzog Gerold Graf von Bußen, welcher auf dem Bußenberge bei Riedlingen reſidierte, gründete das Kloſter im Jahre 777, aber die erſte Anſiedelung fand an einer anderen Stelle als der heutigen ſtatt, auf hohem Berge am linken Donauufer, eine Viertelſtunde oberhalb des heutigen Kloſters Beuron, dort, wo zwei Felſen aus dem waldigen Bergabhang hervorragen, die noch gegenwärtig Alt- oder Buſſenbeuron heißen.

Unter dem Abt Berthold von Volmaringen wurde im Jahre 907 das Kloſter auf dem verheerenden Siegeszuge der Ungarn von dieſen zerſtört. Von Abt Hatto von

Wildenstein abermals aufgebaut, ging die Abtei nach 137 Jahren ein, bis ein schwäbischer Fürst, den die Sage Peregrinus nennt, das Kloster an der jetzigen Stelle im Thale aufbaute.

Die Mythe berichtet von Peregrinus, daß dieser beritten auf der Jagd einen Hirsch verfolgte. Das Pferd stürzte, der Hirsch aber blieb plötzlich während seines Laufes mit flammendem Geweih stehen, ohne zu weichen. Unter ihm erschien die heilige Jungfrau und gleichzeitig zeigten sich hoch am Himmel vor dunkeln Wolken die sonnenbeleuchteten Wände eines Klosters. Peregrinus ließ nun das Kloster Beuron erbauen, das mit großen Feierlichkeiten unter Abt Friedrich von Wildeck im Beisein der gesamten Geistlichkeit am Maria Himmelfahrtstage im Jahre 1077 eingeweiht wurde.

Abb. 11. Benediktiner Abtei Beuron.

Herren aus den berühmtesten adeligen Geschlechtern Schwabens waren in der Folge Äbte von Beuron, wodurch das Kloster bald reich wurde. Außerdem hatte Kaiser Friedrich I dem Kloster mehrere Vorrechte bewilligt, unter ihnen das Recht der Erbfolge in das Vermögen der Hagestolzen, die Unterthanen des Klosters waren. Hierdurch gelangte dasselbe schnell zu Ansehen und Reichtum, zu Einfluß und Gütern, so daß es zu den reichsten und mächtigsten Stiften der ganzen Umgegend zählte.

In die weltabgeschiedenen Zellen zog aber im XV. Jahrhundert die Deutschland schwer heimsuchende Pest ein, und der Tod hielt reichliche Ernte unter den Chorherren der Abtei.

Kostgänger im Kloster waren benachbarte arme Adelige, die zugleich vom Klostervermögen zehrten, aber auch die Kaiser, denen der Reichtum Beurons nicht fremd war, nahmen Erpressungen vor, so daß im Jahre 1510 mit Ausnahme des Abtes sämtliche Chorherren auswanderten, und das Kloster neun Jahre lang entvölkert blieb.

Religiöser Fanatismus und Glaubenshaß raubten durch die furchtbare Brandfackel des dreißigjährigen Krieges Hunderttausenden Hab und Gut und auch für Beuron brachte der Krieg schwere Schläge, wie uns Jahr für Jahr eine aufgefundene lateinische Urkunde aus dieser sturmgewaltigen Zeit der schweren Not und des Elends berichtet.

Das Kloster war verarmt, die Güter und Häuser desselben verwüstet. Krankheiten und Hunger standen auf der Tagesordnung; es mußten Schulden gemacht werden, um die Soldaten zu befriedigen und hohe Kontributionen zu bezahlen. Goldene Monstranzen, Kelche und andere Kirchengeräte wurden verkauft zur Anschaffung von Saatfrüchten und Lebensmitteln. Leer waren die Klosterwände, leer die Kirche.

Unter Abt Joseph von Egenroth 1704 bis 1715 besserten sich endlich die Verhält-

nisse für Beuron; eine Klosterschule mit theologischem und philosophischem Kursus wurde errichtet, und Abt Rudolf von Strattowitz baute die jetzt noch stehende Kirche. Er wurde durch einen vom Dache stürzenden Ziegel erschlagen, während man das alte Gnadenbild, die Mutter Gottes darstellend, aus der alten Kirche in die neue brachte. Hohe Verdienste um Beuron hat sich der kürzlich verstorbene Erzabt Maurus, ein früherer Professor der Philologie, erworben. Unter anderen Institutionen verdankt ihm das Kloster die Einrichtung einer Maler-Kunstschule, sowie die künstlerische Pflege des Chorals.

Heute, unter Erzabt Placidus, besitzt die Abtei fünfzehn Patres und etwa 50 Laienbrüder. Unter ersteren befinden sich Künstler, ehemalige Studenten, Fürsten, Grafen, Barone, Adelige und Bürgerliche.

Die bedeutendsten Mitglieder der Kunstschule in Beuron sind der Schweizer Pater Gabriel Wüger, der in München, Nürnberg, Florenz, Rom studierte und in Beuron 1870 eintrat, Pater Lucas Steiner, Schüler Wügers in Rom, der sich später in München aufhielt, in Beuron seit 1872 lebt und Pater Desiderius Lenz aus Haigerloch (Hohenzollern), welcher in München 1850—58 studierte, alsdann vier Jahre lang Professor der Kunstschule in Nürnberg war, später in Rom sich aufhielt, 1876 nach längerem Arbeiten im Kloster in dasselbe als Laie eintrat und den Profeß in Monte Cassino machte.

Alle drei Künstler, von der Fürstin Katharina von Hohenzollern zur Ausschmückung der vorher erwähnten St. Mauruskapelle nach Beuron berufen, lernten hier, im engeren Verkehr mit den Benediktinermönchen, das Ordensleben kennen und lieben und wurden bald darauf nacheinander Angehörige der Abtei.

Die dortige Kunstschule strebt besonders an das Wiederaufleben der alten christlichen Kunst, jene ideenreichen, tiefsinnigen, abstrakten Darstellungen, wie sie früheren Jahrhunderten eigen waren, und vermeidet absichtlich den Realismus, wie er heutigen Tags auf allen Gebieten der Kunst, häufig ohne jede ideale Empfindung, herrschend ist. Sie vermeidet hierbei auch Anlehnungen an hochbedeutende Werke, wie solche der große Sanzio Rafaello von Urbino und sein Lehrer Pieter Perugino, diejenigen Lionardo da Vincis und anderer Meister des Cinquecento geschaffen, auch Anklänge an jene warmen, die Seele ergreifenden Kompositionen Murillos, Rubens' und van Dyck's werden wohl deshalb absichtlich vermieden, weil diese Schöpfungen eben unerreichbar sind. Dagegen sind es die Darstellungen der frühesten italienischen Kunst mit ihren strengen Gestalten, dem stilisierten Faltenwurf, Kompositionen ohne reichere Hintergründe, welche hier in Beuron den Künstlermönchen zur Nachahmung dienen und wodurch jene Kunstepoche ein neues Aufblühen erfährt.

Abb. 12. St. Josephsgarten im Kloster Beuron.

Außer den Kunstmalern zählt die fleißige Kunstkolonie noch einen Bildhauer und zwei Architekten zu ihren Mitbrüdern.

Ein Kloster, fern geschieden
Von Lebens Sorg' und Pein,
Es lädt zum stillen Frieden
Den müden Wandrer ein.

Aus der Wald- und Bergwildnis treten wir in den friedlichen Bannkreis der Klostermauern. Wir folgen einem sauber gepflegten,

mit feinstem Kies bestreuten Wege, welcher sich an der südlichen Längenfassade des Klosters hinzieht und läuten am Eingange. Ein Bruder Pförtner öffnet und fragt nach unserm Begehr. Auf meine Bemerkung, den Herrn Prior des Klosters sprechen zu wollen, werde ich dem Subprior, einem hochgewachsenen Herrn mit ernsten, aber wohlwollenden Zügen, durch den Bibliothekar der Abtei, Pater Bienle, im Sprechzimmer vorgestellt und nachdem ich mich darauf bezogen, daß ich Mitarbeiter der angesehensten illustrierten Zeitungen sei und die Absicht ausgesprochen, einen Artikel über das Donauthal und Kloster Beuron veröffentlichen zu wollen, übernimmt der Herr Subprior in liebenswürdigster Weise selbst die Führerschaft. Wir wandeln zunächst durch verschiedene mit schönen Freskenmalereien geschmückte Klostergänge. Alles sieht so reinlich, sauber, vornehm aus! Unser Schritt hallt in der tiefen Klosterstille auf den steinernen Platten des Fußbodens. Das Kloster besteht aus zwei großen Gebäuden nebst Kreuzgang und der Kirche. In der Mitte liegt der sauber gepflegte Klostergarten mit dem Kirchturm. Durch die zahlreichen farbenfrischen Fresken glauben wir uns in einem Museum und nicht in einem Kloster zu befinden. Die ernsten biblischen Darstellungen beleben hier aufs günstigste die sonst in den Abteien vorhandenen kahlen Wände und verleihen dem Ganzen einen würdigen, vornehmen, höchst monumentalen Ausdruck.

Von sehr eigenartiger Wirkung ist der St. Josephsgarten mit der Marmorstatue des Heiligen und dem architektonischen Hintergrunde des schönen Kreuzgangs und dessen Vestibulum (s. Abb. 12). Die beiden letzteren, im Rundbogenstil ausgeführt und mit Scenen aus dem Leben des heiligen Benediktus geschmückt, wirken durch die Schönheit und den hohen Ernst der architektonischen Konzeption. Geradezu imposant und fürstlich ist der Eindruck des in großen Dimensionen erbauten Refektoriums mit seinem schönen Stein-Mosaikboden, den vortrefflichen Fresken, die Emmausgänger darstellend, welche den Herrn am Brotbrechen erkennen, und dem Schmuck von acht Statuetten.

Während wir uns im Refektorium befanden, wurde gerade die Tafel für das Mittagsmahl mit blendend weißem Tischzeug gedeckt, auf welchem die Bestecke lagen, vor jedem ein Stück Brot und ein daneben stehender Krug. Der Subprior teilte mir mit, daß Patres wie Laienbrüder gemeinschaftlich in diesem Raume speisen, daß während der Mahlzeit von der Kanzel des Refektoriums herab eine Predigt gehalten würde und während des Essens absolutes Stillschweigen herrsche.

Ich vergegenwärtigte mir, wie täglich unter den erhebenden Klängen der Orgel die ernsten Gestalten der Benediktiner an der Tafel Platz nehmen und während dieselben unter tiefstem Stillschweigen speisen, die erbauenden Worte des Kanzelredners im Refektorium wiederhallen: „Unser täglich Brod gib uns heute!“

Auch der Kapitelsaal wirkt durch seine reichen Stuckaturarbeiten, den schön geschnittenen Abtstuhl und die Inschriften bedeutend. Wie die Gänge und einzelnen Säle, so ist auch das Treppenhaus mit schönen Wandmalereien geschmückt, ebenso gereichen dem Dormitorium die Gemälde, deren Motive Ravenna und Italien entlehnt sind, zur besonderen Zierde. Ein Meisterwerk der Stuckaturarbeit mit dem vielfach durchbrochenen, reichen Blatt- und Blütenwerk ist die Decke des großen Bibliothekssaales, dessen 20,000 Bände, darunter die stattliche Abteilung „artes“, sowie ein aus dem X. Jahrhundert stammendes Manuskript „Vita St. Ludgeri“ nach den einzelnen Wissenschaften geordnet sind.

Die Zellen der Mönche befinden sich ebenfalls im oberen Stockwerk. Der Subprior öffnete mir eine Thür, ersuchte mich einzutreten und sagte:

„Das ist meine Zelle! Das gleiche Aussehen tragen auch alle anderen Zellen des Klosters.“

Die größte Einfachheit und Schmucklosigkeit kann kaum irgendwo auffälliger vor Augen treten, als hier. Rechts ein Betpult, daneben ein Arbeitstisch, darüber einige Bücher kirchlichen Inhalts, links das schlichte Bett und ein paar Stühle bilden die ganze Ausstattung. Kein Bild, nicht einmal ein Heiligenbild, keine Blume, keine Blattpflanze bieten Ruhepunkte für Auge und Gemüt in dem trostlos kahlen, weißgetünchten Gemach. Welch ein Gegensatz zwischen den festlich-fürstlichen Räumen unten und dieser schmucklos einfachen Kammer des Subpriors!

Digitized by Google

Aber durch das Fenster leuchtete der erste Schimmer des glühenden Abendgoldes der Sonne, welches draußen die herbstlich gefärbten Wipfel der Buchen und die grauen Felswände rötlich umstrahlte und mir die ganze Schönheit der Landschaft wieder ins Gedächtnis rief, welche das weltabgeschiedene Kloster in solch verschwenderischem Maße umgibt. Zum Schluß zeigte mir der Subprior die Ateliers der Künstlermönche. Wie die Zellen, so sind auch die Künstlerwerkstätten höchst bescheiden eingerichtet. Keine großen Fenster, welche Lichtfülle einlassen, keine alten geschnitzten Schränke und Möbel, keine Gobelins und jenes farbige Durcheinander, der „Urväter Hausrat", wie wir ihn aus den modernen Ateliers der Kunststädte kennen, nur ein langer Arbeitstisch, auf einem Gestell wenige Gipsköpfe und Totenmasken, an den Wänden einige Kartons, welche als Vorlagen für die farbigen Darstellungen gedient, das ist die ganze schmucklose Künstlereinrichtung in engem Raume!

In der Klosterkirche, welche zugleich Wallfahrtskirche ist, befindet sich das in der ganzen Umgegend hochverehrte Gnadenbild der Pietà. Ich wohnte der Vesper bei, an der sich sämtliche Mönche beteiligten. Die im Zopfstil erbaute Kirche besteht aus einem Langhause mit neun Altären. Das Hochaltarbild stellt die Krönung der Maria von Heiligen umgeben dar, während das von kleinen Eckenbildern umgebene Kolossalbild an der Decke, von Joseph Wegscheider ausgeführt, die Jagd Peregrins, des Erbauers des Klosters, zeigt. Ein von Pater Desiderius modellierter und in Nürnberg in Erz gegossener Christus schmückt den dicht an der Kirche hoch gelegenen Gottesacker.

Das Licht der Abendsonne spielte auf den Kreuzen des Friedhofs, und der Herbstwind bewegte leise die herabgefallenen farbigen Blätter, welche auf den Gräbern lagen. Unsagbare heilige Stille und Ruhe ringsum. Der Rand der glühenden Scheibe sinkt tiefer und tiefer hinter der bewaldeten Höhe, das Gold wird zum Purpur und der Purpur wird violett — nun ist der letzte schmale Sonnenstreif hinabgesunken, des Abends Goldnetz umgibt die Landschaft, und mit herber Frische kommt über die Berge der Abendwind.

Die Umgebung Beurons bietet mancherlei Anziehungspunkte. Nach den in der Petershöhle gefundenen alten Waffen und Geräten zu schließen, ist dieselbe vielleicht schon zur Zeit der Kelten bewohnt gewesen, auch alte Mauerreste deuten darauf hin, daß die Höhle den früheren Bewohnern des Thales Asyl geboten; später im dreißigjährigen Kriege haben sich in die Petershöhle häufig die Mönche von Beuron geflüchtet.

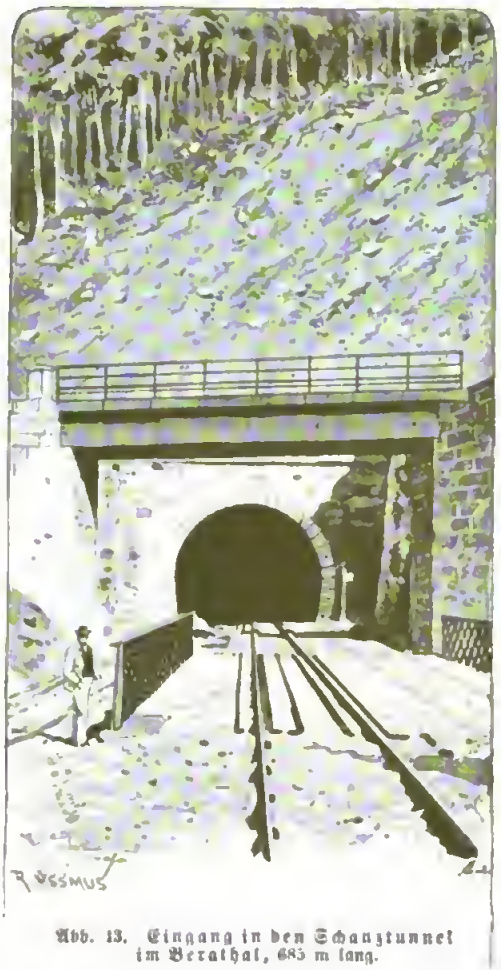


Abb. 13. Eingang in den Schanztunnel im Berathal, 685 m lang.

Eine entzückende Aussicht auf das St. Maurusthal und das Kloster gewährt die St. Placidushöhe, auch eine erst 1887 entdeckte, in der Nähe gelegene Tropfsteinhöhle wird vielfach besucht, ebenso der Franzosenweg und das Bronner Thälchen.

Südlich von Beuron erhebt sich auf senkrecht aus dem Thale aufsteigendem, mit Bäumen und Gestrüpp bewachsenem Felsblock das Schlößchen Bronnen. Eine Holzbrücke spannt sich über die Kluft und den mit einer Ringmauer umgebenen Burggraben.

Abb. 14. Tuttlingen.

Luft wehte uns entgegen, und tiefe Nacht umgab uns. Nur die vor mir ſtehende kleine Laterne ſtreute ihr rotes Licht auf die glänzenden eiſernen Schienen. Nach einiger Zeit paſſierten wir eine Kurve, aus der Dunkelheit ſtrahlte vor mir in weiter Ferne ein winzig kleines, lichtes Pünktchen, wie bei der Ausfahrt im Salzbergwerk Berchtesgaden. Je näher wir dieſem kleinen, intenſiven, bläulichen Lichte kamen, um ſo größer wurde es; es war das Ende des Tunnels. Die Augen waren geblendet, während der ſchönſte, warme Herbſtſonnenſchein uns umgab. Wir befanden uns in einem andern Thal, dem Bärenthal.

Die Landſchaft verliert an Intereſſe. Nur die auf ſteilem Felskegel befindlichen Trümmer der Burg Kallenberg mit ihrem hohen Schloßturm und dem mächtigen Mauerringe feſſeln uns noch.

Auf einem ſehr alten Turme wurde ſpäter ein abgedachter Bau ausgeführt, eine im Innern befindliche, verlaſſene Kapelle, ſowie ein aus Fachwerk mit kleinem Vorbau über der Ringmauer ſich erhebendes Jagdſchlößchen bilden den Abſchluß der Burg, die nie einen adeligen Beſitzer hatte, der den Namen des Schloſſes getragen. Die Chronik erzählt von ihr nur, daß im Jahre 1409 die Brüder Friedrich und Engelhard von Enzberg die Herrſchaft von den damaligen Beſitzern Konrad und Volz von Weidingen abgekauft. Den Enzberg gehört heute noch die Burg, von der man einen herrlichen Rundblick auf ein koloſſales Panorama genießt, auf Thäler und Höhen, auf Wald und Wieſen bis zu den Häuptern des Schwarzwalds und zum Heuberg, auf Dörfer, Ruinen und Schlöſſer bis zur fernen, mit dem blauen Ätherdufte ſich verbindenden großartigen Gebirgskette der Vorarlberger Alpen und deren Schneemäntel.

Die neue Eiſenbahn nimmt hinter Beuron ihren Lauf in ſüdweſtlicher Richtung, überbrückt die Donau und durchfährt alsdann im Felſen den längſten Tunnel der ganzen Strecke, den 685 Meter langen Schanztunnel (ſ. Abb. 13). Ich durchfuhr denſelben auf einem Eiſenbahnkarren, den italieniſche Arbeiter in Bewegung ſetzten. Die Fahrt dauerte ungefähr 25 Minuten. Eiskalte

Wir eilen über Fridingen, hinter deſſen Bahnhof wir wieder ins Donauthal gelangen, und über Mühlheim weiter, an deſſen altertümlichen Häuſern, dem alten und neuen Schloſſe vorbei, über Stetten, die Nagelſchmiedſtadt Nendingen, Ludwigsthal mit ſeinem Hüttenwerk, nach der württembergiſchen Oberamtsſtadt Tuttlingen (ſ. Abb. 14), die ſich am Fuße der alten Feſtung Hohnberg hinzieht und in deren Umgebung man zahlreiche römiſche Kaiſermünzen von Trajan, Hadrian, Veſpaſian und Konſtantin gefunden. Die Lage des ausgedehnten Hügels, auf welchem die Überreſte der Feſtung ſtehen, läßt in Verbindung mit jenen Münzenfunden ſchließen, daß auch hier einſt ein römiſches Kaſtell geſtanden und die Kohorten Roms ein befeſtigtes Lager aufgeſchlagen hatten.

Durch die Fabrikation von Meſſern, ſowie von Schuhwaren iſt Tuttlingen bekannt, die dort fabrizierten chirurgiſchen Inſtrumente ſind eine Spezialität von Weltruf.

Zu jenen drei Bahnlinien, welche Sigmaringen mit Ulm, mit Stuttgart und mit der Schweiz verbinden, iſt durch die nach Tuttlingen führende ſtrategiſche Bahn eine

vierte Linie gekommen, mittelst deren das Deutsche Reich, wie schon früher erwähnt, im stande ist, Truppen von den ostsüddeutschen Kontingenten schnell in direkter Linie an die Südostgrenze des Reiches werfen zu können. Die seiner Zeit stattgefundenen lebhaften Verhandlungen im Reichstage wegen Erbauung dieser Bahn und deren Kosten — bei einer Strecke von nur 34 Kilometer 15 Millionen Mark — sind noch in Erinnerung. Durch jene Debatten wurde die Bahn, welche zugleich eines der schönsten und malerischsten Thäler Deutschlands erschließt, in den weitesten Kreisen bekannt. Die Linie bot auf ihrer ganzen Strecke den ausführenden Ingenieuren nicht geringe Schwierigkeiten, denn es galt Fels und Wasser zu besiegen. Vier Tunnels mußten in das harte Gestein gebohrt, neunmal das Bett der Donau verlegt, und fünfzehn Eisenbahnbrücken gebaut werden.

St. Maurus-Kapelle.

Frage und Antwort.

(Abdruck verboten.)

Reinstes Glück, du läßt es mich genießen.
Golden ist die Schale, draus du schenkst,
Und wie oft die Ränder überfließen,
Nie versiegt, womit du täglich tränkst.
Sage mir, wo füllst du dein Gefäß
Immer wieder meinem durstigen Mund?

Wenn ich nicht an reichen Quellen säß',
Kämst du bald der Schale auf den Grund.
Aber jeden Abend taucht sie nieder,
Jeden Morgen in die Brunnen wieder,
Die für dich in meines Herzens stillen
Tiefen stark und unerschöpflich quillen.
Mit den feinen Segenshänden übt
Liebe dort das Wächteramt in Treuen,
Daß mir nichts die klaren Wasser trübt,
Und des Liebsten Lippen mir nicht scheuen.

Gustav Falke

Das Glück im Hexenloch.

Von

Hermine Villinger.

(Abdruck verboten.)

Tosend brauste der Gebirgsquell durch das enge Thal, nur einen schmalen Fußpfad noch eben neben sich durchlassend. Indeß in so urkräftigen Lauten der Quell auch sein Dasein verkündete, er verschmähte es, sich zu zeigen; nur dann und wann schäumte er einmal verstohlen aus dem dichten Blätterwerk, das üppig über die Ufer schoß; schon im nächsten Augenblick jedoch verschwand er unter einer Schichte sich wild aufbauender Steine, oder vom Wald her stürzte sich ein Gewirr von Tannen die kreuz und quer über den Bach hin, daß ihm sogar das tolle Gebrause verging, und er nur noch leise, wie verzaubert, hinter dem mächtigen Wall hervorsang.

Das Eckchen in dieser verwunschenen Einsamkeit war's Hexenloch, und, wenn, wie die Sage ging, sich hierorts einst die Hexen ihr Stelldichein gegeben, so hatten sie keinen schlechten Geschmack, denn lauschiger konnten sie's auf der Welt nicht finden, und geheimnisvoller und wunderbarer auch nicht.

Aber die Bauern hatten droben, auf dem kahlen Bergesrücken, an einer Stelle, die das ganze Hexenloch beherrschte, ein Kreuz hingepflanzt, das weit hin verkündete: Hier ist christlicher Boden. Und einer hatte Mut gefaßt und da, wo das Hexenloch ein wenig breiter wurde, ein Haus hingebaut. Es war ihm aber gleich im ersten Jahr wieder abgebrannt, und seither blieb das Thal unbewohnt, und die vier rauchgeschwärzten Mauern dienten dem Unkraut zur Stütze und waghalsig aufsprießenden Tännlein.

Das Abendläuten tönte jetzt durch die Lüfte, und gleich darauf eilte ein Mann an dem kahlen Bergrücken herunter und schritt direkt auf das Gemäuer zu; drinnen nahm er auf einem Haufen Schutt Platz, faltete die Hände zwischen den Knieen und starrte die schwarzen Wände an — —

So saß er, indeß der Bach eilig weiterschoß, ins immer freier werdende Thal hinab; das Stein- und Tannengewirr empfahl sich, und nur die üppigen Blattgewächse blieben ihm fürs erste noch treu, dann lichteten sich auch diese und traten bescheiden an die Ufer zurück; aus dem ungestümen Gesellen vom Hexenloch aber wurde ein vernünftiger Bach, wie jeder andere Bach, und niemand merkte ihm an, daß er aus einer verwunschenen Gegend kam. Plätschernd zog er durch das kleine Dorf, dessen Häuschen mit den tiefen Dächern und dem üppigen Nelkenflor, bald rechts, bald links am Ufer sich aufbauten; nahm ohne ein Wort des Widerspruchs Seifenschaum und Unrat mit sich weg und spiegelte endlich in seinem klaren Gewässer, das jetzt tief war und langsam floß, ein altes Gelaß ab, über dessen Thüre geschrieben stand: Armenhaus.

Rings auf den Höhen wurden noch einzelne Wagen Heu heimgefahren, und da und dort scharten sich die Taglöhnersleute zusammen, um ihren Weg ins Dorf hinunter anzutreten.

Die es zuerst erreichte, war eine nicht mehr junge Person, von gelblicher Gesichtsfarbe und unschönen Zügen; ihre rechte Schulter war schief, aber ihre Augen teilten nicht das allgemeine Mißgeschick der Erscheinung, sondern sandten einen milden freundlichen Strahl in die Welt hinaus.

Man nannte sie im Dorf s' Hutzele, da sie von klein auf den Eindruck eines zusammengeschrumpften, zu früh vom Baum gefallenen Birnleins machte; arm war sie auch, und obwohl ihr Herz sich alleweil nach was Liebem sehnte, keinem Burschen war es je eingefallen, bei ihr stehen zu bleiben, sondern jedweder begnügte sich, das Hutzele mit einem freundlichen guten Tag abzuspeisen.

So war sie denn als ledige Weibsperson ins Armenhaus gezogen, kaum vierzigjährig, konnte aber, ihrem Äußern nach ebenso gut für eine Fünfzigerin gelten. Nur waren ihre Schritte leicht, und ihre bloßen

Ein Besuch. Von
(Verlag der Photograph

Ferdinand Brütt.
schen Union in München.)

Füße klein — Vorzüge, die auf dem Lande freilich keine Beachtung fanden.

Nachdem das Hutzele das Dorf durchschritten, eilte sie hurtig, auf schwankendem Steg über den Bach, zum Armenhaus. Hutzele stieß mit dem Fuß die nicht einmal eingeklinkte Stubenthüre auf und trat über die Schwelle. Drinnen, die Wände, Bänke und niedrige Decke, alles war vom dunkelsten Braun, und man sah's dem Hausrat und den herumhängenden Kleidungsstücken an, daß hier die verschiedenartigsten Leute ihr Wesen an Ordnung und Unordnung zu treiben geruhten.

Neben dem großen Kachelofen aber, nah am Fenster, zu dem eben der letzte Strahl der untergehenden Sonne hereinfiel, stand eine Wiege, und aus den Kissen ragten ein paar runde rosige Beinchen, die lustig in dem goldenen Scheine zappelten. Kaum aber hatte das Kleine den leisen Schritt hinter sich vernommen, als auch sein friedliches Treiben in ein heftiges Gezappel überging und ein Geschrei entstand, daß die Stube wiederhallte.

„Ja freilich," sagte das Hutzele und schleppte das Kind mitsamt der Wiege in die Küche, die groß war und tief und schwarz wie die Nacht; längs der Wände waren kleine Schäfte angebracht, und auf jedem stand eine Schüssel mit einem zinnernen Löffel und darunter ein wackeliger Stuhl ohne Lehne oder ein Baumstumpf.

Es dauerte nicht lange, brannte ein lustiges Feuer im Herd, und das Kleine lag behaglich und zufrieden in der Wiege und saugte an einer wohlgefüllten Milchflasche, die Augen immerfort auf die gute Seele gerichtet, die da am Herde hantierte, indem sie große Brotschnitte in einen mächtigen Kessel strudelnden Wassers warf, wo Kraut und Rüben und allerlei sonstige Zuthaten schwammen.

Als es eben laut zischend zu schäumen und sieden anhub, ließen sich von draußen schlürfende Tritte vernehmen, und ein paar Männlein und Weiblein gebrechlichen Alters kamen schimpfend und keuchend über die Schwelle gestolpert, und jedes eilte nur schnell zu seinem Platz, holte sein Schüsselchen herbei und trat damit zum Herd. Die Suppe mußte aber noch einmal aufkochen, und die Gelegenheit wurde benutzt, die Mahlzeit einer lebhaften Kritik zu unterwerfen, und es wurde kein guter Faden an ihr gelassen, bevor sie überhaupt gekostet war. Kaum aber hatte das schimpfende Völkchen glücklich seine Portion weg, saßen sie wie angenagelt längs ihrer schwarzen Küchenwand und löffelten ihre Suppe hinunter, als gäb's nichts Köstlicheres auf Erden.

Das Hutzele holte drei auf ihren Schäften zurückgebliebene Schüsseln herbei, füllte sie mit der übrigen Suppe und aß dann den Rest stehend aus dem Kessel, dazwischen immer wieder einen Löffel voll in eines der Schüsselchen abgebend, bis dieses zum Überlaufen voll war.

„He, he," ließ sich eine unzufriedene Weiberstimme vernehmen, „alles der Lätsch wieder — muß denn der immer 's Meiste haben!"

„Lieber Gott," entschuldigte sich das Hutzele, „'s muß doch wenigstens eine Seel' geben, die ihn nit zu kurz kommen läßt —"

Es knallte von draußen, und im nächsten Augenblick kam der „Hirt" — ein Bub von dreizehn Jahren, der fürs ganze Dorf das Vieh zu hüten hatte, und sein Waisendasein außerdem als unbezahlter Allerweltslaufbursche büßte. Es focht ihn aber nicht im mindesten an, vielmehr trug er den Kopf so aufrecht auf den Schultern wie ein Herrenkind und kam herein, ohne die alten Gesichter an der Wand auch nur eines Blickes zu würdigen. Aber dem Hutzele sagte er guten Tag, erhielt seine Suppe und reichte ihr dafür die Hand.

Das war so seine Lebensart, die er sich droben in den Bergen, in seiner Einsamkeit, zurecht gezimmert, denn es hatte ihm nie ein Mensch gesagt, was sich gehört, und was sich nicht gehört, aber sein dankbares Gemüt fand in dem still feierlichen Händedruck sein Genüge.

Das Hutzele legte ein paar neue Scheite in den Herd, und die alten Weiber begannen zu schelten, daß alleweil so viel Holz verbrannt werden müßte, für die, welche zu spät kamen, als die Thüre aufflog und ein Mädel hereinstürzte mit offenen Zöpfen, in atemloser Hast die Worte hervorstoßend:

„Herr Jesus im Himmel, 's Kind, ich hab' ja 's Kind vergessen!"

Aber da lag's gesättigt und wohlgemut,

auch sauber angethan in vielfach geflicktem Zeug und spielte mit der Peitschenschnur des Hirten, die dieser ihm ums Köpfchen tanzen ließ.

„Gott vergelt's, Hutzele," seufzte das junge Ding, „wenn du nit wärst —"

„Ja, aber an Ordnung könntest dich endlich gewöhnen," sagte das Hutzele, „denn seit das Kind auf der Welt ist, hätt's können alle Tag, die Gott gab, verhungern und ohne einen Fetzen Zeug daliegen, das arm' Würmle —"

„Hutzele, du hast recht," nickte das junge Ding, während es seine Suppe verzehrte, „völlig recht, Gott weiß, was ich für eine bin — 's grauft mir oft selber vor mir, aber wie ich gerad' hab' heim wollen, ist halt 's Sengebauers Ludwig dahergekommen und hat mich nit durchgelassen —"

„Ja, ja," höhnten die Weiber, „bei so einer wie du, ist Hopfen und Malz verloren — eine Leichtsinnige bist, und wenn's Hutzele gescheit wär', ließ es dich mit samt dem Kind im Stich, dann könntst schauen —"

Das Mädel schluchzte laut auf, und die heißen Reuethränen liefen ihr stromweise über die Wangen.

„Sei ruhig," beschwichtigte sie Hutzele, „geh' lieber hinaus, an den Bach, und wasch' deine Kinderwäsch' —"

Sie reichte dem Mädel einen Packen hin, und dieses ging hinaus, fand aber am Bach eine Kameradin sitzen, die ihre Strümpfe stopfte im Abendschein; der sah sie mit Vergnügen zu, schwatzte und lachte, bis es dunkel wurde, und der Bündel Wäsche war vergessen.

Mittlerweilen war auch der Lätsch im Armenhause erschienen, der mit derselben Regelmäßigkeit, mit der das Hutzele die erste war, der letzte Ankömmling zu sein pflegte. Er mußte sich beim Eintreten bücken, um nicht mit dem Kopf gegen den Thürpfosten zu stoßen, dann stand er da, mit seinen hochgeschwungenen Brauen und den runden Augen darunter, so verwundert in die Welt schauend, als fiele er soeben vom Himmel. Der Name Lätsch war ihm zugelegt worden, weil der ganze große, breite und unschierige Mensch nie und bei keiner Gelegenheit das winzige Wörtlein „Nein" zu stande bringen konnte. Infolgedessen lud jeder seine Lasten und manche auch ihre Sünden auf des Mannes breite Schultern, und er trug alles mit gleichmäßiger Geduld, und wenn er für zwei gearbeitet hatte und bekam seinen Lohn nur hälftig, so lachte er kurz vor sich hin und nickte und sprach: „So ist's halt."

Die Männer und Weiber waren in die große Stube hinübergegangen, wo sich jedes an das Ausbessern irgend eines Kleidungsstückes machte, denn der folgende Tag war ein Sonntag. Es ging aber nicht sonderlich friedlich unter den Anwesenden her, die Männer wollten dies und das von den Frauen genäht haben, und diese wollten nichts umsonst thun; es wurden Vergleiche vorgeschlagen, die mit Hohn und Spott endigten, und das allezeit friedliebende Hutzele griff zu ihrem einzigen Mittel:

„Lätsch," sagte sie, „erzähl' uns doch deine Geschicht' —"

Kaum hatte der Hirt, der mit dem Kind auf dem Arm unter dem Thürpfosten lehnte, diese Worte gehört, als er das Kleine mir nichts, dir nichts, in die Wiege warf und sich vor den Lätsch auf die Erde niederhockte. Aus dem Weiberkreise ließen sich freilich Stimmen vernehmen, die sich mit Geringschätzung gegen die „alt' Geschicht'" auflehnten, aber der Hirt schrie sie an: „Ihr Kuhschädel!" und das Hutzele meinte: „Wenn sie auch alt ist, wer von euch weiß eine schönere?"

Darauf blieb alles still, und der Lätsch auf der Ofenbank begann, indem er den Zeigefinger erhob und die qualmende Pfeife aus dem Mund nahm: „Das war zu's Großvaders Zeiten selig, und an der Eich' droben hat sein Haus gestanden, das war ein stattlicher Hof. Da ist's geschehen, daß die Franzosen kamen so über einmal, und kein Stück Vieh war mehr sicher, und sengen und brennen war ihre Lustbarkeit. Und der Großvader selig hat gerad noch Zeit gehabt, die Großmutter selig und den Bub, meinen Vader selig, in den Wandschrank zu sperren, waren sie da, zwanzig Mann. Darauf ist's los gegangen und haben alles Vieh geschlachtet und die Hühner und Gänse, und was sie nicht haben gessen, verwüsten lassen, auf dem Mist. Und den Großvader selig angeschrien: ‚Wein her, Bauer, vom besten Faß!' Und der Großvader selig hat gesagt: ‚Wie die Herre wünschen!' und ist gangen und hat seinen größten Krug voll

Wein gebracht und gesagt: ‚Prosit, ihr Herre!‘ Der Krug war aber schnell geleert, und der Großvader selig ist gangen und hat ihn frisch gefüllt und hingesetzt und wieder gesagt: ‚Prosit, ihr Herre!‘ So ist er zwanzigmal den Weg zum Keller 'nab und wieder 'rauf und war nie verdrossen und hat immer sein — Prosit, ihr Herre — gesagt. Wenn er aber davon ging mit seinem leeren Krug, da hat er allemal hinterrucks eins von den Gewehren mitgenommen, die da hinten im Duster, bei der Thür standen. Und die Franzosen, sind gesessen und haben getrunken, daß ihnen allesamt 's Hören und Sehen vergangen. Über einmal geht die Thür auf, und der Großvader steht da wie's jüngst' Gericht und hat einen Prügel in der Hand wie ein Mannskopf und neben sich den Schamihl, den Hoshund. Und er sagt: ‚So, ihr Herre, jetzt habt ihr alles usprobiert, jetzt sollt ihr auch noch kosten, wie eine deutsche Faust schmeckt.‘ — Und ausgeholt hat er, daß ich denk' da drin in meinem Schrank —“

„Nein, Lätsch“, unterbrach hier der Hirt den eifrigen Erzähler, „das hat der Vader selig gedenkt —“

„Ja freilich, freilich,“ nickte der Lätsch, „das war der Vader selig, der Bub im Schrank; die Franzosen aber sind aufgesprungen und haben nach ihren Gewehren geschrien und sie nit finden können, und der Großvader selig hat mit seinem Prügel unter ihnen 'rum gesuchtelt, und wenn ihn einer hat packen wollen, ist ihm der Schamihl an die Beine gefahren, daß sie zu Gott geschrien haben.

Darauf hat's nit lang gedauert, so war der Großvader selig mit allen zwanzig fertig geworden, die theilbot mit geschundenen Köpfen am Boden lagen, theilbot sich hinkend davon gemacht, so sie's noch konnten. Der Großvader selig aber hat den Schrank aufgemacht und mich und die Großmutter selig herausgeholt —“

„Den Vader selig hat er herausgeholt,“ fiel der Hirt dem Erzähler abermals ins Wort.

„Ja freilich,“ gab der Lätsch zu „freilich den Vader selig, hat er herausgeholt, und sind in Wald gangen und haben sich versteckt, und wie sie wieder 'rauskommen sind, da war der Eichhof verbrannt und glatt vom Boden rasiert, und der Großvader selig hat nichts mehr gehabt, und der Vader selig hat nichts gehabt, und ich hab' auch nichts.“

Darauf sagte der Hirt: „Wenn die Geschicht nit wär, möcht' ich nimmer leben —“

Und still und zufrieden suchte jedes sein Lager.

In der Nacht hatte es geregnet und die am Bach liegende Kinderwäsche mit hinuntergeschwemmt, und nur ein einziges Hemdchen war am Gestrüpp hängen geblieben. Hutzele fand es, ging damit ins Haus und sagte zu dem Mädel, das eben vor einem, die kreuz und quer zersprungenen Spiegelchen Toilette machte: „Kätter, jetzt hat das Kind keine Wäsch' mehr, der Bach hat sie mit —“

„So, hat er sie mit?“ seufzte die Kätter, „aber heut' ist Sonntag, da will ich wenigstens meine Ruh' haben, wenn ich alle Wochentag' über mein Elend heul' — mehr kann kein Mensch nit verlangen —“

Und sie flocht ihre Zöpfe, die schön waren und blond, und weiße kräftige Zähne hatte sie auch, und die bauschigen Hemdärmel machten fast den Eindruck der Frische. In der Nähe betrachtet saß jedoch an der ganzen Person kein Haken und kein Häkchen am rechten Platz, das Schurzband war mit Stecknadeln befestigt, und den glänzend gewichsten Schuhen fehlte ein Teil der Sohlen. Auch ließ das alte, jeden Sonntag wiederkehrende Gezeter nicht auf sich warten, denn da Kätter ihr bißchen Hab und Gut gewöhnlich verlegte, verschleuderte und verlor, lebte sie auf einem beständigen Leihfuße mit ihren Genossinnen im Armenhaus, und die alten Weibchen, wenn sie ihren Kamm, ihre Stecknadeln oder Taschentücher nicht zur rechten Zeit oder überhaupt nicht wieder zurückerhielten, rückten dann, ein ganzes Chor der Rache, auf die leichtsinnige Kätter ein, um ihr auf eigne Rechnung das Nötigste zu pfänden.

Wie immer nahm das Hutzele sich des Mädchens auch in diesen Nöten an, denn daß die Kätter so begehrt war, und, wenn sie des Wegs daherkam, von jedem Burschen angehalten wurde, das zwang dem alten unbegehrten Mädchen ein geheimnisvolles Gefühl der Bewunderung ab, kraft dessen sie zu jeder Zeit der Leichtsinnigen Partei ergriff.

Und so trat die Kätter auch an diesem Morgen nach heißem Kampfe seelenvergnügt ihren Kirchweg an, in der Hand eine

lederne Gebetbuchdecke, deren Inhalt sie verloren. Aber wenn sie die Rückseite nach außen trug, sah's kein Mensch, daß dem Buch das Innere fehlte, und so war die Kätter zufrieden.

Vor der Thür des Armenhauses stand der Hirt und lamentierte ihr was vor — da habe das Kleine so lang an seiner Peitschenschnur geschnult, daß diese nicht mehr knalle, was ihm völlig das Leben verleide — ob sie, die Kätter, ihm nicht ein paar Pfennig schenken wolle zu einer neuen Schnur. Das Mädel griff in die Tasche, wühlte lange in einem Wust von Sachen herum, fand einen Pfennig und schenkte ihn her.

Der Hirt fing seine Bettelei bei jedem Weiblein von vornen an, das über die Schwelle des Armenhauses schritt, aber da kam er schön an, keine zeigte das geringste Verständnis dafür, daß es ihm an die Ehre ging, wenn seine Peitsche nicht recht knalle, und sie kamen überein, indem sie ihn tüchtig herunterputzten: Ein ganzes Vermögen thät der verknallen. —

Mittlerweile stand das Hutzele mit seiner halbwegs borstenlosen Kleiderbürste unter der Thüre des Armenhauses und gab jedem Sonntagsstaat der an ihr vorüberschlürfenden Mannen noch einen letzten Bürstenstrich. Der aber am längsten und sorglichsten behandelt wurde, war der Lätsch. Er merkte es wohl, ging aber ohne ein Wort des Dankes mit seinem rauhen kurzen Auflachen davon.

Hinter diesem Lachen verbarg er seine ganze halt- und knochenlose Gemütsart; denn war er nicht der jüngste von all den Männern, die da zahnlos und wackelig ihr Dasein im Armenhaus auslebten! Dazu seine Kraft, von der jeder im Dorf Wunderdinge zu erzählen wußte! So kam der Lätsch seines dicken Kopfes und unschierigen Körpers wegen zu dem Resultat, daß er sich beileib nie eine Empfindung anmerken lassen dürfe, sondern die Verpflichtung habe, aus all dem hustenden, jammernden und schlürfenden Gesindel herauszuragen wie ein Fels.

Nun aber war's schon eine ganze Weile her, daß ihm Hutzeles besonders ausführliche Bürstenstriche zu schaffen machten, und der Wunsch, einmal recht behaglich über diesen Fall nachzudenken, ging ihm nicht aus dem Sinn. Seine Denkkräfte waren aber nicht sonderlich groß, und es bedurfte besonderer Umstände, um sie in Bewegung zu setzen, vor allem der absoluten Ruhe, die er weder im Armenhaus noch bei der Arbeit fand; des Nachts schlief er.

So hing er denn des Sonntagnachmittags sorgsam seinen Rock an den Nagel und schritt, die Pfeife im Mund, am Ufer des Baches hinauf zur menschenverlassenen Brandstätte im Hexenloch. Wie von einem geheimen Instinkt gelettet, lenkte er seine Schritte immer wieder nach dieser Stelle, nahm auf dem Haufen Schutt, inmitten des Gemäuers, Platz und starrte die schwarzen Wände hilfesuchend an, als erwarte er von ihnen die Gedanken, die ihm das eigne Hirn versagte.

Schwermütig, abermals nichts gefunden zu haben, kehrte er des Abends ins Armenhaus zurück und kam gerade recht, eines der Weiber zum Hutzele sagen zu hören:

„Hast glücklich wieder einen Haufen Fetzen für das Kind zusammengebettelt?"

„Ja, gottlob," freute sich Hutzele, „'s gibt immer noch gute Leut' —"

„Aber eine Sünd' ist's, so einer leichtsinnigen Person allemal wieder aufzuhelfen."

„Sie hat halt so viele Anfechtungen," entschuldigte sie das Hutzele.

„Du hast freilich nie keine gehabt," lachten die Weiber untereinander, „so eine Wüste!"

Worauf das Hutzele in weinerlichem Tone meinte: „Ich hab' ja auch noch nie gesagt, daß mich einer gewollt hat, aber es ist nit schön von euch, mir's alleweil vorzuwerfen."

Der Lätsch, welcher gesenkten Hauptes auf der Schwelle der Thüre stehen geblieben war, machte plötzlich Kehrt und ließ sich draußen auf die Bank fallen. Dort saß er, drückte wie ein kleines Kind beide Fäuste vor die Augen, und seine Brust atmete hörbar. Er hatte es, der gute Lätsch war erlöst! Und wunderbarer Weise, was ihm früher so schwer gefallen, nun ging's mit einemmale ganz von selbst — er konnte jetzt mit einem Male denken — immerfort, immerfort — wanderte nach wie vor des Sonntagnachmittags hinauf ins Hexenloch und saß und starrte das Gemäuer des abgebrannten Hauses an, aber nicht mehr planlos — o nein!

Digitized by Google

Eines Tages sprach er den Oberfaller-Grundbauern, seinen Brotherrn, folgendermaßen an: „Oberfaller-Grundbauer, wenn Ihr nix dagegen habt, so hätt' ich eine Bitt' —"

's war nach der Arbeit des Tags, der Lätsch hielt seinen Hut in der Hand, der Schweiß stand ihm auf der Stirn, und der Atem ging ihm schwer.

Der Oberfaller-Grundbauer sah ihn auf seine Anrede hin ganz erstaunt an, daß der alleweil zufriedene Lätsch auch einmal eine Bitt' haben sollte. Im nächsten Augenblick aber fiel ihm ein: Ja, warum denn nit? und so fragte er: „Was gibt's, Lätsch?"

„Ob ich halt ins Hexenloch, was Euer Grund und Boden ist, bauen dürft?"

„Ins Hexenloch," wunderte sich der Bauer, „dort geratet nix und gedeiht nix, dort ist's nit sauber, Lätsch —"

Der lachte kurz auf: „Ich fürcht' mich nit — denn ich gehör' nit zu den Verwöhnten auf deren Welt —"

„So bau' denn," sagte der Oberfaller-Grundbauer, dem die letzten Worte des Lätsch ein wenig zu Gewissen gingen.

Darauf sah man alle Abend, wenn der Mondschein am Himmel stand, den Lätsch mit dem Hirten ins Hexenloch wandern, und wenn die Leute den Mann fragten, was er dort thue, so gab er zur Antwort: „Ich bau' mir ein Haus —" und nickte auf das Gelächter, das darob entstand, nur pfiffig mit dem Kopf.

Eines Tages aber stand das Häuschen fertig, da wo sonst das kahle Gemäuer nutzlos aus wildem Gestrüpp gestarrt.

Und der Lätsch zog am hellen Werktag seinen Sonntagsrock an, wusch sich zur ungewöhnlichsten Zeit das Gesicht draußen im Brunnentrog, und trat dann blank mit triefendem Haar in die große Stube, wo alles saß und ihn anglotzte.

„Es sind drei gute Weiber gewest," sagte er, „die eine ist aus der Welt gelaufen, die andre ist im Bad ersoffen, die dritte aber ist's Hutzele. Und wer von ihr sagt, es hab' sie nie keiner nit gewollt, zu dem sag' ich: das ist eine Lug, denn ich will sie! und das Haus ist fertig, und mit dem Herr Pfarrer hab' ich gered', und in vier Wochen ist Hochzeit."

Da schrie der Hirt: „Juchhe", und zwar mit solcher Stimme, daß alles zusammenschrak, alsdann benutzte er die Gelegenheit und ging von einem zum andern und flüsterte ihm ins Ohr: „Aber gelt, jetzt krieg' ich einen Pfennig zur Schnur, daß ich an der Hochzeit recht knallen kann?"

Aber in die Herzen der Armenhäusler war jäh der Neid eingezogen über das freudige Geschick, das dem Hutzele in den Schoß fiel, und keine Hand zeigte sich zum Geben bereit. Nur als der Hirt in die Nähe der in tiefster Scham dasitzenden Erwählten Lätschs kam, griff diese bewegt in die Tasche, um dem überall übel angekommenen Buben das Gewünschte zu geben.

Der aber wehrte ihr lachend: „Bist gescheit?" drehte sich auf dem Absatz herum und kletterte wie eine Katze auf Lätschs Schultern, der noch immer breit und feierlich und unter fortgesetztem kurzem Auflachen dastand und nicht recht wußte, wo er nach seiner Brautwerbung mit sich hinsollte. Aber der Hirt sagte es ihm: „Vorwärts marsch," kommandierte er von des Bräutigams Schulter herunter, „vorwärts marsch — zum Hutzele!"

Lätsch war in zwei Schritten an Ort und Stelle.

„Jetzt kehrt miteinander!"

Sie befolgten's aufs Wort.

„Thür auf und hüih!" schrie der Hirt, als treibe er eine Herde Ochsen an.

Draußen sprang er auf die Erde und sagte: „So, jetzt gehen wir spazieren, und das geschieht ihnen recht drin, warum haben mir die alten Dachteln nichts gegeben."

Und sie spazierten wirklich miteinander längs des Baches hin, wobei sich der Hirt in beide einhängte, immer von Zeit zu Zeit nach hinten, wo das Armenhaus stand, ausschlagend.

Die so unbeachtet bislang durchs Leben geschlichen waren, wurden jetzt mit einem Mal die Hauptpersonen des Ortes, und nie war die Kirche voller gewesen, als an dem Tage, da der Herr Pfarrer das Aufgebot des künftigen Ehepaares von seiner Kanzel verkündigte.

Und es geschah, was seit Menschengedenken an diesem heiligen Ort nicht geschehen war — ein Gelächter entstand, laut und schallend, wie sich's für ein Gotteshaus nimmermehr ziemte.

Aber alle, die da gelacht hatten, ohne Respekt für den Ort und das künftige Paar,

sie kamen doch samt und sonders auf die Hochzeit im Armenhaus, das der Hirt von oben bis unten mit grünen Tannenzweigen bekleidet hatte. Der Oberfaller-Grundbauer aber zahlte seinem fleißigsten Arbeiter den Hochzeitsschmaus, und der Sengebauer, mit dem er auf großem Neid- und Mißgunstfuß stand, wollte ihm nicht nachstehen und warf dem bräutlich geschmückten Hutzele ein paar ansehnliche Geldstücke in den Schoß.

Auch sonst gab jeder, bis zum ärmsten Mütterchen herunter, was er aufbringen konnte, an Geschirr oder Hausrat; sogar der Hirt, der sich auch an diesem Tage umsonst bemühte, die fünf Pfennige für die neue Schnur aufzubringen, denn die Geber hatten genug gethan — sogar der Hirt hatte trotz seiner gänzlichen Vermögungslosigkeit, drei Stühle und einen Tisch zusammengezimmert, roh wie zur Urzeit, aber haltbar bis in die Ewigkeit.

Das Hutzele legte zum Abschied jedwedem Weiblein des Armenhauses das Kind der leichtsinnigen Kätter ans Herz und ruhte nicht, bis ihr sämtliche Genossinnen Ehre und Seligkeit verpfändet, für des Kindes Wohl zu sorgen. Sie hätte gern auch noch ein paar Worte an die junge Mutter gerichtet, aber von der sah man immer nur die Zöpfe auf dem Tanzplatz hinter dem Haus herumfliegen, wo sich die Burschе und Mädel eingefunden und ein Bläser dazu.

Bis zum Hexenloch, da, wo's eng und finster wie die Nacht wurde, gaben die Einwohner des Armenhauses dem flüggen Paar das Geleite. In dem Bewußtsein, ein Äußerstes geleistet zu haben an Mitfreude und herrlichen Hochzeitsgaben, standen die neben und hinter dem ungleichen Paar herschlürfenden Leutchen nicht an, ihnen zum Abschied auch ein bißchen von dem Wermut mitzugeben, der ihnen auf dem Grund des Herzens saß.

Das war ja alles ganz schön, mit dem Hochzeitmachen, wenn's einmal hat so sein müssen, aber hätten der Lätsch und 's Hutzele nicht ruhig können im Armenhaus bleiben, in einem hintern Stübchen, daß alles so weitergegangen wär', wie bisher? Wenn's nun schief ausfiel im Hexenloch, so war's ihre Schuld, und daß es schief ausfiel in der verwunschenen Eck, war selbstverständlich. Du lieber Gott, wozu ein Haus aufbauen, wenn man die Versicherung hatte, daß es vor vier Wochen wieder als Schutt daliege! Sie lassen nichts aufkommen dahinten, hieß es im Flüsterton, es ist halt einmal 's Hexenloch — über kurz oder lang werdet ihr froh sein, bei uns wieder ein Unterkommen zu finden. —

Nach dieser Prophezeiung tappte sich das Paar allein weiter, wurde aber um die Ecke biegend, gar freundlich willkommen geheißen, von der glänzenden Mondesscheibe, die das kleine Heim dahinten wunderbar verklärte.

Nun aber geschah's, daß fortwährend ein unschieriger Schatten neben den Hinwandelnden auftauchte und mit ihnen weiterging, immerzu, fast gleichen Schritt haltend.

Dem Hutzele fing, trotz des kräftigen Beschützers an seiner Seite, das Herz hörbar zu klopfen an, und es konnte sich endlich nicht enthalten, einen ängstlichen Blick nach rückwärts zu werfen, was es denn mit der Begleitung für eine Bewandtnis haben mochte. Wer aber hinter ihnen herkam, war niemand anders als der Hirt mit seinem Bett, dem Kittel und der Peitsche, und als die beiden wie aus einem Mund riefen:

„Was, du bist's?"

gab er fröhlich zur Antwort:

„Ich werd' euch doch nit allein gehen lassen, wo ihr immer so gut zu mir wart."

Der Lätsch und 's Hutzele fuhren fort in den Taglohn zu gehen, und wenn sie des Abends heim kamen, rutschten sie mitsamt dem Hirten noch bis in die Nacht auf den Knieen herum, um dem kleinen Stücklein sonnenbeschienenen Boden hinter dem Haus ein wenig Gemüse und Kartoffeln abzugewinnen. Der Traum ihres Daseins war eine Ziege, und um diesen Wohlstand drehten sich ihre Gedanken Tag für Tag wie ein Rad um seine Achse. Aber der Verdienst war gering, und so blieb der Stall leer, und ebenso die Wände in Stuben und Küche, die freilich zu der Armut hin, auch von der peinlichsten Sauberkeit erzählten.

Zuweilen, in der ersten Zeit, kam dann und wann ein neugieriges Weiblein aus dem Armenhaus herauf, um nachzusehen, ob das Haus noch stehe, und den Bewohnern sonst nichts an Schaden oder Übel geschehen war. Da man sie aber immer wohlgemut und gottergeben in ihren kahlen Wänden

fand, wurden die Besuche seltener und hörten endlich gänzlich auf.

Da saßen eines Sonntag Nachmittags die reichen Bauern von den Höfen nach glücklich eingebrachter Ernte im Wirtshaus zur „Sonne“ beisammen und tranken und ärgerten einander dazu nach Herzenslust mit ihrem Geprahle und allerlei hohnvollen Redensarten. Mit einemmal flog die Thür auf, und der Hirt stand auf der Schwelle der durchqualmten Wirtsstube und schrie:

„Wir kriegen ein Kind, wir kriegen ein Kind!“

Und fort war er.

„Wen meint der Kerl?“ fragte der Oberfaller-Grundbauer und wandte sich schwerfällig von seinem Sitz zur Wirtin hin.

Die lachte und lachte, schlug ein über das andere Mal ihre Hände zusammen und bracht' es endlich mit Mühe heraus: „Wen sollt er denn anders meinen, ums Himmelswillen, als droben im Hexenloch den Lätsch und 's Hutzele!“

Was! Freilich, das war was für die Bauern, einen so heillosen Spaß hatten sie lang nicht gehabt! Schreiend und lachend liefen sie ans Fenster und schauten dem Hirten nach, der von Haus zu Haus lief und überall sein Wunder verkündete. Nach einiger Zeit kam er mit einer Frau aus dem Armenhaus wieder an der „Sonne“ vorbei, und die Gasse stand voller Leute, die alle lachten und den beiden nachschauten, solang' sie konnten.

Drinnen in der Wirtsstube erklärte der Oberfaller-Grundbauer, indem er auf den Tisch schlug: „Ich sag', das Hutzele macht's nit durch —“

„Hm,“ meinte der dem Oberfaller-Grundbauern grundsätzlich widersprechende Sengebauer, „nix Gewisses weiß man nit!“

„So, bigot,“ höhnte der erstere, „das alt' Jammergeschöpfle da oben schenkt ja wohl einem völligen Goliath das Leben! Schief geht's, sag' ich!“

„Und ich sag', 's geht gut,“ erklärte der Sengebauer, „was wetten wir — ich setz' ein Kälble!“

„Oho, dann soll's mir auf eine Kuh nit ankommen,“ schrie der Oberfaller-Grundbauer, „wer hält zu mir, ihr Mannen?“

Der Moosbauer sagte: „Ich!“ und rückte mit einer Geiß heraus; zwei andere hielten zum Sengebauer, jeder mit einem Karren Heu. Vier Hühner und zwei Gänse kamen noch zum übrigen, und eben wollten die Bauern aufbrechen, als sich ein kleiner Lichtstrahl vom obern Weg herunter bewegte.

„Mein' Seel'!“ sagte der Oberfaller-Grundbauer, „das könnt' aus dem Hexenloch kommen —“

Und sie stürzten alle zum Haus hinaus, dem blinkenden Laternchen entgegen.

„He,“ hub der Oberfaller-Grundbauer an zu schreien, „ist's Hutzele tot oder hat sie's überstanden?“

„Freilich, freilich,“ berichtete die Alte, „prächtig überstanden und Zwilling' sind's, zwei großmächtige Buben, die zusammen schreien wie eine Herd' Ferkel —“

Da faßten sich die längst nicht mehr nüchternen Männer wie auf Verabredung bei den Händen und huben an johlend und singend um das Laternchen herumzutanzen, dicht neben dem silbernen Bach, bis einer hineinfiel. Darob waren sie erst recht fidel und zogen ihn wieder heraus, und naß, wie er war, mußte er, ob er wollte oder nicht, mit ins Wirtshaus zurück. Dort wurde von neuem getrunken und lustig gezecht, und der Oberfaller-Grundbauer hielt lange lallende Reden und fing sie so lange wieder von vornen an, bis jeder der Bauern ihn verstanden und in Gottesnamen seine Zustimmung gegeben. Es war Mitternacht, als allerlei schwankende Laternchen sich langsam nach den Höfen bewegten.

Der Tag brach an im Hexenloch; er überraschte den Hirten bei der Beschäftigung, sämtliche Fenster der Wochenstube mit roten Nelken zu schmücken, die er im Dorfe geholt und in längliche Kistchen gepflanzt. Das außergewöhnliche Ereignis im Hause erforderte nach seiner Meinung diesen frohen Aufputz, und als er damit fertig war, setzte er sich auf die Bank nieder und sang:

O Herr Jesus, meine Seele,
Nimm sie gnädig bei dir auf —

denn er fand es am Platz, in diesem Augenblick sein feierlichstes Lied zum besten zu geben. Er brach aber jäh ab und riß Mund und Augen auf, denn ein gar seltsamer Aufzug näherte sich langsam und bedächtig dem Haus im Hexenloch, vornen dran der Oberfaller-Grundbauer, der mit kräftigem Handschlag eine Kuh neben sich hertrieb, während der Sengebauer hinter ihm, im Schweiße seines Angesichtes, ein

blökendes Kalb vorwärtsschob; der Moosbauer aber schimpfte auf seine störrische Geiß hinein, und zuletzt kamen zwei, jeder mit einem Karren Heu und schafften sich gewaltig ab, sie den holperigen Weg hinaufzufahren; die die Hühner und Gänse trugen, waren am besten dran und ließen die andern sich schinden.

„So," sagte der Oberfallerbauer, vor dem Hause angekommen, und gab dem vor Staunen erstarrten Hirten einen Klaps, „jetzt haltst die Kuh und das Kalb, wir zwei, der Sengebauer und ich, gehen hinein."

Sie öffneten die Thüre, und obgleich sie auf den Zehspitzen auftraten, war der Lärm, den sie verursachten, doch groß genug, um Mutter und Kinder jäh aus ihrem Hinschlummern aufzureißen. Die letztern brachen sofort in ein solches Zetergeschrei aus, daß der Oberfaller-Grundbauer mit einem lauten Lachen erklärte: „Die Alt' hat bigot nit zu viel gesagt, und Köpf' haben sie wie meine Faust!"

Er winkte dem Lätsch, der ob der Ehre des Besuches ganz sein herkömmliches Lachen vergaß und den Bauern wie im Traum zur Thür hinaus folgte.

Das Hutzele suchte inzwischen die schreienden Kinder zu beruhigen, womit sie gerade in dem Augenblick zu stand gekommen war, als deren Vater, leichenblaß und beinahe schwankend, in die Stube zurückkehrte.

Dort sank er wie gebrochen auf die Holzkiste nieder, und als Hutzele ganz erschreckt fragte: „Was ist denn passiert?" steckte er sein gutes breites Gesicht in die Hände und weinte bitterlich.

„Haben sie dir die Arbeit gekündigt?" kam's in schwachen kläglichen Lauten vom Bette her.

Da raffte er sich mit einem kräftigen Kreuzdonnerwetter in die Höhe, schluckte vernehmlich und sprudelte es heraus: „Eine Kuh — hol' mich der Kuckuck — eine Kuh haben wir — und ein Kälble und eine Geiß dazu — ja, du mein grundgütiger Heiland, und zwei Gäns' und vier Hühner, und zwei Karren Heu auch noch — 's ist mir völlig in den Magen gefahren," entschuldigte er seine aufs neue hervorbrechenden Thränen.

„Gehört's denn auch wirklich uns?" erkundigte sich das Hutzele in einem Ton, als sehe sie schon wieder alles abziehen.

„Ja, uns, uns allein," bestätigte er, „die Bauern haben's gebracht, weil du's überstanden — was sie für ein Wunder Gottes halten —"

Nun brach auch das Hutzele in Thränen aus: „Gott verzeih' mir, daß ich meiner Lebtag gemeint hab', ich hätt' kein Glück auf deren Welt!"

„Und jetzt eine Kuh," zählte der Lätsch auf, „ein Kälble, eine Geiß und —"

Der Hirt stürmte herein: „Gelt aber, Lätsch, jetzt, daß wir so reich sind, jetzt schenkst mir auch fünf Pfennig, daß ich ein Schnürle an meine Peitsch' kaufen kann — zur Tauf' muß es knallen —"

Der Lätsch nickte: „Freilich, freilich," sich dabei verschämt mit dem Rockärmel über das thränengebadete Gesicht fahrend.

Der Hirt war schon wieder draußen und gab seiner Freude dadurch Ausdruck, daß er auf den vor dem Hause liegenden Bündel Heu Purzelbäume schlug, und zwar mit einer solchen Beflissenheit, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann. Daneben, im Stall, brüllte das Vieh und hinter den Fenstern mit dem roten Nelkenflor, hielten sich der Lätsch und das Hutzele bei der Hand und versuchten mit vereinten Kräften ihres Glückes Herr zu werden.

F. W. Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden."

Ein Lebensbild

von

Gotthold Kreyenberg.

(Abdruck verboten.)

Die Glocken der Klosterkirche zu Corvey, der berühmten ehemaligen Benediktinerabtei, in deren schloßartigen Räumen ein Hoffmann von Fallersleben zuletzt hauste und starb, mögen am 5. April dieses Jahres besonders traurig geklungen haben. In wundersam, weil schon so frühzeitig „wonnigen, sonnigen Tagen" trug der Frühlings-

wind von dem auch im Westfalenland belegenen schlichten Städtchen Nieheim die Trauerkunde von dem Tode eines anderen Dichters zum Mönchspalatium an der Weser herüber, des echt westfälischen Poeten, dem das Kloster den Dichternamen „Dreizehnlinden“ verdankt.

Die rote Erde ist zunächst als Erzeugerin sehr materieller Produkte bekannt. Außerdem glühen in den Bergen die Essen, und die Funken sprühen von dem wuchtig bearbeiteten Eisen. Im Flachlande durchfurcht der Landmann jahraus, jahrein seinen Acker; aber selbst auf den weiten, öden Heideflächen prangt der Ginster, und der Nebel ballt sich zu phantastischen Gestalten, während die Sumpfvögel ihr unheimliches Geschrei ertönen lassen. So ist Westfalen keineswegs ohne Poesie, und auch nicht ohne Poeten, die sogar zu den besseren und besten des Vaterlandes gehören. Neben der Droste-Hülshoff und Schücking wären auch wohl die Detmolder Grabbe und Freiligrath zu nennen. Der letztere schweifte in die weitesten Fernen und ließ sein Musenroß mit Vorliebe im Wüstenquell trinken. Dem engeren Vaterlande aber blieb derjenige Dichter treu, welcher sich dem erstgenannten Paare noch passender, als die beiden anderen, anreihen möchte — ein Poet, der über Nacht berühmt wurde, damals allerdings schon ein Greis an Jahren und doch noch ein Jüngling an Schaffenskraft — der kernige Sohn des Nethegaus, Friedrich Wilhelm Weber.

Ein pädagogischer Schriftsteller sagt, daß die Poesie dem Panorama der Geschichte das Kolorit verleihe und die einzelnen Bilder derselben in den künstlichen Rahmen des Verses bringe. Und Geibel meint, der Gedanke, durch die Kunst gebannt, werde in der Form gediegener Schranken zum blitzenden Diamanten. Beide Aussprüche ließen sich wohl auf Weber anwenden, dem überdies das seltene Glück zuteil wurde, sich bis fast an sein Lebensende ungewöhnlicher Körper- und Geistesfrische zu erfreuen. Er war eben eine Wikingsnatur, wie er sie in seinem „Goliath“ schildert. Leben und Dichten erscheint bei ihm wie aus einem Guß. Das verleiht beidem eine Schwungkraft und Dauerhaftigkeit, gleich dem Stahl der Heimat, aber auch ein etwas einseitiges Gepräge. Daher ist erklärlich, daß trotz sachlich und poetisch unanfechtbarer Übertragungen aus dem Englischen und Schwedischen, trotz seiner das Mittelgut weit überragenden „Gedichte“ und seines erwähnten „Goliath“, „Dreizehnlinden“ sein Ruhm und Nachruhm ist. Die übrigen Werke sind deswegen noch lange keine nachgeschossenen Pfeile, welche am Ziel vorbeischwirrten; aber das Erstlingswerk war doch gleich der Meisterschuß, so recht ins Schwarze.

Dieser etwas einseitigen Richtung Webers mag es zuzuschreiben sein, daß auch seine

Lebensumstände wenig bekannt sind. In dieser Beziehung teilt er das Schicksal seiner Heimat, deren Naturschönheiten selten nach Verdienst gewürdigt werden. Westfalen schließt eine Gebirgsscenerie in sich, welche der des Harzes oder Thüringens kaum nachsteht. Wir denken dabei weniger an den genugsam bekannten Teutoburger Wald, als an das freilich schon durch seinen Namen abschreckende „Sauerland," welches neuere Forscher geschmackvoller in „Süderland" umgetauft haben.

Weber zeichnete einmal mit wenigen, markigen Strichen das Konterfei seiner Landsleute (Gedichte von F. W. Weber, 10. Auflage, Paderborn und Münster, Ferdinand Schöningh, Seite 169):

„Das ist ja recht Westfalenart:
Fromm, sinnig, weich, nicht überzart,
Zäh', treu, auch trotzig, deutsche Leute;
So waren sie, so sind sie heute."

Dieser Schlagreim ist natürlich auch ein Selbstporträt. Nicht minder bei ihm müssen wir, wie er es für die Westfalen im allgemeinen thut, die Frömmigkeit obenan stellen. Weber war strenggläubiger Katholik. Es fehlt nicht an Stimmen, die ihn als Dichter des Katholicismus, ja, als Parteidichter auf den Schild erheben möchten. Durch solche Einschränkung erweisen sie seinem Dichterruhm einen schlechten Dienst. Webers Muse betrat allerdings oft voll Andacht geweihte Hallen, noch mehr behagte ihr aber die freie Luft der heimatlichen Berge und Wälder. Der Dichter stellt es zwar als „seiner Liebe teuerstes Vermächtnis" hin, daß kein Heil, als nur im Kreuze, zu finden sei. Ein solcher frommer Glaube ist auf allen Flanken nur ehrenwert. Aber in „Ora et labora" sagt er ausdrücklich:

„Wenn du dich thatlos auf die Kniee warfst,
Verlangst du, daß dein Heil vom Himmel regne?
Die Hand ans Werk! Daß Gott dein Schaffen segne,
Das ist's, was du demütig bitten darfst."

Die Welt, meint er an einer anderen Stelle, sei voll vom Gottessegen; der Mensch brauche nur Hand und Fuß zu regen, nur „*fromm und klug*" zu sein!

Stille Beter, murrt er einmal eingedenk des „Kulturkampfs," habe man als staatsgefährliche Übelthäter aus dem Lande vertrieben. „Die Gründer, die Schinder, die Buhlerinnen, — die bleiben drinnen." Jedoch die meisten seiner Lieder und Kernsprüche sind für ganz Deutschland gedichtet. Von den letzteren erinnern viele an die Epigramme Friedrich von Logaus:

„Wenn einer wollte die Wahrheit begraben,
Der müßte viel Harken und Schaufeln haben."

„Wird dir dein Tagewerk zur Last,
Bist du nicht wert, daß du es hast."

„Der Tag hat seine Mühe: greif' zu, sei fest und wach!
Das Schwerste thu' am ersten, leicht folgt das Leichte nach.
Hab' viel Geduld mit andern, mit dir hab' nie Geduld:
Die ungethane Arbeit ist unbezahlte Schuld."

Solche mannhafte Gesinnung äußert sich auch darin, daß für ihn des Wirkens Kern ist, dem Dasein durch Arbeit Kraft und Halt zu verleihen; denn das Leben ohne Arbeit gleiche einem Rahmen ohne Bild.

Wer aber hart mit sich ist, pflegt es auch mit andern zu sein. So ist eines der Lebensrezepte Webers, auch, wenn es not thut, *recht derb* aufzutreten. Mit „bitte schön" reiche man bei weitem nicht aus. Die Welt sei grob und ungezogen und liebe es, sich uns in den Weg zu stellen. Da müsse man seine „zwei Ellbogen" gebrauchen.

Im Gegensatz hierzu aber, — welche Zartheit der Empfindungen in einer ganzen Reihe von lyrischen Gedichten, die wahre Musik sind, so daß sie von berufenen Tondichtern bereits komponiert wurden. „O, du *sonnige, wonnige* Welt!" „Im Juni, wenn der Ginster blüht." Oder in „Feldmusik und Waldmusik": „Nicht bessre Musik in der weiten Welt, Als das Singen und Klingen in Wald und Feld." Naturschilderungen von solcher packenden Wahrheit mögen ihm die stillen Wege über Berg und Thal eingegeben haben, wenn er seinem ärztlichen Berufe nachging. In diesem aber fand und trug er „Bergeslasten." Jedoch, da ihm auch Friede und besonders Herzen, treu wie Gold, beschieden waren, so strömt sein Wohlgefühl in Liedern aus. Hierbei trifft er oft und glücklich den Ton des Volkes. Dieses hat er, wie es *lebt*, vor allem aber, wie es *leidet*, kennen gelernt. Daher liebt er die Niedrigen, ist er doch selbst ein Sohn aus dem Volke. Mit erklärlichem Stolze setzt er die Kleinen über die Großen. Überhaupt durchweht ein volkstümlicher, fast demokratischer Zug seine Gedichte. Wer Glauben und fromme Sitte

ſuche, ſingt er einmal, der ſolle nur nach der kleinſten Hütte im Dorfe fragen. Wen die Großen ärgern und vielleicht noch mehr die Reichen und Hochmütigen, der möge ſich der Kleinen getröſten, „der Armen ſonder Gunſt und Gaben, der Leute, die keine Geſchichte haben.“ Von der „Geſchichte“ hält er überhaupt blutwenig:

„Lies die Geſchichte im ganzen und großen,
Du wirſt dich nicht zu ſehr erboßen,
Dich unterweilen ſogar erbau'n
An braven Männern und guten Frau'n.
Doch wenn du ins Beſond're gehſt,
Der Dinge Zuſammenhang verſtehſt
Und ſpürſt die Liſt der Inſceneſetzer,
Gedungene Hetzer, beſtellte Schwätzer,
Kuliſſenſchieber und Maſchiniſten,
Sauffleure, Lampenputzer, Statiſten
Und all den Plunder der Gaukelei,
Bezahltes Ziſchen und Lobgeſchrei,
Der Großen Heucheln und Gleißen und Lügen,
Der Kleinen Schmeicheln und Bücken und Biegen:
Dann ekelt es dir vor der ganzen Bande! —
Der Menſchen Geſchichte iſt ihre Schande!“

Ferner heißt es in „Dreizehnlinden“:

„Was ſie Weltgeſchichte nennen,
Iſt ein wüſtverwarrner Knäuel:
Liſt und Trug, Gewalt und Schwäche,
Feigheit, Dummheit, Wahn und Greuel.“ —

Dennoch war Weber ſelbſt berufen, am Webſtuhl der Zeit mitzuweben. Bereits ſeit 1861, übrigens zu einer Zeit, wo von ſeinem Dichtertalente noch kaum etwas verlautete, vertrat er als Landtagsabgeordneter den Wahlkreis Warburg-Höxter und gehörte der Centrumsfraktion an, die bekanntlich mancherlei politiſche Schattierungen abſpiegelt. Schon 1886 feierte er ſein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Abgeordneter. Parlamentariſch trat er aber kaum hervor. In einem Epigramm, „Sprechen und Schweigen“ bekennt er:

„Wer ſprechen will, der plaudre nicht ſofort,
Erſt wäg' er wohlbedachtſam Sinn und Wort,
Und fehlt ihm eins, er mag ſich ſtumm verneigen:
Die beſte Red' iſt oft genug das Schweigen!“

In Berlin war es auch, wo er, mitten in ſeiner Abgeordnetenlaufbahn und fern von Berufsgeſchäften, Muße fand, ſeine erſte große Dichtung zu vollenden. Er ſelbſt berichtete darüber an einen Freund, daß der vorläufige Plan zu „Dreizehnlinden“ in der Mitte der ſiebziger Jahre entworfen worden ſei. Weber hatte alſo damals das ſechzigſte Lebensjahr ſchon überſchritten. Dieſer erſte Entwurf wurde nach und nach ausgeführt und das Gedichtete ſchön abgerundet. Im Oktober 1877 fand die Eröffnung der Landtagsſeſſion zu Berlin ſtatt. Weber wohnte damals Ritterſtraße Nr. 1. Da entſchloß er ſich, „das Ding“ fertig zu ſtellen. Er ſchrieb, wenn er Neigung fühlte, und es iſt ſehr bezeichnend, daß ihn die Unruhe der Weltſtadt wie ein ſchützender Wall umgab. Als er in den Weihnachtsferien nach Hauſe reiſte, konnte er ſeiner geliebten Tochter das ſauber geſchriebene Manuſkript unter den Chriſtbaum legen.

Ein ſolcher Johannistrieb findet ſich in der deutſchen Litteratur kaum wieder. Die Erſcheinung läßt ſich nur ſo erklären, daß Weber ſchon längſt ein Dichter war, aber aus triftigen Urſachen mit ſeinem Talente zurückhielt. Die Beweggründe ergeben ſich aus ſeinem Lebensgange. Wenn wir, nach Goetheſcher Vorſchrift, in des Dichters Lande gehen, ſo werden wir neben manchem andern auch ſein langes Schweigen verſtehen. —

Wer auf dem Wege vom Weſten nach der Reichshauptſtadt nicht mit dem „Harmonikazug“ fährt, ſondern die alte Route über Höxter und Holzminden einſchlägt, der kommt zunächſt an dem bereits ſeit zwei Jahrhunderten bekannten Stahlbade Driburg vorbei. Hier befindet man ſich ſchon mitten auf dem Schauplatz von „Dreizehnlinden.“ Jedoch vielleicht auch auf klaſſiſchem Boden, was vaterländiſche Geſchichte anbetrifft. Im Driburger Thale nach Weſten zu ſind im Bergwalde die ſpärlichen Reſte der Veſte Iburg verſteckt, nach welcher die Stadt „Driburg“, d. h. to der Iburg genannt wurde. Hat aber der fleißige Spezialforſcher Dr. Giefers recht, ſo ſtand die umſtrittene norddeutſche Irminſul, das Nationalheiligtum der heidniſchen Sachſen, nicht am Eresberg an der Diemel (linker Nebenfluß der Weſer), ſondern auf der Iburg. Auch Weber hält als echter Nethegauer an dieſer Annahme feſt und ſingt in ſeinem Epos:

„Rings der Wälder tiefes Schweigen!
Aus des Thales Nebelhülle
Hob die Iburg ihren Scheitel
In die ſternenklare Stille.“

„Alter Hain, aus deſſen Wipfeln
Sonſt die Irminſäule ragte,
Die zum Schmerz und Schreck der Sachſen
König Karl zu brennen wagte.“

In entgegengeſetzter Richtung wird das Driburger Thal vom Kreuzberge begrenzt. Am Fuße desſelben liegen die Gebäude und der Park des freiherrlich-Sierſtorpff-Cramm-

schen Bades und Gutes. Überschreitet man den Kurplatz an der Trinkhalle und den Badehäusern vorbei, so gelangt man in die Waldung des Rosenbergs, wo Luft und Bewegung den blassen Schönen vielleicht ebenso wirkungsvoll Rosen auf die Wangen zurückzaubern, wie das doppeltkohlensaure Eisenoxydul der Trink- und Badegelegenheit. Jenseits des Rosenbergs öffnet sich ein bescheidenes, waldumsäumtes Thal, in dessen Mitte ein schmuckloses Dorf liegt. Es ist Alhausen, der Geburtsort unseres Dichters.

Gleich der erste beste Dorfbewohner führte uns zu einem Bauernhause, einem spitzgiebligen Bau mit breitem grün angestrichenem Thor, welches beinahe die ganze Front des Hauses einnahm. Auf diesem kleinen Hofe wurde Weber seinen Eltern am 26. Dezember 1813 als nachträgliches Weihnachtsgeschenk beschert. Sein Vater war ein Förster, Johannes W. Er nannte seinen Knaben patriotisch „Friedrich Wilhelm." Oft schildert der Dichter, namentlich in den kunstvoll abgerundeten kleinen poetischen Erzählungen, wie in „Vor der Himmelsthür," „Im Hinterhalt," einen biderben „Wald- oder Jagdgesellen," ja, dies ist einer seiner Lieblingsausdrücke. Auch Elmar, der Held aus „Dreizehnlinden," ist ein kühner Jäger. Bei solchen Gestalten mag ihm das Bild seines Vaters vorgeschwebt haben. Aber er gedenkt auch der Mutter- und Bruderliebe. Von seiner Mutter (Maria Anna, geb. Gehlen) sagt er in dem Gedichte: „Beim Tode meines Bruders" (Gedichte, S. 54):

„Und bring' der Mutter Gruß auf Gruß
Von Ihrem, der noch wandern muß,
Und sag' ihr, daß sein Lieben
Ihr treu geblieben."

Diesem Bruder „that so unsanft diese Welt." Auch Weber selbst hatte von früher Jugend an zu kämpfen. Des Lebens harte Faust zerfaustete ihm schon, wie er im Gedichte „Am Amboß" berichtet, die krausen Kinderlocken und streute auch auf das Haupt des heranwachsenden Knaben gerade keine Blütenflocken.

Nachdem Friedrich Wilhelm die Schule seines Heimatsdorfes besucht hatte, setzte der Vater es durch, daß sein Sohn das Gymnasium zu Paderborn besuchen konnte. Unter manchen Entbehrungen wurde die Anstalt durchgemacht; seine Erinnerungen auch an diese Zeit sind keine rosigen:

„Und ‚schaffen' rief's; ‚die Stunde flieht!'
Und trieb mich aus der Mutter Kammer.
‚Nur der hat recht, der recht sich müht;
Du selbst bist deines Glückes Schmied.'
Ich weint' und faßte Zang' und Hammer."

Erst recht auf der Universität Greifswald hub er an, mit Mut und Fleiß zu ernsten Schlägen auszuholen. Von 1833 bis 1835 studierte er daselbst zunächst Philologie, und zwar vertiefte er sich in das germanische und indogermanische Altertum.

Weber hätte durchaus das Zeug zu einem hervorragenden Germanisten gehabt. In seiner westfälischen Heimat war er, zumal als Kind vom Lande, mit dem Dialekte verwachsen, der übrigens in Westfalen auch von den upper ten noch jetzt wohl gesprochen, wenigstens gebührend geschätzt wird. Auf den häufigen Kreuz- und Querzügen zu Fuß dehnte er diese Kenntnis nicht nur so weit aus, daß ihm fast alle Mundarten der norddeutschen Tiefebene geläufig waren, sondern er erlernte auch die zu selbständigen Sprachen herausgebildeten germanischen Dialekte. Noch von Greifswald aus machte er eine Reise nach Schweden. Seine Übersetzungen aus dem Englischen und Schwedischen wurden von uns als die ersten Gaben seiner dichterischen Thätigkeit schon bezeichnet. Ende der sechziger Jahre übertrug er Tennysons Aylmers Field, im Anfang der siebziger Maud, Enoch Arden, außerdem Schwedische Lieder. Eine Dichtung, Axel, aus der Zeit Karls XII, nach dem Schwedischen des Esaias Tegnèr, ist seinen „Gedichten" angehängt.

In Greifswald hatte er bereits „umgesattelt." Die seit alter Zeit vorzügliche Beschaffenheit der dortigen medizinischen Fakultät bewog ihn, den ärztlichen Beruf zu erwählen. Dieses Studium setzte er in Breslau fort, wo er aber auch, durch Hoffmann von Fallersleben angeregt, die Germanistik weiter trieb.

Nachdem er ein Jahrfünft das akademische Leben genossen hatte, freilich mit mancherlei herbem Beigeschmack, promovierte er und griff dann wieder zum frohen Stabe, um die Welt zu durchschweifen. Er besuchte die Kliniken von Halle, Prag und namentlich Wien. Von hier zog ihn die bekannte deutsche Sehnsucht nach Italien, dann begab er sich ins südliche Frankreich. In Paris weilte er längere Zeit und war vorzugsweise im Hôtel-Dieu thätig. Nach der

Rückkehr ins Vaterland ließ er sich als Brunnenarzt in Driburg, also auf dem Grund und Boden seiner Heimat, nieder. Sein Ruf als Badearzt breitete sich aus, und nach ungefähr fünfzehn Jahren finden wir ihn in gleicher Eigenschaft im Bade Lippspringe bei Paderborn. Hier traten ihm recht trostlose Fälle entgegen; sein Gefühl als Mensch wurde oft in Mitleidenschaft gezogen, was viele Stellen seiner Gedichte beweisen.

Nun ist zweifellos, daß eine große Anzahl derselben, wenn er sie auch erst im hohen Alter veröffentlichte, schon früher, ja manche in der Jugendzeit entstanden sind. Es ist aber psychologisch vollkommen erklärlich, daß der vielbeschäftigte und angesehene Arzt eine gewisse Scheu hatte, gerade mit poetischen Ergüssen vor die Öffentlichkeit zu treten. Jedenfalls waren, was er vor „Dreizehnlinden“ dichtete, „nur Funken,“ die vom Amboß absprühten. Durch seine Wirksamkeit und ihren Segen gehoben, singt er aber das Lob

„Der Arbeit, die da nützt und nährt
Und vorwärts trägt der Menschheit Fahnen,
Die Mut verleiht und Manneswert
Und Adel, trotz des Kaisers Schwert
Und langen Reihn verscholl'ner Ahnen.“

Jedoch es kam auch eine Zeit, wo er sich Ruhe gönnen mußte. Nach zu großen Anstrengungen nahm er im Frühling 1867, nunmehr vierundfünfzig Jahre alt, das Anerbieten eines westfälischen Edelmanns, des Freiherrn Guido von Haxthausen, an und zog sich auf dessen einsam gelegenes Schloß Thienhausen zurück, das in der Nähe von Pyrmont liegt; es ist im Stile echter Renaissance erbaut, dabei eine sogenannte Wasserburg.

Der Sammeleifer des Besitzers hatte die alte Stätte zu einem Museum oder richtiger Raritätenkabinett umgeschaffen. Hier nun wohnte Weber zwanzig Jahre lang. Es konnte keinen geeigneteren Platz als diesen geben, um nicht bloß ein Epos, wie „Dreizehnlinden,“ der Idee nach zu wecken, sondern auch schon Vorstudien der mannigfaltigsten Art dafür zu machen. Nachdem ihm sodann seine am Lebensabende veröffentlichten Dichtungen unerwartete Erfolge eingetragen hatten, gründete er sich gegen Ende der achtziger Jahre ein neues Anwesen zu Nieheim im Kreise Höxter. Um sein Haus dort flüsterten zwar keine hundertjährigen Linden, duftete kein uralter Fliederbaum, glänzte kein mit Wasserrosen geschmückter Schloßteich, wie in Thienhausen, aber traut und lieblich, zudem sein eigenes Heim, gewährte es Ausblicke auf sonnige Auen und den blauenden Teutoburger Wald. Trotz hohen Alters übte er hier wieder seinen ärztlichen Beruf in großem Umfange aus. Der „Sanitätsrat“ Weber, später „Geheime Rat,“ feierte im Jahre 1888 sein goldenes Jubiläum als Dr. med. Jedoch auch seine germanistischen Studien waren nicht ohne verdiente Anerkennung geblieben. Schon 1880, kaum zwei Jahre nach dem Erscheinen von „Dreizehnlinden,“ ernannte ihn die Akademie zu Münster zum Dr. phil. honoris causa. Eine erste litterarische Leistung in Prosa war die medizinische Broschüre über die Arminiusquelle in Lippspringe.

Der Wert eines Buches fällt mit der Anzahl der Auflagen keineswegs untrüglich zusammen; doch ist der Umstand, daß in anderthalb Jahrzehnten nahezu sechzig Auflagen von „Dreizehnlinden“ erschienen, unbestritten ein namhafter Erfolg.

Wehen nun auch vornehmlich durch dieses Hauptwerk die Wolken des Weihrauchs, so durchströmt dasselbe doch noch viel mehr würziger Blumenduft, kräftiges Ozon des Bergwaldes und jener eigentümliche Erdgeruch, der nach einem reinigenden Gewitter dem Boden zu entsteigen pflegt. Abgesehen von den Wahrheiten, die bald als ernste Lehren, bald als leichter Spott aus den manchmal nicht bloß häufigen, sondern eher gehäuften Zwischenreden des Abts von „Dreizehnlinden,“ dann Elmars und sogar der Tiere und Vögel, Bäume und Pflanzen des Waldes erklingen, däucht uns der Grundgedanke des Epos *die Verschmelzung deutscher Stämme durch das Walten und Wirken idealer Mächte* zu sein. Die Idee aber, daß auch noch *nach* der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches feste Bande erforderlich seien, um die echt deutschen Geistesrichtungen, welche sich früher in den Stammeseigentümlichkeiten offenbarten, aus Nord und Süd, Ost und West zusammenzuhalten, scheint in unseren Tagen erst recht beherzigenswert. Vor allem indes muß unser Epos als Kunstwerk beurteilt und geschätzt werden. Es reiht sich

unseren historischen Heldengedichten, die bekanntlich zu zählen sind, würdig an und wird nicht, wie manches moderne oder modische Epos, schnell der Vergessenheit anheimfallen. F. W. Webers „Dreizehnlinden" ist ein klassisches Werk.

Daß dieses Epos ein geschichtliches sei, unterliegt wohl keinem Zweifel, wenn auch der Dichter selbst in den beigegebenen Erläuterungen bemerkt, dasselbe mache auf eine historische Grundlage keinen Anspruch. Daneben meint er aber, wenn sich der Leser unter Dreizehnlinden die altehrwürdige Benediktinerabtei Corvey vorstellen wolle, so habe er den Vorteil, zu finden, daß Gründungszeit, Lage und Umgegend derselben mit den von ihm gegebenen Schilderungen nicht im Widerspruch stehen. Diese selbst allerdings seien freie, in den Rahmen der Geschichte eingefügte Dichtung. Die Ereignisse fallen in die Regierungszeit Ludwigs des Frommen, etwa in die Jahre 822 und 823. Der Schauplatz ist der Nethegau (nach der Nethe, einem Nebenflüßchen der Weser, benannt). Dieser Gau umfaßte den nördlichen Teil des jetzigen Kreises Warburg und den Kreis Höxter, mit Ausnahme der zum Wetigau gehörenden Ämter Steinheim und Nieheim, mithin ungefähr das ganze Flußgebiet der Nethe. Die Stadt Höxter selbst gehörte in der alten Zeit zum Pagus Auga.

Der Nethegau aber ist, wie wir bereits andeuteten, die eigentliche Heimat des Dichters, und in diese führt uns gleich der Eingang des Epos, das die alte Wanderlust unsers Poeten verkündet. Wonnig sei's, in Frühlingstagen, den Strauß am Hute und den Wanderstab in der Hand, Gottes Garten zu durchstreifen. Sein Lied, das er dem Flüstern der Linde, dem Rauschen der Eichenwipfel, dem Lispeln der Elfen und Raunen der Zwerge abgelauscht, aber auch halberloschenen Pergamenten entnommen hat, weiht er den Kindern der Sachsengaue an Ems, Lippe, Ruhr, Diemel, Nethe und Emmer, den Westfalen.

„Heut' noch ist bei euch, wie nirgend,
Väterbrauch und Art zu finden,
Darum sei es euch gesungen,
Dieses Lied von Dreizehnlinden."

Wie der Dichter sein Lied nun meisterlich auf- und ausbaut, zuerst die Gründung des Klosters an der Weser, darauf den letzten Falken Elmar auf dem Habichtshofe, den fränkischen Gaugrafen Bodo und dessen liebliche Tochter Hildegunde schildert, wie dann der Glaube des Sachsenjünglings an die alten Götter und an die Zauberkünste der Swanahild, andererseits die Liebe zur christlichen Frankentochter den Zwiespalt in Elmars Herzen wachrufen, ferner Eifersucht und Tücke des Sendgrafen Gero dem Helden Verderben bringen, bis der Geächtete, vom heimtückischen Geschosse auf den Tod verwundet, vor der Pforte des Klosters „Dreizehnlinden" niedersinkt, wo ihn die frommen Mönche pflegen, — wie Elmar sich nach hartem innerm Kampfe zum Christentum bekehrt und Bodos Nachfolger wird, das muß man in den vierfüßigen Trochäen, die an die kräftigen Bewegungen, manchmal auch an die etwas wilden Sprünge eines Sachsenfohlens erinnern, lesen und nachempfinden.

Neben dieser reichen epischen Malerei hält aber der Dichter, wie wir es schon von den „Gedichten" her gewohnt sind, der Welt und Zeit ungescheut den Spiegel vor:

„Nur das Einmaleins soll gelten,
Hebel, Walze, Rad und Hammer;
Alles andre, öder Plunder,
Flack're in der Feuerkammer."

Oder:

„Wild die Herzen, feil die Treue,
Geld und Macht die höchsten Güter."

Über Karl den Großen sagt das Epos:

„Eitler Glanz der Römerkrone! —
Verdens graufe Mordgerichte
Mag ihm Gott verzeihn, doch schuldig
Bleibt er sie der Weltgeschichte." —

„Doch den Wirrern und den Klirrern,
Die da ziehn mit großem Schalle,
Allen klebt ein Mal am Schilde,
Und ihr Verden haben alle." —

Das sind wahrlich nicht Töne des Harfners aus der stillen Klause, das sind trutzige Klänge eines Sachsen in stählerner Brünne.

Wer nun, als Anfang der neunziger Jahre die frohe Kunde von einer neuen großen Dichtung des unermüdlichen Greises verlautete, wieder ein Heldenepos erwartete, oder wer, als er den Titel „Goliath" hörte, etwa an eine sinnbildliche Darstellung des Materialismus dachte, einen Welt-Goliath, den der David des Idealismus bekämpfen und besiegen sollte, der hatte sich getäuscht. Die neue erzählende Dichtung ist eine Liebesgeschichte, nichts mehr und nichts weniger,

— eine Dorf- oder Bauerngeschichte. Aber nicht etwa ein Idyll, sondern ein tief trauriges Stück Menschenleben, zwar in Frieden ausklingend, doch dieser Frieden ist wie der des Friedhofs. Die ergreifende Erzählung ist ganz den erhabenen Eindrücken entsprechend, welche die Natur des Schauplatzes, Norwegens Felsen, Wälder, Seen und Wasserstürze hervorrufen. Wir empfinden den warmen Sommerduft seiner Kiefertannen, noch mehr aber den Eieshauch seiner Gletscher. Eiwind, mit seinem wahren Namen Esbjörn, ein norwegischer Bauernsohn vom Byglandshofe, glaubt wegen einer aus Eifersucht verübten raschen That, die jedoch, wie sich später herausstellt, keine schlimmen Folgen hatte, über die Eisberge fliehen zu müssen. Er siedelt sich als Häusler beim reichen, aber geizigen Bauer Knud auf Rönnedal an, führt seine Randi heim, die ihm in die Einsamkeit gefolgt ist, und lebt nun mit ihr und seinem Knaben Olaf glücklich in der Hütte der Felsenschlucht, bis eines Tages ein Bergsturz Haus und Eltern begräbt und Olaf, der eigentliche Held der Geschichte, wegen seiner Kraft und Größe bald der „Goliath“ genannt, als Waise auf Knuds Hof ein Unterkommen erhält. Hier wächst die fünf Winter jüngere Margit, Knuds und Karis Tochter, mit ihm auf; zwischen ihnen sproßte und wächst aber auch treue Liebe. Obschon nun Olaf für Knud schafft und sich müht, als hätte er hundert Hände, obgleich er diesem und dessen Sohn das Leben rettet und Kari ihm wohlgesinnt ist, wird er doch, als er nach langem Zaudern seine Werbung anbringt, wie ein Hund vom Hofe gejagt. Noch mehr, Knud untersagt grausam eine Verbindung zwischen den beiden Liebenden für alle Zeit. Diese scheiden voneinander, und nach einer mühseligen Wanderung über dieselben Berge, Felsen und Gletscher, die einst sein Vater überstieg, kommt Olaf durch einen glücklichen Zufall zu seiner Sippe, wird von seinem Oheim erkannt und siedelt sich, fern von Rönnedal, in der Heimat an. Jahre vergehen; endlich sendet Margit, die alle Bewerber abwies, einen Boten, nachdem sie erfahren hat, wo Olaf haust. Dann kommt sie selbst und kehrt jedes Jahr an einem Sommertag wieder. Beide bleiben aber unvermählt, indem sie sich vor dem Worte des doch längst verstummten Vaters beugen. So ist das Gedicht ein Hohelied, aber nicht der Liebe, sondern der Entsagung.

Es ist einer wahren Begebenheit nacherzählt, die dem Dichter von seinem Freunde, dem norwegischen Maler Magnus von Bagge, vor Jahren mitgeteilt wurde. Ist zunächst die Einleitung der Erzählung nicht ohne Humor, so wirkt dann der Kontrast, des zwar durch anziehende Charakterzeichnung und farbenprächtige Schilderung belebten, im übrigen düstern und ergreifenden Seelengemäldes um so stärker. Die Form der fünffüßigen Jamben als Blankverse, schmiegt sich dem Inhalte harmonisch an.

Auch diese Schöpfung legt Webers Kunst und Kraft als erzählender Dichter dar. Wir möchten, um zu erweisen, daß und wie er sich auch in der Beschränkung als rechten Meister zeigt, aus seinen „Gedichten“ noch eine kürzere Erzählung hervorheben, die nach unsrer Ansicht ein Meisterstück, ein Epos en miniature ist und deshalb neben „Dreizehnlinden“ und „Goliath“ wohl genannt werden darf. „Twardowski“ ist eine Geschichte vom dummen Teufel, wie es deren ja viele gibt, und eine nach der bekannten Phrase: Où est la femme. Das Originelle und Meisterliche besteht aber in der Verknüpfung und Lösung der Fäden. Twardowski erwartet, nach einem Leben voll Lust und Sünde, zu dem ihn besonders sein Weib anstachelte, den Teufel, dem er sich verschrieben hat. Aber er gedenkt ihn zu überlisten. Drei Wünsche darf er noch thun; der dritte ist, daß er seine Frau zum Teufel oder hier dem Teufel wünscht. Als dieser aber vor die Entscheidung gestellt ist, entweder Twardowskis Schöne zu heiraten oder auf die ihm verfallene Seele zu verzichten, läßt er lieber seinen Schein fahren und entflieht. —

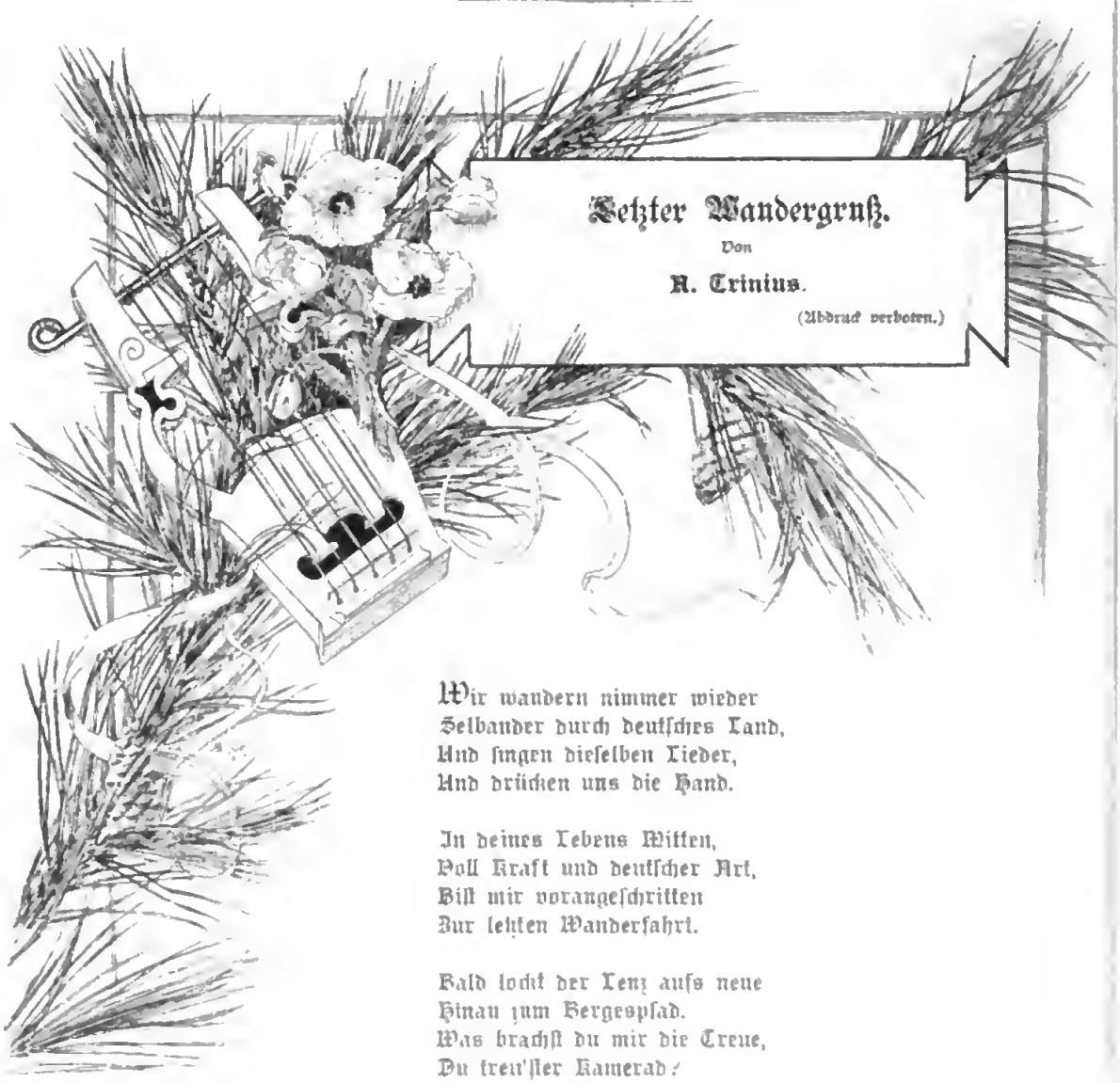
Neben den großen und kleinen epischen Meisterwerken fanden noch vornehmlich in den Kreisen, für welche sie geschrieben waren, die „Marienblumen“ und das „Vaterunser“ ungeteilte Anerkennung.

Nur eins ist befremdlich. Eigentliche Vaterlandslieder sind unsres Wissens wenig oder gar nicht vorhanden. Vielleicht findet sich manches Gedicht dieser Gattung unter Webers hinterlassenen Papieren. Wir dürfen es hoffen, da er in seiner von uns angeführten Charakteristik der Westfalen als

einen Hauptvorzug derſelben rühmt, daß ſie „deutſche Leute“ ſeien. Und Weber war ein Weſtfale vom Scheitel bis zur Sohle. Nicht das unbedeutendſte Verdienſt von „Dreizehnlinden“ kann endlich darin erblickt werden, daß dieſes Epos durch Stählung der Liebe zum Stamm- und Einzellande die Liebe zum großen Vaterlande zu befeſtigen geeignet iſt.

Weber feierte noch am 26. Dezember 1893 ſeinen achtzigſten Geburtstag und wurde aus dieſer Veranlaſſung vielfach geehrt und erfreut. Jedoch kränkelte er ſchon damals. Nun hat er ſeinen Tag der Abberufung, licht- und lenzerfüllt, gehabt. Unter den letzten Gedichten des Sängers möchten wir als das bezeichnendſte „Der Traum“ anführen, kurz vor dem genannten Geburtsfeſte abgefaßt. Mit ungeſchwächter dichteriſcher Geſtaltungskraft zeichnet er darin ſeinen Lebensweg; „ſchier achtzig Winter geh' ich durch die Welt!“ Er ſchließt ſeine poetiſche Selbſtbiographie mit den bedeutungsvollen Worten:

— „Uns ward ein Reich verkündet
Jenſeits des Meers, wo Trug und Täuſchung ſchwindet.
Fern dämmert ſchon das Friedenseiland dort,
Der dunkle Fährmann winkt in ſeinen Nachen;
O gebe Gott ein ſeliges Erwachen!“



Letzter Wandergruß.

Von

A. Trinius.

(Abdruck verboten.)

Wir wandern nimmer wieder
Selbander durch deutſches Land,
Und ſingen dieſelben Lieder,
Und drücken uns die Hand.

In deines Lebens Mitten,
Voll Kraft und deutſcher Art,
Biſt mir vorangeſchritten
Zur letzten Wanderfahrt.

Bald lockt der Lenz aufs neue
Hinaus zum Bergespfad.
Was brachſt du mir die Treue,
Du treu'ſter Kamerad?

Digitized by Google

Zwei frohe Tage.

Von **Hans Pictor.**

Bilder von **M. Röbbecke.**

(Abdruck verboten.)

Es war meine ganze Jugend hindurch mein brennendster Wunsch, mir einen Hund halten zu dürfen. Aber dieses Verlangen mußte unerfüllt bleiben. So sehr mein Vater mich sonst auch gewähren ließ, in diesem Punkte blieb er unbeugsam. Sein eigentlicher Grund war wohl seine angeborene Abneigung gegen diese Tiere, er hatte sich aber zurechtgelegt, daß es kein gefährlicheres Geschöpf gäbe als den Hund. „Lieber Junge," pflegte er, wenn das Gespräch auf dieses Thema kam, zu sagen, „lieber Junge, ein Löwe ist eine nicht annähernd so schlimme Kreatur wie ein Hund. Ein Löwe kann dich, wenn du in einer Löwengegend lebst, töten, aber du wirst ihm schwerlich dazu Gelegenheit geben. Du weißt, mit wem du es zu thun hast, und nimmst dich vor ihm in acht. Der Hund aber ist dein Hausgenosse und benimmt sich so, daß du ihn für deinen Freund halten mußt. Plötzlich aber verwandelt er sich in einen Drachen, und ein Biß macht dich zum Unseligsten aller Sterblichen. Es gibt keinen Tod, der so fürchterlich ist wie der des Tollwütigen. Und selbst wenn der Hund nicht toll wird — was aber, wie ich wiederholen muß, in jedem Augenblick geschehen kann, — bist du nicht davor sicher, daß er nicht den Hundewurm auf dich überträgt und dich damit den schrecklichsten Schmerzen und einem ebenso qualvollen Tode wie dem an der Tollwut überliefert."

Vergebens wandte ich hiergegen ein, daß die Tollwut bei gut gehaltenen Hunden nur sehr selten einträte und daß ihrem Ausbruch bestimmte und deutlich wahrnehmbare Symptome vorausgingen. Vergeblich versicherte ich, daß der Hundewurm bei reinlich gehaltenen Hunden kaum je vorkomme. Mein Vater blieb bei seiner Meinung und erläuterte sie regelmäßig durch dieselben beiden Beispiele. In dem einen Falle sollte ein, einem Studenten gehörender Hund, während er sich auf der Entenjagd und mit seinem Herrn in einem schmalen Bote befand, ganz plötzlich toll geworden sein. Nur die ohnehin zum Schuß bereite Flinte hatte den Studenten gerettet. In dem anderen Falle war die junge, liebreizende Tochter eines Generals von ihrem Bernhardiner mit dem Hundewurm behaftet worden und unter den schrecklichsten Schmerzen in der Leber gestorben.

Mein Vater hatte diese Fälle nicht als Augenzeuge erlebt, sondern vor vielen Jahren im Pfennig-Magazin von ihnen gelesen, aber sie hatten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht.

Wie tödlich habe ich jenen Hühnerhund, diesen Bernhardiner gehaßt! Um ihretwillen mußte ich nach so vielen Jahren auf eine Freude verzichten, die sich in meiner Vaterstadt ganz arme Leute gönnten, ohne sie irgend mit Tollwut oder Hundewurm bezahlen zu müssen. Und wie anziehend waren doch diese Hunde! Gab es je klügere, anhänglichere Geschöpfe als des Gastwirts Pudel Karo, oder des Doktors Hühnerhund Diana? War ein zierlicheres, reinlicheres Geschöpf denkbar als Majors Windspiel Ninette? War es irgend möglich, daß Karo oder Diana eines Tages toll würden? Oder daß Ninette etwas mit einem Hundewurm zu thun haben würde?

Doch was halfen alle diese Erwägungen. Mein Vater blieb fest, und ich mußte mich darauf beschränken, mit den Hunden meiner Kameraden gute Freundschaft zu halten. Auf unseren Hof durfte kein Hund kommen.

Als ich später das Elternhaus verließ und auf die Malerschule ging, hatte ich so viele neue Eindrücke zu verdauen, daß ich jahrelang an keinen Hund dachte. Erst eine zufällige Begegnung zeigte mir, daß mein alter Lieblingswunsch nicht erloschen war, sondern nur in mir geschlummert hatte. Ich verbrachte gelegentlich einer Studienfahrt ein paar Tage in einer reizend gelegenen kleinen Stadt. Der Wirt des Goldenen Löwen, bei dem ich wohnte, war nach Art seiner Standesgenossen ein eifriger Tierfreund und hielt außer Tauben und Geflügel jeder Art auch ein Paar Dachshunde. Als er bemerkte, daß ich mir während des Essens mit diesen zu schaffen machte, setzte er sich neben mich und erzählte mir von den Vorzügen seiner Lieblinge. Beide seien von reinster Rasse und im deutschen Hundestammbuch eingetragen. Waldmann sei ein Sohn des berühmten Waldmann III, der nicht weniger als drei erste Preise auf Ausstellungen davon getragen habe, und Waldine stamme gar durch ihre Mutter „Waldhexe" von jenem Bergmann VII, der bei allen Dachsschliefen so ungeheures Aufsehen erregt habe. „Na, wissen Sie," sagte er, nachdem er sich ein frisches Maß geholt und einen tiefen Trunk gethan hatte, „diese Hunde vereinigen in der That alle Vorzüge in sich. Sie sind tadellos im Bau, jagen unermüdlich und sind dabei ebenso anhänglich wie wachsam. Ich würde niemand raten, in böser Absicht mein Haus zu betreten. Die klugen Tiere wissen sehr wohl zwischen einem Gast wie Sie und einem Vagabunden zu unterscheiden. Sie werden von ihnen durchaus nicht zu leiden haben, während jeder verdächtige Fremde sofort gestellt werden würde."

So sprach der Mann und schaute liebevoll auf seine Lieblinge herab, während diese ihrerseits ihn unverwandt anblickten.

In diesem Augenblick stand der Entschluß bei mir fest, daß ich mir, trotz Tollwut und Hundewurm, auch einen Hund anschaffen wollte. Und zwar einen Sohn von Waldmann und Waldine. Es mußte doch gar zu schön sein, auch der Gegenstand einer durch nichts zu erschütternden Anhänglichkeit zu werden. Und dann: bei der Unsicherheit, die schließlich in jeder Großstadt herrscht, ist ein wachsamer, tapferer Wächter doch auch nicht zu verachten.

Es war, als ob der Gastwirt mir meine Gedanken an der Stirn abläse. Er erhob sich mit einem breiten Lächeln und verließ das Zimmer. Als er zurückkehrte, trug er in jeder Hand einen jungen Dachshund. Er hatte die Tierchen an der noch losen Genickhaut gepackt, und sie hingen in ihr

wie in einem Tuch. „Was sagen Sie zu ‚Schmecks'?" fragte er, indem er das eine der Hündchen neben mich niedersetzte. „Ich versichere Sie, daß er Bergmann VII so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern."

Da ich nicht die Ehre hatte, Bergmann VII zu kennen, war ich nicht in der Lage, diese Behauptung auf ihre Wahrheit zu prüfen. Ich fand aber, daß Schmecks in der That ein reizender kleiner Kerl war, und ich fühlte mit Gewißheit, daß ich nie wieder glücklich werden könnte, wenn „Schmecks" nicht mein Eigentum würde. Ich hütete mich aber natürlich, meine Empfindungen zu verraten, und warf nur, während ich mit dem Löffel in meinem Kaffee rührte, die Bemerkung hin: „Solch ein Vieh ist wohl sehr teuer?"

„Na, wissen Sie," erwiderte der Gastwirt, während er Schmecks zu meinem Entsetzen am Schwanz aufhob, „eigentlich ist ein Tier von dieser Rasse ja überhaupt nicht zu bezahlen."

Mir blieb vor Schrecken der Herzschlag aus. „Verkaufen Sie denn Ihre jungen Hunde gar nicht?" fragte ich, und ich hörte selbst, daß meine Stimme heiser klang.

Der dicke Mann fuhr sich mit dem in der Linken gehaltenen Taschentuch über den Speckhals und erwiderte dann, während seine Blicke immer noch liebevoll auf dem nun wieder auf dem Boden weilenden Schmecks hafteten: „Na, wissen Sie, ich verkaufe meine Hunde immer nur in gute Hände."

Die phlegmatische Art des Mannes brachte mich zur Verzweiflung. „Würden Sie das Tierchen da wohl an mich verkaufen?" stieß ich hervor.

Der Wirt richtete sich auf und sah mich mit großen Augen an. „Wollen Sie ihn denn kaufen?"

„Allerdings."

„Na, wissen Sie, darüber ließe sich ja wohl reden."

„Was soll er denn kosten?"

„Was er kosten soll? Hm! Was er kosten soll? Na, wissen Sie, wenn Sie bedenken, daß Waldine von Bergmann VII abstammt und daß Schmecks seiner Mutter gleicht wie ein Ei dem andern, da werden Sie sich ja selbst sagen, daß Schmecks ein famoser Kerl ist."

„Schön, schön. Was soll er aber kosten?"

„Also, Sie wollen ihn wirklich haben?"

„Ja doch. Natürlich will ich ihn haben!"

„Na, wissen Sie, da können wir ja mal über den Preis reden."

Der Mann fuhr sich mit den Fingern der rechten Hand über sein fleischiges Kinn und blickte sinnend auf Schmecks. Dieser sprang unterdessen an Waldine empor, die von Zeit zu Zeit ernst, aber nicht unfreundlich den Kopf wegkehrte. Wie anmutig war Schmecks bei aller jugendlichen Plumpheit.

„Ich meine, Schmecks würde bei mir in gute Hände kommen," sagte ich, und ich fühlte, wie mir vor Erwartung das Blut in die Wangen stieg. Ich hatte gelegentlich davon reden hören, wie teuer heut zutage Rassehunde mitunter bezahlt werden.

„Na ja, eben darum," sagte der Wirt endlich. „Sie sollen ihn deshalb auch billiger haben."

Ich saß wie auf Kohlen.

„Ich habe ihn," fuhr der Mann fort, „eigentlich dem Förster in Frauenreuth versprochen, aber ich kann ihm ja auch den da geben" — hier wies er auf Schmecks Bruder, der eben ein Attentat auf seiner Mutter Schwanz machte. „Na, wissen Sie, zahlen Sie fünfzig Mark, und nehmen Sie ihn mit."

Ich fürchte, daß ich auch hundert Mark bezahlt haben würde, denn Schmecks *mußte* mein werden.

Es wäre ganz vergeblich, wollte ich das Hochgefühl beschreiben, mit dem ich *meinen* Hund jetzt aufhob und auf meinen Schoß nahm. Auch Schmecks mußte Sympathie für mich empfinden, denn er machte keinerlei Fluchtversuch und nagte auf eine überaus liebenswürdige Weise an meinen Fingern.

Da ich nicht gleich nach Hause zurückkehren konnte, machten wir aus, daß Schmecks mir später zugleich mit seinem Stammbaum zugeschickt werden sollte. Den Tag aber verbrachte ich in der angenehmsten Weise mit meinem Schmecks, der nicht mehr von meiner Seite wich. Der angeborene Zug zum engsten Anschlusse an seinen Herrn kam in der rührendsten Weise zum Durchbruch. Der Blick, den Schmecks mir beim Abschied zuwarf, begleitete mich während meines ganzen Ausfluges. Sobald ich wieder daheim war, richtete ich für Schmecks ein behagliches Lager her und schrieb an den Löwenwirt.

... Schmecks hatte eine ganze Anzahl Strümpfe u. s. w. zerfressen.

Überraschung vor. Ich hatte eine Schublade offengelassen, und Schmecks hatte in seiner ländlichen Unschuld angenommen, daß ihr Inhalt Spielzeug für ihn enthalte. Er hatte eine ganze Anzahl Strümpfe u. s. w. zerfressen und völlig unbrauchbar gemacht. Ich schalt ihn tüchtig aus, und er war auch sehr reuig. Ich meinerseits machte mir nicht ohne Grund Vorwürfe, daß ich in meiner unordentlichen Weise die Schublade offengelassen hatte. Das sollte nicht wieder vorkommen. Ja, solch ein Tierchen erzieht seinerseits seinen Herrn.

Am folgenden Tage traf Schmecks in einer Kiste ein, und ich hatte meinen Hund nun bei mir. Er war offenbar kerngesund, denn er verzehrte die in Milch gebrockten Semmeln, die ich ihm in einem Napf vorsetzte, mit dem größten Appetit. Dann spielten wir miteinander, ich trug ihn für kurze Zeit auf die Straße hinab, und wir spielten wieder miteinander. Ich mußte darüber nachdenken, wie veredelnd doch solch ein junges Tierchen auf seinen Herrn wirkt. Man wird mit ihm wieder zum Kinde.

Ich blieb Schmecks zu liebe an diesem Abend zu Hause und schrieb, während er auf meinem Schoß schlief, ein paar Briefe, die ich längst hätte schreiben sollen. Ja, solch ein kleiner Freund macht häuslich! Das war ein froher Tag!

Ich war verständig genug, es Schmecks nicht übel zu nehmen, daß ich am anderen Morgen konstatieren mußte, er habe seinem Alter Tribut gezollt. Ich nahm mir vor, ihm künftig das Abendessen früher zu geben. Ich malte frisch darauf los und füllte die Pausen, die ich mir während der Arbeit gönnte, damit aus, daß ich mich mit Schmecks umherjagte.

Als ich nach dem Essen in mein Heim zurückkehrte, fand ich freilich eine ärgerliche

Ärgerlich war dieser Nagetrieb von Schmecks aber doch. Sobald ich mich nicht mit ihm beschäftigte, trieb er Unfug. Während ich in meine Arbeit vertieft war, warf er mir einen Pinseltopf um und nagte zwei Skizzen, die ich an die Wand gelehnt hatte, an den Ecken an. Kein Pinsel war vor ihm sicher. Mein Strohhut, der ihm in die Hände fiel oder richtiger zwischen die Zähne geriet, wurde von ihm regelrecht aufgerollt. Das dumme Tierchen war offenbar der Ansicht, daß ich nur seinetwegen auf der Welt war.

Als ich am dritten Tage von einem Ausgang zurückkehrte, hörte ich schon auf der Treppe einen furchtbaren Lärm. Ahnungsvoll eilte ich weiter und fand meine Aufwärterin im lebhaftesten Streite mit meinem Nachbar, einem Flickschuster. Dieser, sonst der liebenswürdigste, sanfteste Mann von

Mein Strohhut wurde von ihm regelrecht aufgerollt ...

Beim Flickschuster hatte Schmecks die ärgsten Verheerungen angerichtet . . .

der Welt, schwur, daß er Schmecks den Hals brechen müsse, und wenn es ihm tausend Mark kosten sollte. Auf mein Fragen erfuhr ich dann, daß Schmecks sich auf den Flur gestohlen hatte und durch die zufällig nur angelehnte Thür in das Stübchen des Schusters gedrungen war. Dort hatte er unter den zur Reparatur bestimmten Stiefeln und Schuhen die ärgsten Verheerungen angerichtet, sich selbst über und über mit Schuhwichse beschmiert, so auf dem Sofa des Schusters niedergelassen und noch einige faustgroße Löcher in den Bezug genagt. Glücklicherweise war er nicht von diesem, sondern von der Aufwärterin, die ihn vermißt hatte, gefunden worden, sonst wäre es wohl um ihn geschehen gewesen.

Es war gut, daß ich von jeher mit meinem Nachbar auf freundschaftlichem Fuß stand. Immerhin kostete mich Schmecks Ausflug ein ansehnliches Sümmchen.

Ich erkannte überhaupt bald, daß der Besitz eines Hundes doch immerhin mit vielen Unannehmlichkeiten verknüpft ist. Ging ich mit Schmecks auf die Straße, was doch notwendig geschehen mußte, so

Mein Uhu hatte die Aufmerksamkeit Schmecks auf sich gezogen . . .

war er mancherlei Fährlichkeiten ausgesetzt. Er bewies in seinem Verhalten gegen heranrasselnde Droschken eine wahrhaft unglaubliche Naivetät, und ich wundere mich heute noch, daß ich bei meinem Zuspringen nicht mehr als einmal überfahren worden bin. Aber auch das war nicht angenehm, wenn der ungezogene Schmecks plötzlich, so schnell er konnte, hinter einem vorüberlaufenden Hunde herhetzte und ich ihn nun unter dem Gelächter der Straßenjugend und dem Lächeln der Vorübergehenden verfolgen mußte. Vorläufig war seine Anhänglichkeit an mich doch überhaupt recht selbstsüchtiger Art.

Am vierten Tage hatte ich ein furcht-

bares Erlebnis. Als ich nach dem Eſſen nach Hauſe zurückkehrte, fand ich den armen Schmecks in den ſchrecklichſten Krämpfen. Eine kurze Umſchau im Atelier zeigte mir, was geſchehen war. In ihm hing ein ausgeſtopfter Uhu von der Decke herab. Dieſer hatte von Anfang an die Aufmerkſamkeit von Schmecks auf ſich gezogen. In meiner Abweſenheit hatte dieſer nun entdeckt, daß er, wenn er von einem Stuhl auf eine Kiſte und von dieſer auf meine Gliederpuppe ſprang, den Vogel erreichen konnte. Und wie gedacht, ſo gethan. Bald fielen Uhu und Schmecks gemeinſam auf den Boden herab, und mein Schmecks machte ſich daran, der Beute zu Leibe zu gehen. Nun war aber der Uhu, um ihn vor den Motten zu ſchützen, mit Arſenik präpariert, ſo daß der abſcheuliche Schmecks ſich eine regelrechte Vergiftung zugezogen hatte.

So ärgerlich ich auch war, ſo ſah ich doch ein, daß ich das Tier nicht einfach zu Grunde gehen laſſen konnte. Ich packte den argen Geſellen alſo in einen Korb und fuhr mit ihm in die Tierklinik, die ſelbſtverſtändlich am Ende der Welt lag.

Als ich von dort allein zurückkehrte — Schmecks war in die Abteilung für Hunde geſchafft worden —, ließ ich die letzten

. . . mein Schmecks machte ſich daran der Beute zu Leibe zu gehen.

Tage vor mir Revüe paſſieren. War es nicht eigentlich doch ein Unſinn von mir, mich ſo ganz und gar einer kleinen Kreatur zu widmen, die mir doch im Grunde nur Unannehmlichkeiten jeder Art bereitete? Wieviel Geld hatte er mich ferner ſchon gekoſtet, und wie viele Ausgaben würde er vorausſichtlich noch veranlaſſen. Lag es da nicht ſchließlich auch in Schmecks Intereſſe, daß ich ihn wieder dorthin zurückbrachte, von wo ich ihn nie hätte wegholen ſollen?

Schmecks in der Tierklinik.

Als der Wagen vor meiner Thür hielt und ich mein Atelier betrat, fand ich meine Aufwärterin vor. Sie war gekommen, um mir den Dienſt aufzukündigen. Sie hielte es mit der Schmutzerei von dem kleinen Vieh nicht aus.

Als das „kleine Vieh“ nach drei Tagen aus der Klinik als geheilt entlaſſen wurde und zugleich mit einer

ansehnlichen Rechnung bei mir eintraf, packte ich Schmecks nicht aus, sondern fuhr gleich mit dem Korbe zur Bahn und mit der Bahn in Schmecks Heimatsort. Dort überlieferte ich ihn seinem alten Herrn, der ihn gern wieder zurücknahm. „Na, wissen Sie," meinte er, „er war ja eigentlich auch zu schade für die Großstadt."

Ich selbst aber sagte, als ich wieder in meinem Heim war, in dem nun nichts mehr krabbelte, nagte und winselte, wiederum: Welch ein schöner Tag!

Erloschen.

(Abdruck verboten.)

O Welt, wie bist du strahlend,
O Welt, wie bist du schön,
Lichter und Schatten malend
In Thälern und auf Höh'n.
Die Sonn' am Himmel so mächtig,
Der Sternenhimmel so prächtig,
Die Luft voll Vogelgetön.

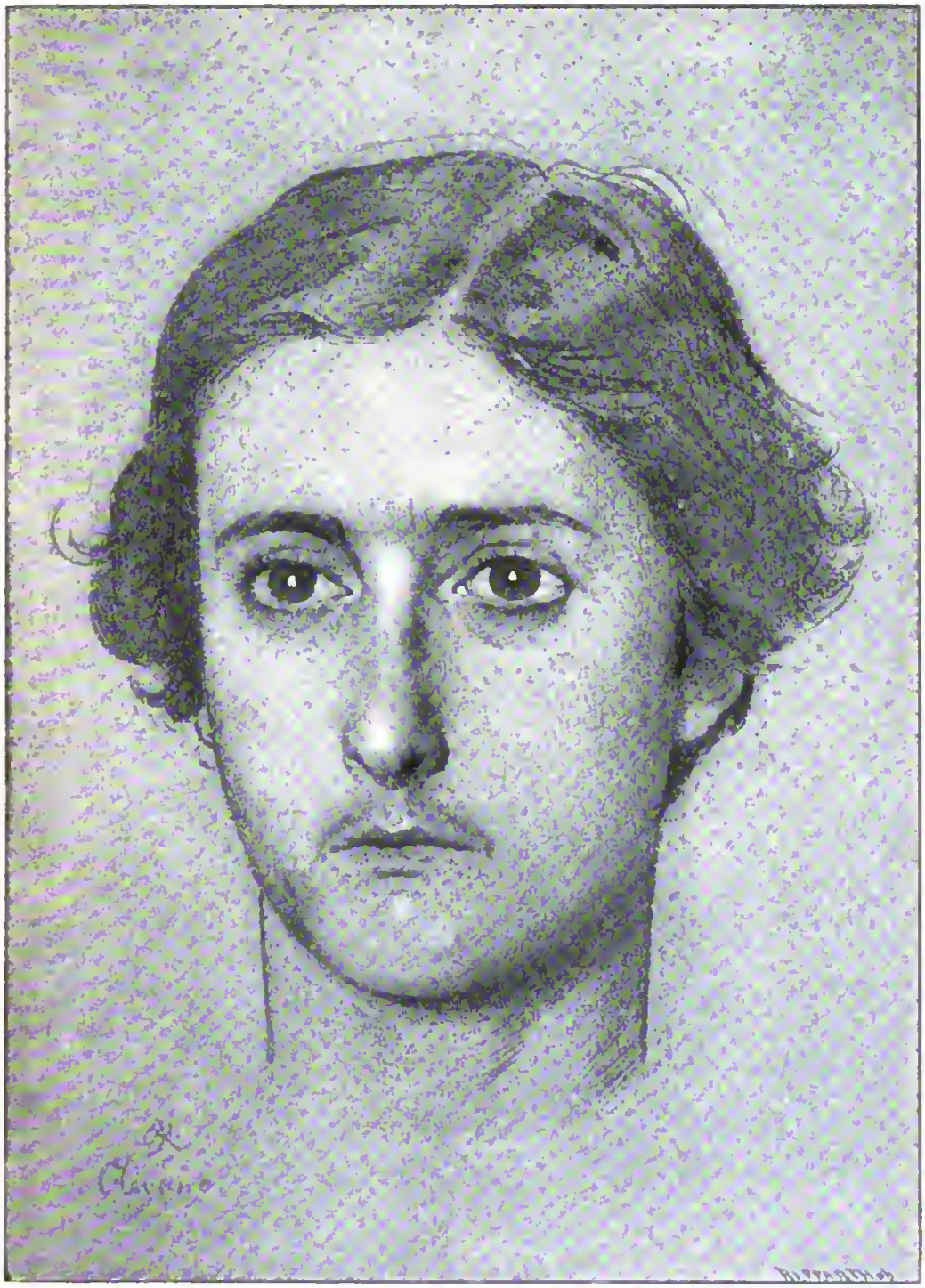
Es blühen und duften die Felder,
Die Sicheln blitzen so hell,
Es wogen und rauschen die Wälder,
Es rieselt und plätschert der Quell,
Es blinken viel Türme und Dächer,
Es jubeln die fröhlichen Zecher,
Die Zeit verrinnet so schnell.

Da ist erloschen ein Lichtlein
Tief unten fern im Thal,
War nur ein kleines Wichtlein,
Eins von der Tausendzahl.
Was will eines Lichtleins Flimmern,
Wo so viel andre schimmern
Und Sonn' und Sterne zumal?

O Welt, du ahnest es nimmer
In deiner Herrlichkeit,
Wie dieses Lichtleins Schimmer
Mein Herz gelabt, erfreut.
Trotz Sonnen- und Sternengefunkel,
O Welt, wie bist du nun dunkel,
Wie trübe verinnet die Zeit!

Clotilde von Schwartzkoppen.

Aus unſrer Studienmappe:



Studienkopf aus Olevano. Von Otto Knille.

Neues vom Büchertisch.

„Freiheit, Liebe, Menschlichkeit!"

Von

Paul von Szczepanski.

(Abdruck verboten.)

Vor mir liegt ein köstlich oder doch wenigstens sehr ordentlich ausgestattetes Buch, das sich ein „Manifest des Geistes von hervorragenden Zeitgenossen" zu sein rühmt, „Freiheit, Liebe, Menschlichkeit" betitelt und im Verlage von J. von Groningen & Co. in Berlin erschienen ist. Wen von den Lesern es später gelüsten sollte, das Buch zu beziehen, den bitte ich schon jetzt, es nicht mit einem anderen Werke desselben Verlages zu verwechseln, das den Titel „Ehe, Liebe, Sinnlichkeit" trägt und in geheimnisvoller Couvertierung, Versiegelung und Verschnürung, wie sie pornographische Lektüre pikanter zu machen pflegt, nur ein seichtes Geschwätz von Hans von Reinfels enthält. Ich erwähne diesen zweiten Wisch nur, um den sittlichen Ernst der Firma van Groningen in das rechte Licht zu setzen. Auf der Rückseite der Buchhändlerrechnung über „das Manifest von hervorragenden Zeitgenossen" ködert diese Verlagshandlung Dumme für ihr erheblich billigeres, aber vielleicht auch gangbareres Verlagswerk „Ehe, Liebe, Sinnlichkeit," dessen Siegel Gymnasiasten wahrscheinlich mit Herzklopfen lösen. Mir ist es nur um das „Manifest" zu thun, in dem „hervorragende Zeitgenossen" es wieder einmal über sich gebracht haben, sich vor den Triumphwagen König Sems zu spannen. Ich kann es mir nicht versagen, das Geleitwort dieses Prachtbandes unverkürzt hierher zu setzen. „Der Kampf ist da," so eröffnet den Reigen hervorragender Zeitgenossen ein Anonymus, „als dessen Siegespreis die Antisemiten den herrlichsten Edelstein aus dem unantastbaren Schmuck der Germania zu gewinnen hoffen, der Kampf um die wertvollste Errungenschaft des modernen Staatslebens, der heiße Kampf um die dem deutschen Volk verfassungsmäßig gewährleistete Gleichberechtigung! In jedem Krieg aber entscheidet vor allem die geistige Bedeutung der Führer, denn das Vertrauen zu diesen weckt und nährt kampfesfreudige Begeisterung und trägt im selben Maß zur Erhöhung der Siegeszuversicht bei, wie es lähmend wirken muß auf die gegnerischen Scharen, die wahrhaft Edelsten einer großen Nation in geschlossenen Reihen sich feindlich gegenüberzusehen! Solche Führer unter einer Fahne zu vereinigen im Kampfe wider den Antisemitismus, das war der leitende Gedanke des vorliegenden Werkes. Der Geist der Humanität, der Geist der Wahrheit und des Rechts rief die Getreuen auf und ‚Alle, Alle kamen!' Die von uns zu überwindenden zahlreichen Schwierigkeiten lagen nicht in der Teilnahmlosigkeit der Schriftsteller- und Gelehrtenwelt gegenüber der ‚brennenden Frage,' auch nicht etwa in einer Stellungnahme für den Antisemitismus, sie lagen vielmehr in jener leicht zu begreifenden und leider nicht immer zu beseitigenden Abneigung unserer Dichter und Denker, aus stillem Heim herauszutreten und in den wilden Streit des Tages sich zu mischen. Hunderte von Beiträgen mußten ihrer schroffen Form wegen diesem Buche fern gehalten werden, denn allzu oft haben tiefster Abscheu und leidenschaftliche Empörung die Feder geführt gegen den ‚Sozialismus der Inkonsequenz,' den ‚Sozialismus der Feigen,' die ‚Unwissenheit des Strebertums,' die ‚Partei der Unsittlichkeit' und wie die Äußerungen des durch den Antisemitismus beleidigten Nationalstolzes sonst noch lauteten. Andere Einsendungen ließen sich ihres großen Umfanges wegen nicht in unseren Rahmen hineinbringen, und andere wieder gelangten erst nach Schluß der Redaktion, also zu spät, in unseren Besitz. ‚Freiheit, Liebe, Menschlichkeit' steht auf der Fahne, die uns voranweht im Kampfe gegen jene zumeist von katilinarischen Existenzen geleiteten und zum überwiegenden Teil von Bassermannschen Gestalten gebildeten Reihen, deren Ziel die fragwürdige Duldsamkeit des Mittelalters und deren Ideal ein gewaltsam zu errichtender ‚Zukunftsstaat ohne Juden' ist! Der Kampf ist da, und deshalb muß die allgemeine Wehrpflicht in Kraft treten für alle die, welche den Antisemitismus als das erkannt haben, was er in Wirklichkeit ist, als den verfehlten Ausdruck vielverbreiteter Unzufriedenheit! Das vorliegende Werk ist von hoher kultureller Bedeutung, ist ein gewaltiges Zeugnis für die unverwüstliche Lebenskraft geistesbefreiender Gedanken, und deshalb darf in keines Hauses Bücherschatz fehlen dies herrliche Manifest des reinen Menschentums! Das Weltgewissen schlägt in diesem Buch, und des deutschen Volksgeistes Ehre hat sich in ihm ein unvergänglich Zeugnis ausgestellt."

Also das Gemauschel. Als wolle er sich darüber lustig machen, beginnt Hermann Lingg auf der nächsten Seite den Reigen der Manifestierenden: „Man kann wirklich nie genug dafür thätig sein, daß die Macht der Intelligenz in der Welt verstärkt und verbreitet werde. Es ist die heiligste Pflicht eines jeden, der die Fähigkeit dazu hat." Das ist so hübsch und so richtig und so selbstverständlich, daß man aus diesem Gedankensplitter weder notwendigerweise auf Intelligenz, noch auf die Fähigkeit, sie zu verbreiten, schließen muß. Es ist auch so hübsch sachte und vorsichtig an der Frage, die das Buch behandeln soll, vorbei gedacht, daß der deutsche Dichter sich mit seinem Ausspruch ebensowenig zu etwas verpflichtet, wie ehemals die Priesterin der Pythia, wenn sie sich in Nebel hüllte und orakelte. Auf die Reihe solcher Manifestanten, denen Vorsicht die Mutter der Weisheit ist, werde ich später zurückkommen. Erst einen Blick auf die „wahrhaft Edelsten der Nation," die dem aus Bassermannschen Gestalten bestehenden

Heere der Antisemiten gegenüberstehen. Da finde ich z. B. den Ritter Leopold von Sacher-Masoch, von dem ich absolut nicht begreife, wie er dazu kommt, sich um die „unantastbaren Edelsteine in der Krone Germanias“ zu kümmern. Der Mann ist litterarisch betrachtet ein großes, aber gänzlich verkommenes Talent. In Deutschland genießt er neuerdings wieder Gastrecht, trotzdem er während seines Aufenthaltes in Paris, wo er sich zu akklimatisieren hoffte, auf Deutschland schimpfte, daß es nur so eine Art hatte. Der Ritter von Sacher-Masoch fängt harmlos genug zu orakeln an: „Ich glaube nicht, daß es etwas geben könnte, wodurch das zu gleicher Zeit unmenschliche und unchristliche Streben der Antisemiten besser bezeichnet werden könnte, als durch die Thatsache, daß dieselben mich, der ich aus einer mindestens seit 1517 unzweifelhaft christlichen Familie stamme, zum Juden gemacht haben, nur weil ich die Juden ehrlich und energisch gegen ebenso unsinnige als niederträchtige Angriffe verteidigt habe.“ Das ist allerdings ein schreckliches Versehen; aber es fällt doch nicht den Antisemiten zur Last, die sich um den Ritter von Sacher-Masoch zu kümmern noch niemals der Mühe für wert gehalten haben. Vielmehr haben ihn bisher immer die Juden für einen der Ihrigen gehalten, — wahrscheinlich nur, weil sie so sehr auf Talente erpicht sind und sie nehmen, wo sie sie kriegen können; ich fürchte, die Juden werden sehr enttäuscht gewesen sein, aber auch fürchterlich gelacht haben, als sie von Sacher-Masoch selber hörten, daß sie sich geirrt hatten. Nachdem er sich als „unzweifelhaft christlich“ legitimiert hat, geht Sacher-Masoch freilich stärker ins Zeug: „Der Rassenhaß ist immer ein Schandmal für den hassenden und eine Auszeichnung für den gehaßten Teil, denn es ist der Haß des Schwachen gegen den Starken, des Minderbegabten gegen den Begabteren, des niedriger Gearteten gegen den Edleren.“ Das wagt ein bis auf die niedrigste Colportagelitteratur heruntergekommener Litterat den Deutschen, bei denen er zu Gast wohnt, ins Gesicht zu schleudern! Denn darüber kann sich der Ritter von Sacher-Masoch doch nicht täuschen, daß jeder Deutsche genug Antisemit ist, um sich nicht für niedriger geartet zu halten als den Semiten. Eine ähnliche Wirkung wie von dieser Frechheit Sacher-Masochs erhoffe ich von dem folgenden Verse des in Paris lebenden galizischen Juden Max Nordau:

An die Antisemiten.

Wie den köstlichsten Wein zu Essigsäure
Vergiftet das faulige lahmige Faß,
So die christliche Liebe verderbet eure
Modrige Seele zu christlichem Haß.
Des Heilands wollen nun wir gedenken,
Da ihr ihn vergaßt in heidnischer Wut,
Und Mitleid euch und Verzeihung schenken,
Sprechend: „Ihr wisset nicht, was ihr thut.“

Niedriger hängen ist ein probates Mittel; es wird leider viel zu wenig davon Gebrauch gemacht. Eine ganze Reihe der vertretenen „Edelsten der Nation“ muß ich summarisch ausscheiden: Die Juden, ungetaufte wie getaufte, hätten vielleicht wirkungsvoller in diesem Falle geschwiegen. Die letzteren, die getauften, noch stiller wie die ersteren. Denn in dem Befreiungskampf gegen das Judentum gebietet der Takt dreierlei Art von Menschen, sich öffentlich weder der einen noch der andern Partei anzuschließen, — das sind getaufte Juden, Christen, welche mit Jüdinnen verheiratet sind, und christliche Schriftsteller, welche von jüdischen Verlegern abhängig sind. Wenn der Art Leute in dieser Frage gehört sein wollen, so bedeutet das gerade so viel, wie wenn ein pommerscher Tagelöhner sich öffentlich zu den wirtschaftlichen Grundsätzen der Agrarier bekennt Er mag dabei noch so kräftig seiner innersten Überzeugung Ausdruck geben, die Gegner werden doch nichts anderes glauben, als daß er mit einem Schnaps bestochen worden sei. Ich muß zu meinem Bedauern konstatieren, daß getaufte Juden stark unter den Manifestanten vertreten sind, und auch christliche Schriftsteller, denen ihr Verhältnis zu ihren Verlegern eigentlich das Wort abschneiden sollte.

Wunderlich ist die Logik einzelner Aussprüche. So heißt es: „Der Xantener Fall hat in so fern sein Gutes, als er uns erkennen läßt, wie fürchterlich unsere Zeit sich belügt, wenn sie sich die Zeit der Aufklärung nennt. Nun erst sehen wir klar, wieviel noch zu arbeiten ist.“ Mir hat der Xantener Fall diese Fackel nicht entzündet; dazu lag er von Anfang an viel zu einfach. In Xanten war ein Knabe ermordet worden, und alle Verdachtsmomente wiesen auf einen jüdischen Thäter. Darauf that die Behörde ihre Schuldigkeit, indem sie nach dem Mörder fahndete. Ihn zu entdecken ist ihr leider nicht gelungen. Die Juden aber thaten mehr, als sie zu thun nötig hatten, — sie erklärten es von vornherein für unmöglich, daß der Mörder einer der Ihrigen sein könne. Warum? Weil vielfach die Ansicht laut geworden war, der Knabe sei zu rituellen Zwecken gemordet worden! Ja, hätt irgend jemand das für ein absolutes Ding der Unmöglichkeit? Wenn irgendwo in Rußland ein christlicher Sektierer in religiösem Fanatismus einen Mord verübt — den Fall erinnere ich mich mehrmals in den Zeitungen gelesen zu haben — dann wird niemand an der Möglichkeit solchen Verbrechens zweifeln. Auch ist es vielfach erwiesen, daß der Jude Anlage zum Fanatiker hat, — warum sollte er eines solchen Verbrechens nicht fähig sein? Daß der normale Jude Obtaten mit Christenblut zu schlucken pflegt, ist doch damit weder behauptet noch wäre es durch einen solchen Mord bewiesen, — wozu also die moralische Entrüstung über einen Verdacht, der durch die begleitenden Umstände vollkommen gerechtfertigt schien? Höchstens sollte man sich darüber freuen, daß unser Jahrhundert aufgeklärt genug war, um zu verhindern, daß für einen ermordeten Christenknaben unschuldige Juden büßen mußten. Soviel mir bekannt, schreit in Xanten nur Christen-, aber nicht Judenblut zum Himmel, eine Thatsache, die auch den spanischen Dichter Don José Fastenrath, der uns hier einmal nicht spanisch, sondern deutsch kommt, zu dem Hymnus auf den Lindwurm zu Xanten begeistert:

„Der Drache, der Verderben schnaubt,
Der Lindwurm Aberglaube,
Erhob in der Siegfriedstadt das Haupt,
Daß Deutschlands Ruhm er raube.

Die andern Völker schier entsetzt
Den Blick nach der Hyder sandten.
O sei sie für alle Zeiten jetzt
Gefällt und begraben in Kanten!

Wir wollen nicht die Nacht am Rhein,
Sind wie Siegfried Lichtesfechter,
Wir wollen nur die Wacht am Rhein,
Und Juden wie Christen sind Wächter!"

In einem dem Interesse der Juden dienenden Chanson sollte Don José Fastenrath den Christen, wenn auch nur aus altspanischer Höflichkeit, den Vorrang lassen. Vielleicht hat er gemeint, daß, wenn es wirklich zur Wacht am Rhein kommt, die Juden auch ohnedem im Hintertreffen zu finden sein werden.

Die ganz wundersame Idee, als handle es sich in dem Kampfe des Antisemitismus gegen das Judentum darum, die Juden in der Ausübung ihrer Religion zu beschränken, findet sich in auffallend vielen Einsendungen. Sie mögen von den Herausgebern des Werkes mit schönem Schmunzeln in Empfang genommen worden sein. Da singt zum Beispiel Fräulein Bürstenbinder, die Romanciere der Gartenlaube:

„Es braust ein Sturm von Haß und Spott:
Jehovah oder dreieiniger Gott!"

Elise Polko meint, es gehöre zu den heiligsten Pflichten der Mutter, „die Kindesseele vor dem zerstörenden Gift der religiösen Unduldsamkeit zu schützen." Sogar unser verehrter Mitarbeiter Tanera meint ganz ernsthaft: „Gerechtigkeit, Duldung und Nachsicht in Glaubensfragen sind Eigenschaften eines jeden wahrhaft Gebildeten. Für uns Deutsche aber sind sie außerdem eine heilige Pflicht, denn, umgeben von äußeren Feinden, haben wir keine Zeit, uns im Innern wegen Glaubenssachen zu entzweien." Nahida Remy sagt uns dagegen ein Trostwort: „Trotz des Antisemitismus ist ein kirchlich und behördlich konzessionierter Massenmord nicht mehr möglich."

Die Zahl solcher Gemeinplätze, Verschiebungen, Ungeheuerlichkeiten, Verleumdungen einer in ihrem Kern durchaus nationalen Bewegung und systematischer und absichtlicher Verkennung ihrer wahren Ziele ließe sich endlos vermehren. Wer Geschmack an Geschmacklosigkeiten findet, mag sie in dem Buche nachlesen, — mich hat ein starker Ekel erfaßt, diesen Brei weiter zu verrühren. Auch ist es Zeit für mich, daß ich die Moral dieses Prachtwerkes ziehe. Wie ist das Buch entstanden? Auf dem Wege natürlich, auf dem alle solche Sammelwerke entstehen, — der Herausgeber hat an jedermann, der einen „bekannten Namen" hat und ihm leidlich koscher erschien, die Bitte um einen Beitrag gerichtet. Wie weit er sich dabei über den Zweck des Buches klar ausgesprochen hat, lasse ich dahingestellt. Es scheint mir von vielen, die in dem Buche vertreten sind, ganz undenkbar, daß sie die von mir wörtlich citierte Einleitung gekannt haben, als sie dieselbe durch einen Beitrag sanktionierten. Aber zu einem „Manifest des Geistes" aufgefordert werden, das kitzelt die meisten Menschen derart, daß es ihnen unmöglich ist, die Tinte zu halten. Einen Vierzeiler, einen nichtssagenden Gemeinplatz, der so aussieht, als ob er beinahe etwas sagte, — die schüttelt sich so ein berühmter Mann natürlich aus dem Ärmel, und er verpflichtet sich selbst zu nichts dadurch. So meint er wenigstens. Ihm ist es nur darum zu thun, daß er mit unter den „Berühmten" ist, daß sein Name einmal wieder gedruckt wird. So fanden sich denn auch unter den zum Werke Geladenen ganz ahnungslos und vergnügt zwei berühmte deutsche Poeten ein — Felix Dahn und P. K. Rosegger. Der erste schreibt:

„Es gibt keine sogenannte ‚Menschheit,' abgesehen von den Völkern: die Menschheit erscheint nur in dem Inbegriff der Völker und Rassen, nicht gleichsam oberhalb derselben, irgend wo in der Luft: das ist eine inhaltlose Abstraktion, so unwahr, wie das sogenannte ‚Naturrecht,' im Widerspruch mit Philosophie und Geschichte. Durchaus nicht ist es Aufgabe der Geschichte, die Unterschiede der Volkseigenarten aufzulösen in den ekelhaften Brei einer allgemeinen Menschheit: der wahre Kosmopolitismus ist der Patriotismus, und der Mann dient der Menschheit am besten, der einem Volk am besten dient."

Und Rosegger schreibt:

„Drei Richter verbieten es mir, fremde Völker als solche zu hassen: die Menschlichkeit, die Geschichte und das Christentum."

Hätte man es nicht längst verlernt, sich über die Unverschämtheit jüdischer Mache zu wundern, so müßte man darüber erstaunen, daß die jüdischen Herausgeber diese und eine ganze Menge anderer gleich vorbeigedachter Einsendungen als ein Manifest des Geistes gegen den Antisemitismus in die Welt zu setzen wagten. Denn Felix Dahns Beitrag ist offenbar ein aus dem Zusammenhange einer geschichtsphilosophischen Betrachtung herausgerissener Satz, der ohne Kommentar niemandem verständlich ist und sicher nicht als eine Äußerung zur Judenfrage aufgefaßt werden kann. Will man Roseggers Worte als solche nehmen, so ist doch sicher keine Verurteilung des Antisemitismus darin zu finden, vielmehr das Zugeständnis, daß auch Rosegger die Juden für ein „fremdes Volk" hält. Es ist doch Unsinn, anzunehmen, daß ein Antisemit die Juden hassen müßte. Wenn er davon überzeugt ist, daß der Einfluß der Juden auf das politische und sociale Leben ein unheilvoller ist, so ist es seine Pflicht, diesen Einfluß, der dem „fremden Volke" nicht gebührt, zu bekämpfen. Dazu bedarf es nicht des Hasses, sondern nur des Pflichtgefühls. Also an sich sind Meister Felix Dahn und P. K. Rosegger höchst harmlos in die Arena getreten, überzeugt, es sei ihnen jeden Augenblick möglich, sich die Hände in Unschuld zu waschen.

Aber als das Buch erschien, als sie die von mir im Eingang citierte Einführung in dieses Manifest des Geistes lasen, als sie sahen, in welcher Gesellschaft sie sich befanden, als ihnen alle jene Äußerungen wahnwitziger jüdischer Über-

hebung und Eitelkeit zu Gesicht kamen und die aggressive Form vieler Einsendungen, die sich gar nicht nur gegen den Antisemitismus richtet, sondern gegen jeden, der sich nicht bequemen will, das semitische Blut als das edlere Blut, die mosaische Religion als die vollkommenste, das jüdische Volk als das zur Herrschaft bestimmte anzuerkennen — warum hielten Herr Felix Dahn und Herr P. K. Rosegger und eine ganze Reihe anderer, die ich nicht nennen will, um sie nicht erröten zu machen, warum hielten sie es da nicht an der Zeit und für ein Gebot der Ehre, öffentlich zu erklären, daß sie düpiert worden seien und daß ihre Beiträge nicht in dem Sinne aufgefaßt werden dürften, den ihnen die Herausgeber des Werkes untergelegt haben?!

Warum nicht? Weil Felix Dahn und P. K. Rosegger zu den guten Deutschen gehören, die erst zu quietschen beginnen, wenn ihnen der Jude die Hühneraugen abtritt. Das ist ja nun inzwischen glücklicherweise geschehen, und wie es geschehen ist, das ist viel moralischer, lehrhafter, wirkungsvoller und überzeugender als das gesamte Prachtwerk „Freiheit, Liebe, Menschlichkeit" mit seinem verschämten Anhange „Ehe, Liebe, Sinnlichkeit."

Eigentlich verstehe ich nicht, warum Dahn und Rosegger, als sie zu einer Äußerung über das Heine-Denkmal aufgefordert wurden, sich nicht ganz so anmutig nichtssagend aus der Affaire gezogen haben wie in dem vorerwähnten Sammelwerk. Denn ob Heine in Mainz ein Denkmal hat oder nicht, das ist am Ende doch nach nicht ganz so ernsthaft, als ob man jedem Deutschen, der dem Juden nicht Freund ist, die Ehre abschneidet und ihn mit Kot bewirft. Vielleicht hatten beide in der aus „Freiheit, Liebe, Menschlichkeit" gekochten Suppe doch ein Haar gefunden, und gedachten deshalb nicht mehr mitzuessen. Sie hatten vergessen, daß nach niemand das Gastmahl der Borgia ungestraft verlassen hat, auch dann nicht, wenn er sich zu drücken versuchte. Ich will das Thema fallen lassen, — haben beide doch wenigstens ein mannhaftes Wort und die Kraft zu einem wehrhaften Hiebe gefunden, als schmierige Judenfäuste nach ihrer Kehle griffen. Ich brauche starke Ausdrücke nicht unüberlegt und spreche hier mit Absicht von schmierigen Judenfäusten; was seine Krallen nach dem armen Rosegger ausstreckte, als er sich geweigert hatte, zu Heine in den Dreck zu steigen und sich mit ihm zu verstehen, das läßt sich nicht anders charakterisieren. Man denke sich einen deutschen Schriftsteller, der ehrlich und redlich mit seinem Pfunde gewuchert hat, dessen Leben Arbeit gewesen ist und wieder Arbeit, der sich aus den kleinsten und beschränktesten Verhältnissen emporgerungen hat und in dem mehr vom Dichter steckt, als in dem ganzen jüdischen Litteratentum unserer Zeit zusammengenommen, — der muß sich sagen lassen, daß er alles, was er geworden ist, dem jüdischen Mäcenatentum verdanke, der muß es sich gefallen lassen, daß man das bescheidene Auskommen, das er sich erschrieben, zu der Höhe der Einnahmen eines raffinierten Geldmachers emporschraubt, der erlebt es, daß ihm ein Ehrenhanarar, das ihm die Schillerstiftung aus Anlaß seines fünfzigsten Geburtstages überreicht hat, angerechnet wird als ein Almosen, das er sich unter falschen Vorspiegelungen erschnorrt habe. Ich habe kein widerwärtigeres Bild erlebt als diese Hetzgerhetze, und wie weit ich auch in den Blättern des Antisemitismus zurückgehe, ich finde nirgends einen Fanatismus, eine Pöbelhaftigkeit und Schmierigkeit der Gesinnung, von einem einzelnen bethätigt, wie sie hier von dem ganzen Apostelkreise jüdischer Aufklärung, jüdischer Duldsamkeit, jüdischen Taktes und jüdischer Bescheidenheit dokumentiert worden sind.

Die Juden sollten es bei diesem des Menschen Heine ganz angemessenen Denkmal bewenden lassen und ihre Bemühungen aufgeben, ihm in Mainz oder sonst wo auf deutschem Boden noch ein anderes zu errichten. Es ist ihnen ja doch gar nicht mehr um die Ehrung des Dichters zu thun, sondern nur noch um eine Kraftprobe ihrer Macht; wenn sie so klug wären, wie sie zu sein vorgeben, hätten sie längst eingesehen, daß sie sich an diesem Projekt überanstrengen. Denn es geht wirklich nicht, daß wir Heine ein Denkmal in Deutschland setzen und damit den Grundstein zu der Mythe legen, Heine habe sein Vaterland um seines Patriotismus und seiner Freiheitsliebe willen verlassen müssen und sei im Ausland gestorben nach einem Leben voller Entbehrungen, verzehrt von Sehnsucht nach dem geliebten Vaterlande, das diesem Sänger süßer Lieder mit schnödem Undank gelohnt. Unzweifelhaft würde vielleicht schon die nächste Generation mit dieser Mythe genährt werden, wenn ein Denkmal ihr einige Wahrscheinlichkeit böte, — Germanistik und was damit zusammenhängt, wird nicht fruchtlos das augenblicklich bevorzugteste Studium jüdischer Jünglinge aus wohlhabenden Familien bleiben. Man darf ihrem Forscherfinn nicht leichtfertig Steine hinstellen. Und wir haben doch auch Pflichten gegen das Vaterland, und nicht nur gegen unsere Dichter. Wo diese Pflichten miteinander kollidieren, da geht eben das Vaterland voran.

Damit hat wieder weder Philosemitismus noch Antisemitismus etwas zu thun, noch auch die Frage, ob Heine der größte deutsche Lyriker nach Goethe ist, aber erst ein paar Stufen tiefer rangiert. Über Heines notorisches Lumpentum haben nicht die Antisemiten dokumentarische Beweise erbracht; da sie nun aber einmal vorliegen, lassen sie sich doch nicht gut ignorieren. Man kann es doch nicht plötzlich aus der Welt schaffen, daß er eine Pension von Louis Philipp bezog, — nicht als armer deutscher Dichter, sondern als gewandter Pamphletist, der seine giftgetränkte Feder in den Dienst französischer Interessen stellte. Man kommt doch auch nicht ohne weiteres darüber hinweg, daß er an seinem Onkel ein bis zu dessen Tode fortgesetztes Erpressungssystem ausübte, und daß er mit einem vollendeten Gaunerstreich dieses System dann an dem Sohne des Verstorbenen fortsetzte. Ich kann mir sehr wohl denken, daß eine Zeit kommen wird, in der man das alles vergessen hat. Denn von dem, was Heine geschrieben hat, und von dem, was über ihn geschrieben worden ist, wird viel ver-

gessen werden. Einiges aber von ihm wird fortleben, vielleicht nur im Volksmunde. Mag man in kommenden Jahrhunderten einem Litteraturforscher das Verdienst gönnen, dann den verschollenen Dichter dieser ewigen Lieder wieder zu entdecken. Wenn er vorsichtig dabei zu Werke geht und nicht an der Gründlichkeit unserer heutigen Litteraturforscher krankt, wird es diesem dann vielleicht gelingen, das Heine-Denkmal ohne Widerspruch durchzubringen. Würde man es heute errichten, so wäre es nicht ein Dichterdenkmal, sondern ein Denkmal eines Sieges des Judentums über das Deutschtum, und es würde eines Tages wieder abgetragen werden und in der Rumpelkammer verschwinden — am Tage des Triumphes des Deutschtums über das Judentum, an einem jener Tage des Heulens und Zähneklapperns, deren das Alte Testament so viele in der Geschichte Israels herzählt und aus denen die Juden immer nur so lange etwas gelernt haben, wie die Hand Jehovahs schwer auf ihnen ruhte.

Ernst von Wildenbruch ist in der Frage des Heine-Denkmals allerdings entgegengesetzter Ansicht, mit ihm gewiß eine ganze Anzahl hervorragender und ernst zu nehmender Männer in Deutschland. Das ist sein und ihr gutes Recht. Im Unrecht aber ist Herr von Wildenbruch, wenn er behauptet, es handle sich nicht mehr um Gründe und Gegengründe, sondern nur noch um Empfindungen. Um Empfindungen diskutiert man nicht. Noch wunderbarer aber ist es, wenn er seine Empfindung für das Heine-Denkmal aus seinem Nationalgefühl herleitet. Das ist ein so sonderbares Nationalgefühl, daß es einer besonderen Definition bedarf. „Ich bin ein Deutscher von stark ausgeprägtem Nationalgefühl," sagt Herr von Wildenbruch. „Mein Nationalgefühl ist aber nicht ein solches, daß es bei der rechten Hosennoht anfängt, um bei der linken zu enden, es ist auch kein Kultus, kein Weihrauchschwingen vor einem Altar, auf dem Germania in altgermanischer oder mittelalterlicher Tracht paradiert, es ist Liebe. Und weil ich dem Grundsatze nicht huldige, daß Liebe blind macht, bin ich nicht blind gegen die Schwächen Deutschlands und gegen die Gefahren, die es bedrohen. Zu diesen rechne ich vor allem den geistigen Pauperismus, der sein Caliban-Gesicht über Deutschland zu erheben beginnt. Den hauptsächlichsten Grund zu dieser Erscheinung erblicke ich in der von Tag zu Tag fortschreitenden Respektlosigkeit vor dem Geiste und vor der geistig überlegenen Individualität. Darum sollten sich meiner Ansicht nach die wahrhaft Gebildeten von ganz Deutschland einmütig zusammenfinden, wo sich die Gelegenheit bietet, diesem Respekte vor dem Geiste durch eine greifbare Handlung Ausdruck zu verleihen ꝛc." Ernst von Wildenbruch meint es gewiß immer gut, aber in der Wahl seines Ausdrucks ist er häufig unglücklich, und seine Behandlung der deutschen Sprache entspricht nicht immer der Höhe wahrhaft Gebildeter. So vermute ich, daß er eigentlich die von ihm gerügte „fortschreitende Respektlosigkeit vor dem Geiste und vor der geistig überlegenen Individualität" nicht als den hauptsächlichen Grund für den von ihm entdeckten „geistigen Pauperismus," sondern als die Folge desselben angesehen wissen will. Auch seine Charakteristik des Nationalgefühls, das er nicht zu haben stolz ist und dessen Beschränktheit er anderen vorwirft, ist so merkwürdig umkleidet, daß man beim besten Willen nicht ahnen kann, was er dahineingeheimnißt hat. Daß aber Nationalgefühl und Liebe jemals identische Begriffe seien, will mir nicht einleuchten. Was den geistigen Pauperismus anbetrifft, so gebe ich Wildenbruch dagegen vollständig Recht. Nur hat er ihn an ganz falscher Stelle entdeckt. Wenn er die letzte schmähliche Äußerung desselben hören wollte, dann durfte er seine Ohren nicht vor dem Geheul verschließen, das um Rosegger tobte. Und wie wohl erst würde es Wildenbruch angestanden haben, wenn er diesem Geheul gegenüber auf das Bekenntnis seiner Liebe und den Vergleich von der Hosennoht verzichtet und statt dessen ein flammendes Wort der Empörung gefunden hätte!

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Namentlich Damen lieben es Künstlerromane zu schreiben, und sich, ohne mit dem Treiben in den Werkstätten irgendwie bekannt zu sein, „aus der Tiefe des Gemütes“ heraus die für ihre Herzenskonflikte nötigen Maler zu konstruieren. Daß er Locken und funkelnde Augen, einen elastischen Gang und aristokratische Hände habe, daß er Werner oder Walter heißen müsse, daß er einen großen Hut und eine Samtjacke trage, die einzwängenden Gebräuche der großen und kleinen Welt mißachte und nur dem hohen Fluge seiner Genialität folge, daß die Frauen der Umgegend mit ihm nach Venedig durchbrennen — das ist alles selbstverständlich, ebenso wie es klar ist, daß er für die Ehe selbst der Durchgebranntesten nicht paßt, da ihm, sowie er italienischen Boden betritt, plötzlich einfällt, daß er arbeiten müsse und nicht alle Zeit allein der Liebe widmen dürfe. Er würde ja sonst vierzehn Tage später unsterblich werden!

Aber eines hat mich immer an diesen Romanen besonders gefreut: nämlich der tiefsinnig durchgeführte Gedanke, daß des Malers Seelenstimmung alsbald im Bilde sich offenbare.

Er hat einen Korb bekommen: das Bild haucht ein unsägliches Leid, grimmen Schmerz aus. — Sie hat ihm eine Rose vom Fenster heraus geworfen: seine Schöpfung durchzuckt ein Schauer leidenschaftlicher Freude. Sie will mit ihm auf und davon: das Bild funkelt von unsagbar frohen, sinnenberauschenden Farben!

Wer einen Künstlerroman schreibt, der muß ja wissen, was er zu schildern hat. Er hat das gewiß beobachtet, daß die Bilder alle Tage jenes Gesicht machen, welches der Maler hat, nie aber das, was er eigentlich zu malen beabsichtigte. Andere freilich glauben, wenn man ein Werk fertig machen wolle, müsse man schon seine Genialität so weit im Zaum halten, daß man ein paar Wochen oder Monate alle Tage dasselbe will und dasselbe empfindet, gleichviel, ob das Leben draußen, außerhalb der Werkstätte, lustig oder ernst aussieht. Die Künstler jauchzen nicht beim Malen und weinen nicht dabei, ja viele können nicht einmal dabei pfeifen, was doch sonst eine wenig den Geist absorbierende Thätigkeit ist. Denn es ist das Malen, wie das Bildhauern, eine harte Arbeit für Hand, Auge und Kopf, welche keinerlei Allotria verträgt, sondern den ganzen Mann fordert.

Hätten die geistreichen Leute Recht, welche von der Stimmung im Bild auf die des Schöpfers schließen, so müßten Eduard Grützner, der Münchener, und Ferdinand Brütt, der Düsseldorfer, sehr fremdartige Naturen sein. Der eine liebt, daß die Leute in seinen Bildern lachen, der andere, daß sie weinen. Der eine malt lustige Zecher, der andere des Lebens Ernst. Und doch stehen sie sich sehr nahe, wird man sie als verwandte Genremaler immer dicht nebeneinander nennen. Beide wollen psychologische Vorgänge darstellen, dem einen „liegen“ die frohen, dem anderen die traurigen Leute besser. Je nachdem beide in ihrer Art berühmt wurden, fordert von ihnen das liebe Publikum jetzt sogar, daß jeder in seiner Weise fortschaffe.

Man höre einmal den Kunsthändler, der in Brütts Atelier kommt. Er will nicht bloß ein gutes Bild: Er will „einen Brütt,“ d. h. ein Gemälde, auf dem erstens rechts unten der Name steht und zweitens deutlich erkennbar Brütts Wesen sich offenbart, die Feinheit im Ton, in der Darstellung ernster seelischer Vorgänge. Stellte der Künstler dem Händler ein noch so vollendetes Bild hin, auf dem eine Landschaft oder ein paar Stücke Vieh oder ein Rokokosalon mit Liebespaaren zu sehen wären, so hülfe der Name allein nichts! Es ist kein echter Brütt! Der Sammler will das Bild nicht, er will eines haben, das seine Freunde alsbald nach ihrem Meister erkennen.

Mancher Maler seufzt wohl unter dieser Tyrannei des Publikums, manchem ist's gerade recht wohl dabei. Er kann zeigen, was er vermag, und er verliert sich nicht in Versuchen. Es kommt eine große Gleichmäßigkeit in seine Gestalten, so daß sie uns zu lieben Bekannten werden. Man glaubt sie alle zu kennen, diese Grützner'schen Mönche und Bierphilister!

Die Vorgänge in den beiden Bildern, welche mir heute vorliegen, sind deutlich und leicht verständlich. Das ist von beiden Meistern gleichmäßig erreicht, daß keine Unklarheit in der Lösung der Aufgabe übrig bleibt. Was sie hineinlegen wollen, liest man ohne Anstrengung heraus. Der jugendliche, schon in tiefe Reue versunkene Verbrecher, den seine liebende und doch entfremdete Frau besucht, ist ein Mann rascher, jäher That, kein vorher sein Unternehmen planender Bösewicht. Die mitleidige Geschäftigkeit des Schließers, die rührende Gleichgültigkeit des Kindes bilden die Folie für die Hauptfiguren. Es ist das ganze Requisit eines Dramas — wenn auch keines Ibsen oder Anzengruber, doch eines Münchener Volksstückes von Neuner oder Schmid.

Ebenso Grützner, nur daß er eine lustige Scene malt mit minder dramatisch geschärftem Konflikt.

Dagegen ist das Bild des Müncheners Walter Firle „Ich gedenke Dein“ ein lyrisches Gedicht, eine in Farben festgehaltene Stimmung, ein Akkord. Ähnlich die Kinderscene „Unterm Apfelbaum“ von H. König. Der Gegenstand ist Nebensache, Handlung fehlt ganz: Nur ein Empfindungswert liegt über den Schöpfungen, ein malerischer, den der Holzschnitt in seiner Weise wiedergibt: Die Ruhe im Tau, die helle Sonnigkeit in der Landschaft, das Auflösen aller Schlagschatten durch spielende Reflexe; und dann ein seelischer, der in dem Sichgehenlassen der Dargestellten beruht, die nicht dem Maler „sitzen,“ sondern von ihm belauscht zu sein scheinen, so als wüßten sie nicht, daß sie gemalt würden.

Als Gegensatz hierzu mag der Studienkopf des Berliner Professors Otto Knille dienen. Der junge Olevaner weiß ganz genau, daß der fremde Maler ihn für sehr schön findet, und er hat ja ein gutes Recht dazu. Er hält still und kneift den Mund zusammen, der sonst wohl nicht immer

diesen Ernst zeigt. Er will repräsentieren und dem Maler gelang es, diesen seinen Willen auch festzuhalten. Nicht umsonst gab ihm der Schöpfer das klassisch gerundete Oval der Wangen, das funkelnde Auge, die griechisch gerade Nase, den feinen Schwung in der Linie der Oberlippe, das griechisch volle Kinn! Ein solcher Kopf will in Ruhe betrachtet und gewürdigt sein!

Von einer andern Seite wie der Berliner Stilist faßt wieder der Engländer Henry Waads das italienische Leben. Er gehört zu der Venetianer Malerkolonie, welche im Leipziger Aquarellisten Carl Werner ihren Lehrer verehrt. Passini, Blaas, Haanen und andere Deutsche und Österreicher gehören zu ihr. Trotz der verschiedenartigen Nationalität, sind ihre Werke von großer innerer Verwandtschaft. Das Gemälde, welches wir darstellen, gehört der Sammlung an, welche der in Manchester lebende Großkaufmann Schwabe der Kunsthalle in Hamburg schenkte, der einzigen, in welcher man in Deutschland gute englische Bilder sehen kann. Die Frische der Farbe, den sonnigen Silberton der Werner-Schule hat auch dieses Bild in hohem Maße.

Waads erzählt weniger, als es Brütt und Grützner thun. Die Menschen sind ihm mehr „Staffage," d. h. ein in die Örtlichkeit passender Fleck, ein Naturprodukt, das eben an jener Stelle zu finden ist. Der junge Gondelführer sieht der Nähterin bei ihrer Arbeit zu, der Alte im Hintergrund mustert das alternde Dach über dem Gondelsitze. Alle drei thun das, was man in Venedig zu thun eine ganz besondere Fertigkeit hat — nämlich nichts. Denn auch die Stichelei des Mädchens ist nur eine veränderte Form des Nichtsthuns. Aber es weht auch durch das Bild die Luft zu diesem Geschäft. Der Kanal liegt ruhig, eine vereinzelte Gondel zieht keine bemerkbaren Wellen: lautlos treibt sie hin. Es ist Abend geworden, und Frieden liegt über der Stadt.

Waods hat das Bild „Die Werbung" genannt. Er wirbt nicht sehr heftig, der Beppa im karrierten Hemd. Er hat Zeit, er wird noch eine ganze Reihe von Abenden so weiter werben, bis endlich die Ninetta für gut findet, ihre Näherei beiseite zu legen und in einer mondklaren Nacht mit ihm hinauszugondeln über die blitzenden Wellen, nach dem Lido aber hinüber nach San Giorgio . . . .

Es ist heiß geworden in Venedig, und die Pulse schlagen schneller. Drüben aber jenseits der Alpen von dem Turm mit der urbayerischen Zwiebelkuppel läuten die Glocken den Abendsegen. Erschreckt flattern Dahlen und Rauchschwalben auf. Schon dunkelt der Abend das Grün der Bäume, die Wolken färbt er in ein letztes Rot. Die Margariten blühen.

Und Abendrot wie Blumensegen, Baumesdüfter und Vogelgeflatter, Pfarre und Kirchturm: all dies malt uns F. Reiß — mit fünf Farben. Die junge Dilettantin unter unsern Lesern, welche sich das Blatt als Vorbild dienen lassen will, wird sie bald herausgefunden haben: das Gelb, die beiden Graugrün, das tiefe Graublau und das Orange, welche auf dem weißen Papier all die hübschen Dinge zum Bild vereinten: Es ist eben Künstlerrecht, aus wenig viel machen zu dürfen, Künstlerfreude, diesem Recht zur vollen Herrschaft zu helfen. Ebby.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 58.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Pischer & Wittig in Leipzig.

So flammendbunt der Blumengarten!
Der Sommerwind so träg beschwingt!
Die Luft so heiss, so voll Erwarten
Des Segens, den die Ernte bringt!
Frida Schanz.
F. Reiß.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VIII. Jahrgang 1893/94. Heft 11, Juli 1894.

Blinde Liebe.

Novelle von

Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Frida blinzelte verlegen. „Ja, wenn ich Ihre Schwägerin geworden wäre, hätte ich guten Rat geben können. Jetzt ..."

„Könnten Sie ganz freie Hand haben — wenn Sie wollten."

„Ich?"

„Sie, ja, ja, ja ... Sie brauchen ja nur selbst meine Frau zu werden."

Sie wurde feuerrot. „Herr Steiger — das hätten Sie nicht sagen sollen."

„Warum nicht?"

„Mit solchen Dingen muß man nicht scherzen."

„Aber —"

„Nein, nein! es ist mein voller Ernst, das ist gar nicht hübsch. So ein Kind bin ich doch nicht mehr."

„Gerade deshalb. So ein alter Knabe wie ich freilich —"

„Ach! zu solchen Späßen sind Sie auch noch lange nicht alt genug. Und überhaupt ..."

„Was meinen Sie?"

„Nichts."

„Sie sagten doch —"

„Es thut mir schon leid, daß ich das von den kahlen Wänden gesagt habe. Wo sind denn die Kinder geblieben? Denen ist unsere Unterhaltung gewiß langweilig geworden. Adieu, Herr Steiger."

Er reichte ihr die Hand. „Fräulein Frida — sind Sie mir böse?"

Sie legte flüchtig einen Finger hinein. „Ach nein, aber ... Adieu."

Damit drehte sie sich kurz um und lief fort. Er sah ihr mit blitzenden Augen nach, bis sie die Thür hinter sich geschlossen hatte. „Na — so ganz unmöglich wär's doch nicht," murmelte er in den buschigen Bart.

Und dieselben Worte wiederholte er denselben Tag noch hundertmal. Dazwischen immer wieder die Frage: „Sollst du oder sollst du nicht?" Gegen Abend endlich war sein Entschluß gefaßt. Er sah den Professor nach Hause kommen, einen Packen Schulhefte unter dem Arm. Eine Viertelstunde später folgte er ihm treppauf.

„Wenn Sie mich heute aus der Thür hinauswerfen," begann er, „so wär's kein Wunder. Können Sie raten, weshalb ich zu Ihnen komme?"

Der alte Herr betrachtete ihn kopfschüttelnd. „Sie sehen so aus, als wenn der Grund recht lustig sein müßte," sagte er.

„Das ist er auch," bestätigte der Gast. „Denken Sie nur, ich kann mich noch immer nicht damit zufrieden geben, nicht Ihr Schwiegersohn zu werden."

Nun hüstelte der Professor in die vorgehaltene Hand. „Ja, aber ob meine Agnes jetzt ... hm, ja!"

„Sie haben ja zwei Töchter, Herr Praſeſſar.“

Er riß die Augen graß auf. „Allerdings — ja — aber . . . Van Frida kann dach nicht die Rede ſein.“

„Warum nicht?“

„Lieber Herr Steiger . . .“ Er war im Augenblick ſa beſtürzt, daß er gar keine Worte fand.

Deſta leichter floſſen ſie dem Gaſt vam Munde. Für ihn lag alles fertig. Er ſagte ihm, daß er ſich über ſeinen Irrtum völlig klar gewarden ſei und auf ihn nicht wieder zurückkammen walle. Die Heirat möge er aber doch nicht aufgeben und in die Ferne nicht ſchweifen, ſalange das Gute ſa nahe liege. Es ſei am Ende zu entſchuldigen, wenn er das erſtemal fehl gegangen ſei; er habe eben die liebenswürdigen Damen zu wenig gekannt und ſeine Wahl auf allgemeine Erwägungen geſtützt, die ja auch im allgemeinen zutreffend ſein machten, aber für den beſanderen Fall nicht gelten kannten. Jetzt habe er das auf ſichere Beabachtung geſtützte Gefühl, daß Frida die paſſende Frau für ihn ſei und ſich ihm auch nicht abgeneigt zeigen werde, wie Agnes.

„Mein lieber Herr Steiger,“ antwartete der Praſeſſar ſehr ernſt, „dieſe raſche Sinnesänderung müßte mich in Erſtaunen ſetzen, wenn ich nicht längſt die Überzeugung erlangt hätte, daß Sie wirklich recht varſchnell zu Werke gegangen waren, als Sie bei mir um Agnes anhielten, und alſo keinen tieferen Schmerz zu überwinden hatten. Jetzt aber, verzeihen Sie gütigſt, ſehe ich Sie nach varſchneller handeln und auf dem beſten Wege, eine affenbare Tharheit zu begehen. Laſſen Sie mich ausreden. Frida iſt nach nicht zwanzig Jahre alt — Sie haben mehr als das dappelte Alter. Frida, erſt im vorigen Winter in die Geſellſchaft eingeführt, fehlt es nach durchaus an Selbſtändigkeit des Charakters und der Lebensanſchauungen — Sie haben alle Jugendträume weit hinter ſich; Frida will luſtig ihr Daſein genießen — Sie müſſen eine ernſte Geſellſchafterin für ſich, eine erfahrene Erzieherin für Ihre Kinder wünſchen; mit einem Wart, Frida iſt ein Kiekindiewelt, Sie ſind ein Mann. Alles, was mich beſtimmte, Agnes gegenüber auf Ihrer Seite zu ſtehen, beſtimmt mich jetzt ebenſa entſchieden, Sie zu bitten, meine Tochter Frida nicht zu beunruhigen.“

Der Fabrikherr hatte ihm lächelnd zugehärt. „Das werde ich doch nicht verſprechen kännen, mein beſter Herr Praſeſſor,“ antwartete er ganz ruhig, „ich habe mir's nun einmal in den Kapf geſetzt, meine zweite Frau van hier aben zu halen, wa ich ſchon halb und halb zu Hauſe bin, und will wenigſtens von meiner Seite nichts unterlaſſen, was mich zum gewünſchten Ziele führen könnte. Wenn Sie alſa meine Bitte abſchlagen, Fräulein Frida mit meiner Bewerbung bekannt zu machen, ſa wird mir nichts übrig bleiben, als den Vater zu umgehen und direkt bei der Tochter anzufragen.“

Der Praſeſſar fuhr mit allen zehn Fingern in ſein graues Haar. „Das könnte ich freilich nicht hindern,“ entgegnete er, „mache Sie aber im varaus darauf aufmerkſam ader erlaube mir, Sie im varaus freundſchaftlich darauf aufmerkſam zu machen, daß Frida Sie auslachen wird.“

„Das wäre mir allerdings nicht ſchmeichelhaft,“ meinte Steiger, „aber übel würde ich es ihr nicht nehmen können. Sa im Augenblick mag's wirklich lächerlich ausſehen, und Fräulein Frida lacht gern. Freilich glaube ich nicht, daß damit ſchan alles verlaren wäre. Wie ich die junge Dame kenne —“

„Sie können meine Tachter dach nicht beſſer kennen wallen, als ich,“ fiel der Praſeſſor ein. „Oder haben Sie irgend einen ſaßbaren Grund zu der Annahme, daß Sie ſich diesmal nicht vergeblich bemühen?“

„Das iſt Gefühlsſache,“ antwartete Steiger. „Ich glaube zu wiſſen, daß Fräulein Frida mich recht gut leiden kann und meine Kinder ſehr lieb hat. Ob das freilich ſchon ausreicht . . . Ja, das iſt meine Haffnung. Das Einfachſte und Klügſte wäre, Sie rieſen ſie ſagleich herbei und erlaubten mir, ſie in Ihrer Gegenwart zu befragen.“

„Nein, nein, nein!“ rief der alte Herr, dem die kahle Stirn feuerrot gewarden war. „Das auf keinen Fall. Frida darf nicht überraſcht und zu einer übereilten Erklärung genötigt werden. Sie könnte glauben, daß ich einverſtanden ſei. Und ich bin nicht einverſtanden. Nein, nein! Bei ihrer Jugend und ſalchem Unterſchied

der Jahre . . . Das kann nichts Verſtändiges werden. Wenn ſie ſich wirklich hätte blenden laſſen . . . Nein, lieber Freund, dafür bin ich der Vater. Ich muß durchaus erſt ein ernſtes Wort unter vier Augen mit ihr reden."

„Wie Sie wollen," ſagte der beharrliche Freier nach kurzem Bedenken. „Ich kann Ihre Einrede ſehr wohl verſtehen, und es iſt vielleicht für beide Teile gut, daß Fräulein Frida erſt einmal von dem Manne, deſſen Urteil ſie ſicher hochſchätzt, alle die Gründe vorgelegt erhält, die gegen dieſe Verbindung ſprechen. Sie wird ſich dann nicht darüber beklagen können, daß ſie ungewarnt geblieben ſei, und ich ſelbſt werde mir keinen Vorwurf zu machen haben, wenn ich Illuſionen zu zerſtören genötigt bin. Aber ich ſag's Ihnen ſchon im voraus, daß ich mich diesmal mit Ihrem Brief nicht begnüge, ſondern unter allen Umſtänden Fräulein Frida ſelbſt ſprechen will. Von Ihnen, verehrter Herr Profeſſor, verlange ich nichts weiter als die Zuſicherung, daß ich Ihnen, wenn Ihre Tochter nichts gegen mich hat, als Schwiegerſohn genehm ſein würde."

„Aber das kann ja keinem ernſtlichen Zweifel unterliegen," ſtotterte der alte Herr, ihm vorſichtig die Hand ſchüttelnd. „Nur muß ich bitten, Frida mindeſtens acht Tage Bedenkzeit zu laſſen."

„Sollten nicht drei ausreichen?"

„Nein, acht iſt das mindeſte, ſie darf ſich nicht früher binden."

„Ich füge mich."

Er verabſchiedete ſich und ging, keineswegs niedergeſchlagen. Dem Profeſſor war er ein Rätſel. Wenn Agnes ihn nicht wollte, wie konnte er ſich einbilden, daß Frida . . . Es kam ihm ganz wunderlich vor, daß er ſo etwas überhaupt an ſie bringen ſollte. Wenn ſie ſich hinter ſeinem Rücken mit einem Studenten verlobt hätte, es würde ihn kaum überraſcht haben. Und ſie brauchte ja auch noch gar nicht beſorgt zu ſein, daß ſie ſitzen bleiben müßte. Ein ſo junges Ding, und hübſch und munter . . . Thorheit, Thorheit.

Er beeilte ſich denn auch gar nicht, Frida die ſonderbare Nachricht zu bringen, ſondern wartete ab, bis ſie zufällig in ſein Zimmer kam, die Poſt abzugeben. Er hatte ſich inzwiſchen völlig beruhigt, und ſagte dann auch in möglichſt gleichgültigem Ton: „Daß ich's nicht vergeſſe, liebes Kind, Herr Steiger war heute bei mir."

„Ich ſah ihn zu dir gehen," antwortete ſie. „Und da du mir's mitteilſt, glaube ich auch zu wiſſen, was er gewollt hat."

„Nun?" fragte er überraſcht.

„Er hat ſich erkundigt, ob er mich zur Frau haben könnte."

„Aber . . ." Der Profeſſor ſah ſie mit ſeinen großen Augen noch mehr verwundert an. „Ich begreife nicht —"

„Iſt's richtig ſo?"

„Ja denn, er hat den närriſchen Einfall gehabt."

„Ich finde den Einfall gar nicht ſo närriſch, Papa."

„Frida —"

„Aber ſo garſtig bin ich doch nicht, daß er ſich in mich nicht verliebt haben könnte."

„Verliebt haben! Er will dich zur Frau."

„Das iſt die ganz natürliche Folge davon."

„Und du?"

Sie drehte ſich mit geſenktem Köpfchen und von unten her ſchelmiſch lachend auf dem rechten Abſatz hin und her.

„Ja ich, ich finde ihn gar nicht ſo übel."

Der Alte wiegte ärgerlich den Kopf. „Wie du über ſolche Dinge ſprichſt . . ."

„Er gewinnt bei näherer Bekanntſchaft ſehr. Ich habe ihn ſchon recht lieb gewonnen."

„Und du könnteſt dir die Möglichkeit denken —"

„Aber warum nicht?"

„Frida, das iſt ſtark! Du biſt noch nicht zwanzig Jahre alt."

„Nächſtens iſt mein Geburtstag. Andere Mädchen haben ſich noch früher verlobt."

„Als du geboren wurdeſt, war er ſchon ein Mann."

„Alt iſt er trotzdem noch nicht. Und wenn er eine junge Frau hat, wird er ſich auch möglichſt hüten, alt zu werden."

„Du ſcheinſt zu ſpaßen," ſagte der Profeſſor in verweiſendem Ton. „Eigentlich" — er hob das Kinn und lächelte verlegen — „iſt das freilich auch das Vernünftigſte."

„Aber ich ſpaße gar nicht, Papa," antwortete Frida. „Ich denke mir's gar nicht

Studie zur Figur eines jungen Mannes nebſt Einzelheiten zu derſelben.
Handzeichnung von Fra Bartolommeo della Porta in der Galerie der Uffizien zu Florenz.
Nach einer Aufnahme von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elſ. und Paris.

ſo übel, recht lange eine junge Frau zu bleiben, was die Leute ſo nennen. Und ſpäter gleicht ſich ja auch der Unterſchied der Jahre mehr und mehr aus."

„Du willſt alſo wirklich — Herrn Steiger heiraten?"

„Ja, wenn es ihm Ernſt damit iſt, mich haben zu wollen?"

„Das erlaube ich nicht," rief der Profeſſor. „Es iſt Unſinn. Du haſt keine Vorſtellung von den Pflichten, die du übernimmſt, von den Entſagungen, die du dir auferlegſt. Und er . . . Er kann nicht jugendlich empfinden, wie du, kann ſich dir in den Anſprüchen ans Leben nicht gleichſtellen. Er iſt — ich will damit nichts Beſtimmtes geſagt haben — ein moderner Geſchäftsmann."

„Wie die Mehrzahl der Männer. Unter den Studierten, die ich kenne, gibt es viele, die in jüngeren Jahren noch viel trockener ſind, als er. Pedanterie wenigſtens hab' ich an ihm nicht bemerkt. Und daß er's mit einer ſo jungen Frau wagen will, ſpricht doch ſchon für eine gewiſſe geiſtige Beweglichkeit."

„Dummes Zeug," knurrte der Alte. „Du urteilſt wie ein Kind, dem jede Lebenserfahrung fehlt. Wenn dich noch irgend etwas zu dieſer Partie drängte? Bei

deiner Jugend, denke ich, kannſt du ruhig abwarten, bis ſich der Rechte findet."

Sie gab ſich eine recht feierlich-ernſte Miene. „Und wer wäre das?" fragte ſie. „Lieber Papa, wenn man die Augen ein bißchen offen hat, ſieht man auch mit zwanzig Jahren ſchon ganz gut, wie's in der Welt zugeht. Der Rechte findet ſich in den allerſeltenſten Fällen; die jungen Mädchen laſſen ſich's nur einbilden, wollen nicht merken, weshalb ſie geſucht ſind. Und eine arme Profeſſorstochter, die nicht ſchon die Schönheit und Liebenswürdigkeit ſelbſt iſt — auf wen ſoll die warten? Nähert ſich ihr wirklich einer mit reellen Abſichten, ſo muß er auch ſchon gar keine Ausſicht haben, eine gute Partie zu machen, oder ganz wenig zu bieten haben. Und ſich dann jahraus, jahrein ſo notdürftig ums liebe Leben plagen — das könnte mich nicht locken."

Es wollte nicht in den Kopf des alten Schulmannes. So viel „Vernünftigkeit" hätte er nie und nimmer ſeiner Tochter zugetraut. Sie erſchreckte ihn geradezu. „Zu ſeiner Zeit" hätte ſich ein junges Mädchen unmöglich ſo äußern können; man würde es jeder tieferen Empfindung bar gehalten haben. Zum erſtenmal ging ihm die Erkenntnis auf, daß ſich in der jüngſten Generation eine Veränderung der geſamten Anſchauungsweiſe vollzogen haben müſſe, zu der er kein rechtes Verſtändnis mehr finden konnte. Er fühlte nur dunkel, daß doch wohl ein anderer Maßſtab erforderlich ſei. Er fragte ſich, ob es nicht eine Thorheit wäre, von einer Verbindung abzuraten, die ſo glänzende Ausſichten eröffnete und offenbar von Frida ſelbſt gewünſcht wurde; und dann wieder erwachte mit aller Stärke das Pflichtgefühl des Vaters, der das „wahre Glück" ſeiner Tochter im Auge behalten, für ſie denken und handeln mußte. Blieb er doch dafür verantwortlich, wenn ſie ſich täuſchte! Und nun war Steiger für ihn plötzlich ein ganz anderer Mann geworden, als der ſich ſo erfreulich um ſeine Agnes beworben gehabt hatte.

Mit ihr ſprach er in ſeiner Gewiſſensnot. Agnes, die, wenn nicht ſeinem Herzen, doch ſeiner Denkweiſe ſo viel näher ſtand, war außer ſich — ſchon darüber, daß dieſer Mann ſo geſinnungslos ſeine Abſichten wechſelte, noch viel mehr aber über den Leichtſinn Fridas, eine ſolche Bewerbung annehmen zu wollen. Sie liebte ihre Schweſter und meinte ſie von einem Schritt zurückhalten zu müſſen, deſſen verderbliche Folgen nach ihrer Überzeugung unausbleiblich waren. „Aber ſiehſt du denn nicht," rief ſie ihr zu, „wie grundhäßlich es iſt, daß derſelbe Mann, der vor wenigen Monaten mich zu lieben behauptete, jetzt der anderen Schweſter einen Antrag macht?"

„Das hat er gar nicht behauptet," entgegnete Frida ruhig.

„Und er behauptet wohl jetzt, daß er *dich* liebt," eiferte Agnes.

„Das behauptet er ebenſowenig. Jedenfalls hat mir der Vater nichts davon geſagt. Es wäre auch wunderlich."

Agnes wußte im Augenblick gar nicht, was ſie darauf antworten ſollte. Endlich faßte ſie Fridas Arme mit beiden Händen und ſchüttelte ſie, als ob ſie einen Schlafenden erwecken wollte. „Aber ſo mache dir's doch nur klar, Kind," bat ſie. „Wenn das nun richtig iſt —"

„Mein Gott, du haſt ihn ja durchaus nicht gewollt," fiel Frida ein.

„Das iſt doch aber gleichgiltig. Er wollte mich! Und jetzt will er dich. Wenn er nicht ein ganz oberflächlicher Menſch iſt . . ."

Frida zuckte die Schultern. „Ach —!"

„Ich begreife nicht, wie ich einen Mann heiraten könnte, der meiner Schweſter ſeine Hand angeboten hat!"

„Es kommt ja ſo oft vor, daß die Schweſter den früheren Schwager heiratet. Findeſt du das ſo unnatürlich?"

„Ja. Aus Mitleid mit den Kindern, oder . . . Es gibt da ſo viel traurige Möglichkeiten."

„Iſt das auch eine davon, wenn ſie ihm gut iſt?"

„Du willſt mir doch nicht einreden, daß du Herrn Steiger liebſt."

Frida warf das blonde Köpfchen zurück. „Lieben! Das iſt ſo ein Wort . . ., beſonders wie du's ausſprichſt! Man denkt immer gleich an Romeo und Julia. So was gibt's auf der Welt gar nicht mehr, oder es hat einen ebenſo unglücklichen Ausgang wie damals. Ich habe keine Luſt, mit einem Gymnaſiaſten ins Waſſer zu ſpringen — ein Student thut das heute nicht einmal mehr. Es iſt ganz genug, wenn ich einmal aufrichtig ſagen kann: ich bin meinem Manne

gut. Und es ſteht ja nichts im Wege, daß ich Herrn Steiger recht gut werde."

„Noch biſt du's alſo nicht?"

„Man gibt ſich darüber doch ſo genau nicht Rechenſchaft. Jedenfalls ſo viel, als er vorläufig braucht, um glücklich werden zu können."

„Frida — Frida! Sich von einem Mann, den man nicht wirklich liebt, umarmen und küſſen zu laſſen . . ." Agnes bedeckte mit den Händen das rotglühende Geſicht.

„Wer wird an ſo etwas denken," ſchalt Frida. „Es macht ſich gewiß ganz von ſelbſt."

„Thu's nicht, liebſte Schweſter," flehte Agnes, „thu's nicht! Es wird dich ſicher gereuen."

„Ich glaub's nicht," antwortete Frida kopfſchüttelnd. „Und wenn wirklich mancherlei Enttäuſchungen unausbleiblich wären, leid thun würde mir's doch nicht. Ich würde mir dann erſt recht alle Mühe geben, das Erfreuliche, das übrigbleibt, herauszufinden, und mich daran zu halten. Ich bin einmal ſo. Traurigſein iſt mir ſo zuwider, daß ich lieber ohne Grund luſtig bin."

„Dann geſtehe nur, daß du dich durch die äußeren Glücksgüter blenden läſſeſt, die dir dieſe Verbindung zuzubringen verſpricht," eiferte Agnes, nun wieder den Ton ändernd. „Es lockt dich, die Frau eines Mannes zu ſein, der für reich gilt. Du liebſt ihn nicht, aber deshalb beſinnſt du dich doch nicht lange. Das hätte ich von meiner Schweſter nicht für möglich gehalten."

Frida umarmte ſie. „Du brauchſt wirklich für mein Seelenheil nicht beſorgt zu ſein," ſagte ſie. „Ich leugne gar nicht, daß ich lieber einen reichen Mann nehme, als einen unbemittelten, und lieber gar keinen, als einen, mit dem ich vorausſichtlich nur Not und Sorgen zu teilen hätte. Man muß ſich ſo weit doch ſelbſt kennen. Aber darauf darſt du dich verlaſſen, daß ich meinem Herzen auch für Millionen keinen Zwang anthun würde. Es widerſetzt ſich wirklich durchaus nicht."

„Wie praktiſch du fühlſt!" entgegnete Agnes mit Herbigkeit. Sie verſuchte nicht weiter auf Fridas Entſchlüſſe einzuwirken; aber ihre kühle Zurückhaltung gab deutlicher als alle Wote zu erkennen, daß ſie mit ihr ſehr unzufrieden war.

Frida ließ ſich weder dadurch, noch durch die beſorgte Miene ihres alten Papas aus der Faſſung bringen. Sie vermied es nicht einmal, ſich unten wie gewöhnlich den Kindern zu zeigen, und es ſchien ihr dabei gar kein abſchreckender Gedanke zu ſein, auch gelegentlich ihrem Vater begegnen zu können. Die Kinder mochten ihm erzählt haben, daß die Tante dageweſen ſei. Schon am dritten Tage traf ſich's ſo glücklich, daß er etwas in ſeiner Wohnung vergeſſen hatte und dahin vom Comptoir zurückgehen mußte. Es geſchah gerade zu der Stunde, in welcher Frida nach den Kindern zu ſehen pflegte.

„Das iſt aber hübſch," ſagte er, „daß Sie die Kleinen meine Keckheit nicht entgelten laſſen."

„Ich ſtelle mich auf die Probe," antwortete ſie ſchalkhaft.

„Wie das?"

„Nun —" Sie ſah fort und ſchien ein Weilchen zu überlegen, „Sie haben ja doch mit Papa geſprochen."

„Das habe ich, und ich hoffe —"

„Der Papa iſt aber ganz dagegen — natürlich zu meinem Beſten. Und was Agnes meint, können Sie ſich wohl denken. Ihre Gründe ſind auch ſo gut! Ich ſoll mir volle acht Tage Bedenkzeit nehmen."

„Brauchen Sie die?"

„Mein Himmel, wenn ſo liebe Menſchen ſo gute Gründe haben, kann man ja ganz irre an ſich werden. Und jedenfalls . . ." Sie ſchob den Zeigefinger der linken Hand zwiſchen die Lippen.

„Nun —?"

„Jedenfalls kann's gar nichts ſchaden, wenn ich mich inzwiſchen ganz ernſtlich auf die Probe ſtelle."

„Sie meinen — der Kinder wegen?"

„Ja. Ich habe die kleinen Narren ſehr lieb gewonnen. Aber ich wußte doch nicht . . . Sie werden einſehen, daß das ein Unterſchied iſt."

„Freilich."

„Und da ich jetzt doch weiß, was Sie von mir wollen . . . Es wäre ja dumm, wenn ich mich ſo ſtellte, als wüßte ich es nicht. Da kommt's nun darauf an, ob ſich bei mir etwas verändert hat."

„Und hat ſich etwas verändert?"

Sie ſchüttelte den Kopf. „Ich merk's noch nicht. Es ſind zu allerliebſte Puppen. Aber nun wird mir das wieder bedenklich.

Zum Spielen allein sind sie doch nicht da. Und ob ich das rechte Zeug dazu habe, ihnen für eine Respektperson gelten zu können —"

Steiger lachte laut auf.

„Ist das etwa nicht bedenklich?" schmollte sie.

„Aber wenn Sie nun alles dazu thun, daß die Kinder Sie lieb haben, folgt daraus der Respekt ganz von selbst."

„Meinen Sie?"

Er blinzelte vergnügt. „Wenn Sie also darüber ganz beruhigt sein können, Fräulein Frida —"

„Ja, darüber. Aber das ist nicht das einzige."

„O weh!"

„Ich hatte ganz vergessen, wie Sie eigentlich aussehen. Oder vielmehr, ich hatte Sie darauf noch gar nicht angesehen. Und nachher hätt' ich doch sehr überrascht sein können. Das wäre Ihnen gewiß nicht lieb gewesen. Da hoffte ich denn, ich würde in diesen acht Tagen Gelegenheit haben —"

„Mich nochmals in Augenschein zu nehmen?"

Sie nickte, die Wimpern senkend. „Ja. Deshalb ist es recht gut, daß Sie gekommen sind."

„Und was für Entdeckungen haben Sie nun gemacht, wenn ich fragen darf?"

„Das dürfen Sie nicht fragen. Für vierzig hält man Sie gewiß."

„Ich bin sogar —"

„St! Das müssen Sie doch nicht zum Fenster hinausrufen. Übrigens — es entscheidet auch nicht für sich selbst. Erst wenn zwei nebeneinander ... nicht wahr? Und sich selbst kann man doch nicht sehen."

Er verstand sie, faßte ihre Hand und zog sie, ohne daß sie noch merkte, was er vorhatte, nach dem großen Spiegel hin. Dort stellte er sich dicht neben sie und sagte: „Nun blicken Sie einmal da hinein. Jetzt können Sie auch vergleichen. Es ist ein Wagnis, das weiß ich wohl, Sie so herauszufordern. Aber Sie sollen mir nicht vorwerfen dürfen, daß ich eine Täuschung begünstigt habe. Nun?" Er legte ihren Arm in den seinen. „Wenn wir beide so — bei den guten Freunden und Freundinnen in der Stadt unsere Visite machen sollten — es steht ja noch alles dahin! würden Sie sich des alten Knaben zu schämen haben?"

Frida sah ohne alle Verlegenheit in den Spiegel, als ob da ein ganz fremdes Paar zu mustern wäre. Es schien ihr sehr spaßig, sich's auszudenken, was Anna und Toni und Gertrud sagen würden. Ihr ganzes Gesicht lachte zuletzt, und lachend antwortete sie: „Na — ganz so schlimm ist's wirklich nicht. Und der Frack und die weiße Binde thun doch auch noch etwas hinzu. Ich selbst, wissen Sie, werde immer häßlicher, je mehr ich mich ausputze."

Sie warf schnell einen Blick noch in den Spiegel. Und da bemerkte sie, daß er sie so ganz eigen ansah. Und gleich darauf fühlte sie sich umarmt und stürmisch geküßt. Sie wußte nicht, was ihr geschah, und widerstrebte auch nicht. Und als er sie nun plötzlich losließ und wie erschreckt über seine Kühnheit zurücktrat, schoß ihr das Blut ins Gesicht. „Aber, Herr Steiger —" rief sie, „ich habe doch acht Tage Bedenkzeit —!"

„Verzeihen Sie," bat er, „verzeihen Sie, mein verehrtes Fräulein. Es kam mir so ... Sie sehen mich ganz verwirrt. Aber da nun doch einmal das Unglück geschehen ist —"

„Nennen Sie das ein Unglück?"

„Haben Sie Mitleid mit mir! Wie wär's, wenn wir gleich jetzt zu Ihrem Herrn Papa gingen und —"

„Nein, nein! Es bleibt bei den acht Tagen. Und zu den Kindern herunter komme ich indessen auch nicht mehr, darauf können Sie sich verlassen."

„Frida —!"

„Leben Sie wohl, mein Herr!"

Sie sagte das mit so komisch feierlichem Ernst, daß er wieder lachen mußte. Er folgte ihr bis zur Thür, durch die sie eiligst schlüpfte, als ob sie fürchtete gegriffen zu werden. Und dann lief sie die Treppe hinauf. Sie war in sehr vergnügter Stimmung. So ganz philisterhaft bewarb er sich also doch nicht um sie. Er konnte auch dreist sein, und das gefiel ihr. Wenn er auch da stocksteif neben ihr stehen geblieben wäre ...! Nun wußte sie doch, was sie von ihm zu halten hätte.

Der Fabrikant aber glaubte nun nicht weniger zu wissen, woran er sei. Er meinte, es sei ihm nicht verwehrt, in der Wartezeit oben anzuklopfen. Und er klopfte denn

auch gleich denſelben Abend und darauf an jedem folgenden Abend an. Zuerſt verhielt der Profeſſor ſich etwas ſteif; bald aber kam er zu der Erkenntnis, daß ſein Widerſpruch doch machtlos ſein werde, und fand nun Steigers Bemühungen ſogar recht löblich. Die acht Tage waren noch nicht ganz um, als er ſelbſt Frida ſchon um ihre endgiltige Entſcheidung bat. Es habe ja doch keinen Sinn, länger zu warten, da ſie entſchloſſen ſcheine. Aber nun meinte ſie: „Nein, nein! Es iſt einmal ſo abgemacht und ſoll nicht geändert werden. Er könnte ſich ſonſt noch etwas einbilden! Und künftig würde es vielleicht heißen: ich hätte mich doch noch anders beſinnen können. Mir eilt's nicht ſo ſehr.“

Agnes verſuchte nicht noch einmal, durch Vorſtellungen auf ſie einzuwirken. Wie Frida ſich ausgeſprochen hatte, mochte ſie die Nutzloſigkeit eingeſehen haben. Aber ſie fügte ſich auch nicht. Ihre ganze Haltung ließ erkennen, daß die Schweſter in ihrer Schätzung eine ſchwere Einbuße erlitten hatte, die das freundſchaftliche Verhältnis beeinträchtigen mußte. Frida war für ſie in den weiten Kreis der jungen Mädchen getreten, die keine Herzensideale kennen, oder ſie jedes annehmbaren Antrags wegen verleugnen. Dafür gab es denn nur ein abwehrendes Achſelzucken, ein hochmütiges Lächeln. Frida ließ ſich dadurch nicht um ihre Munterkeit bringen. Das müſſe ſeine Zeit haben, dachte ſie bei ſich.

Als dann die Friſt abgelaufen war, ſagte ſie zu ihrem Vater: „Ich weiß jetzt wenigſtens ſo viel, daß ich nicht dümmer ſein werde, wenn ich auch noch acht Tage vergehen laſſe. Zu ſchwärmeriſcher Leidenſchaft bringe ich es nicht; die wird aber auch nicht erwartet und wäre vielleicht recht unbequem. Was ich für ihn übrig habe, wird ihm genügen, und ich bekomme einen ſehr braven Mann, der ziemlich närriſch in mich verliebt iſt. Ich hab's über allen Zweifel. Schreibe ihm alſo, daß du mit ſchwerem Herzen deine Einwilligung gibſt. Den Brief will ich aber leſen.“

Dem Profeſſor war das Herz gar nicht mehr ſchwer; das wußte Frida recht gut. Er war froh, ſeine Pflicht gethan zu haben, aber jetzt ſchon auch ebenſo froh, daß ſein Töchterchen ſich dieſe gute Partie nicht entgehen ließ. Der Brief war diesmal recht kurz: „Frida iſt Ihnen nicht abgeneigt — kommen Sie — Sie ſollen uns willkommen ſein.“

„Was ſoll man da noch ſchöne Redensarten drechſeln?“ ſagte er. „Die einfachſten Worte ſind die beſten.“

„Das iſt auch meine Meinung, Papa,“ antwortete ſie. „Will man etwas, ſo muß man ohne Rückhalt wollen. Es iſt dir doch auch eigentlich ganz recht.“

Er gab ihr einen Kuß. „Schickſt du das Mädchen gleich?“

„Nein, Papa, ich bringe den Brief ſelbſt hinunter.“

„Du?“

„Ja, die Kinder warten gewiß ſchon lange auf mich, und ich will ſie erſt wieder begütigen. Das iſt nun das Wichtigſte, wie ich mit den Kindern ſtehe. Ich werde ſie fragen, ob ſie mich zur Mama haben wollen; und wenn ſie damit einverſtanden ſind, ſollen ſie ſelbſt dem Papa den Brief abgeben.“

„Aber wenn er zu Hauſe iſt —“

„Ich verſpreche dir, daß er mir den zweiten Kuß erſt feierlich in deiner Gegenwart geben ſoll.“

„Den zweiten?“

„Ja — den erſten hat er ſich ſchon vorweg genommen, der Böſewicht. Ich habe auch meine kleine Liebesgeſchichte gehabt. Die erzähle ich dir aber ein andermal.“ Sie hielt den Brief vor die Augen und kicherte. „Ganz ſo proſaiſch, wie Agnes denkt, werden wir doch nicht ein Paar.“

Nach einer Viertelſtunde kam ſie zurück und brachte gleich „ihren künftigen Herrn Gemahl“ und die drei Kinder mit. „Er heißt Theodor,“ ſagte ſie lachend, „das wußte ich gar nicht. Wir haben ihn nur immer Herr Steiger genannt.“

Die Verlobung wurde bei einem Glaſe Wein gefeiert. Am nächſten Morgen ſchon ſollte ſie in der Zeitung ſtehen.

3.

Nun war auch gar kein Grund, die Hochzeit lange hinauszuſchieben. Steiger hatte ſeine Wohnung ſo gut und vollſtändig eingerichtet, daß es nur der geringſten Neuanſchaffungen bedurfte — einige Bilder zum Schmuck der Wände des Salons wollte man auf der Hochzeitsreiſe einkaufen, für die ein längerer

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:

Am Feldesrain. Nach einer Tuschzeichnung von Alb. Richter

Aufenthalt in Florenz geplant war. Agnes freilich äußerte ſich auch hier wieder in ihrer Weiſe unzufrieden. „Wenn ich an deiner Stelle wäre,“ ſagte ſie zu Frida, „ſo würde ich darauf dringen, daß die Wohnung in allen ihren Teilen völlig neu möbliert würde. Was du jetzt da vorfindeſt, iſt die Ausſtattung deiner Vorgängerin. In dieſer Umgebung lebte ſie und wird ſie ſich ihrem Manne immer wieder in lebhafteſte Erinnerung bringen. Ich als die zweite Frau würde mir darin wie eine Fremde vorkommen, und in meinem Hauſe müßte ich doch zu Hauſe ſein.“

„So eiferſüchtig bin ich gar nicht,“ entgegnete Frida.

„Eiferſüchtig!“ rief Agnes. „Es iſt nicht das. Aber die Vergangenheit müßte doch abgeſchloſſen ſein, nicht fortwährend in das Alltägliche der Gegenwart hineinſpuken. Gerade in's Alltägliche nicht!“

„Wie du das nun wieder nimmſt!“ ſagte Frida. „Theodor macht ſich über ſo etwas gar keine Gedanken — er hat mehr zu thun. Es wäre ja auch die tollſte Verſchwendung, die ſchönen, noch faſt neuen Möbel zu verwerfen, die mir bisher ſo gut gefallen haben.“

„Steiger iſt reich genug, ſeiner jungen Frau den Luxus einer gemütlichen Wohnung verſchaffen zu können.“

„Aber er würde gleich merken, das komme nicht von mir, wenn ich ihn darum bäte. Es iſt mir wirklich gar nicht eingefallen, daß die Gemütlichkeit von den Möbeln abhängen könnte. Ärgert mich etwas, ſo iſt mir jede Sofaecke gleich verdrießlich, und bin ich luſtig, ſo ſehe ich über alle Dinge hinweg. Schließlich gehört jedem doch, was er ſich aneignet. Darauf laſſ' ich's ankommen.“

Die Meinungen der Schweſtern gingen auch in anderer Hinſicht auseinander. Agnes konnte ſich nach den Umſtänden nur eine ſtille Hochzeit im engſten Freundeskreiſe denken, wozu des Profeſſors Wohnung ausreichend Raum bot, auch wenn ſeine Bücherſchränke unangetaſtet blieben. Frida wünſchte, ehe der Ernſt des Lebens ſie packte, ſich noch einmal recht austollen zu können. Nach ihrem Wunſche ſollte das Feſt im großen Kaſinoſaal gefeiert und alles dabei beteiligt werden, was in der Stadt und Umgegend zur guten Geſellſchaft gehörte. Ein luſtiger Polterabend dürfte nicht fehlen, und es müßten dabei Aufführungen veranſtaltet werden, lebende Bilder, Schwänke, Tänze. „Nur nichts Rührendes,“ bat ſie. „Ich will bei meiner Hochzeit auch nicht eine einzige Thräne weinen. Theodor ſoll einmal beweiſen, daß er noch ein junger Mann iſt und ſein Vergnügen an dergleichen ſcherzhaften Veranſtaltungen hat. Ich werde ihn mir ſchon erziehen! In unſerem Hauſe ſoll künftig kein Kloſter ſein, das hat er mir verſprochen. Es iſt doch für ihn Zeit genug, daß er das Leben genießen lernt!“

Natürlich ging's nach ihrem Willen, und die ganze Stadt kam ſchon viele Wochen vor dem beſtimmten Tage in fieberhafte Aufregung. Nun durfte auch Agnes ſich nicht zurückziehen, wenn ſie nicht zu falſchen Auslegungen Anlaß geben wollte. Sie mußte den Vorſitz im Feſtkomitee übernehmen. Die praktiſche Leitung lag dem Gymnaſiallehrer Dr. Belling ob, der ſich auch ſonſt ſchon als maitre de plaisir bewährt hatte.

Er ſah ſich nach Hilfskräften um und fand bald den trefflichſten Berater in dem Regiſſeur des Theaters, das im Winter abwechſelnd in den Provinzialſtädten ſpielte und jetzt gerade hier Vorſtellungen veranſtaltete. Die Wandertruppe leiſtete nichts Hervorragendes, begnügte ſich aber nicht mit leichten Luſtſpielen und Poſſen, ſondern verſtieg ſich ſogar zum klaſſiſchen Drama Goethes, Schillers und Shakeſpeares, was man dem „gebildeten Publikum“ der Gymnaſialſtadt ſchuldig zu ſein glaubte. Dekorationen und Requiſiten waren freilich ganz unzureichend, die Koſtüme ärmlich und die meiſten Spieler verbrauchte Kunſtgenoſſen oder „blutige“ Anfänger. Aber ſie widmeten ſich gerade dieſen weit über ihre Kräfte gehenden Aufgaben mit leidenſchaftlichem Eifer und ernteten bei dem wenig verwöhnten Publikum, beſonders bei der Jugend, immer reichen Beifall. Der Regiſſeur Franz Ortler war noch ein ſehr junger Mann, überragte aber als Helden- und Charakterſpieler die übrigen Mitglieder der Truppe weit und wußte ſich das Anſehen eines genialen Künſtlers zu geben. Er war groß und ſchlank, etwas auffallend, aber nie geſchmacklos gekleidet, hatte ein ausdrucksvolles Geſicht mit lebhaft glänzenden Augen, ein klangvolles Organ und eine ſichere Haltung, bewies auch im geſellſchaftlichen Umgang gute Manieren. Es fehlte ihm nicht

an Einladungen in die beſten Häuſer, und wenn er ſeine bürgerlichen Bekanntſchaften auch mitunter zu kleinen Anleihen heranzog, die ſelten zurückerſtattet wurden, ſo war man gegen ſeine geniale Vergeßlichkeit doch nachſichtig und hielt ſich durch den Verkehr mit dem talentvollen Künſtler geehrt, dem die Kunſt trotz der „höchſten Gage," die er von der Direktion bezog, ſo wenig auskömmlich lohnte.

Dr. Belling, ein großer Theaterfreund, ſaß jeden Abend nach der Vorſtellung mit ihm im Ratskeller, ließ ſich angenehm unterhalten und bezahlte für ihn gewöhnlich die Zeche. So brauchte er nicht bedenklich zu ſein, ihn jetzt um die Gefälligkeit zu bitten, die Regie des Polterabends übernehmen zu wollen. „Es iſt das ein Freundſchaftsdienſt, den Sie mir leiſten," ſagte er. „Damit iſt nicht ausgeſchloſſen, daß man ſich Ihnen für Ihre Mühewaltung erkenntlich erweiſt —"

„Ach, reden wir nicht davon," fiel der Schauſpieler, in ſeine Cigarrentaſche greifend, ein. „Es iſt mir ja eine beſondere Ehre, zur Mitwirkung bei dieſem Feſte herangezogen zu werden, von dem die ganze Stadt ſpricht. Es bleibt allerdings für einen Künſtler ſtets ein hartes Stück Arbeit, Dilettanten zu drillen, aber die gute Geſellſchaft, in der man ſich dabei bewegt, entſchädigt dafür. Herr Steiger iſt ein ſehr reicher Mann, nicht wahr?"

„Er gilt dafür, und ich zweifle nicht, daß er auch ohne kontraktliche Verpflichtung —"

„Aber laſſen wir das doch, ich bitte. Meine freie Zeit ſteht zu Dienſten. Unterrichten Sie mich nur, was ich zunächſt zu thun habe, Ihren Wünſchen zu entſprechen."

Dr. Belling drückte ihm die Hand. „Es wird nötig ſein," ſagte er, „daß Sie im Hauſe des Profeſſors Waldſtätter einen Beſuch abſtatten. Seine ältere Tochter iſt gewiſſermaßen die Ehren-Präſidentin unſeres Komitees. Sie werden da eine nicht gewöhnliche junge Dame kennen lernen, die auch in der Bühnenlitteratur ſehr beleſen iſt und Sie, wie ich weiß, in Ihren großen Rollen ſchon oft bewundert hat."

„So — ſo — ſo . . ." Die Schmeichelei verfehlte ihre Wirkung nicht. „Hübſch?"

„Nun . . . Fräulein Agnes hat ſehr ſchöne Augen. Ein etwas ſtrenger Zug ihres ganzen Weſens prägt ſich freilich auch auf dem Geſicht aus; wenn ſie ſich aber für einen Geſprächsgegenſtand lebhaft erwärmt, mutet ſie nicht wenig an. Für mich hat ſie etwas Iphigenienhaftes, etwas . . ."

„Das Fräulein hat's Ihnen angethan, Doktor!" rief Ortler.

„Ach —! Ich geſtehe, daß ich mich eine geraume Weile mit dem Gedanken getragen habe . . ." Er ſeufzte. „Es war doch nichts. Profeſſor Waldſtätter iſt ganz ohne Vermögen, ich habe nur mein ſchmales Gehalt, und bei den Anſprüchen, welche heut die Geſellſchaft an einen verheirateten Mann meines Standes ſtellt . . . rein unmöglich."

„Ja, der Idealismus iſt aus der Welt! Wir Schauſpieler ſind vielleicht noch die letzten, die ſeine Fahne hochhalten."

„Ihr habt das ſchöne Vorrecht, leichtſinnig ſein zu dürfen. — Alſo morgen, lieber Ortler?"

„Morgen — gewiß! Ich brenne darauf, meine ſchon jetzt hochgeſchätzte Verehrerin perſönlich kennen zu lernen." Er ſtand auf und nahm ſeinen Überzieher vom Haken. „Aber da fällt mir ein . . . Fatal!"

„Na?"

„Doktor, ich bin in der grimmigſten Verlegenheit. Mein neuer Frack . . . ich glaubte ihn bis zum erſten nicht zu brauchen, ſpiele bis dahin in lauter Trikotrollen. Wie lange iſt's denn noch bis zum erſten?"

„Fünf Tage."

„Fünf Tage! Wahrhaftig, der Monat gehört zu den langweiligen mit einunddreißig. Ja, dann wird Fräulein Waldſtätter warten müſſen —"

„Unmöglich! Die Zeit drängt."

„Sie ſehen mich untröſtlich, lieber Doktor. Aber was kann ich thun? Ich habe mir für den Karl Moor eine neue Lockenperrücke bauen laſſen — Perrücken entnehme ich nicht gern aus der Garderobe, wiſſen Sie — und ich brauchte das Ding früher, als ich bezahlen konnte. Der Philiſter von Friſeur wollte ſein übrigens wirklich elegantes Machwerk nicht anders herausgeben, und ſo blieb mir nichts übrig, als bis zum erſten den überflüſſigen Frack zu verſetzen. Finden Sie das nicht rationell?"

„Durchaus. Um welche Summe handelt es ſich denn?"

„Lumpige zwanzig Mark — ſagen wir fünfundzwanzig."

Dr. Belling wog in der Hoſentaſche

sein Portemonnaie. „Ich bin auch nur noch schwach bei Kasse," murmelte er vor sich hin, „aber wenn fünfundzwanzig Mark den Frack freimachen —"

Der Regisseur griff zu. „Sie sind sehr liebenswürdig, Doktor. Es ist ja nur, um Ihnen nach Wunsch gefällig sein zu können. Bis zum ersten . . ." Er nahm das Geld und ließ es in seine Westentasche gleiten. „Wollen Sie einen Schuldschein?"

„Danke, danke."

„Gut denn. Aber mahnen Sie mich, wenn ich's vergessen sollte."

„Schon gut."

„Also ewig dankbar, lieber Doktor. Morgen!"

Sie trennten sich auf der Straße. Ortler hoffte noch ein paar Kollegen in einem obskuren Kneipchen anzutreffen, mit denen er etwas Notwendiges zu verabreden hätte. —

Am anderen Vormittag, gleich nach der Probe, wanderte er wirklich nach dem Steigerschen Hause vor der Stadt hinaus. Er hatte es nun doch schicklicher gefunden, die Visite im Überrock zu machen. Freilich in weißer Binde und blaßlila Handschuhen, die untadelig saßen.

Er war durch ein Billet des Doktors angemeldet und wurde im Putzzimmer von Agnes empfangen. Wenige Minuten darauf trat auch der Professor ein, der eiligst seinen Schlafrock abgeworfen hatte. Die nähere Beziehung zu einem Schauspieler war ihm nicht ganz lieb gewesen; er fand sich nun aber mit guter Manier in das Unvermeidliche.

„Es ist sehr gütig," sagte Agnes, „daß Sie uns Ihre Unterstützung nicht vorenthalten wollen. Ein Vergnügen kann es ja für Sie nicht sein, sich mit solchen Lappalien zu beschäftigen."

„O, mein gnädiges Fräulein, ich werde die Stunden, die mir Ihnen zu widmen vergönnt sind, als eine Erholung von oft recht unerquicklicher Arbeit betrachten," versicherte er. „Ja, wenn ich nur Schauspieler wäre! Aber das Amt eines Regisseurs, zumal bei einer reisenden Truppe, legt schulmeisterliche Verbindlichkeiten der kleinlichsten Art auf, die so oft des echten Künstlers Spannkraft lähmen. Sie kennen auch unser Repertoire. Was müssen wir nicht bringen, um den großen Haufen heranzuziehen! Wirkliche Lappalien, handwerkermäßig eingeübt und dargestellt."

„Und doch muß ich Ihnen gestehen," antwortete Agnes, „daß ich noch immer lieber ein Stück von den schlechtesten Komödianten, als von den talentvollsten Dilettanten aufgeführt sehe. Es ist da doch stets ein reelles Können vorhanden, hier nur der gute Wille, und mit dem ist in der Kunst recht wenig anzufangen, bin ich überzeugt."

„Aber Dilettanten sind doch meist wenigstens gebildete Leute," mischte sich der Professor ein.

„Das gerade macht mir, der ich mich dazu zählen darf, die Beschäftigung mit ihnen zu einer Annehmlichkeit," sagte Ortler, sich verbeugend. „Sie begreifen so leicht, und man verkehrt mit ihnen in den Formen der guten Gesellschaft, die in der Theaterwelt nicht gesucht werden dürfen. Übrigens muß ich dem gnädigen Fräulein ganz recht geben — der Kunstgenuß pflegt bei Dilettantenvorstellungen selten so groß zu sein, als die Nachsicht, mit der sie von dem geladenen Publikum aufgenommen werden."

„Diese Nachsicht ärgert mich eben," versetzte Agnes, auf ihrem Sessel ein wenig vorrückend. „Es ist, als ob dem lieben Nächsten jeder kritische Verstand abhanden gekommen wäre, zumal den Müttern der mitwirkenden Töchter."

„Aber Agnes —!" rief der Professor.

„Der Herr Regisseur soll wenigstens nicht glauben, daß es sich hier um eine Passion von mir handelt," fuhr sie eifrig fort. „Ich habe viel zu viel Achtung vor der Kunst, um solchen Spielereien Geschmack abgewinnen zu können. Es ist der Wunsch meiner Schwester, einen lustigen Polterabend zu haben, darum bin ich gern mitthätig und jedem dankbar, der zum Gelingen beiträgt, aber prinzipiell halte ich an meiner Ansicht fest."

„Du nimmst die Sache doch zu ernst," sagte der alte Herr.

„Kann man eine Sache zu ernst nehmen?" fragte sie zurück. „Auch unseren Polterabend wollen wir nun so ernst nehmen, als irgend möglich," wendete sie sich wieder an Ortler. „Was man thut, muß man ganz thun; das ist man sich selbst schuldig. Nun aber für heut genug davon! Erzählen Sie uns, mit welcher neuen Aufgabe für Ihre Bühne Sie

beschäftigt sind. Ich interessiere mich lebhaft dafür."

Er gab Auskunft. Man wollte es nächstens mit „Hamlet" wagen, auch er studierte die schwierige Rolle. „Da kann ich Ihnen die beste Litteratur zur Verfügung stellen," sagte Agnes, „des Papas Bibliothek enthält sie ziemlich vollständig."

„Und Sie haben diese Werke alle gelesen, mein Fräulein?"

„Gewiß. Das einzelne Buch ist in diesem Falle nichts. Kaum über ein zweites Drama gehen die Meinungen der Sachverständigen so auseinander. Man muß sie vergleichen, um selbst zu einem Urteil zu gelangen."

„Und darf ich mir das Ihrige über meine Rolle ausbitten?" fragte der Schauspieler verbindlich. „Es hilft mir wahrscheinlich über ein weitläufiges Bücherstudium hinweg."

Das Gespräch setzte sich weit über die übliche Visitenzeit hinaus fort. Ortler verteidigte das Recht des Schauspielers, seine Figuren mehr aus dem Temperament, als aus dem grübelnden Verstande heraus zu gestalten; er empfange bei der Lektüre ein ideales Bild, das er nur zu verkörpern bemüht sei; warum es ihm gerade so vor Augen stehe, könne er schwer erklären. Der Professor legte der kritischen Angliederung des Einzelnen an das Ganze die größte Bedeutung bei und wurde ungewöhnlich lebhaft. „Ich bin auf Ihren Hamlet sehr begierig," versicherte Agnes.

„Er wird Ihnen nicht genügen," meinte er.

„Weshalb nicht?"

„Weil Sie eine vorgefaßte Meinung mitbringen werden."

„O, ich werde mich bemühen, eine so naive Zuschauerin zu sein, wie irgend ein Dienstmädchen auf der Galerie," rief sie lachend.

Der Regisseur erhob sich. „Wenn Sie das vermögen, mein gnädiges Fräulein, so werde ich doppelten Respekt vor Ihrem Urteil haben."

Er trat nahe an sie heran und küßte ihr die Hand. Das ließ sie geschehen, obgleich eine solche Verabschiedung nach dem ersten Besuch sonst nicht üblich war. Dem Schauspieler durfte allerdings eine gewisse Freiheit des Benehmens nachgesehen werden.

Als er sich entfernt hatte, fing ihr das Gesicht zu glühen an. Sie mußte sich gestehen, daß sie sich lange nicht so angeregt unterhalten habe. Der Professor meinte, dieser Schauspieler scheine ein „wirklich gebildeter Mensch" zu sein. Zufällig kam ihm seine Karte wieder in die Hand. „Sieh doch einmal, da steht —" sagte er verwundert. Es stand auf der Karte: „Franz Ortler, Leutnant a. D., Regisseur" und so weiter.

„Leutnant!"

„Natürlich außer Diensten. Aber er muß doch seinen Abschied in Ehren erhalten haben, da er sich öffentlich so nennen darf."

„Weshalb wolltest du daran zweifeln, Papa?"

„Hm — wenn ein Offizier Schauspieler wird . . ."

„In deinen Augen scheint der Leutnant zum Künstler hinabzusteigen."

„Ja, gesellschaftlich . . . Und wenn er noch bei einem großen Hoftheater engagiert wäre!"

„Er ist ja noch jung."

„Sehr jung. Dann sollte er aber doch vorläufig seinen früheren Stand nicht so augenfällig in Erinnerung bringen. Leutnant und Regisseur bei einer reisenden Truppe — es paßt mir nicht recht zusammen."

Agnes meinte, es spreche sich da ein Vorurteil aus, das leider in bürgerlichen Kreisen gewöhnlich sei, wo man das Talent nicht genügend zu schätzen wisse.

Als Ortler sehr bald seinen Besuch wiederholte, um der „verehrten Präsidentin des Fest-Komitees" bestimmte Vorschläge zu unterbreiten, titulierte der Professor ihn „Herr Leutnant." Als dies ein paarmal, vielleicht etwas auffällig, geschehen war, sagte er lächelnd: „Ich bitte hinzuzufügen: außer Diensten! Es mag Ihnen närrisch vorkommen, daß ich's auf meine Karte drucken lasse. Aber ich darf Sie versichern, daß nicht die Eitelkeit mich dazu verführt; der Leutnant a. D. hat mir eine stark praktische Bedeutung sowohl dem leichten Völkchen gegenüber, dessen Gebieter ich jetzt bin, als zur Stärkung meines Ansehens in gewissen Regionen des Publikums unten und oben, mit denen ich geschäftlich oder gesellschaftlich in Berührung trete. Hier, hoffe ich, komme ich auch ohne einen solchen Hinweis auf meine Jugenderinnerungen aus."

„Sie können noch nicht lange hinter Ihnen liegen," schmunzelte der Alte.

„Etwa drei Jahre," antwortete der Regisseur. „So lange bin ich auch bei der Bühne. Mein Vater ist Subalternbeamter beim Gericht. Es war sein dringender Wunsch, daß ich studieren und Richter werden sollte. So schwer es ihm bei seinem kleinen Gehalt wurde, ließ er mich das Gymnasium besuchen. Ich schwärmte aber nur für das Theater und bereitete ihm und der guten Mutter durch diese ihnen unverständliche Leidenschaft viel Sorgen. Als ich es bis zur Prima gebracht, stackten Fleiß und Aufmerksamkeit gänzlich. Die Lehrer versicherten, ich hätte nicht die mindeste Anlage zu einem gelehrten Beruf, würde wahrscheinlich nie das Abgangszeugnis für die Universität erhalten. Was nun thun? Zur Bühne wollten mich die Eltern unter keinen Umständen gehen lassen. Um nur von der Schule fortzukommen, entschied ich mich für den Soldatenstand. Die Uniform lockte mich, die doch so etwas wie ein Kostüm war. Eine Fähnrichspresse half mir durchs Examen, und nach der vorgeschriebenen Zeit wurde ich auch Offizier. Das kostete freilich meinem Vater viel Geld, und doch hätte ich mit seinen Zuschüssen nur bei äußerster Sparsamkeit durchkommen können, zu der ich leider gar keine Anlage mitbrachte. Meine geselligen Talente machten mich bei den Kameraden und Vorgesetzten beliebt, so daß mir manche kleine Unregelmäßigkeit im Dienst nachgesehen wurde, brachten mich aber auch in Umgangskreise, denen ich finanziell durchaus nicht gewachsen war. Ohne gerade verschwenderisch zu leben, geriet ich doch bald in Schulden, die sehr drückend wurden. Sie hätten mich wahrscheinlich zum Verzicht genötigt, wenn nicht ein anderer Umstand ... Doch ich langweile Sie."

„Durchaus nicht," versicherte die junge Dame.

„In der Hauptstadt, wo mein Regiment stand, hatte ich vollauf Gelegenheit, mich mit dem Theater zu beschäftigen. Nicht nur, daß ich keine irgend wichtige Vorstellung versäumte, auch hinter den Coulissen wußte ich mir Zutritt zu verschaffen, und der Oberregisseur nahm das freundlichste Interesse an mir, nachdem er mich ein paar Monologe hatte sprechen hören. So wuchs nun mein leidenschaftlicher Eifer, mich der Bühne zu widmen, zu solcher Höhe, daß ich bald gänzlich den Blick für das in meinen Verhältnissen Mögliche und Zulässige verlor. Als Schauspieler aufzutreten, vorläufig nur in der allerkleinsten Rolle, schwebte mir fortwährend als ein großes Glück vor Augen. Meinem Freunde und Gönner lag ich mit diesem Wunsche täglich in den Ohren. Er wies mich anfangs mit Entschiedenheit ab, warnte dann eindringlich — alles vergebens. Wer vermutet mich da, wer erkennt mich in der Maske? Endlich gab er meinen dringlichen Bitten nach. Der erste Versuch glückte. Nun war kein Halten mehr. Bald wirkte ich inkognita in jeder Woche mehrmals mit. Das Rekrutendrillen und Exerzieren wurde mir die ärgste Pein, es fehlte nicht an Rügen, die mich noch verdrossener stimmten. Das Geheimnis blieb eine Weile gewahrt, aber ich tanzte auf einem Vulkan. Mit Wonne, darf ich versichern. Endlich — ich weiß nicht, ob man mich doch erkannt, oder ob jemand vom Theater geplaudert hatte, kam mein heimliches Thun heraus. Der Oberst citierte mich und verlangte die Wahrheit zu wissen. Ich begriff, daß nur noch größte Offenheit mich vor dem Schlimmsten bewahren konnte. Ich müsse zugeben, mich schwer vergangen zu haben, gestand ich, aber der dämonische Zwang zu meinem wahren Beruf sei stärker gewesen, als die Rücksicht auf die soldatische Pflicht und den Stand. Seine Äußerungen, übrigens unerwartet wohlwollend, konnten mir keinen Zweifel lassen, daß mir nicht zu helfen sei. Ich schrieb auf der Stelle mein Abschiedsgesuch, um einem Verfahren gegen mich zuvorzukommen. Man drückte gnädigst ein Auge zu und ließ mich laufen. Ich war frei und atmete wieder auf. Jetzt blieb auch meinen Eltern keine Wahl mehr. Allerdings sagten sie sich gänzlich von dem ungeratenen Sohne los, überließen ihn seinem Schicksal. Es konnte anfangs nicht beneidenswert scheinen, da ich geradezu für die Kunst darbte. Aber ich hatte mir nun doch die Bühne erobert und war in aller Dürftigkeit glücklich. Das ist die Geschichte meiner Offizierskarriere."

„Man hat Sie sehr milde behandelt, meine ich," sagte der Professor kopfwiegend.

„Ohne Frage," bestätigte Ortler. „Man zeigte einen gewissen Respekt vor dem künstlerischen Talent, indem man gegen den Träger nachsichtig verfuhr. Übrigens darf ich versichern, daß ich ein ehrenwörtliches Versprechen, nie wieder die Bühne zu betreten,

auch dann nicht gegeben haben würde, wenn ich mich dadurch vor Strafe und unfreiwilligem Ausschluß hätte bewahren können. Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme! Verzeihen Sie dieses triviale Citat."

Agnes hatte still und nachdenklich zugehört. „Es hat sicher etwas Erhebendes," sagte sie nun leise, aber mit warmer Betonung, „rücksichtslos seinem Genius gefolgt zu sein."

Er richtete sich hoch auf und machte mit der Hand eine Geste. „Ich habe es keinen Augenblick bereut."

„Aber wie leicht war da eine Selbsttäuschung möglich," wendete der Professor ein.

Der Schauspieler lächelte überlegen. —

Steiger pflegte an den Sonntagen regelmäßig Mittagsgast zu sein. Frida hielt auch darauf, daß er die Kinder mitbrachte, was er anfangs ein paarmal unterlassen hatte, da er sich vor ihnen zu genieren schien. Er war wirklich ein recht zärtlicher Bräutigam geworden, und Frida hatte mitunter Mühe, ihn „auf vernünftige Gedanken" zu bringen. Agnes ließ beide gern miteinander allein. Nicht gerade aus schwesterlicher Freundschaft. Es war ihr ein unbehagliches Gefühl, den gereiften Mann so verliebt in das hübsche Mädchen zu sehen, dem es großen Spaß zu bereiten schien, ihn neckisch hinzuhalten und nicht zu dreist werden zu lassen. Sie hatte es daher auch vermieden, andere Mittagsgäste zuzuziehen, die früher hin und wieder mit einer Sonntagseinladung beehrt worden waren. Jetzt überraschte sie am Sonnabend früh den alten Papa, ehe er zur Schule ging, durch die Frage, ob es sich nicht am Ende schicken möchte, Dr. Belling wieder einmal zu Tisch zu bitten. Er könnte glauben, man hätte etwas gegen ihn, und gebe sich doch gerade jetzt so viel liebenswürdige Mühe mit den thörichten Polterabend-Arrangements. Da er sich ganz einverstanden erklärte und die Einladung dem jungen Kollegen gleich mündlich „beizubringen" versprach, fuhr sie mit ungeschickt gespielter Gleichgiltigkeit fort: „Und wenn wir nun doch schon morgen nicht ganz unter uns sind, was meinst du zu dem Vorschlag, gleich auch unsere Verbindlichkeit gegen Herrn Ortler zu erledigen."

„Verbindlichkeit?" fragte er verwundert.

„Er rechnet doch sicher darauf, einmal förmlich zu Gast gebeten zu werden," erklärte sie, „und da wir vor der Hochzeit schwerlich eine richtige Gesellschaft geben werden, dachte ich . . ."

„Ja, ja, das hat etwas für sich," meinte der alte Herr. „Es ist zwar sonst mein Grundsatz, mir Leute seiner Art nicht zu nahe kommen zu lassen, aber man kann schon einmal eine Ausnahme machen. Meinetwegen denn!"

„Willst du ihm nicht eine Zeile schreiben, Papa?"

„Ist das nötig? Ich denke, Dr. Belling ist sein guter Freund, und wenn ich ihn durch den wissen lasse —"

„Es sieht doch zu formlos aus. Du bist Herrn Ortler eigentlich noch eine Gegenvisite schuldig."

„Aber wie käme ich dazu, so einem . . . Ich will sonst nichts gegen ihn sagen, ein Komödiant bleibt er doch, und es war ja auch nur der besondere Umstand —"

„Thu' ein Übriges, Papachen, und schreibe ein paar Worte auf eine Visitenkarte. Die Absage wäre doch empfindlich."

Der Professor gab nach, wie immer, wenn Agnes einen Wunsch hatte. „Na — man kann sich an den Leutnant außer Diensten halten," sagte er, sich selbst eine Brücke bauend.

Bei der kleinen Sonntagstafel präsidierte an der Schmalseite der Professor. Ihm gegenüber erhielt Dr. Belling seinen Platz, rechts und links saßen das Brautpaar, das nicht getrennt werden durfte, und Herr Ortler mit Agnes. Die Kinder waren diesmal unten geblieben.

Die Unterhaltung wurde bald sehr lebhaft. Der Regisseur, der bei glänzender Laune war, sprudelte komische Theatergeschichten, über die man aus dem Lachen nicht herauskam. „Das ist nichts für Sie, mein gnädiges Fräulein," wendete er sich leise an seine Nachbarin, als wieder eine solche Lachsalve losbrach, „aber man erwartet von uns Schauspielern, daß sie auch bei Tisch Vorstellungen geben, und ich möchte mich gern Ihrem Herrn Papa für die gütige Einladung dankbar beweisen, die mir die Gelegenheit gibt, Ihnen ein paar Stunden nahe zu sein."

Das war sehr dreist und schien sicher auch Agnes so, denn ihre Stirn rötete sich plötzlich. Sie winkte, um nicht antworten

zu dürfen, das aufwartende Mädchen heran und gab ihm eine ganz unnötige Weisung. Nach einer Weile erst richtete sie an Ortler so laut, daß die ganze Tischgesellschaft beteiligt wurde, die Frage: „Wie kommt es nur, daß Sie bei Ihrem großen schauspielerischen Talent sich mit Stellungen bei so untergeordneten Theaterunternehmungen begnügten, wie doch wohl unzweifelhaft diejenigen sind, auf welche sich Ihre launigen Erzählungen beziehen? Ich denke mir das auf die Dauer recht unbefriedigend."

„Ja," sagte der Professor, „es gibt doch große Hofbühnen, die wirklich als Kunstinstitute betrachtet werden dürfen. Warum lassen Sie sich da nicht engagieren?"

Ortler zuckte lächelnd die Achseln. „Warum? Das will ich versuchen, den geehrten Herrschaften zu erklären. Zunächst ganz äußerlich. Sie haben wohl schon von Theateragenten gehört. Das sind Leute, die das ganze Geschäft machen. Geschäft! Hier ein greuliches Wort. Aber was wollen Sie? Die Rede ist eben von einem Handel mit Schauspielerware. Die Theater haben Bedarf an Personal, die Schauspieler wünschen ein Unterkommen für die Saison. Beide Teile brauchen einen Vermittler, und dies ist der Agent. Natürlich thut er nichts umsonst. Er läßt sich von jeder Gage gewisse Prozente zahlen — eine oft recht drückende Abgabe. Aber das ginge noch. Es wäre nichts dagegen zu sagen, wenn er unter feststehenden Bedingungen seine Dienste nach bester Kenntnis der Würdigkeit seiner Auftraggeber leistete. Die wirklich guten Stellen sind aber so begehrt, daß er selten der Versuchung widersteht, für sie nur seine besten Kunden in Vorschlag zu bringen, und seine besten Kunden sind die, welche ihr Gesuch durch eine Einlage von einer gewissen Sorte Papier zu unterstützen vermögen. Es handelt sich da nicht um kleine Trinkgelder, und ich . . . ja, Armsein ist keine Schande. Ich hatte, als ich mich entschloß, mir die Bühne zu erobern, meine Schiffe verbrannt. Was konnte ich bieten? Ich mußte anfangs froh sein, überhaupt eine Beschäftigung zu finden, die mich notdürftig nährte, und dann war meine Gage nie so groß, daß ich davon Ersparnisse zu Bestechungszwecken hätte verausgaben können. Der Agent bemüht sich für mich dieser meiner Lage entsprechend: ich habe für ihn vorläufig, um den Kunstausdruck zu brauchen, wenig geschäftliches Interesse."

„Aber das ist ja die schlimmste Ungerechtigkeit," entrüstete sich Agnes. „In der Kunst sollte doch nichts entscheiden, als das Können."

„Wir leben einmal nicht in der besten der Welten," antwortete er melancholisch. „Das ist aber nur die eine Seite der Medaille. Auf der andern finden Sie ein anderes Bild, vielleicht ein erfreulicheres. Ich will die Möglichkeit nicht bestreiten, daß ich mit kräftig eingesetztem Willen wohl auch ein Engagement bei einer Hofbühne oder auch bei einem größeren Stadttheater hätte erhalten können. In welcher Stellung aber? Die ersten Fächer sind gewöhnlich in festen Händen. Und wenn nun so ein Neuling auf den Brettern, der sich für einen Devrient oder Dawison hält, das ehrgeizige Streben hat, dem Personal eines berühmten Kunstinstituts eingereiht zu werden, wird er bald zu seiner schwersten Enttäuschung erkennen, daß ihm gerade Gelegenheit fehlt, sein Licht leuchten zu lassen. Er muß sich mit den kleinen und kleinsten Rollen begnügen, in denen hervortreten zu wollen eine Lächerlichkeit und Versündigung gegen das Ensemble wäre. Es ist da schon manches wahrhafte Genie kümmerlich versandet. Nein, das war nichts für mich! Ich bin mit Leib und Seele Schauspieler, will spielen, die glänzendsten Gestaltungen dichterischer Phantasie verkörpern, durch rastlose Übung lernen und mich selbst befriedigen! Ich bin durch und durch Idealist. Das Höchste zu erreichen, was in meiner Kunst erreicht werden kann, nenne ich meinen ganzen Ehrgeiz. Deshalb ist es meine Lust, mir stets die bedeutendsten schauspielerischen Aufgaben zu stellen, an ihnen meine junge Kraft zu messen. Wo man sie mir anvertraut, da lasse ich meinen Wanderstab rasten. Und deshalb habe ich gegenwärtig die Ehre, hier — der Cäsar im Dorfe zu sein."

Die dunkeln Augen blitzten ihm, während er sich triumphierend umschaute, und hafteten eine kleine Weile auf dem Gesicht seiner Nachbarin, die ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte. „Das kann ich verstehen," sagte sie. „Nur nicht im Kleinen und Unbedeutenden stecken bleiben! Schließlich ist doch, denke ich mir, in jeder Kunst die Freude des Schaffens die Haupt-

Reisebekanntschaft. Nach dem G.

mälde von Paul Meyerheim.

ſache. Sie fühlen ſich gewiß ſehr beglückt, wenn Sie einer großen Aufgabe völlig Herr geworden ſind und das Publikum zum Beifall hinreißen."

„Aber es wird Ihnen doch nicht gleichgiltig ſein, vor welchem Publikum Sie ſpielen," miſchte der Fabrikant ſich ein, „und Sie wollen ſicher doch für Ihre Leiſtungen angemeſſen honoriert werden. Haben Sie denn irgend welche Ausſicht, auf dem Wege, den Sie eingeſchlagen haben, zu einer geſicherten Exiſtenz zu gelangen?"

Ortler goß haſtig ein Glas Wein hinunter und griff gleich wieder zur Flaſche, in der er nur noch einen kleinen Reſt gelaſſen hatte. „Was nennen Sie in meinem Falle eine geſicherte Exiſtenz?" fragte er achſelzuckend. „Eine Anſtellung mit Penſionsberechtigung? Nun — unmöglich iſt auch die nicht. Wäre es nicht denkbar, daß ein günſtiger Zufall einmal einen hochmögenden Intendanten in die Vorſtellung einer Schmiere führte und ein Genie entdecken ließe? Oder daß ein Profeſſor Dr. X. in einem begeiſterten Artikel der Welt die Entdeckung eines neuen Sterns am Kunſthimmel verkündete, der den blöden Augen der Herren Agenten bisher entgangen? Bereit ſein, iſt alles."

„Trinken wir darauf," ſagte Dr. Belling und ſtieß mit ihm an. Alle Gläſer ſetzten ſich in Bewegung. „Spüren Sie denn nicht das Talent zum Rezenſenten in ſich?" fragte Agnes.

„Ich bin ja noch nicht Profeſſor," antwortete er, ſich duckend, „ohne ihn hat das X keine Bedeutung. Sie wiſſen ja: ein Titel muß ſie erſt vertraulich machen —"

Waldſtätter lächelte. „Wenn ich nicht zu alt und ſteif wäre —! Der Hamlet könnte mich vielleicht reizen, eine Thorheit zu begehen."

„Ich werde dir den Artikel ſchreiben, Papa," flüſterte Agnes, „gib nur deinen Namen dazu her."

„Das iſt ein genialer Gedanke," rief der Schauſpieler, ergriff feurig ihre Hand und küßte ſie, ehe ſie's wehren konnte. „Ja, die Frauen! Sie haben noch ein mitfühlendes Herz. Alle Kunſtgönnerinnen ſollen leben!" Man ſtieß wieder an. Er wendete ſich dann noch mit einem neugefüllten Glaſe an ſeine Nachbarin. „Auf Ihr Spezielles, mein gnädiges Fräulein!"

Agnes neigte ein wenig den Kopf. „Mit dem guten Willen iſt's leider nicht gethan," ſagte ſie.

„Du ſchreibſt Briefe wie ein Profeſſor," verſicherte Frida.

„Das wäre ein ſchlechtes Lob," entgegnete Agnes.

„Und ich ſchreibe am liebſten gar keine," raunte Frida ihrem Bräutigam zu. „Verreiſe niemals ohne mich, Theodor; auf Nachricht von Hauſe haſt du nicht zu rechnen. Ich weiß immer nicht, wie ich anfangen ſoll, und dann bin ich auch immer gleich zu Ende."

„Ein Liebesbrief braucht auch nicht lang zu ſein," meinte er ſchmunzelnd, „und tauſend Küſſe laſſen ſich doch am Ende leichter ſchreiben als geben."

„Wenn du damit zufrieden biſt —!" kicherte ſie.

Er wollte ſie umfaſſen und küſſen, aber ſie rückte mit dem Stuhl ab. „Na, na, na — immer hübſch verſtändig!" Dann gab ſie ihm doch die Hand.

Man war allſeits in beſter Laune, als man aufſtand. Der Kaffee wurde im Bibliothekzimmer getrunken. Ortler zog aus den Regalen ein Buch nach dem andern, blätterte darin und ſteckte es ein, nicht immer an der richtigen Stelle.

„Lieben Sie Bücher?" fragte Agnes.

„Sie erwecken in mir ſtets das Bedauern," antwortete er, „daß es nicht auch eine Schrift gibt, in welcher die ſchauſpieleriſche Leiſtung fixiert werden kann. Es gibt für uns keine Lehrbücher, höchſtens eine Tradition von einem Meiſter zum andern. Flüchtig, wie das Leben ſelbſt, iſt unſere Kunſt — Sie wiſſen ja: dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze."

Das deklamierte er mit melancholiſchem Tonfall, um dann heiter fortzufahren: „Daher laſſen wir ſie uns auch ſo gern auf die Bühne werfen. Es iſt nicht Eitelkeit — nur Ökonomie."

Dann ſtand er eine Weile am Fenſter und ſah über die bereiften Bäume des Gartens in die ſchon dunkelnde Schneelandſchaft hinaus. Agnes trat zu ihm. „Wollen Sie ſich nicht zu den Herren ſetzen und eine Cigarre rauchen?" fragte ſie.

„Ich muß mich ſammeln," antwortete er, „um abends auf der Bühne meine Pflicht thun zu können. Dieſe farbloſe Natur übt eine wunderſame beruhigende und abſtillende

Wirkung auf das Gemüt aus. Sie stimmt freilich auch leicht traurig. Aber dieser Gegensatz zur ausgelassenen Fröhlichkeit vorhin kommt erwünscht. Es findet sich ja am schnellsten das mittlere Maß, jener Gleichmut zurück, der uns erst befähigt, künstlerisch zu gestalten."

Er sprach diese Worte langsam und feierlich, mit der Zunge doch ein wenig anstoßend. Beide Hände stützten sich auf das Fensterbrett, und der Blick irrte verschwommen in die Ferne. Agnes stand seitwärts. „Auch mir sind diese jähen Übergänge, in denen sich Lust in Traurigkeit wandelt, nicht fremd," bemerkte sie, „und ich habe dann das Bedürfnis, eine Weile mit mir allein zu sein!"

Er wendete sich um, faßte ihre Hand und drückte sie. „Es waren so schöne Stunden," rief er, „ja selige ... Leben Sie wohl!"

Er eilte fort, ohne sich von den anderen zu verabschieden. Seiner Stubenwirtin gab er, ehe er seine Thür schloß, die strenge Anweisung, ihn nicht das Theater verschlafen zu lassen.

Agnes bewunderte ihn nicht an diesem Abend, aber an jedem folgenden, der ihn in einer großen Rolle auftreten ließ. Nie früher war sie eine so eifrige Billetnehmerin gewesen. Sie bevorzugte das rührende Schauspiel und das Trauerspiel, während Frida durchaus den Geschmack ihres Bräutigams teilte, der nach des Tages Last und Arbeit im Theater lachen wollte. In den traurigen Stücken sei alles ja übertrieben, meinte sie, daß sie sich gar nicht recht hineindenken könne. So edel und so teuflisch seien die Menschen in Wirklichkeit nicht; und wenn's darauf abgesehen sei, sie zu Thränen zu rühren, könne sie erst recht nicht weinen. Das Komische zwinge aber unwiderstehlich, auch wenn es noch so dumm sei. So kam's, daß, wenn Steiger mit Frida zum Theater fuhr, Agnes gewöhnlich zu Hause blieb, während wieder Agnes allein dorthin ging, wenn das Brautpaar dem alten Papa Gesellschaft leistete. Sie ließ sich dann vom Mädchen abholen. Ortler in einer komischen Rolle zu sehen, hatte ihr etwas geradezu Peinigendes, als ob er dadurch seiner Künstler- und Menschenwürde zu nahe trete, daß er die Leute für ihre paar Groschen belustige.

Eines Nachmittags hatte die Probe zum Polterabend ungewöhnlich lange gedauert. Es war schon dunkel, als Agnes auf die Straße kam, und in der kleinen Stadt wurden die Laternen der Ersparnis wegen erst sehr spät angesteckt. So wenig, selbst außerhalb des Thores, um diese Zeit etwas Ängstliches dabei war, beeilte sie doch unwillkürlich den Schritt. Bald bemerkte sie, daß jemand ihr noch eiliger nachkam. Es war der Regisseur. „Wollen Sie nicht erlauben, mein gnädiges Fräulein, daß ich Sie nach Hause begleite?" redete er sie an. „Wir haben uns heut verspätet."

„Ach — bemühen Sie sich nicht," bat sie freudig erschreckt, „es ist noch so viel Verkehr auf den Straßen —"

„Aber Sie erweisen mir ja eine Wohlthat, wenn Sie mir diesen kleinen Spaziergang an Ihrer Seite gestatten," versicherte er. „Draußen begegnet man mitunter betrunkenen Arbeitern, und Sie könnten doch Unannehmlichkeiten haben. Es wäre unverantwortlich, wenn ich Sie allein gehen ließe."

Agnes hatte nicht die mindeste Furcht und begriff auch sehr gut, daß er nur einen Vorwand suchte. Sie sagte sich, daß Bekannte, die ihnen begegneten, es auffällig finden müßten, sie in Begleitung des Schauspielers den einsamen Weg nach dem Landhause gehen zu sehen. Man hatte sie schon wegen der Aufmerksamkeiten, mit denen er sie in den Proben überhäufte, geneckt. Demnach wies sie ihn jetzt nicht ab, wenn sie auch keine ausdrückliche Erlaubnis erteilte. Als ob sich diese von selbst verstände, begann er sogleich ein Gespräch über die kleinen Erlebnisse auf der Probe, das Ungeschick einiger mitwirkender Herren und die Eifersüchtelei mehrerer verehrter Mütter, die ihre Töchter nicht genug in die erste Linie schieben könnten. Da Agnes nicht spottlustig schien, ging er aber rasch auf ein für sie interessanteres Thema über: seinen Hamlet. Ob sie überzeugt sei, daß der Prinz Ophelia liebe, fragte er. Daß er sein Auge auf die schöne Hofdame gerichtet und ihr auch seine Neigung deutlich genug zu verstehen gegeben habe, sei unzweifelhaft. Nicht so sicher lasse sich aber erkennen, ob er nur ein galantes Spiel mit ihr getrieben, oder von einer tieferen Leidenschaft für sie ergriffen gewesen sei. So sehr Polonius irre, wenn er den Grund seiner Geistesverwirrtheit in Ophelias größerer Zurückhaltung suche, so wenig sicher

ſcheine es doch, daß ſein verändertes Benehmen gegen ſie lediglich in der Erſcheinung des Geiſtes den Grund habe. Würde er ſie wirklich lieben, ſo könnte er ſich freilich ſagen, daß jetzt die ihm zuerteilte große und ſchmerzliche Aufgabe alle ſelbſtiſchen Regungen zurückdrängen müßte, aber er brauchte ſie nicht verletzend zu behandeln, wie doch geſchehe. Andererſeits wieder erkläre ſich die Bitte, ſie möchte ins Kloſter gehen, vielleicht allein richtig aus dem Gefühl der Eiferſucht, ſie keinem andern zu gönnen, da ſie ihm doch verloren ſei. Daß er durch ſeine wirren Reden ſie, wie die übrige Hofgeſellſchaft, nur in dem Glauben beſtärken wolle, er ſei wahnſinnig, könne er unmöglich annehmen.

„Und warum verlangen Sie durchaus Sicherheit über dieſen dunkeln Punkt?“ fragte Agnes, merklich angeregt.

„Weil ich danach mein Spiel einzurichten habe,“ antwortete er. „Die Worte bleiben freilich dieſelben, wie ſie der Dichter vorgeſchrieben hat. Aber wie verſchieden können ſie geſprochen werden! Und was der Darſteller von ſeinem Eigenſten dazu geben muß, wie kann das anders überzeugende Geſtalt gewinnen, als wenn er ſich über dieſe innerlichſten Beziehungen völlig klar iſt? Verſuchen Sie nur einmal dieſe wenigen Worte zu ſprechen: ‚Geh in ein Kloſter, Ophelia!‘ und Sie werden merken, was da alles hineingelegt werden kann.“

Sie ſchwieg eine kleine Weile, indem ſie vielleicht wirklich im ſtillen den Verſuch machte. Dann ſagte ſie: „Hamlet iſt eine viel zu tief angelegte Natur, als daß er mit ſeinem Herzen ein Spiel treiben könnte. Er liebt Ophelia und empfindet es als einen großen Verluſt, dieſer Liebe entſagen zu müſſen; er bringt dem Geiſt ſeines Vaters ein ſehr ſchmerzliches Opfer. Es kann ſein, daß er auch ohne dieſen Zwiſchenfall hätte Verzicht leiſten müſſen; aber dieſe Erwägung bleibt uns erſpart, da nun alle ſeine Gedanken mit dem nächſten Grunde ſeines Rückzugs beſchäftigt ſind. Er fühlt, daß Ophelia ſich leichter tröſten könne, wenn er ſie in den Glauben verſetze, nur der Gegenſtand einer verliebten Laune geweſen zu ſein, und deshalb ſagt er ihr mit anſcheinend ſo grauſamer Härte: ich liebte dich nicht! Deshalb wirft er ihr weibliche Fehler vor, die ſie gewiß nicht hatte, nur ſich ſelbſt gegen ſie zu erzürnen. Er leidet dabei ſchwer. Was Ophelia verloren hat, wird aus ihrem Wahnſinn und Selbſtmord erkennbar.“

Sie waren bis zum Thor gekommen. Ortler bot Agnes ſeinen Arm. Sie zögerte ein Weilchen und nahm ihn dann doch an. „Er liebt ſie,“ ſagte er überzeugt. „Ich wünſchte, ich könnte alle meine Rollen mit Ihnen durchgehen, Fräulein Agnes. Sie haben ein ſo feines und ſicheres Gefühl für die Abſichten des Dichters — das erkenne ich heut nicht zum erſtenmal. Hatten Sie nie die Neigung, Schauſpielerin zu werden?“

„Es iſt mir nie in den Sinn gekommen!“

„Schade, Sie würden gewiß Vorzügliches leiſten.“

„Das glauben Sie nicht, ich habe gar kein Talent.“

„Wir wollen einmal zuſammen leſen. Wollen Sie?“

„Wenn Sie ſich davon Befriedigung verſprechen . . .“

„O —! Freilich! — Bei Damen Ihres Standes pflegen auch die ſtärkſten Talente ungenützt zu verkümmern. Zur Bühne gehen — das wäre ja ein Verbrechen gegen die gute Sitte.“

„Es würde mich nichts davon abhalten,“ antwortete ſie eifrig, „wenn ich wirklich einen inneren Zwang fühlte. Ich empfinde da ganz wie Sie.‘

Er legte leiſe ſeine Hand auf die ihre. „Sie ſind eine mutige Seele,“ ſagte er.

Dann gingen ſie ſchweigend bis zur Thür im Eiſengitter vor dem Hauſe. Hier erſt zog Agnes ihre Hand aus ſeinem Arm. „Beſten Dank, Herr Ortler.“

„Beſten Dank, mein ſehr verehrtes Fräulein. Empfehlen Sie mich —“

Agnes war ſchon eingetreten. Sie ging mit ſo haſtigen Schritten, als fürchtete ſie, daß er ihr folgen könnte.

Dann kam die Aufführung des Hamlet. Ortler wurde am Schluß ein prächtiger Kranz mit langer Schleife geworfen. Es gab im Städtchen nur eine Blumenhandlung, und dort war's kein Geheimnis, daß Fräulein Agnes Waldſtätter ihn beſtellt hatte. Er unterließ nicht, Erkundigung einzuziehen. „Alſo wirklich,“ murmelte er glückſtrahlend.

Bald war's überall bekannt. Natürlich eine Erkenntlichkeit für ſeine Bemühungen um das Hochzeitsfeſt der Schweſter! Jeder

verſicherte, unter den bewußten Umſtänden durchaus nichts daran finden zu können, und jeder lächelte dabei doch ſo vielſagend. Man war ſehr kleinſtädtiſch in der kleinen Stadt.

Der Polterabend verlief ganz nach Fridas Wunſch. Sie war die dankbarſte Zuſchauerin und beklagte nur immer wieder, nicht ſelbſt mitwirken zu können. „Daß auch keine meiner Freundinnen ſo großartig und luſtig gefeiert iſt!“ äußerte ſie ſchmollend zu ihrem Bräutigam. „Wenn du eine von ihnen geheiratet hätteſt, Theodor —“

„Dann wärſt du jetzt thätig dabei,“ ergänzte er in guter Laune. „Das würde dir wohl beſſer gefallen, als ſelbſt die Braut zu ſein?“

Sie ſah ihn ſchalkhaft an. „Na . . . ?“

Bis ſpät in die Nacht hinein wurde getanzt. Auch Steiger mußte ſich im Saal herumdrehen, ſo ungewohnt ihm dieſe „Arbeit“ war. „Gut denn,“ ſagte er, „es iſt ja doch zum letztenmal im Leben.“

„Wirklich?“ ſchmollte Frida. „Deine junge Frau ſoll wohl auch nicht mehr tanzen?“

„Ich hoffe —“

„Hoffe gar nichts. Bei Steigers wird getanzt.“

„Mein gnädiges Fräulein, darf ich bitten —“ näſelte der Aſſeſſor und Reſerveleutnant.

Sie knixte. „Wenn mein Bräutigam erlaubt . . .“

„Schalk!“ rief er ihr nach.

Agnes zog ſich bald ermüdet in eine Ecke zurück. Ortler ſetzte ſich zu ihr. „Ihnen ſcheint das Tanzen wenig Spaß zu machen,“ bemerkte er.

„Ich bin nicht mehr jung genug dazu,“ antwortete ſie.

„Sind Sie jemals jung genug dazu geweſen?“ fragte er mit einem brennenden Blick.

„Sie haben recht,“ ſagte ſie.

Es wurde ein Walzer geſpielt. Sie teilte mehrere Körbe aus. „Nun komme ich an die Reihe,“ ſagte Ortler, indem er aufſtand und ſich verbeugte.

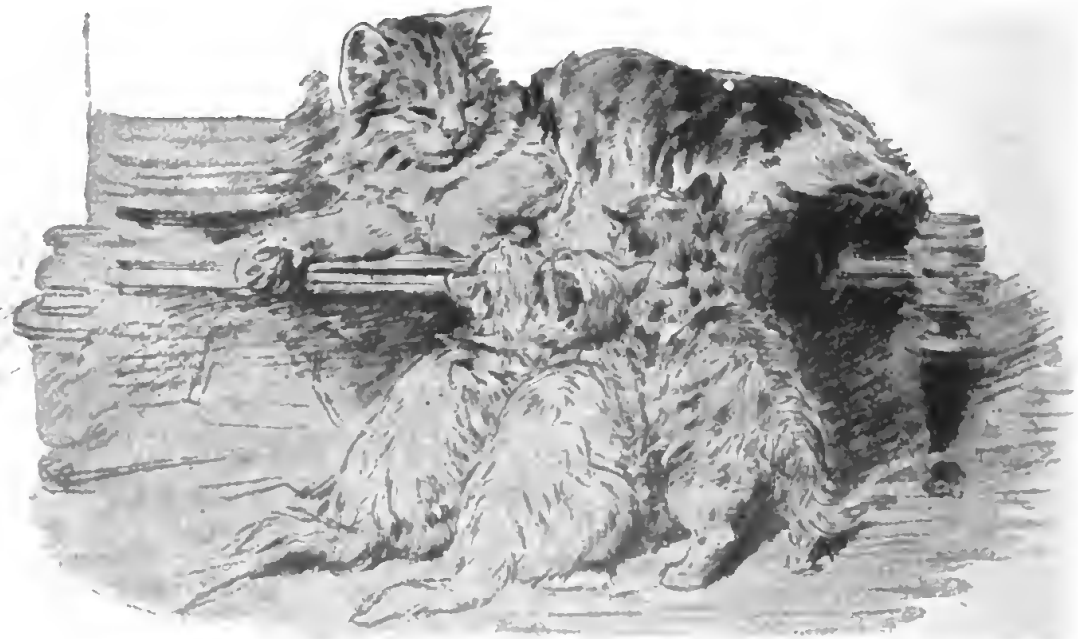
„Aber wir unterhalten uns ſo gut —“

„Den Walzer müſſen Sie mir gönnen, Fräulein Agnes — ich bitte nicht wieder.“

Sie erhob ſich langſam und legte ſich in ſeinen Arm. Er umkreiſte mit ihr mehrmals den Saal, ſie immer feſter an ſich ziehend, bis ſie ihm ſelbſt ganz erſchöpft zuflüſterte: „Es iſt genug.“

Gleich nach dieſem Tanz ging ſie in ein Nebenzimmer und kam nicht wieder zum Vorſchein. —

(Schluß folgt.)



Guter Appetit. Originalzeichnung von E. Lambert.

Die Weſtfront der Weſtminſter-Abtei.

Die Weſtminſter-Abtei.

Von

Rudolph Stratz.

(Abdruck verboten.)

Es iſt etwas Eigenes um den Londoner Nebel! Alle Welt kennt ihn, alle Welt ſchmäht ihn, und doch ſcheint er mir ein nützlicher, ja, ein geradezu notwendiger Beſtandteil der größten Stadt der Erde zu ſein.

Mag dieſer Nebel ſich im November in nachtfinſteren Schwaden über Gaſſen und Plätze legen, mag er im März all die Streets, die Lanes und Hills mit feuchtem, grauem Geriesel überziehen, oder im Auguſt ein rauchiges rötlich-durchſchimmerndes Geſpinſt um das endloſe Häuſermeer weben — immer entzieht er, wo man ſich auch befinden mag, dem Auge des Beſchauers den größten Teil der Stadt.

Niemand kann ſich rühmen, ganz London überblickt zu haben. Und das iſt geradezu ein Glück. Es müßte ein erſchütternd melancholiſcher Anblick ſein, wenn all dieſe zahlloſen niederen, glatten, ſich in unendlichen Kaſernenfronten aneinander reihenden Häuſer, dieſe krummen, ſchmutzigen, hügeligen Gaſſen, dieſe Wälder von blutroten, ſeltſam verrenkten Schornſteinen, dieſe rauchenden und qualmenden Fabrikwüſteneien frei vor aller Blicken dalägen. Eine tiefe Beklemmung müßte ſich der Bewohner bemächtigen, ein Drang, dieſer lärmenden Einöde zu entfliehen und auf den Ehrgeiz zu verzichten, eine der wimmelnden Exiſtenzen mehr in dieſem gigantiſchen Ameiſenhaufen zu ſein.

Steht man auf einem beſonders günſtigen Platze, etwa auf der Spitze des Monuments

bei London Bridge, dann bietet sich der am linken Ufer der Themse hingestreckte Teil von London, soweit man ihn übersieht, freilich weit stattlicher dar. Prunkgebäude erheben sich aus diesen bevorzugten Vierteln, hohe Türme ragen da und dort in die Nebelluft, die Fluten der Themse schimmern, und aus der Ferne glänzen die grünen Wiesenflächen der großen Parks herüber.

Drei geschichtlich merkwürdige Bauten sind hier sichtbar, von denen jeden wieder ein besonders charakteristischer Teil Londons umgiebt. Im Nordosten wölbt sich, alles überragend, die turmumkränzte Kuppel von St. Paul. Und hart an der Kathedrale liegt der Brennpunkt des Londoner Geschäftslebens, des englischen Handels, man kann sagen des Weltverkehrs, die berühmte City, eine Stadt in der Stadt mit eigner Polizei und Verwaltung, und mit der Bank von England als Centrum des tosenden Gewühls, das durch die vielverschlungenen Straßen um die Mittagsstunde flutet.

Im Osten erhebt sich finster und altersgrau ein anderes, mächtiges Gemäuer. Das ist der Tower. Halb in die Themse hineingebaut, bezeichnet er die Stelle, wo, unterhalb von London Bridge, der Seehafen beginnt und — eine kleine Welt für sich — die Docks mit dem dazwischen starrenden Mastenwald sich sechs Meilen lang die Themse hinabziehen.

Im Westen endlich glänzt, ebenfalls dicht am Flußufer, über die Brücken hinüber eine ganze Reihe imposanter, im reichsten spätgotischen Stile erbauter Paläste, die mit ihrer steinernen Ornamentik, ihren hohen Spitzbogenfenstern und zu dem grauen Himmel emporschießenden Türmen wie aus einer anderen Welt an diesen nüchternen Strand versetzt zu sein scheinen; Fremdlinge gleich jener Nadel der Kleopatra, die unsern von ihnen am Themsequai steht.

Das ist Westminster. Eine ganze Anzahl von Bauwerken führt jetzt diesen Namen, der eigentlich einem 616 von dem angelsächsischen König Sebert errichteten Benediktinerkloster zukam. Im Osten stand damals eine Cistercienserabtei St. Mary of the Graces, und im Gegensatz zu ihr wurde die erstere, dem Apostel Petrus geweihte Kirche „Westminster," das westliche Münster genannt.

Jetzt fällt dem Fremden, der den Themsequai entlang schreitet, vor allem „Westminster-Palace," das große, hart am Fluß gelegene Parlamentsgebäude auf. Die Dimensionen dieses Baues, der 60 Millionen Mark verschlang und 11 Höfe, 100 Treppen und 1100 Zimmer und Säle enthält, erdrücken zunächst alle ringsum gelegenen Bauwerke. Ist auch der ästhetische Anblick des Palastes, namentlich der geschmacklosen Riesenuhr auf dem vordersten der drei Türme, kein ganz ungetrübt schöner, so erzeugen doch diese Massen von Stein eine imposante Wirkung. Hier tagt die englische Volksvertretung.

An Westminster-Palace stößt auf der, der Themse abgewandten Seite, Westminsterhall an, ein mächtiger, 1398 von Richard II vollendeter Säulenbau von 202 Fuß Länge und nahe an hundert Fuß Höhe, der in früheren Zeiten als Raum für Haupt- und Staatsaktionen aller Art, Krönungen, Prunkgelage, Gerichtsscenen diente — sein Erbauer selbst, Richard II, wurde in eben diesem Saale des Thrones für verlustig erklärt — und jetzt eigentlich nur noch eine Vorhalle zum Parlamentsgebäude bildet.

Jenseits der angrenzenden Straße Palace Yard finden wir zunächst die kleine, alte Kirche St. Margaret, dann, wenn man, sie zur Linken lassend, von der Westminster-Brücke, einem breiten, schönen Neubau, heraufschreitet, das architektonisch unbedeutende Westminster-Hospital und westlich davon die historisch berühmte, seit mehr als 400 Jahren bestehende und von Königin Elisabeth gegründete Westminsterschule, aus der u. a. Locke, Ben Jonson, Warren Hastings, der Earl Russel hervorgegangen sind. Dem Andenken der früheren Schüler dieser Anstalt, die im Krimkrieg 1854—1856 fielen, geweiht, erhebt sich dicht dabei, von vier Löwen flankiert, die neunzehn Meter hohe, aus Granit gehauene Westminster-Säule.

Und inmitten aller dieser zuletzt genannten Westminster-Gebäude erblickt man endlich das ehrwürdige Werk, das all den Dingen ringsum Namen, Bedeutung und Weihe verleiht, die Westminster-Abtei.

Stände der Dom so wie die großen Münster Deutschlands frei für sich da, nur in weiterem Umkreis von einem Gewirr niederer Häuser umgeben, so würde er wahrscheinlich

weit impoſanter in Erſcheinung treten, als es jetzt der Fall iſt. Allzuviel kommt zuſammen, ſeinen Eindruck zu beeinträchtigen. Vor allem die dicht neben ihn hingelagerten Prunkmaſſen von Weſtminſter-Palace, deren reiche Rieſenfaſſaden ſeine Dimenſionen ebenſo übertreffen, wie ſich ihre drei Towers weit über das ſtumpfe Turmpaar des Münſters in die Luft erheben. Die breite Fläche der Themſe im Hintergrund verkleinert außerdem für den Fernerſtehenden alle Maße und nähert man ſich endlich dem Haupteingange, ſo ſchiebt ſich die kleine

Die Weſtminſter-Abtei, von Palace Yard geſehen.

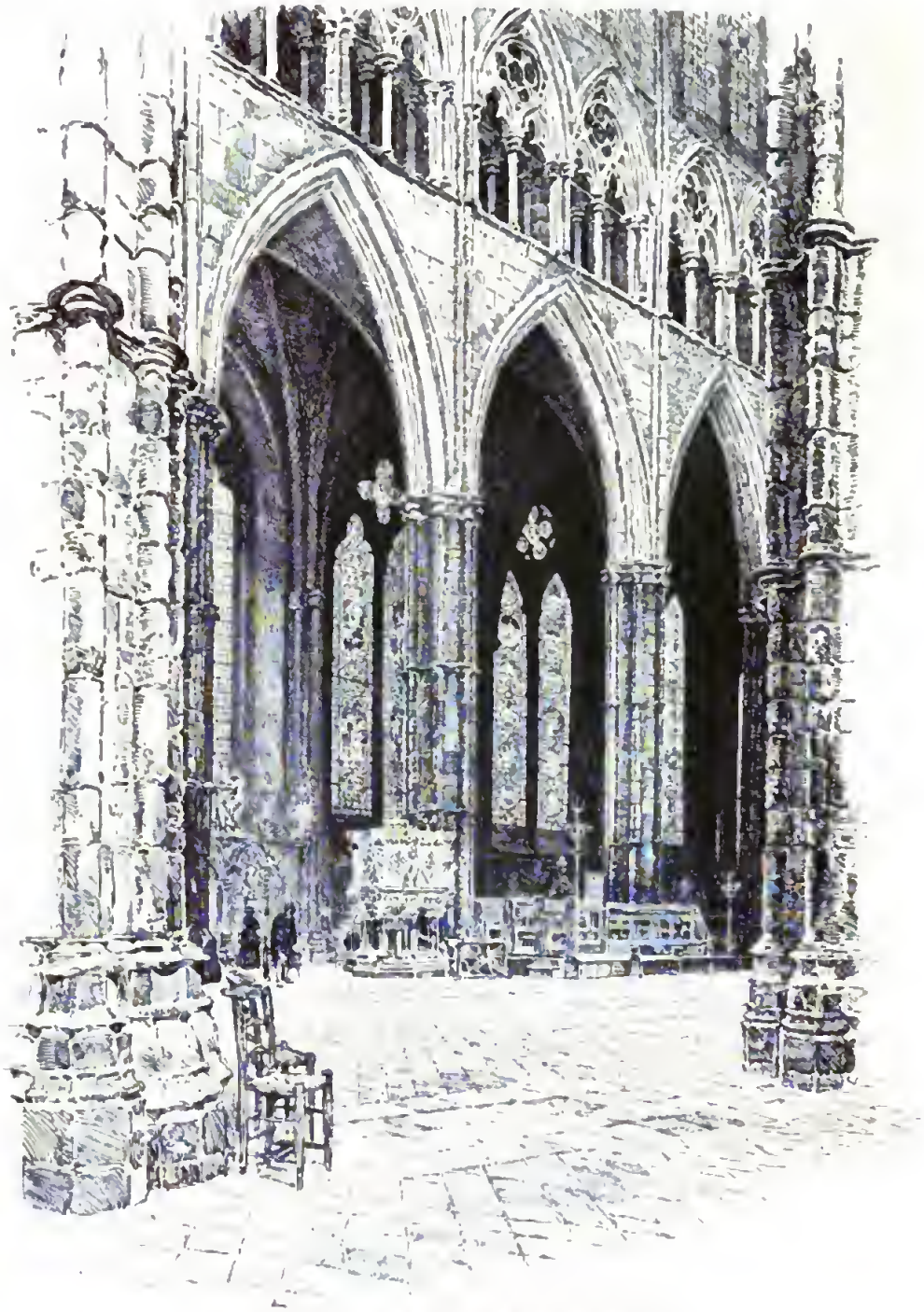
und unbedeutende Margaretenkirche wie ein Bollwerk gerade vor den ſchönſten Teil des Münſters, die von Heinrich VII erbaute Oſtkapelle, die in ihrer reichen Verzierung den ſpätgotiſchen Stil verrät, während die übrigen Gebäude, mit Ausnahme der Türme, der frühgotiſchen (early english), ziemlich ſchmuckloſen Architektonik angehören.

Auch wenn man, einen Vorgarten durchſchreitend, durch das Thor des nördlichen Tranſepts den Innenraum der Abtei betritt, bleibt zunächſt jene feierliche und weihevolle Stimmung aus, der ſich niemand, der überhaupt derlei Empfindungen zugänglich iſt, im Straßburger Münſter, dem Kölner Dom ꝛc. entziehen kann.

Mancherlei wirkt hier mit. Zunächſt iſt die Kirche, in Form eines langgeſtreckten Kreuzes gebaut und am Oſtende mit Kapellen verſehen, in ein nördliches und ein ſüdliches Querſchiff, die beide mit Gebetbänken dicht gefüllt ſind, und ein nördliches und ſüdliches Seitenſchiff eingeteilt, zwiſchen welch letzteren Chor und Hauptſchiff auf den erſten Blick beinahe verborgen ſind. In die Oſtſeite des Schiffes iſt eine Kapelle, nach Eduard dem Bekenner genannt, mitten hineingebaut und, was an freiem Platz noch übrig iſt, an den meiſten Wochentagen durch eiſerne Gitter abgeſperrt.

So ahnt man wohl, im Inneren ſtehend, die Größe des Münſters, aber ſie klar zu erfaſſen vermag man nicht. Ringsum iſt der Blick eingeſchränkt und was er, vom Weſtende des Chores, frei zu überſehen vermag, umſpannt kaum die Hälfte des Raumes.

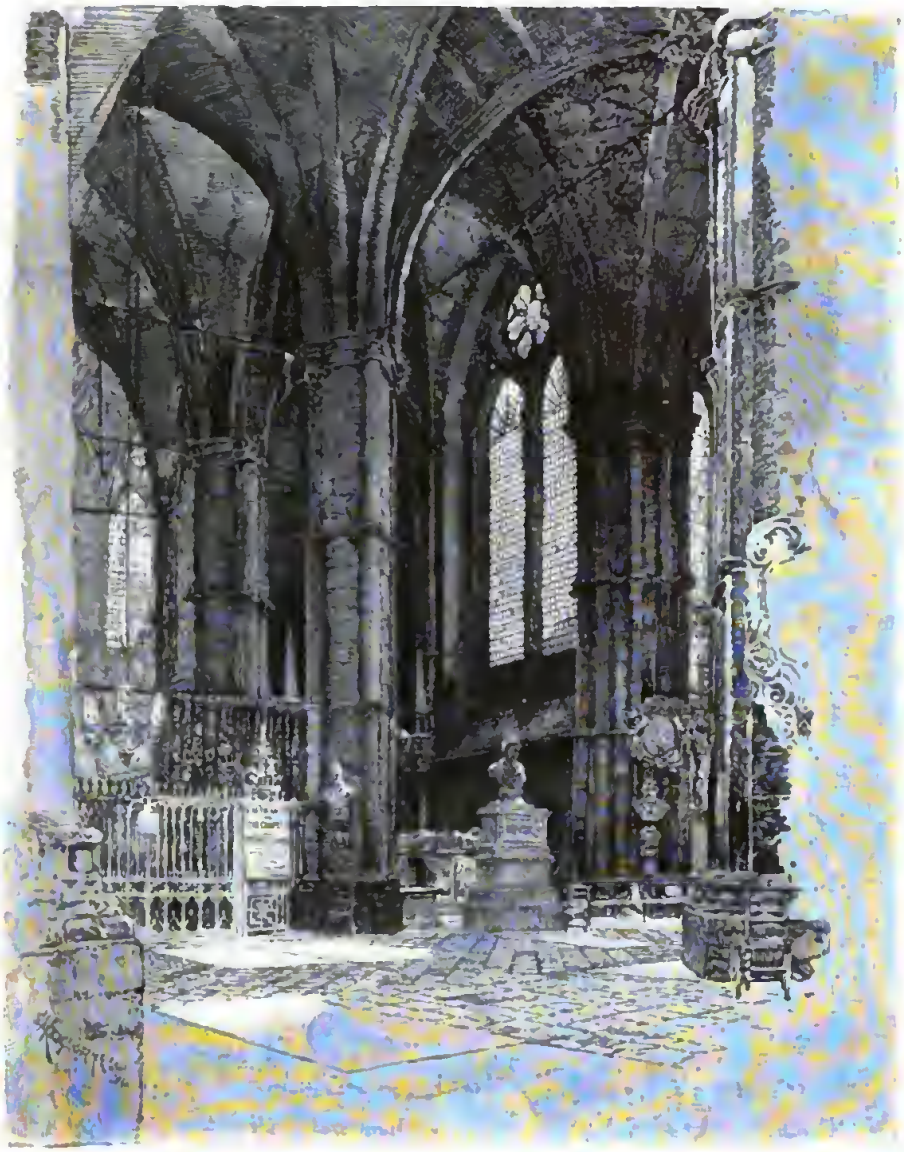
Dazu kommt die Beleuchtung. Die hohen Fenſter ſind nur zum Teil mit Glasmalerei verſehen, zum größeren Teil einfache Scheiben, durch die der graue Londoner Tagesſchein ſtumpf und nüchtern



Ein Blick in das Schiff der Westminster Abtei.

hereinleuchtet. Wo bleibt da jene geheimnisvolle, matt glühende Dämmerung, die in den Säulenhallen der deutschen Dome den Eintretenden wie mit einem Schlage in eine andere Empfindungswelt versetzt?

Und endlich noch ein Drittes und nicht das Unwesentlichste. Diese deutschen Dome sind meist katholisch! Der gekräuselte Dunst des Weihrauchs, der verhallende Orgelklang, das murmelnde Gebet der Prie-



Grabmal des Dichters John Dryden (1631—1700). Links der Eingang zu den königlichen Grabmälern.

ſter, der Glanz der Gold- und Silbergeräte, die farbigen Gewänder der Geiſtlichkeit — das alles trägt dazu bei, den hochragenden, kalten Steinmaſſen ihre Düſterkeit zu nehmen und das grau dämmernde Rieſengewölbe in eine Stätte wohliger, farbenfroher aber feierlicher Heimlichkeit zu verwandeln.

Hier aber fehlt das alles. Und doch muß jeder Brite in weihevoller Stimmung die Schwelle der Weſtminſter-Abtei überſchreiten. Für ihn iſt es mehr noch als eine Kirche, was er da betritt, für ihn iſt es das Nationalheiligtum Großbritanniens, der geweihte Begräbnisplatz aller jener Männer, denen das vereinigte Königreich Ruhm und Macht verdankt.

Ein Grab in der Weſtminſter-Abtei gilt ſchon ſeit Jahrhunderten als die höchſte Auszeichnung, die das engliſche Volk einem ſeiner Söhne zuerkennen kann, als eine Anwartſchaft auf das, was wir hier auf Erden „Unſterblichkeit“ nennen, alſo auf

die Dauer eines Namens durch einige Jahrhunderte oder allenfalls Jahrtausende.

Nun begnügte man sich aber in den meisten Fällen nicht damit, die großen Toten einfach in dem geweihten Raume beizusetzen. Man errichtete ihnen vielmehr noch, entweder auf ihrer Begräbnisstätte oder an einem anderen Orte der Kirche (manchmal, wie bei ertrunkenen Seeleuten, verschollenen Forschern ꝛc., auch ohne daß ihre Gebeine überhaupt in Westminster ruhen) Denkmäler als greifbare Sinnbilder ihrer Verdienste, Denkmäler von jeder Form und Größe, vom einfachen Relief mit Umschrift bis zur Kolossalstatue, ja bis zu ganzen Gruppen von überlebensgroßen Figuren, Denkmäler aus Marmor, Elfenbein und Bronce, aus Alabaster, Holz und Eisen, Denkmäler von jeder Art der Ausführung, von der unbeholfenen Schnitz- und Meißelarbeit des Mittelalters bis zur vollendeten Technik der Gegenwart, vom Stümperhaften und Trivialen bis zur anerkannten Meisterschaft, die den Künstler mehr noch ehrt als den Toten, dem sein Werk galt.

Durch die ganze Kirche ziehen sich an den Wänden die Statuen und Reliefs, die Gruppenbilder und Inschriften dahin und verleihen ihr so jenen ganz eigenartigen Charakter, durch den die Westminster-Abtei jedem, der sie einmal gesehen, unvergeßlich bleibt. Ästhetisch schön wirkt dies Gewirr von Menschen, Postamenten, Särgen, Votivtafeln im ersten Augenblick gewiß nicht. Sie verwirren, sie beklemmen geradezu, diese Massen von stehenden, liegenden, sitzenden Heroen, von geflügelten Siegesgöttinnen, die über ihren Häuptern den Lorbeerkranz schwingen, von all den gespenstischen Gestalten des Todes, der da als Gerippe aus dem Grabgewölbe hervorkriecht, dort seine Sense wider einen der Helden schwingt, von all den Reihen steinerner Ritter, die friedlich, das Ehegemahl zur Seite, im Harnisch mit betend gefalteten Händen der Auferstehung harren, von all den in Relief gemeißelten Bildern der Seestürme, Schlachten und Abenteuer, in denen dieser oder jener Held vom Schicksal ereilt wurde, von all diesen Inschriften in englischer, altfranzösischer, lateinischer, griechischer, hebräischer Sprache.

Von der feierlichen Ruhe eines Gotteshauses bleibt da nicht viel übrig. Man hat das Gefühl, sich in einer etwas regellos zusammengestellten Sammlung von Kunstwerken zu befinden. Selbst der Eindruck der Erhabenheit, den an sich diese Vereinigung der Begräbnisstätten so vieler hervorragender Männer erzeugen müßte, ist nicht ohne weiteres vorhanden. Diese neugierigen, schwatzenden Besucher, die sich durch die Bankreihen drängen und in Gruppen vor den Monumenten stehen, diese mit langem Talar versehenen Beamten, die als Fremdenführer dienen und alle Viertelstunden laut den Beginn einer neuen Wanderung durch die Kapellen ankünden, und vor allem diese Papptäfelchen, die da und dort an Thüren und Postamenten hängen, um den Fremden auf besondere Sehenswürdigkeiten in derselben Weise, wie es sonst wohl in Museen geschieht, aufmerksam zu machen, sie alle lassen es leicht vergessen, daß man sich an einem der Verehrung des Großen und Erhabenen geweihten Raume befindet.

Wer das englische Volk genauer kennt, merkt allerdings bald, daß die meisten Besucher sich der Bedeutung des Ortes wohl bewußt sind. Aber sie können es nicht zeigen. Der Engländer, der praktischste Geschäftsmann der Welt, ist nun einmal in allen ästhetischen Dingen unbeholfen und schwerfällig wie ein Barbar.

Und doch gibt es wirklich keinen andern Ort auf Erden — auch das Pantheon nicht — wo so viele erlauchte Geister auf so engem Raume nebeneinander nach den Kämpfen dieser Welt die Ruhe gefunden haben. Wären die Engländer nicht, wie gesagt, Barbaren, so würden sie es wenigstens vermeiden, daß die Grabplatten dieser Toten jahraus jahrein von den Füßen der Menge zertreten und mit Kot bedeckt werden. So aber läßt sich das nicht vermeiden. Die Steintafeln mit ihren eingemeißelten Inschriften liegen so dicht nebeneinander, daß kein Ausweichen möglich ist. Der Fuß, der eben noch auf dem Grabe Sheridans ruhte, tritt gleich darauf den Namen Macaulays und schon leuchten vor ihm in noch heller Goldschrift die Buchstaben „Charles Dickens“ am Boden.

Die Grabplatte des großen Romandichters hat allerdings einen gewissen Schutz, einen großen, grünen Lorbeerkranz mit angeheftetem Kärtchen, den jeder zu zertreten

Das Querſchiff mit Beaconsfields Denkmal.

vermeidet. Alſo gibt es doch auch Sentimentalität bei den Engländern, ſpenden ſie ihren großen Toten doch Blumen zur Erinnerung? Wir beugen uns nieder und leſen auf dem Kärtchen deutſche Schriftzüge und in deutſcher Sprache die Worte: „Dem unvergeßlichen Dickens ein treuer Verehrer!“ Eigentlich hätten wir es uns gleich denken können, daß es ein deutſcher Landsmann war! Wie käme ein Brite auf ſolche Phantaſtik, ſich während der Beratungen über Homerule, während des großen Kohlenſtrikes und der Segelregatta zu Cowes mit Lorbeerkränzen für tote Dichter zu befaſſen?

Das Bewußtſein, ſich zwiſchen lauter verewigten Berühmtheiten zu befinden, erleidet aber bald einen ſchweren Stoß, wenn man die Liſte der hier Beigeſetzten durchſieht. Da merkt man in kurzem, daß der Grundſatz, nur dem höchſten Verdienſte ein Grab im Weſtminſter zu gönnen, nur eine Theorie wie andere geblieben iſt.

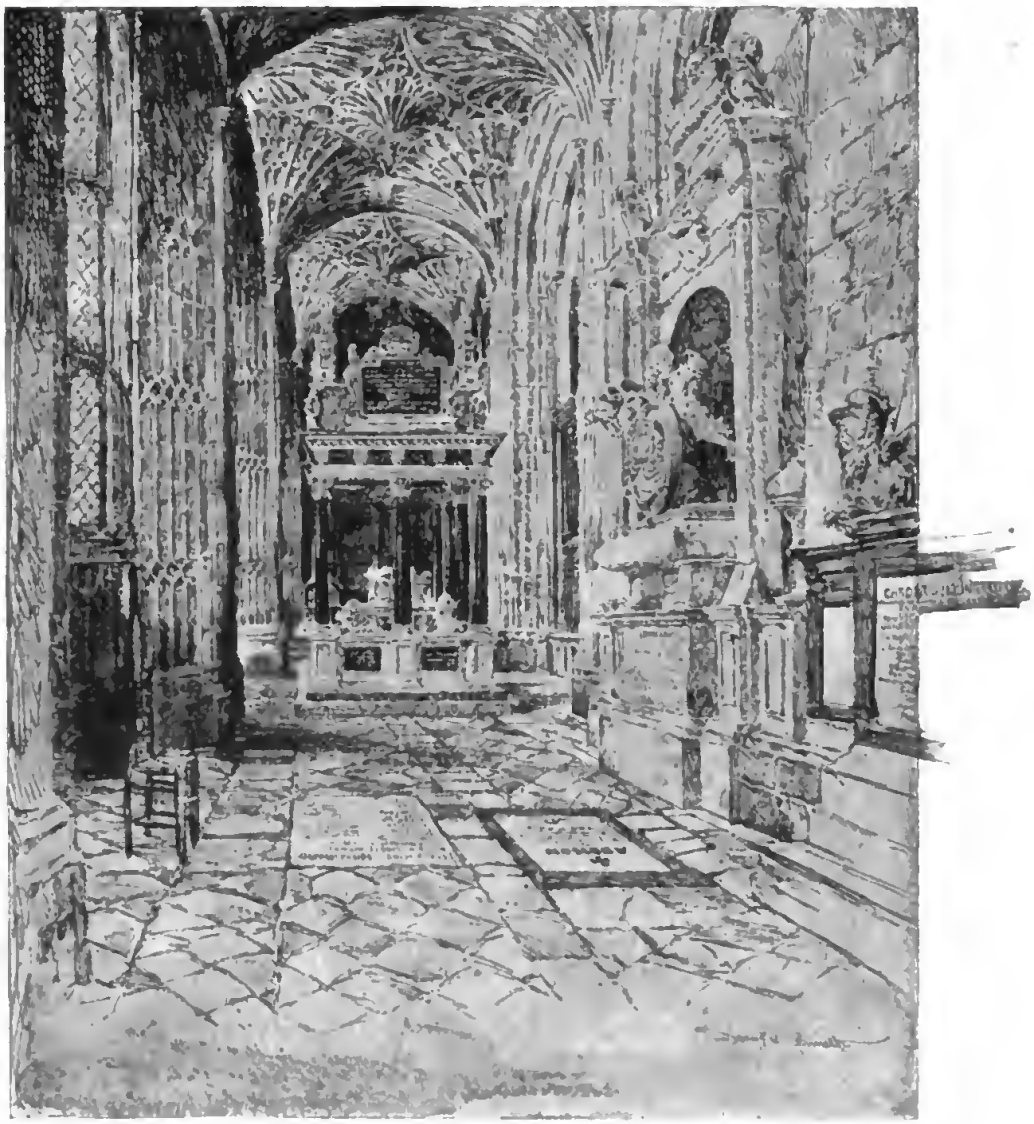
Unter den großen Familien Englands gab es offenbar im ſpäteren Mittelalter viele, deren Männer nur die Ausſicht hatten, entweder geköpft in der Kirche St. Peter ad vincula des Tower oder nicht geköpft im Weſtminſter beigeſetzt zu werden, je

nachdem das Kriegsglück für oder wider sie schlug. Die eigenartige Wendung, erst auf Tower-Hill enthauptet und dann zu Westminster begraben zu werden, scheint nur dem Bannerherrn der Königin Anna, später in das Westminster aufgenommen wurde, ebenso wie 1587 die Herzogin Anna von Somerset, deren Mann, der in der Geschichte bekannte Lordprotektor, 35 Jahre zuvor das Schaffot bestiegen hatte.

Kapelle Heinrich VII mit den Chorstühlen und Bannern der Ritter des Bath-Ordens.

Sir Bernard Brocas of Beaurepaire widerfahren zu sein, der als ein stattlicher Ritter auf einen eigenem Kapelldenkmal betend ausgestreckt liegt. Eher mochte es schon vorkommen, daß ein Großer, wie Lord Stafford, beim Tower enthauptet, seine Gattin aber, Gräfin Mary, dreizehn Jahre

Manche dieser Familien, wie die Westmoreland und manche andere noch scheinen geradezu eine Art Erbbegräbnis im Westminster gehabt zu haben. Und die meisten großen sonstigen Geschlechter waren wenigstens mittelbar in derselben Lage. Denn die Träger dieser Namen



Grabmal der Königin Eliſabeth im Seitenſchiff der Kapelle Heinrich VII.

hatten in dem altariſtokratiſchen England das Anrecht auf die höchſten Würden im Staate, und auf Grund dieſer Würden dann wieder das Anrecht auf einen Platz in der Abtei.

Wenn die Menge der Beſucher ſich jetzt trotzdem da und dort an einem dieſer Gräber ſtaut, dann darf man darauf rechnen, daß ſie nicht des hier ruhenden Toten, ſondern des Künſtlers gedenkt, der ihm ein beſonders ſchönes Monument geſchaffen. Aus der großen Anzahl dieſer Werke, die hier auch nur flüchtig zu beſchreiben der Raum nicht geſtattet, ſeien wenigſtens zwei von beſonders hervorragendem künſtleriſchem Reiz genannt. Das eine, im nördlichen Querſchiff befindlich, ſtellt eine arme, junge Bettlerin dar, die am Wegrain ſitzend, das Kind im Schoß, einer mitleidigen Seele harrt. Zur Erinnerung an die Wohlthätigkeit der 1816 geſtorbenen Biſchofswitwe Eliſabeth Warren wurde dieſe Figur von Weſtmacott ausgeführt und auf ihr Grab geſetzt.

Das andere Denkmal, im nördlichen Seitenſchiff, verkörpert einen Hauptvorkämpfer der Sklavenbefreiung, den 1833 verſtorbenen Abgeordneten William Wilberforce. Der

Bildhauer, Joseph, hat es verstanden, einen solchen Zug von gutmütiger Laune, Witz und Geist in das Gesicht des behaglich dasitzenden alten Herrn zu legen, daß man jeden Augenblick erwartet, seine Lippen müßten sich zum Sprechen öffnen und die halbgeschlossenen Augen schalkhaft blinzeln.

* * *

Hat man so zum erstenmal den Rundgang durch Westminster (oder, wie es jetzt offiziell heißt, die Kollegiatkirche von St. Peter) vollendet, dann ist, glaube ich, ein gewisses Gefühl der Ernüchterung, fast der Enttäuschung, unausbleiblich. Man hat so viele unbekannte Namen gelesen, man hat die Grabstätten zarter Kinder, die Gedenktafeln alter Beamten und Geistlicher der Abtei, hochgeborener, aber sonst unbekannter Damen, tapferer, aber nicht durch große Thaten ausgezeichneter Offiziere und Seeleute, hochgestellter, aber eben nur durch ihr Wappen getragener Herzöge und Lords, einst geschätzter und nun vergessener Poeten und Gelehrten gesehen, daß gerade diese Halle, die der Unsterblichkeit geweiht ist, mehr als ein anderer Ort an die Nichtigkeit des Irdischen gemahnt und über ihrem Portal mit Recht den berühmten Vers Homers tragen könnte:

Wie die Blätter im Herbst, so sind die Geschlechter der Menschen.

Und sucht man nun nach Einem, der wirklich noch groß und gewaltig unter uns fortlebt, sucht man nach Lord Byron, so findet man ihn nicht! Hätte er als Pair von England fleißig im Oberhause Torypolitik getrieben, anstatt Verse zu schreiben, so läge er jetzt vielleicht auch hier und nicht in der stillen Dorfkirche zu Hucknell, und sein Denkmal stände nicht draußen im Staub und Getümmel des Hydeparks, wo achtlos an ihm der berühmte Korso mit seinem Getümmel von Menschen, Pferden und Wagen vorüberflutet.

Und ebenso ist die Asche Shelleys, des hervorragenden, 1822 im Mittelmeer ertrunkenen Dichters, dessen Leichnam sein Freund Byron bekanntlich verbrennen ließ, nicht am Ufer der Themse, sondern nahe dem Tiberstrand, bei der Pyramide des Cestius in Rom beigesetzt.

Fehlen aber auch diese und vielleicht noch manche andere, die eine unduldsame Mitwelt verkannte, so bleiben doch in der Westminster-Abtei noch eine lange Reihe von Namen goldklaren und weithin tönenden Klanges übrig. William Shakespeare, Charles Dickens, Macaulay, Thackeray, David Livingstone, Robert Stephenson, Sir Isaac Newton, Charles Darwin, John Milton, William Pitt, Charles James Fox, Edmund Spenser, von dieser Zwölfzahl würde ein jeder Name allein genügen, den Ort zu einem denkwürdigen zu machen. Und in der That herrscht auch an den zerstreuten Stellen, wo da und dort einer dieser Großen begraben liegt, jene feierliche und ernste Stimmung, die in der ganzen Westminster-Abtei mit ihrem bunten Gewirr von unbekannten Statuen und Inschriften verloren geht. Besonders ist das der Fall in dem sog. Poets-Corner im südlichen Querschiff. Ein tiefes Schweigen herrscht vor jenem Monument, auf dem, in einer leider etwas gespreizten Stellung, William Shakespeare steht, dargestellt als die schlichte, blondbärtige Erscheinung mit den großen, bis in das tiefste Innere der Menschenbrust dringenden Augen, in der sich sein Bild der Erinnerung der Nachwelt eingeprägt hat. Über ihm prangen die Büsten von Robert Burns und Robert Southey, vor ihm liegt das Grab Charles Dickens', neben dem Macaulay, Johnson und Garrick ruhen. Die Standbilder dieser letzteren befinden sich in einiger Entfernung. David Garrick tritt, einen Vorhang aus einander breitend vor das Publikum, von Johnson ist nur ein Kopfbildnis vorhanden mit der vielsagenden Unterschrift: „o rare Ben Johnson!" Dicht dabei sieht man auch die Büste Thackerays von Marochetti.

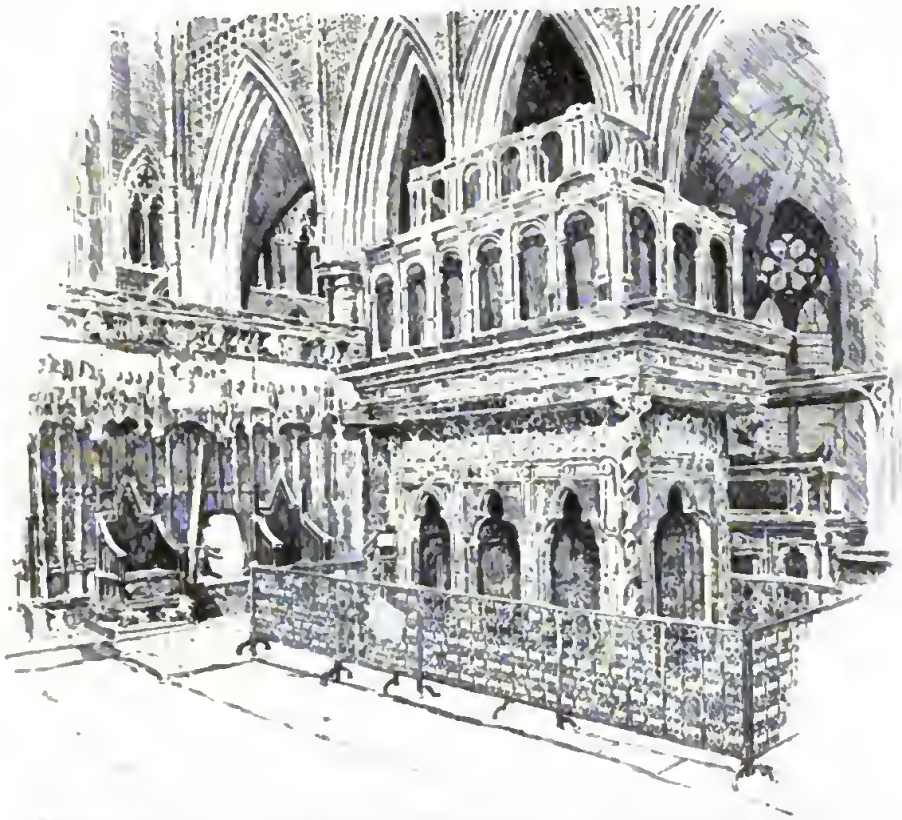
Sehr schön ist auch die große Statue James Fox's, der in den Armen der Freiheit stirbt und die des jüngeren Pitt in der Stellung eines hinreißenden Redners, dessen Worten schweigend die Geschichte lauscht. In einem etwas zopfigen Stile ist Newtons Grabmal gehalten mit Genien, einer Weltkugel und anderen allegorischen Figuren. Am besten scheinen mir die neueren Staatsmänner fortgekommen zu sein. Die gleich am Eingang befindlichen Riesenstatuen Georg Cannings, des Lords Beaconsfield (der täuschend an einen Shylock erinnert), des Lords Palmerston sind unbestrittene Kunstwerke, wie auch der 1812 im Par-

lament ermordete Schatzkanzler Spencer Perceval ein ſchönes Grabmal gefunden hat, auf dem merkwürdigerweiſe auch ſein Mörder, Bellingham, abgebildet iſt.

Oliver Goldſmith, der Verfaſſer des „Vicar of Wakefield“, iſt durch ein Medaillon von Nollekens, John Milton durch eine Büſte von Rysbrack vertreten, um deren Sockel ſich, als eine Andeutung an das „Verlorene Paradies“ eine Schlange mit dem Apfel windet.

Eine beſondere Genugthuung muß es Siemens, Kt. D. C. L., F. R. S., Civil Engineer, born 4 th. April 1823, died 19 th. November 1883. Erected as a tribute of respect by his brothers Engineers.“ Außerdem hat noch Sir John Herrſchel, der bekannte, 1871 verſtorbene Aſtronom, Aufnahme in Weſtminſter gefunden.

Von weiteren, wohlbekannten Männern, die hier ruhen, ſeien noch Warren Haſtings, der Gouverneur von Indien, Richard Cobden, der Vater der Freihandelstheorie, der Staats-



Grabmal Eduard des Bekenners. Im Hintergrunde die beiden Krönungsſeſſel.

für uns Deutſche ſein, daß unter dieſer Schar der engliſchen Unſterblichen auch zwei oder drei Männer deutſcher Abſtammung Aufnahme gefunden haben. Im Poetscorner ſteht in einer Niſche, umgeben von ſeinen Noten und Muſikinſtrumenten, Georg Friedrich Händel oder, wie ihn die engliſche Inſchrift nennt: „George Frederick Handel, Esqu. born Feb. 23, 1684. Died April 14, 1759.“ Und auf der Nordſeite des Münſters befindet ſich die ehrende Inſchrift: „to Charles William mann Earl Ruſſell, Zachary Macaulay, der Vater Lord Macaulays, der korſiſche Patriot Pascal Paoli, dann — bekannt als der einzige in Weſtminſter aufgenommene Maler — Sir Godfrey Kneller, Samuel Butler, der Schriftſteller, Geoffroy Chaucer, H. W. Longfellow genannt. Dann iſt unſer Intereſſe hier erſchöpft und wir können uns dem zweiten Hauptteile von Weſtminſter, den Kapellen, zuwenden.

* * *

Diese Kapellen ziehen sich, neun an der Zahl, um das Ostschiff der Kirche, das von dem übrigen Raume durch eiserne Gitter abgeschlossen ist. Nur am Montag und Dienstag fallen diese Schranken und ergießt sich der Strom der Besucher frei von der Bevormundung der an den übrigen Tagen unerläßlichen Führer in das Innere.

Einige dieser kleinen Gebäude, von denen acht nach Heiligen, die neunte an das Ostende der Kirche angefügte nach ihrem Erbauer Heinrich VII genannt sind, bilden den interessantesten und denkwürdigsten Teil der Westminster-Abtei. Nicht nur in architektonischer Beziehung, — die Decke der eben genannten Kapelle ist ein wahres Wunderwerk, von dessen scheinbar regellos durcheinander wogenden, auf und niederschwebenden und doch nach kunstvollstem Plane angeordneten fächerförmigen Steinfeldern man den Blick nur mit Mühe loszureißen vermag, — sondern vor allem als die Stätte, wo der größte Teil der englischen Herrscher nach einer meist wildbewegten und blutigen Regierung die Ruhe gefunden hat.

Wie mächtig erscheint da vor allem die zugleich erschütternde und versöhnende Majestät des Todes in den beiden kleinen, ziemlich schmucklosen Seitenschiffen, die sich an die Hauptkapelle Heinrich VII anschließen! In der zur linken Hand liegt auf einem steinernen Sarkophage, neben ihrer Schwester Mary, die ihr fast ein Menschenalter im Tode vorausging, die Statue Elisabeths von England. Die Herbheit der „jungfräulichen Königin" spiegelt sich auf den strengen, scharfgeschnittenen Zügen der Steinfigur wieder, die betend, die Krone auf dem Haupt, starr nach oben schaut.

Und dicht daneben, in der Kapelle rechts, liegt eine ganz ähnliche Gestalt. Auch ihre Züge trotzig, fast hart, auch auf ihrem Haupte eine Krone, auch ihre Hände zum Gebet gefaltet, ihr Blick nach oben gewandt! Flüsternd und sichtlich ergriffen stehen die dichten Massen der Beschauer umher. Man hat Mühe, sich hindurchzudrängen, um die Inschrift auf dem Sockel zu entziffern. „Mary, Queen of Scots" ist da zu lesen. Unter diesem Denkmal ruhen die Gebeine der unglücklichen Schottenkönigin, die 1587 von ihrer gekrönten Feindin auf das Blutgerüst geschickt wurde. Jetzt schlummern sie friedlich, nur durch wenige Schritte Raumes getrennt, nebeneinander, Elisabeth von England und Maria Stuart. Sie sind hinaus über den Haß, der die eine zum Morde trieb, wie über die Liebe, die der anderen zum Verderben ward, und derselbe Ausdruck kalter, ernster Ruhe liegt auf den beiden, einander seltsam ähnlichen Gesichtern.

Groß ist die Zahl der anderen gekrönten Häupter, die außerdem noch in dieser Kapelle beigesetzt sind. Die Könige Karl II, Wilhelm III, die Königinnen Anna und Mary II ruhen hier, dann die beiden Söhne Eduards IV, die ihr Onkel, der furchtbare Richard III, 1483 im „Blutigen Turm" des Tower zwischen Kissen ersticken ließ, einige andere als Kinder gestorbene Prinzen und Prinzessinnen, dann Herzöge von Albemarle, Buckingham (1628 ermordet), Richmond, Montpensier († 1807, der Bruder des „Bürgerkönigs" Louis Philippe,) eine Lady Douglas, die Mutter, Großmutter und Schwester dreier Könige von Schottland, von ihren sieben Kindern umgeben, eine Lady Walpole u. a.

Von besonderer Pracht ist selbstredend das Denkmal des Erbauers der Kapelle selbst und seiner Gemahlin, die in einem freistehenden marmornen Pfeilerbau liegen, zusammen mit König Jakob I. Ihre Statuen, aus vergoldetem Erz verfertigt, sind ein Werk des Florentiners Torregiano.

Ist die Kapelle Heinrichs VII mit ihrer überreichen und kunstvollen Ornamentik, den schönen aus Eichenholz geschnitzten Chorstühlen, deren jeder das Wappen eines Ritters des Bathordens trägt, der langen Reihen von vergilbten Bannern, die von der Decke niederhängen, entschieden der schönste Punkt der Westminster-Abtei, so muß man die Kapelle Eduard des Bekenners, die gerade davor am Ende des Chors frei inmitten der Kirche liegt, die ehrwürdigste nennen.

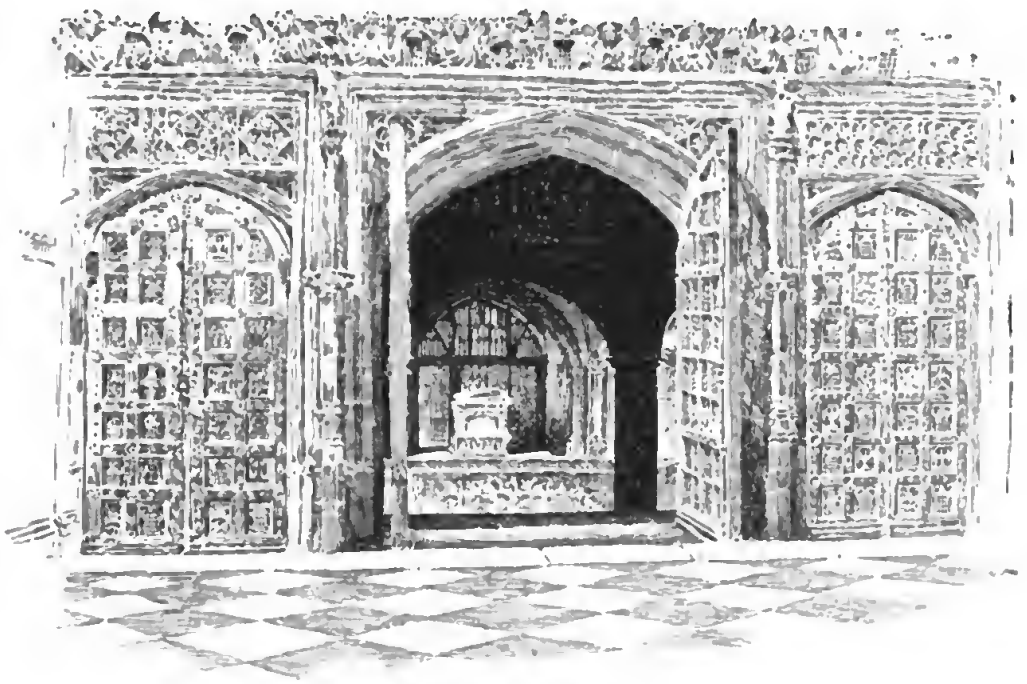
Hier stehen, in dem altersgrauen Raume, den man durch zwei niedrige, schmale Steintreppen betritt, die beiden berühmten Krönungsstühle, zwei hohe, völlig schmucklose und von der Zeit zernagte Holzgestelle, auf welchen seit 600 Jahren alle englischen Herrscher gekrönt worden sind. Zu diesem Behufe wird der Thron in den anstoßenden Chor des Münsters gebracht, mit Goldbrokat

überzogen und nach beendeter Feierlichkeit wieder auf ſeinen Platz an der Kapellenwand geſtellt.

Den einen, älteren dieſer Stühle brachte Eduard I 1297 aus dem unterworfenen Schottland mit. Zehn Jahre darauf ſtarb der König und wurde dicht neben dem Throne beſtattet, wo er jetzt noch ruht. „Eduard der Erſte, der Hammer der Schotten, liegt hier“ bekundet eine lateiniſche Inſchrift auf ſeinem Grabe.

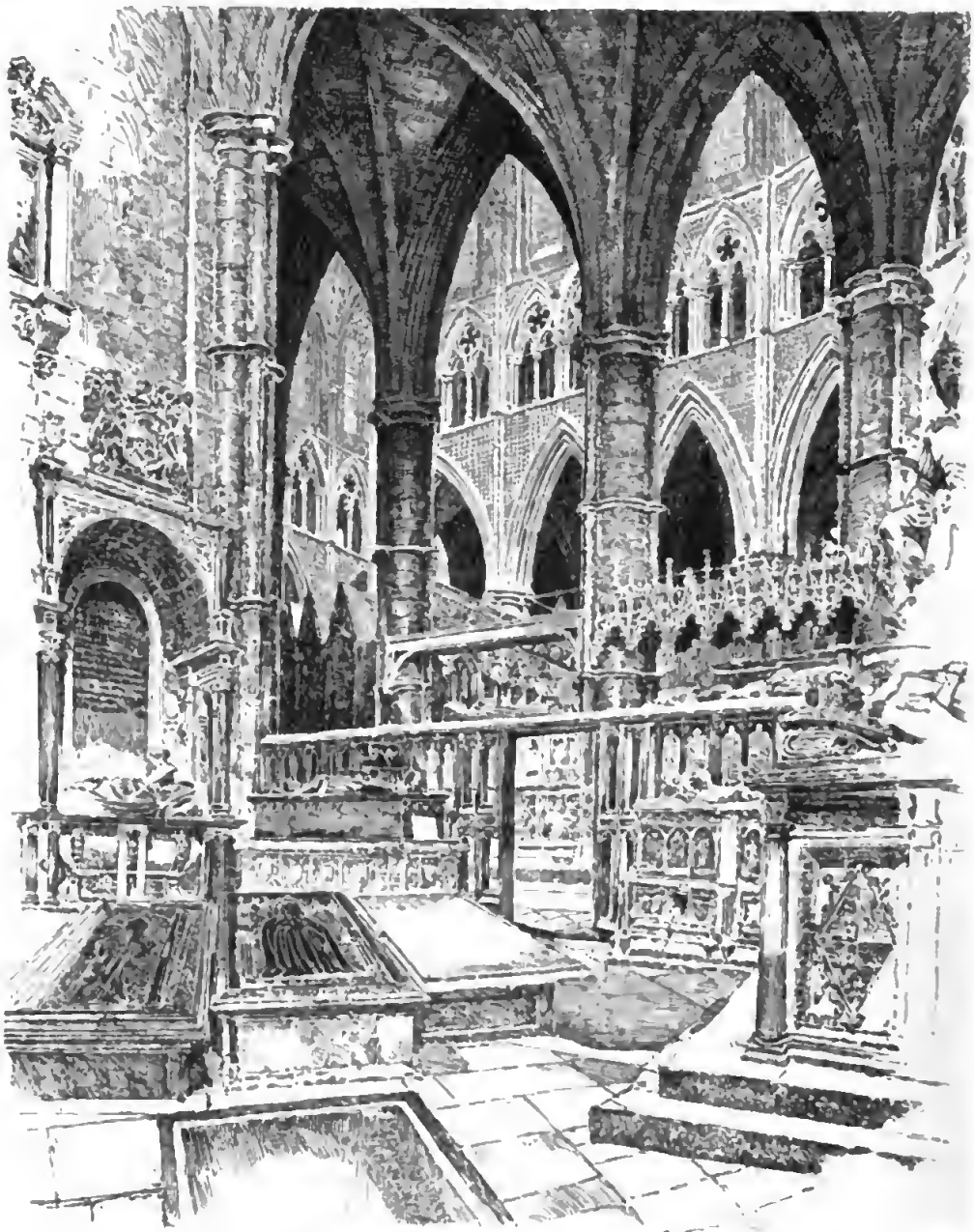
Und er war in der That ein Hammer der Schotten. Denn er raubte ihnen ihr geheimnisvolles Symbol der königlichen Macht, den heiligen Stein von Scone, auf dem das Haupt des Patriarchen Jakob geruht haben ſoll. Noch jetzt iſt das ſeltſame Heiligtum, ein mäßig großer, eckiger grauer Feldſtein von etwa $1^1/_2$ Fuß Länge und 1 Fuß Breite dicht unter dem Sitze des Thronſeſſels befeſtigt und wird mit halb lächelndem, halb ſcheuem Staunen von dem Volke betrachtet. Der zweite Stuhl iſt weniger intereſſant. Er wurde nach dem Muſter des erſteren für die Gemahlin Wilhelms III erbaut.

Der heilige Eduard der Bekenner, (geſt. 1066) ruht inmitten der Kapelle, die ihren Namen nach ihm trägt, in einem reichen, ſtark von dem Wechſel der Jahrhunderte mitgenommenen Holzſchrein, den Heinrich III 1269 für 250 Pfund Sterling erbauen ließ. Dieſer Herrſcher ſelbſt iſt neben dem Bekenner, auf der anderen Seite der zu Calais ermordete Herzog von Glouceſter beigeſetzt. Im Umkreiſe ſchließen ſich an die Sarkophage der Gemahlin Eduards I mit der altfranzöſiſchen Inſchrift: „Ici gist Alianor, jadis reyne d'Angleterre, femme a Rey Ednard Fiz.“ König Eduard III mit ſeiner Gemahlin Philippa, Heinrich V, von deſſen Bild der ſilberne Kopf ſchon vor Jahrhunderten geſtohlen wurde, und Richard II, der 1399 am St. Valentinstag in der Burg Pontfrakt als Gefangener Heinrichs IV dem Hungertod erlag.



Grabſtein Heinrich V.

Die übrigen, zu beiden Seiten ſich hinziehenden Kapellen ſind weniger bedeutend. Bei der des heiligen Benedikt befindet ſich ein altes Monument des Sachſenkönigs Sebert und ſeiner Gemahlin Athelgoda, in der des hl. Edmund, Königs der Oſtangeln, das Grabmal der Äbtiſſin von Bohun, deren Gemahl von ſeinem Neffen Richard II ermordet wurde, und einer großen Zahl Ritter und Edeldamen, zu-



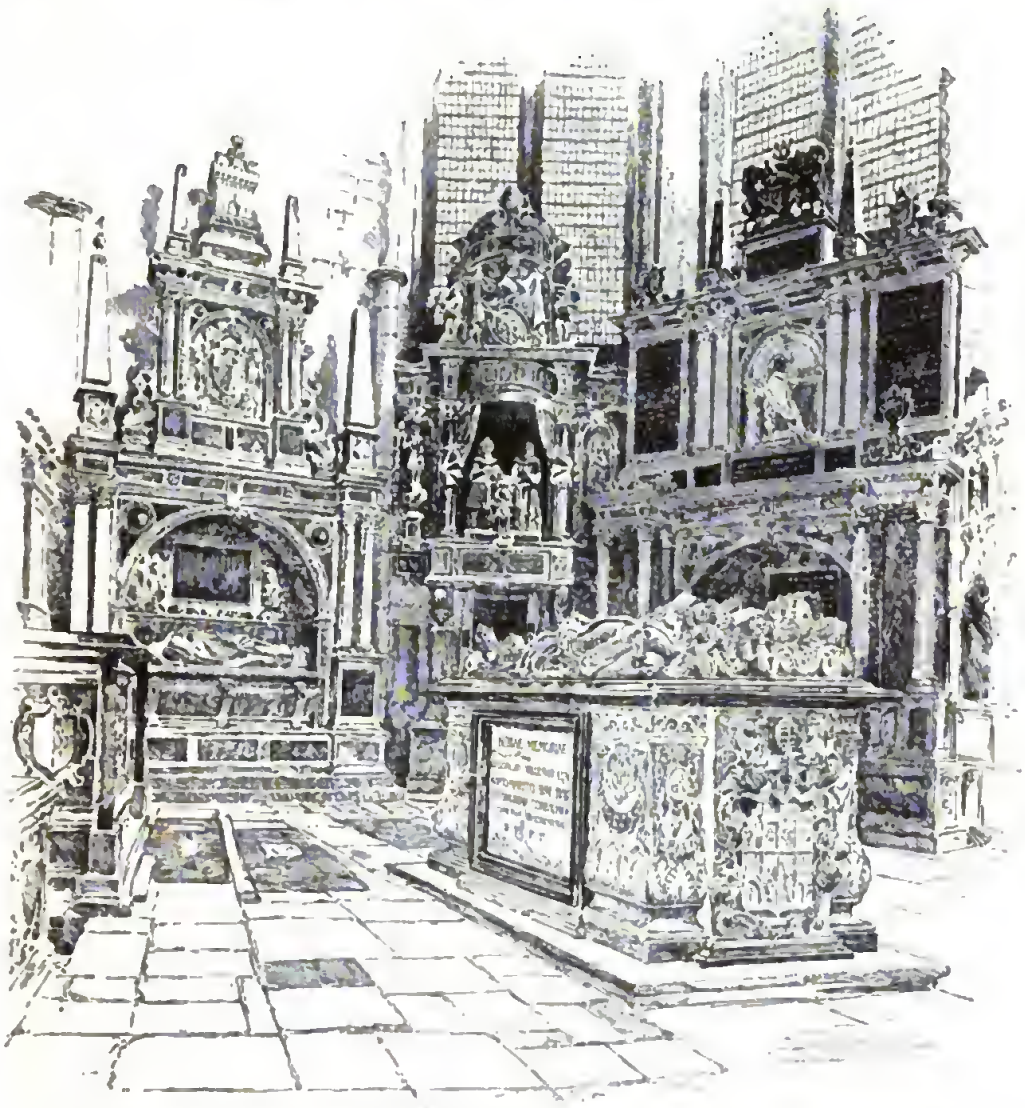
Kapelle des heil. Edmund, Königs der Ostangeln.

meist aus dem XVI. und XVII. Jahrhunderte.

Bietet weiterhin die Kapelle des hl. Nikolaus wenig Interesse, da in ihr zumeist Frauen und Kinder beigesetzt sind, so stoßen wir, in der Kapelle des hl. Paulus, versunken in dem Grauen des Mittelalters plötzlich auf einen Namen, der geradezu kennzeichnend für das XIX. Jahrhundert, kennzeichnend für die ganze Entwickelung der modernen Kultur ist. Dicht neben dem uralten Monument des gewiß sehr ehrenwerten Lewis Robsart, der 1431 als Fahnenträger Heinrichs V starb und von dem der Führer ernst versichert, daß er „zwar ein Fremder" gewesen, aber trotzdem englischer Lord geworden sei, erhebt sich das mächtige Standbild von James Watt, und

es iſt, als klänge einige Augenblicke wie aus weiter Ferne das Toſen der Eiſenbahnzüge, das Schnauben und Stampfen der Schiffskeſſel hinein in die ſchweigende Dämmerung von Weſtminſter. Hat man hier etwa noch die ſchöne Statue des Lord Cottington von Fanelli angeſehen und ſich den Kopf darüber zerbrochen, warum zu den Füßen der Gräfin Suſſex ein Stachelſchwein kauert, hat man dann in der Kapelle Johannes des Täufers ſich von dem Loſe des Kammerjunkers Thomas Carey ergreifen laſſen, der 1649 aus Verzweiflung über die Hinrichtung Karls I ſtarb, ſo mag man endlich in den vereinigten Kapellen der hl. Johannes, Andreas und Michael den Rundgang beſchließen.

Ein Nordpolfahrer und eine Schauſpielerin ſind hier friedlich vereint; Mrs. Siddons († 1831), die der Künſtler Campbell als Lady Macbeth abbildet, und Sir John Franklin, deſſen Expedition bekanntlich im Eismeer verſcholl. „O Schnee und Eis! o Kälte und Froſt!“ ſteht lakoniſch auf dem Reliefbild, das den Untergang ſeiner Schiffe darſtellt. Weiterhin liegen in dieſer Kapelle Sir James Simpſon, der Entdecker des Chloroforms, der Schauſpieler



Kapelle des heil. Nikolaus mit den Grabmälern von Lord Burleigh und der Buckingham-Familie.

Südlicher Flügel des Chores.

Kemble, in der Rolle des Cato abgebildet, ein Sir Francis Vere, deſſen Waffenſtücke auf einer ſchwarzen Steinplatte von vier Rittern getragen werden, und G. Nightingale, der auf dem Standbild umſonſt den aus der Gruft herauskletternden Tod davon abzuhalten ſucht, ſeinen Stachel wieder die ſchöne, erſt 27 Jahre alte Lady Eliſabeth Nightingale zu zücken, die bereits ohnmächtig in den Armen ihres Mannes liegt.

Mit dieſem ziemlich ſchauerlichen Werke haben wir die Reihe der Grabdenkmäler erſchöpft. Werfen wir noch einen Blick in das neben der Abtei befindliche Kapitelhaus, das nicht viel Sehenswertes bietet, und durchſchreiten wir den uralten, ſüdlich der Kirche im Viereck laufenden Kreuzgang mit ſeinen zahlreichen, meiſt kaum mehr leſerlichen Grabinſchriften, ſo iſt unſer Werk gethan und wir können wieder aus dem

ſtillen Reiche der Toten hinaus in das toſende Straßengewühl Londons treten, in jenen Strom von Fußgängern und Wagen, von hochräderigen Hanſoms und vierſpännigen, von weitem ſchon durch Hornſtöße ſich ankündenden Mailcoaches, von Negern, Policemen, Chineſen, müßigen, ſcharlachrotleuchtenden Soldaten, Bettelkindern, Straßenhändlern, eilfertig trabenden Geſchäftsleuten und anderen Erſcheinungen aller Art, die ununterbrochen über die breite Weſtminſterbrücke dahinfluten.

Eine Frage gibt es dann, die ſich wie von ſelbſt faſt einem jeden, ſobald er die erſten Eindrücke Weſtminſters verwunden hat, aufdrängt: Warum haben wir in Deutſchland nicht einen ähnlichen Ort, um unſere großen Toten gemeinſam zu ehren und warum könnten wir nicht einen ſolchen ſchaffen?

Nur uns Deutſche mit unſerer Abneigung gegen jede Centraliſierung würde ein ſolches offizielles Maſſengrab der Berühmtheit nicht erfreuen können! Wir denken uns lieber Theodor Körner unter der Eiche von Woebbelin und Hellmuth von Moltke in der einſamen Gruft von Kreiſau, den Freiherrn von Stein lieber am Strande der Lahn, wo durch acht Jahrhunderte ſein reichsritterliches Geſchlecht geblüht, und Viktor von Scheffels Denkmal auf der Schloßterraſſe zu Alt-Heidelberg, kurz, einen jeden unſerer Großen lieber in der Erde, aus der er entſproß, in der Umgebung, die er ſich ſchuf oder die ſeinem Ende entſprach, als in einem halbdunklen, mit Bildwerken vollgepfropften, von ſchwatzenden Menſchenmengen und eintönig ſchnarrenden Führern erfüllten Gewölbe. Der Gedanke mag ſpannend ſein, daß etwa die Gebeine Heinrichs des Löwen neben Richard Wagner, die Luthers neben Friedrich dem Großen ruhen ſollten, aber eine tiefe und geſammelte Stimmung würde ein ſolcher Kontraſt niemals erzeugen.

Die Letzten ihres Volkes.

Von

Friedrich Meiſter.

Medaillonporträts von **Olin L. Warner.** (Abdruck verboten.)

Unſere Zeit bildet das letzte Kapitel der Urgeſchichte Nordamerikas.

Die Typen dieſer Urgeſchichte ſind bis auf einige wenige Exemplare ausgeſtorben, und dieſe letzteren ſind nur in vereinzelten Fällen noch typiſch zu nennen.

Noch vor zwanzig Jahren waren die Biſonherden in Nordamerika ſo zahlreich, daß ſie zuweilen den Zügen der Pacific-Bahn hindernd in den Weg gerieten; ſeither hat die Habſucht der Weißen ſo gründlich mit dieſem wertvollen Wild aufgeräumt, daß heute nur noch in zoologiſchen Gärten und ähnlichen Inſtituten einige Biſonten als Seltenheiten gezeigt werden.

Einem gleichen Schickſal iſt der rothäutige Indianer anheimgegeben.

Die Geſchichte des Verfalles und Dahinſchwindens dieſer mit ſo hohen Vorzügen ausgeſtatteten Menſchenraſſe iſt eine gar traurige, und vergeblich wirft man die Frage auf, ob es denn wirklich eine Naturnotwendigkeit ſei, daß das Vordringen der Kultur in den bisherigen Heimatländern der Wilden überall auch die phyſiſche und moraliſche Vernichtung der Ureinwohner zur Folge habe.

Es iſt eine Thatſache, daß der nordamerikaniſche Indianer durch die Civiliſation nicht nur nichts gewonnen, ſondern im Gegenteil alles verloren hat. Urſprünglich einfach und rein von Sitten, edel, tapfer, wahrheitsliebend und treu, erbte er von den Weißen den Trunk und alle anderen Laſter; mit Liſt, Betrug und offener Gewalt brachte ihn der Weißen Habſucht um ſeine Jagdgründe, und ſo iſt eine weitere Exiſtenz ihm ebenſo, wie ſeinem ehemaligen Gefährten in der Wildnis, dem Biſon, unmöglich geworden.

Aus dieſem Grunde haben die Medaillonporträts, die wir dem Leſer heute bieten, einen großen ethnologiſchen Wert. Sie ſind die von dem amerikaniſchen Künſtler Olin L. Warner nach dem Leben modellierten Bildniſſe der beiden hervorragendſten und heute noch lebenden Indianerhäuptlinge.

Das erſte der Bildniſſe ſtellt den Häuptling der Nez-Percés, Joſeph, dar. Sein indianiſcher Name iſt Hin-ma-tu-ja-lat-kekt, zu deutſch „Donner in den Bergen.“

Joseph, Häuptling der Nez Percé-Indianer.

Schon Josephs Vater und Großvater waren Häuptlinge der Nez-Percés. Im Jahre 1855 schloß die Regierung der Vereinigten Staaten mit Vater Joseph und einer Anzahl anderer Häuptlinge einen Vertrag, wonach die Indianer sich verpflichteten, nur innerhalb gewisser Grenzen (Reservationen) zu wohnen und zu jagen, alle anderen Landansprüche aber aufzugeben. Der alte Joseph fügte sich nur widerstrebend und unter der ausdrücklichen Bedingung, daß seinem Stamme die Wallowa- und Imnahathäler als Wohnsitze bleiben sollten.

Sehr bald aber begehrte der weiße Mann auch diese fruchtbaren Thäler, und so wurde 1867 ein anderer Vertrag mit den Häuptlingen geschlossen, der den Nez-Percés die Wohnsitze wieder absprach, obgleich Joseph nicht darein gewilligt hatte. Die Majorität der anderen hatte ihn überstimmt, und die Regierungsvertreter behaupteten, er habe sich dieser Majorität zu fügen. Das aber entsprach keineswegs den indianischen Gebräuchen. Bei allen kriegerischen Nomadenvölkern sind die Beschlüsse der Majorität niemals bindend für die Minorität gewesen, und es ist sehr interessant, im Cäsar und Tacitus nachzulesen, daß in dieser, wie auch in anderen Hinsichten, die Stämme unserer Vorfahren, der alten Germanen, mit denen der Ureinwohner Nordamerikas merkwürdig übereinstimmten.

Die Weißen siedelten sich in den genannten Thälern an, aber auch Vater Joseph blieb hartnäckig daselbst sitzen, so daß er schließlich dort auch begraben worden ist. Ihm folgte im Regimente sein Sohn Joseph, der Donner in den Bergen. Der hegte ganz dieselben Ansichten wie der Alte.

Folgendes sind seine eigenen Worte in Bezug auf den Vertrag von 1867:

„Ein Mann kommt zu mir und sagt: Joseph, deine Pferde gefallen mir, ich will sie kaufen. Ich aber sage: Ich will sie nicht verkaufen. Darauf geht er zu meinem Nachbar und spricht: Joseph hat gute Pferde, aber er will sie nicht verkaufen. Mein Nachbar sagt: Gib mir den Kaufpreis, und die Pferde sind dein. Er thut dies und kommt dann zu mir und sagt: Joseph, ich habe deine Pferde gekauft."

Moses, Häuptling der Okinokan-Indianer.

Im Jahre 1873 wurden die Nez-Percés infolge von Bedrückungen unruhig und aufsässig. Die Regierung hielt es für geraten, ihrem Häuptling im Juni desselben Jahres das Wallowathal noch einmal ausdrücklich zuzusprechen. Allein zwei Jahre darauf wurde auch diese Zusage wieder zurückgezogen. In seinem Rechtsbewußtsein aufs tiefste verletzt, widersetzte Joseph sich jedoch jedem Zuzug weißer Ansiedler. Die Regierung sandte den General Howard mit Truppen ab, das Wallowathal zu besetzen und Joseph in die Reservation zu treiben. Jetzt begann ein Feldzug, der selbstverständlich mit der Niederlage der Indianer endete, der aber dazu gedient hat, der Mitwelt in dem Häuptling Joseph einen Zeitgenossen zu zeigen, von dem ein amerikanischer Historiker mit Recht sagt: „Er ist ein großer Indianer, ein großer Soldat und mehr als das, ein großer Mann."

Josephs berühmter Rückzug aus der Camasprärie, Idaho, nach den Bear Paw Mountains, Montana, durch den Yellowstone Nationalpark, gehört der Geschichte an. Zweimal hatte er dabei die Felsengebirge zu überschreiten, über eine Strecke von zweitausend englischen Meilen seine Verwundeten, die Greise, die Gebrechlichen und die Kinder seines Stammes mit sich zu führen, vom Juni bis zum Oktober 1877 zahlreiche Gefechte und Schlachten gegen die stets durch

frische Truppen verstärkten Verfolger zu liefern, darunter viele sieg- und erfolgreich. Seit jener Zeit ist er den hervorragenden Feldherren aller Länder beizuzählen. Von allen indianischen Kriegshäuptlingen ist er der einzige gewesen, der, soweit es irgend in seiner Macht lag, die gefangenen Feinde schonte, den geraubten Frauen die Freiheit wiedergab und sich überhaupt so menschlich und edeldenkend zeigte, wie dies christlichen Heerführern nicht immer nachgerühmt werden kann.

Am 4. Oktober 1877 lieferte er sich den übermächtigen Feinden aus. Seinem Parlamentär, einem alten Krieger, „Captain John" genannt, übertrug er die folgende Botschaft an den Kommandeur der amerikanischen Truppen:

„Sage dem General Howard, ich kenne sein Herz. Ich bin des Kämpfens müde. Unsere Häuptlinge sind gefallen. Alle alten Krieger sind tot. Die jungen Männer sitzen jetzt im Rate. Er, der die jungen Männer führte (Josephs Bruder Ollikut), ist tot. Es ist kalt, und wir haben keine Decken. Die kleinen Kinder frieren zu Tode. Viele meines Stammes sind in die Berge geflohen, sie haben keine Decken, keine Nahrung. Niemand weiß, wo sie sind, ob sie noch leben. Ich muß Zeit haben, meine Kinder zu suchen, zu sehen, wieviel von ihnen noch übrig sind. Vielleicht finde ich sie unter den Toten. Hört mich, meine Häuptlinge: mein Herz ist krank und traurig. Von der Zeit an, die jetzt die Sonne anzeigt, will ich hinfort nie mehr kämpfen."

Gegen Sonnenuntergang ritt er aus seinem Lager in die Gefangenschaft. Seine Hände ruhten über einander gelegt auf dem Sattelknopf; quer über den Knieen lag die lange Büchse. Er hielt das Haupt tief auf die Brust gesenkt. Mit ihm schritten fünf seiner Krieger; sie hielten die Gesichter zu ihm empor gewendet und murmelten ihm leise Reden zu. Er schien ihren Worten zu lauschen, schaute aber weder nach rechts noch links.

Langsam näherte sich die kleine Schar der Stelle, wo auf einem kleinen Hügel General Howard mit seinem Adjutanten und der General Miles ihrer warteten.

Die letzte Strecke legte Joseph hoch aufgerichtet zurück. Mit ritterlichem Anstand schwang er sich vom Pferde und bot dann dem General Howard seine Büchse dar. Dieser wies ihn an General Miles, und der empfing die Waffe als Zeichen der Unterwerfung.

Voll Hochachtung reichten die Offiziere ihm nunmehr die Hand; dann schritt er schweigend in das ihm angewiesene Zelt.

Joseph wohnt gegenwärtig auf der Chelan Reservation im Staate Washington und ist noch immer bemüht, die Regierung zur Erfüllung des Vertrages von 1873 zu bewegen. Sein ehemals Tausende von Kriegern zählender Stamm ist auf eine Handvoll zusammengeschmolzen, trotzdem genießt er noch heute, in seinem fünfundfünfzigsten Jahre, im ganzen Nordwesten der Vereinigten Staaten unter allen Indianern das größte Ansehen und die unbestrittenste Autorität.

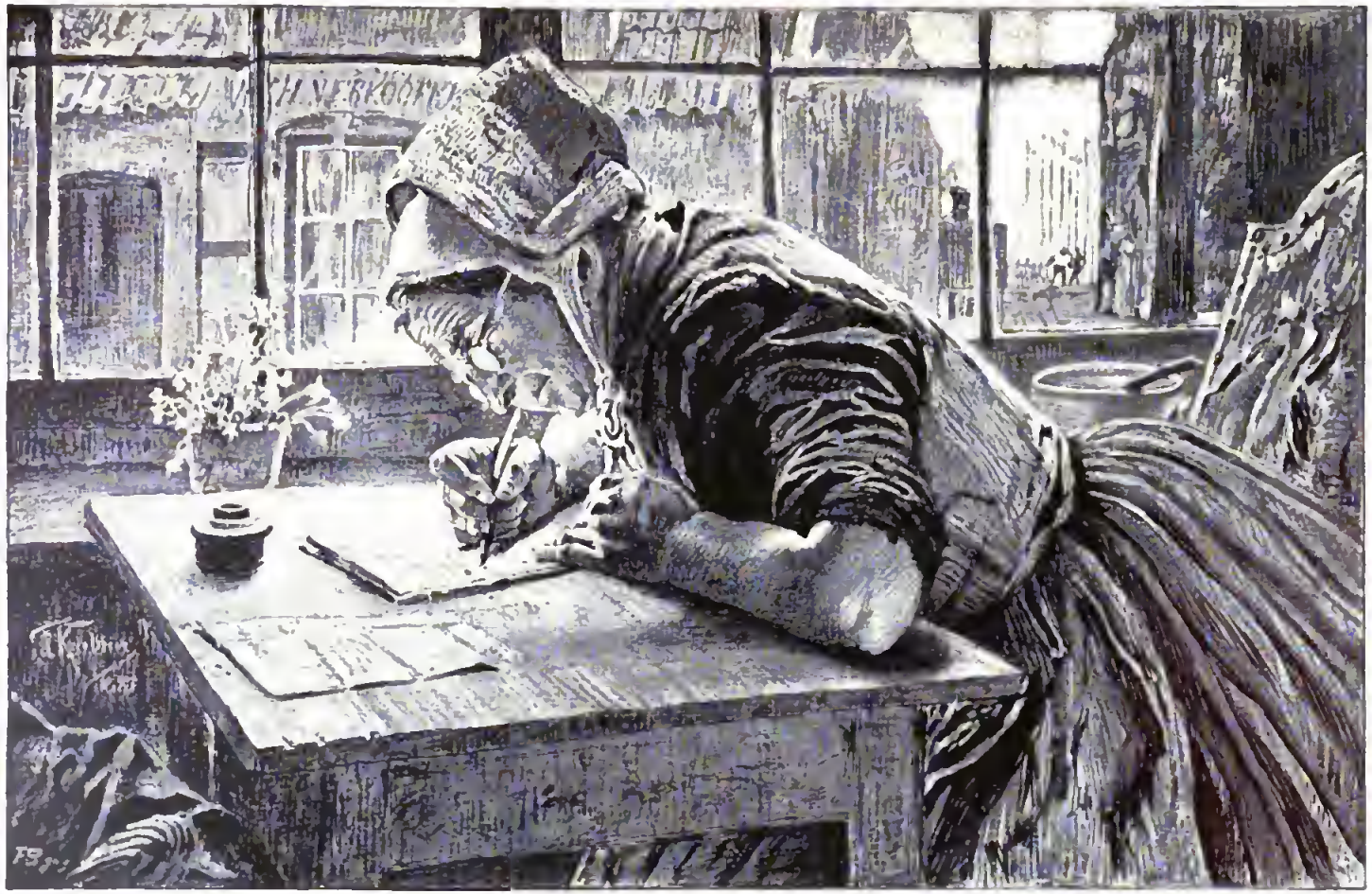
Das zweite Medaillon gibt das Bildnis des Häuptlings der Ilnamehin- oder Okinokanindianer. Sein Name ist Moses oder Sulktasch-koscha, zu deutsch „Halbe Sonne."

Die Okinokanindianer sind ein Zweig der großen Nation der Nez-Percés; auch sie wohnen auf der Chelan Reservation, welche Moses während des Ministeriums Schurz durch eine geschickte Diplomatie für seinen Stamm zu erlangen wußte. Obgleich auch er in seinen jungen Tagen auf dem Kriegspfade gegen die Sioux hervorragende Heldenthaten leistete, so hat er sich doch niemals bewegen lassen, die Waffen gegen die Weißen zu erheben, nicht weil er diese besonders liebte, sondern weil er schon zeitig einsah, daß jeder derartige Versuch mit der Niederlage der Seinen enden mußte.

Er hat es verstanden, seine Häuptlingschaft, die er lediglich seiner großen Klugheit verdankt, zu einer ergiebigen Einnahmequelle zu gestalten, indem er die Chelan Reservation an Viehzüchter als Weideland verpachtet und den Ertrag in seine Tasche steckt.

An diplomatischen Fähigkeiten reicht ihm keiner der überlebenden Häuptlinge das Wasser, selbst Joseph nicht, der jedoch in Bezug auf Charakterwert und geistige Größe weit über ihm steht. In allen Verhandlungen mit den Weißen hat Moses stets seine Sache durchgeführt und das letzte Wort gehabt, und diese Erfolge verdankt er nicht zum wenigsten seiner humoristischen Ader und seinem Schauspielertalent.

Er versteht sich auf das Witzemachen, und jeder, der Gelegenheit hat, Moses in heiterer Gesellschaft zu beobachten, muß gar bald das althergebrachte Vorurteil, daß der nordamerikanische Indianer das Lachen nicht kenne, ein für allemal aufgeben.



Schreibende Bäuerin. Nach einem Aquarell von F. Skarbina.

Ludwig Kossuth.

(Abdruck verboten.)

Ein Jahrtausend ist's nahezu, daß Árpád, der Großfürst der Magyaren, mit seinen Reiterschwärmen herangebraust kam, um das Land zwischen Donau und Karpathen in Besitz zu nehmen. Auf dem Gipfel eines idyllischen Hügels, den er Szerencs nannte, stieß der turanische Nomadenfürst seinen Speer ein. Am Fuße jenes Hügels, zu Monok im Zempliner Komitat, ist am 19. September 1802 der Mann geboren, welcher am 20. März 1894 in Turin aus dem Leben gegangen: Ludwig Kossuth. Sein Vater war der gräflich Andrassysche Sachwalter Ladislaus Kossuth von Udvard, seine Mutter Charlotte Wöber von Tyrling. Ludwig studierte die Rechte. Schon frühzeitig zeigte er eine besondere Gabe, auf seine Umgebung zu wirken. Einer seiner Professoren äußerte sich: „Aus dem dominus Kossuth wird, wenn er sich nicht bessert, noch ein großer Landstürzer werden." Er sollte sich nicht bessern, die Geschichte weiß es. Dreißigjährig saß er im 1832er Reichstag, jener Pflanzschule der Achtundvierziger. Alsbald begann er jenen Kampf um die Öffentlichkeit, welcher ihm 1837 seine erste Haft eintrug. Er hatte nun Zeit, zwischen vier Mauern Shakespeare und Walkers Wörterbuch zu studieren, um sich das Englische anzueignen, das ihm später eine Waffe werden sollte. Die 1840er Amnestie befreite ihn. Er erschien natürlich vielen als politischer Märtyrer. Ein neues Leben begann, er heiratete Theresia Meßlényi.

Ludwig Kossuth †.

Das Jahr darauf trat er als Redakteur des „Pesti Hirlap" in die zweite Etappe seiner politischen Laufbahn. Das Blatt bedeutete mit Kossuth den Umsturz. Széchenyi bekämpfte es im Namen des gemäßigten Fortschrittes, wirksamer noch ging ihm Graf Aurel Dessewffy mit seinem Parteiblatte „Vilag" zu Leibe. Von höherer Stelle erfolgte ein Wink, Kossuth trat aus „finanziellen" Gründen von seiner Redaktionsstelle zurück. Herabgestimmt, wollte er sich auf seinem Gute Tinnye dem Landbau widmen. Allein zwischen Kohlköpfen und Zwetschenbäumen war nicht seines Bleibens, und bald begann er einen volkswirtschaftlichen Feldzug. Unter seiner Leitung sollte sich der 1844 zur Hebung der ungarischen Industrie gegründete „Schutzverein" zu einem förmlichen ökonomischen Parlamente auswachsen. Wirtschaftliche Pläne schossen wild auf und verdarben wieder. Da kam 1847 die erste Entwickelung: Pest wählte Kossuth mit 2950 gegen 13 Stimmen in den Reichstag. Kossuth stand auf der Bühne, für die er geboren war. Seine ersten Erfolge winkten, trotz des erbitterten Kampfes, den Széchenyi dem gefährlichen Gegner lieferte. Kossuths zügellose Beredsamkeit entfesselte heftige Stürme. Am 3. März 1848, unter dem Echo der Pariser Februarrevolution forderte Kossuth ein verantwortliches ungarisches Ministerium; elf Tage später wurde sein Adreßentwurf angenommen. Die Tags vorher in Wien ausgebrochene Revolution verhinderte die Auflösung des Reichstages, welche Metternich bereits beschlossen hatte. Am 15. März brach auch in Pest die Bewegung los, und ging die Preßburger Reichstagsabordnung von 80 Mitgliedern mit dem Palatin nach Wien, wo das Ministerium gewährt wurde. Kossuth übernahm die Finanzen; er war der Mann des Tages. Der letzte ständische

Reichstag wurde am 11. April unter großem Prunke durch den König in Person geschlossen.

Aber drohende Zeiten kündigten sich an. Die Kroaten, Serben, Rumänen rührten sich gegen das magyarische Übergewicht. Kossuth rief den Großserben zu: „Dann keine Beratung mehr, sondern das Schwert!" Am 5. Juli wurde der erste repräsentative Reichstag ohne Adreßdebatte eröffnet. Die Lage des Landes war kritisch, der Boden durch die „geheimen Strömungen" unterwaschen. Am 11. Juli hielt Kossuth seine bekannte aufwühlende Rede: „Das Vaterland ist in Gefahr!" Er verlangte sofort 40 000 Mann und zehn Millionen. „Megadjuk" (wir geben sie), antwortete der Reichstag. Mit fieberhaftender Thätigkeit arbeitete Kossuth an der Ausführung, und dies Fieber ging aus seinen Adern in den Leib Ungarns über. In Pest wartete man vergebens auf die diplomatischen Erfolge Batthyánys und Deáks in Wien. Man entsandte eine hundertköpfige Abordnung an den König, welche um die Beruhigung der Nationalitäten bat und den Monarchen nach Ofen einlud. Es erfolgte kein positiver Bescheid. Batthyány dankte nach dem Einbruche des Banus in Ungarn ab, Kossuth folgte. Seine journalistische Agitation ging nun ins Maßlose. Im Reichstag drang er stürmisch auf kriegerisches Vorgehen gegen Jelacsics, auf Organisation einer Nationalgarde zum Schutze der Hauptstadt und andere militärische Maßnahmen. Während Batthyány im Auftrage des Palatins ein neues Ministerium aus gemäßigten Männern bildete, rief Kossuth auf seiner Rundreise bis zur Theiß ein Volksheer auf. Bei seiner Rückkehr fand er das Kabinett Batthyány nicht bestätigt und den Grafen Lamberg als Kommandanten von Ungarn. Lamberg wurde am 28. September auf der Pester Kettenbrücke vom Pöbel ermordet, der Reichstag aufgelöst. Der Paladin dankte ab, Batthyány trat zurück, alles war in Auflösung.

Die Ereignisse überstürzten sich. Als Vorsitzender des auf seinen Antrag eingesetzten Landesvertheidigungsausschusses organisiert Kossuth den Krieg. Jelacsics weiß nicht den Sieg an die kaiserlichen Fahnen zu bannen. Nach dem Wiener Aufstand vom 6. Oktober wird Fürst Windischgrätz zum Generalissimus ernannt, der Hof reist nach Innsbruck ab. Kossuth wirbt auf einer neuen Rundreise dem Umsturz neue Streiter. Kaiser Ferdinand, als König von Ungarn Ferdinand V, dankt ab, Erzherzog Franz Josef besteigt den Thron. Umsonst versuchte die Friedenspartei im Reichsrate eine Annäherung an den jungen Herrscher zustande zu bringen. Kossuth und die ihm verhängnisvoll Folgenden erkannten den ohne Mitwirkung des Reichstages erfolgten Thronwechsel nicht an, und Windischgrätz blieb bei seinem bekannten Worte: „Ich unterhandle nicht mit Rebellen." Der Krieg wurde mit beiderseitig wechselndem Glück geführt. Da wird auf Kossuths Antrag der Sitz der Regierung und des Reichstags nach Debreczin verlegt. Jede Hoffnung auf Versöhnung war jetzt dahin. Im Rausche der Siegesnachrichten von Szolnok, Tápió-Birske, Isaszeg wagte Kossuth das Äußerste: die Erklärung der Unabhängigkeit und die Absetzung der Dynastie. Am 14. April 1849 in der großen Kirche zu Debreczin stellte er den Antrag. Kossuth trat als „ungekrönter König" unter dem Titel eines Landesgouverneurs an die Spitze des Landes. Das war des Frevels Höchstes. Neben der schwindelnden Höhe verlangte der Abgrund nach dem Verwegenen. Görgei und seine Armee blieben auf dem Boden der Waitzner Proklamation, welche die Debrecziner Ungeheuerlichkeiten nicht anerkannte. Die Wiener Regierung hatte die Sympathieen des legitimen Europa für sich und gewann Rußland. Noch ein kurzer Ruhmesrausch nach dem Einzug in Pest, und der übrige „Befreiungskrieg" gestaltete sich zu einem langen Rückzugsgefecht gegen die türkische Grenze. Am 11. August dankte Kossuth zu Gunsten des Diktators Görgei ab. Zwei Tage später kam Világos und die Waffenstreckung des Diktators, noch vier Tage darauf übertrat der gewesene Herr von Ungarn, Ludwig Kossuth, als Geächteter bei Orsowa die türkische Grenze ...

Hintereinander in Widdin, Schumla und zuletzt im öden phrygischen Kiutakia interniert, wurde Kossuth am 1. September des folgenden Jahres auf Andringen Englands und Amerikas freigegeben. Dann folgte die bekannte, von den Anhängern

Kossuths so überschwänglich verherrlichte Fahrt durch zwei Weltteile. Man hat es das „Kossuthfieber" genannt. In London zog der gewesene „Gouverneur" von Ungarn in einer von vier Schimmeln gezogenen Kutsche ein. Er hielt eine seiner Kossuthreden in Guildhall. Damals fanden auch die ersten Berührungen mit der Emigration statt. Mazzini suchte Kossuth festzuhalten, damit er bei dem voraussichtlichen Staatsstreich Napoleons zur Hand sei. Im November stieg er nach stürmischer Fahrt in New York ans Land. Hundert Kanonenschüsse empfingen ihn. Am Neujahrstage machte er seine Aufwartung im Weißen Hause, wo damals der konservative Millard Filmore residierte. Am 7. Januar wurde er, wie ehedem Lafayette, zu einer Sitzung geladen, und der Präsident des Hauses hieß den „Gouverneur" Ludwig Kossuth herzlich willkommen. Der Verbannte bereiste sodann, überall große Reden haltend, eine Reihe von Unionsstädten. Am 26. Juli kehrte er nach England zurück, wo er, nach dem Mißerfolg des Mailänder Aufstandes, auf den Mazzini so große Hoffnungen gesetzt hatte, sich zu einem Privatdasein bequemen mußte. Zahlreiche Rundreisen als „lecturer" machten ihn in England populär, bis die Neugestaltung Italiens, die Aktionen Napoleons und Cavours alle seine Hoffnungen wieder belebten. Sein Sanguinismus konnte nicht begreifen, daß in Ungarn der Geist der Revolution wirklich tot sei und die Zukunft der friedlichen Entwickelung gehöre. Kossuth glaubte an die Macht der „ungarischen Emigration", ja, er hielt sie für bündnisfähig wie andere Mächte und betrachtete das von ihm, Teleki und Klapka gebildete „ungarische Nationaldirektorium" als eine förmlich und völlig kriegführende Partei, die Bündnisse schloß, Truppen warb, Anleihen aufnahm.

Es ist ein politischer Roman, spannend, verwickelt, voll Utopieen. Napoleon beruft Kossuth nach Paris. Unter dem Namen George Brown folgt er dem Rufe. In einer Maiennacht holt ihn Prinz Napoleon in seinem Wagen nach den Tuilerien ab. Beide schmieden miteinander einen Plan zur Insurgierung Ungarns. „Auf Wiedersehen in Italien!" ruft ihm der prinzliche Verschwörer beim Abschied zu. Die Befreiung Italiens und Ungarns sollte das Ziel sein. Napoleon bezeichnete als eines der Haupthindernisse das englische Torykabinett. Kossuth kehrte nach England zurück, um es zu stürzen. Das Unerhörte gelang dem hinreißenden Volksredner aus der Fremde: Lord Derby fiel. Palmerston kam, die Neutralität Englands war gesichert. Da kam der Friede von Villafranca; für Kossuth freilich war er eine Art „Katastrophe," wie er ihn auch nannte, aber noch hielt Cavour die Hand Kossuths. „Ich und Sie, Herr Kossuth," sagte er ihm, „wir bleiben auf unserem Wege, nicht wahr? Wir beide wollen vollbringen, was der Kaiser der Franzosen nicht zu vollenden wagte. Und bei Gott, wir bleiben nicht auf halbem Wege stehen." Mittlerweile war Kossuth ohne Unterlaß journalistisch und diplomatisch als Agitator thätig. Im Jahre 1860 empfing ihn Viktor Emanuel in Turin als „Freund," als „Verbündeten." Ein Vertrag mit der Turiner Regierung kam zustande. Vieles wurde vorbereitet, aber in Paris wollte man nicht. Und dann wurde die Emigration Schlag für Schlag heimgesucht. Cavour starb, das „Ungarische Direktorium" löste sich auf, und das Jahr 1867 brachte Ungarn die Versöhnung, eine neue Zeit, eine bessere. Kossuth freilich schrieb von „Staatsstreich" und nannte das, was 1867 geschehen, das „Ende." Aber es war nicht das Ende, es war der Anfang. Eine frohe Zukunft winkte Ungarn, das seinen König, seine Verfassung, sich selbst wieder hatte. Die Rolle Kossuths war ausgespielt. Das Ausgleichswerk des weisen Deák hat er nie anerkannt, nie verstanden, denn er war kein Weiser. Er nahm seinen Groll mit ins Exil und starb unversöhnt mit den wahren Interessen Ungarns, die er trotz allem bis zu seinem letzten Augenblicke verkannte.

* * *

Parteigegnerschaft wird ihm die wahre Größe absprechen, für die Freunde der loyalen Ordnung und der ruhigen Entwickelung wird er allezeit der Rebell bleiben, der er gewesen; als eine der merkwürdigsten Erscheinungen des Jahrhunderts und nicht bloß auf politischem Gebiete wird jedoch Ludwig Kossuth in der Geschichte fortleben. Seine Psyche ist rätselvoll, reich an Widersprüchen wie sein Leben gewesen, sein Wesen

willkürlich und indisziplíniert. Wenn je ein Mensch, so war Kossuth ein Mann des Augenblicks. Den Augenblick erkannte er, für die Menschen hatte er keinen Blick. Er war, so wie Wallenstein, ein schlechter Menschenkenner. Das Improvisatorische war sein stärkster Zug, als Redner, Journalist, Parlamentarier, Gesetzgeber, Minister, Staatsoberhaupt. Wie kaum je ein anderer, wußte er den Augenblick zu erfassen, das war sein Erfolg, aber der Augenblick beherrschte ihn, und das war sein Verderben. So lag in seiner Stärke seine Schwäche. Der schneidigste Angreifer für Negation, war er zugleich der größte Optimist, dessen Phantasie sich bald in Begeisterung, bald in Verzweiflung berauschte, meist jedoch über das Ziel hinausschießend. Seine Persönlichkeit war erdrückend. Alles und alle mußten sich ihr unterwerfen; so konnte Ungarn mit ihm einen kurzen Sieg feiern, mußte aber mit ihm untergehen.

Seine größte Waffe, sein Zauber war das Wort, das geschriebene wie das gesprochene. Bahnbrechend und neuartig als Journalist, war er als Redner noch wirksamer. Er war eben ein geborener Improvisator, ein Sohn des Augenblicks. Dicebat melius quam scripsit, das Wort Ciceros gilt von Kossuth. Ein riesiges Gedächtnis stand ihm zur Verfügung. Als Tendenzpublizist hatte er eine außerordentliche Witterung für das Aktuelle. Und alle mußten seiner Tendenz dienen. Die Zeit in ihrer Reformgärung verlangte die größte Aufnahms- und Begeisterungsfähigkeit. Kossuth besaß sie. Weil er begeistert war, begeisterte er. Aber das Übermaß lag in seiner sanguinisch-melancholischen Natur, bald wurde sein berauschendes journalistisches Talent den Männern des besonnenen Fortschrittes unheimlich, ein Gegenstand der Sorge. Polemik war ihm Bedürfnis, er griff an, selbst wenn er vertheidigte. Zu fassen war er kaum im publizistischen Kampf, er entwand sich mit bewundernswerter Geschmeidigkeit den Umklammerungen des Gegners; der mächtige Széchenyi hat das oft genug erfahren. Der Graf erklärte denn auch die Methode wie Taktik Kossuths für verderblich; letztere nannte er geradezu den Ruin der konstitutionellen Freiheit. Am wildesten tobte der journalistische Fanatismus Kossuths in seinem Blatte „Kossath Hirlapja." Der Artikel, in welchem er das Volk gegen Jelacsics aufrief, ist wie mit siedendem Blut beschrieben. Die Journale haben Bruchstücke daraus wiedergegeben. Einzelnes liest sich wie ein Kapitel aus Jesaias, anderes erinnert an den Fluch des Königs Lear. „Wir sind unser genug, um sie mit Steinen tot zu schlagen" ... schreibt er. Und dann: „Zu den Waffen also, wer ein Mann ist! Die Frauen aber mögen hingehen und ein entsetzliches Grab graben zwischen Veszprim und Weißenburg, in das wir begraben wollen entweder den ungarischen Namen, die ungarische Ehre, die ungarische Nation, oder unsere Feinde, und auf dem entweder stehen wird die Schandsäule der ungarischen Namen, mit der Aufschrift: ‚So bestraft Gott die Feigheit!' oder stehen der immergrüne Baum der Freiheit, aus dessen Laub Gottes Stimme sprechen wird, wie sie sprach zu Moses aus dem brennenden Dornbusch: „Der Ort, wo du stehest, ist heilig; so belohne ich die Tapferkeit! Freiheit, Ruhm, Wohlstand und Glück dem Ungar!" Zum Bücherschriftsteller war in Kossuths politischem Leben keine Zeit geblieben. Er schrieb höchstens einmal eine politische Broschüre, wie beispielsweise die Antwort auf Széchenyis „Volk des Ostens." Sie ist ruhig, elegant, aber sachlich nicht bedeutend. Im Turiner Exil erst reiften die „Schriften aus der Emigration," welche die Zeit von 1858—1862 umfassend, jedenfalls eine interessante Geschichtsquelle bilden. Einen „Schriftenhaufen" nennt Kossuth selbst dieses buntgewürfelte Werk, worin er sich bisweilen gern mit Garibaldi identifiziert. Das ungarische „Marsala" schien ihm dabei offenbar Fiume.

Als Redner wird Kossuth von allen, die ihn gehört, als ein Phänomen bezeichnet. Ein Wort von ihm, vom Balkon herab, in eine erregte Volksmenge geworfen, beschwichtigte oder entflammte zu blutiger That. Die Volksrednerei war sein gewaltigstes Können. Alles kommt ja da auf die Momentwirkung an. Kossuth verstand es im höchsten Grade, wie Sallust sagt: „Etiam bene dicere, haud absurdum est." Nachdem Kossuth am 16. März zu den Wienern gesprochen, schreibt Széchenyi in seinem Tagebuche: „Wenn Kossuth will,

reißen sie die Burg nieder." Sein persönliches Wesen wird als bestrickend geschildert. In jüngeren Jahren ein schöner, schlanker Mann, bleich, interessant, mit glühenden, dunkeln Augen, die Blitze warfen, das Antlitz vom weichgekräuselten „Kossuthbart" umrahmt, so wird er dargestellt. Seine Stimme, am Anfang schwach, erstarkte beim Reden rasch am eignen Klange bis zu erstaunlich durchschlagender Kraft. Selbst berauscht vom Rausch der Zuhörer, gewann der Redner Kossuth erst in der Berührung mit der horchenden Menge seine volle Macht. Das Improvisatorische und die Kunst Kossuths, die Thatsachen unmittelbar in seine Reden hineinspielen zu lassen, wirkten unwiderstehlich. Mitten aus dem Sturm der Ereignisse heraus gehalten, wirkten seine Reden wie Sturm. Es fieberte drinnen von Aktualität. Natürlich geschah es oft genug, daß Kossuths Redekunst von seiner zügellosen Phantasie durchbrochen wurde und er hinterher viel von dem Gesagten bereute. Aber es war ihm, dem geborenen Revolutionsredner, vor allem um das „Beifallsgetöse" der Menge zu thun. Dazu waren ihm alle Effektmittel und Kunstgriffe der Rhetorik gut. Als Pathetiker fand er seinen bekanntesten Erfolg in jener zweistündigen Rede vom 11. Juli 1848, wo er, krank und schwach von zwei Freunden gestützt und trotz der Hitze in einen Mantel gehüllt, vom Reichstage Soldaten und Geld verlangte. Als alle Abgeordneten wie ein Mann aufsprangen, die Hände erhoben und begeistert riefen: „Wir bewilligen sie," ward es zuerst still, wie wenn alle den Atem verhielten, dann kreuzte — wie Augenzeugen berichten — Kossuth die Arme auf der Brust, Thränen standen in seinen Augen, und sich tief verneigend sprach er: „Sie haben sich erhoben wie ein Mann, und ich sinke nieder vor der Größe der Nation!"

Wie berechnend sachlich andererseits der Volkstribun Kossuth zu sprechen vermochte, dies beweisen seine englischen und amerikanischen Reden, da sind die Argumente sorgfältig gruppiert, wird der logische Gedankengang scharf hervorgehoben. Da gehorcht die Phantasie. Vor seinem englischen Auditorium exemplifiziert Kossuth alles nach englischen Begriffen, und den Amerikanern gegenüber weiß er mit bemerkenswertem Geschick seine Worte ihrer Anschauung anzupassen. Als besonderer Beleg hierfür wird seine große Rede auf dem Kongreßbankett in Washington angeführt, in welcher es von Antithesen funkelte, die schließlich zu einer mit klassischen Citaten nach amerikanischem Geschmack durchsetzten Huldigung für Amerika zusammenschossen. Man denkt fast an Suggestion, wenn man die Überredungsgewalt Kossuths betrachtet, die in Amerika bekanntlich eine Bewegung zu Gunsten einer Interventionspolitik hervorrief, welche das Staatsschiff der Union beinahe in den Sturm hinausgetrieben hätte. „Die Amerikaner," schrieb Nikolaus Kiß, „halten Kossuth für einen Propheten, für Christus. Einundzwanzig Bankiers von New York haben es übernommen, ihm eine Anleihe von zehn Millionen Dollars zu verschaffen. Kossuth predigt schon in den Kirchen, und einige wollen sogar eine neue Kossuthreligion gründen."

In allen Sphären seines Wirkens verdankte Kossuth seinem starken, persönlichen Elemente, dem Improvisator in ihm, seine Erfolge, freilich auch seine Mißerfolge. Seine Individualität erdrückte. Er war das Parlament, er das Ministerium, er das Land, Ungarn. Immer nur er und wieder er, der Tyrann, der im Volksmanne steckt. Mit seinem wunderbaren Instinkt für den Augenblick, mit seiner raschzugreifenden Verwegenheit und dessen Ausnützung brachte er diese Übergewalt zustande, brachte er es zu einer Diktatur, welche für die anderen die Negation der Persönlichkeit bedeutete und den wahren Parlamentarismus ausschloß. Knirschend beugten sich selbst seine Anhänger unter das Kossuthsche Freiheitsjoch. Er, eine Rebellennatur, duldete keine Rebellen, ein geborener Frondeur, keine Fronde. Er hatte stets das Bedürfnis, sich unmittelbar an das „Volk" zu wenden, dessen Leidenschaften er rücksichtslos für seine Zwecke mobil machte. Gern setzte er über die Köpfe der Regierenden hinweg Volk mit Volk in Verbindung. Unter solchen Umständen konnte er kein bequemer Ministerkollege sein und war thatsächlich, wie ein großes ungarisches Blatt schrieb, eine Verlegenheit für jedes Ministerium, dem er angehörte, weil er dasselbe durch die Übermacht seiner Per-

sönlichkeit vernichtete. Neben ihm hatten die Kollegen keine andere Wahl, als sich von ihm tyrannisieren oder kompromittieren zu lassen. Er wollte alles selbst, alles allein machen, seine riesige Arbeitskraft forderte stürmisch Befriedigung, wobei ihm bisweilen die Arbeit auch Betäubungsmittel gewesen sein mag. Um ihm möglichst wenig Zeit zur Agitation zu lassen, hatte man ihm das drückendste Porteseuille, das der Finanzen, übertragen. Aber sein Arbeitshunger war damit nicht gestillt, er griff noch in alle anderen Ressorts hinüber und befriedigte seinen Thätigkeitstrieb mit zahllosen Plänen und Projekten, wobei er oft genug ins Geringfügige geriet. Horváth erblickte nicht mit Unrecht in dieser überquellenden Initiative orientalischen Leichtsinn und Sanguinismus.

Bekanntlich hielt sich Kossuth — wie Gambetta — für einen geborenen Feldherrn. Sein Interesse für die Armee war denn auch äußerst lebhaft. „Den Feind zu schlagen, ist die beste Diplomatie," äußerte er wiederholt. Bei Schwechat erschien er zu Pferde vor den Regimentern, an deren jedes er eine Ansprache richtete; nach der Schlacht bei Kápolna eilte er ins Lager, um den Zwist der Generale zu schlichten. So oft es schief ging, wollte er den Oberbefehl selbst übernehmen. So, als Görgei dem Befehle, die Heere zu konzentrieren, nicht nachkam, so nach Szegedin, als Bem den Oberbefehl ablehnte. Kossuth verlangte sogar vom Reichstage den Generalsrang, was ihm allerdings verweigert wurde. Fortwährend — wie Gambetta — greift er durch willkürliche Verfügungen in den Gang des Krieges ein, belästigt und ärgert die Generale, insbesondere den empfindlichen Görgei, der dies Vorgehen mit Recht eine krankhafte Neigung nennt, durch Zusendung von Befehlen, Dispositionen, Schlachtplänen, Ratschlägen. Später, in der Verbannung noch, studierte er mit Feuereifer Kriegswissenschaften und schreibt aus Kiutakia an Pulszky: „In dem Falle, den ich von Gott erwarte, werde ich wahrlich das Heer nicht aus meinen Händen geben, das Lager wird mein Reich sein, der Kanonendonner meine Musik, das Schlachtfeld meine Kirche, auch bereite ich mich darauf vor und esse die Kriegswissenschaft mit Löffeln." Noch viel später bereut er lebhaft, 1849 das Oberkommando nicht übernommen zu haben, da er dann „alles gerettet hätte" ...

Die politischen Ideen Kossuths haben trotz der Zähigkeit, womit er an gewissen Dogmen festhielt, im Laufe der Zeit Wandelungen genug erfahren. Selbst seine Anschauungen über die staatsrechtliche Stellung wechselten. Vor 1848 und auch in den fordernden Reden des Jahres 1848 betonte er immer demonstrativ den dynastischen Standpunkt, mit welchem die nationalen Forderungen glücklicherweise zusammenträfen. Bereits nachdem er das Vaterland für „in Gefahr" erklärt hatte, beteuerte er noch seine Bereitschaft, für die Unverletzlichkeit des Thrones zu sterben, die ungarische Nation sei königstreu gesinnt, daher brauche sie in Ofen einen König. Später bekannte er sich wiederholt feierlich als Republikaner, praktisch aber blieb er für Ungarn bei der Monarchie. Nach der Katastrophe schlug er von Widdin aus in einer phantastischen Denkschrift einen Koburger oder Leuchtenberg als König von Ungarn vor. Im Jahre 1848 hatte er einmal die Krone dem Erzherzog Stephan, 1859 gelegentlich dem Prinzen Napoleon angeboten. Hat er selbst nach der Krone gestrebt? Darauf gibt folgende Äußerung aus seinem Munde Antwort: „Einen solchen Tobsüchtigen (maniacus) gibt es im Lande doch wohl nicht, der von mir voraussetzen würde, ich könnte ein so heilloser Narr (kötözni való bolond) sein, von einer Krone zu träumen oder geträumt zu haben ... Daran kann ein Ungar überhaupt nicht denken, die Wahl muß aus den regierenden Familien erfolgen." Was das Verhältnis Ungarns zu Österreich betrifft, so ist sein Unabhängigkeitstraum nach Vilagos bald verraucht. Im Jahre 1860 war er bereit, der 1848er Verfassung zuliebe auf alle weitere Unabhängigkeit Ungarns und auf seine jemals mögliche Rückkehr zu verzichten. Und an diesem Standpunkt hat er dann unverbrüchlich festgehalten, nachdem er unter der anscheinenden Gunst der europäischen Verhältnisse vergeblich alles versucht hatte, um sein utopisches Ungarn zu verwirklichen. Nach dem Ausgleich endlich resignierte er sich als „Verbannter der Nation," wie er sich von dann ab vorwurfsvoll nannte. In der europäischen Politik bot sich der kombinatorischen Phantasie Kossuths ein dankbares Feld. Der

Verbannte gefiel sich in patriotischen und politischen Phantasieen. Nächst dem unabhängigen Ungarn, träumte er von einem unabhängigen Polen, einem unabhängigen südslavischen Staate, dann von einem Völkerbund im Südosten (Polen, Ungarn, Serbien, Rumänien), von der Donau-Conföderation u. dgl. mehr. In Betreff Deutschlands war er allerdings schon 1859 fest überzeugt, daß es seine Einheit früher oder später erreichen werde. „Dies gehört," sagte er, „zu jenen Dingen, welche, wenn man sie einmal drinnen will, von außen keine Macht verhindern kann." Das Verhältnis Ungarns zu Deutschlands stellte sich Kossuth von jeher so vor, daß — wie er in seiner bekannten Rede vom 11. Juli 1848 sagte — die freie ungarische Nation mit der freien deutschen Nation in freundschaftlichem Verhältnis leben und „vereint Wacht halten müsse über der europäischen Civilisation" ...

Zwischen Donau und Karpathen, zwischen Theiß und Save ist der Kossuthrausch, dessen Zeuge vor wenigen Wochen Europa gewesen, verflogen, und über das Grab des „heiligen Alten" der Magyaren rollt die Woge der Tagespolitik. Andere Tage, andere Sorgen. Kossuth vermochte nur kurze Zeit Ungarn aus den Bahnen jener natürlichen gesunden Entwickelung zu drängen, welche das Stephansreich an die Seite des deutschen Ostreiches verweist. Aller Fanatismus des Kossuthkultes wird gerade hingereicht haben, um die Kossuthlegende zu schaffen. Geschichtsromantiker werden die Totenfeier und die damit verbundene politische Heiligsprechung des Verbannten von Turin vielleicht als eine Art Vorfeier zum Millennium betrachten. Mit Unrecht wohl, die Totenfeier in Budapest, zu welcher Tausende von Theißbauern zu Fuße pilgerten und bei welcher Polen — dies ist bezeichnend — eine mächtige Dornenkrone mit Rosen umwunden, im Zuge trugen, ist höchstens Anlaß zu einer Entladung jener politischen Elektricität gewesen, welche die kulturellen Erfolge des letzten Jahrzehnts in den Gemütern der Ungarn angehäuft haben. Ein ungarisches magnetisches Zeitgewitter gewissermaßen, das ohne Schaden vorübergezogen. Wir glauben auch kaum, daß entzündbare Luft zurückgeblieben. Es sind zwar Drohworte auf dem Kerepeser Friedhofe gefallen, aber mit dem Tage waren sie verweht. Kein nüchterner Politiker in Ungarn glaubt heute an einen „Zusammenstoß der Zukunft." Lassen wir den Achtundvierzigern ihre Kossuthlegende, um deren Ausstattung und Ausgestaltung sie sich so heiß bemüht haben. Der Kossuthtraum bedeutet in seiner Verwirklichung die Verneinung des Ausgleichs, der pragmatischen Sanktion, der Königskrönung, des Friedens mit Österreich. Und diesen Traum will kein Ungar träumen, der sein Vaterland wirklich liebt und dessen ruhiges, sicheres, glückliches Weiterentwickeln in der Geschichte wünscht.

* * *

Liebeslied.

(Abdruck verboten.)

Sie fragte: Kannst du mir böse sein?
Ich sagte: Nein,
Das kann ich nicht,
Mein Blumengesicht, mein Lebenslicht,
Und möchtest du gerne wissen warum,
Die Antwort ist stumm
Und doch so deutlich zu verstehn,
Wenn deine Augen in meine sehn;
Da kannst du erkennen, da kannst du lesen:
Dein ist mein ganzes, ganzes Wesen,
Mein Denken, Fühlen und Leben dein;
Drum kann ich dir nicht böse sein.

Ludwig Fulda.

Am Brunnen. Nach dem Gemälde von Alfred Seifert.

Il bricconcello.

(Das Schelmchen.)

Eine Tragödie aus den Bergen

von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Abdruck verboten.)

I.

Eines der schmalen Jochsträßchen entlang, die, hoch ob Maurach, von den kühnen Zinken des Sonnwendgebirges geschützt, am Achensee hinführen, arbeitete sich langsam und mühselig ein zweirädriger Karren, den ein grobes Planken, auf Reifen gespannt, überdachte. Eine ganze Tirolerfamilie begleitete ihn. Lauter Gestalten, die wahre Prachtmodelle für ein lebensvolles Volksstück abgegeben hätten.

Allen voran, keuchend unter der Last des Zugstrickes, ein stumpiger Bursch, das dummdreiste Trottelgesicht vom grünen Spitzhute beschattet, den eine zerzauste Fasanenfeder zierte, hinter ihm die griesgrämige Alte, braun und verrunzelt, gleich einer Märchenhexe. Eine wahre Bergeslast hatte man dem armen bejahrten Geschöpfe aufgepackt! Die Füße wankten unter ihr, und kaum ein paar matte Worte fand sie auf das flüsternde, welsche Geplauder des schönen Weibes an ihrer Seite zu erwidern.

Die junge Frau trug ihr halbjähriges Bübchen, in ein zerschlissenes Tuch eingebunden, auf dem Rücken. Sie mochte am Ausgang der zwanziger Jahre stehen. Ihr Gesicht, groß und edel geschnitten wie das einer Römerin, trug den melancholisch-sanften Ausdruck der Unterjochung, während man doch meinte, aus seinen kühnen, stolzgeschwungenen Linien und der tragischen Ruhe des Mundes viel eher ein Heldentum herauslesen zu müssen. Das kräftige Bübchen im Tuche droben befand sich augenscheinlich wohler als sie. Strampelnd krähte es in die Welt hinein und versuchte immer wieder vergebens mit seinen winzigen spielerischen Händen die blanke Silbernadel aus den dicken, kohlschwarzen Zöpfen zu ziehen, an denen sein rosig geschlafenes Bäckchen ruhte. Neben der Mutter, ihren Schürzenzipfel festhaltend, trippelte barfuß das ältere Kind, ein fünf- oder sechsjähriges Dirnchen. Furchtsam hielt es den Blick auf den bröckelnden Straßenrand geheftet und lockte den zottigen Pintsch ganz nahe zu sich her, sobald er einmal Miene machte, voranzulaufen. Auf diese Art ging doch wenigstens noch ein lebendes Wesen zwischen dem Abgrunde und klein Ginina! Der Familienvater, alles Gepäckes ledig, als richtiger Pascha der Seinen, half mit einer Hand lässig an der Karrendeichsel ziehen. Die andere lüftete bei jedem der vielen Marterl an den schroffen Wänden des gefährlichen Joches den verwitterten Hut, bekreuzte Brust und Stirn, und dazu murmelte der Mund, ganz unter buschigem Schnurrbarte versteckt, zusammenhanglose Gebetbrocken.

Fromm sah er nicht aus, der ruppige Kerl in der verschabten Lederhose und dem unreinlichen Hemde. Auch nichts weniger als vertrauenerweckend waren die unsicher blickenden, beerenschwarzen Augen, in denen man Pupille und Iris nur schwer zu unterscheiden vermochte. Sie standen, vom schmalen Rücken der feinen Adlernase getrennt, außergewöhnlich nahe bei einander. Keine sogenannte Verbrecherphysiognomie, nichts Grobes darin, sondern etwas Füchsisches. Das Gesicht eines Hehlers und Gewohnheitstrinkers in reinster Ausprägung: schlaff, spitzig, frühalt. Und noch vor zehn Jahren, als er freite, war er ein Staatsbursch gewesen.

Bis jetzt hatte der Greidl-Alois im Pfitscherthal Enzian gegraben und ihn, unfern der vereisten Hohenwand, in einer entlegenen Spelunke zu Schnaps destilliert. Anfang April jedoch — man schrieb das Jahr 1809 — war ihm eine böse Geschichte hart an den Kragen gegangen. Er war von den Seinen im Thal der Spionage und Aufwiegelung gegen Österreich verdächtigt und überführt worden, und nur der fortreißenden Gewalt der Ereignisse verdankte er's, daß für diesmal Kerker und Galgen an ihm vorübergingen. Das Volk selbst übte sein Strafrecht und drohte ihm

mit Spießrutenlaufen und Schlimmerem, wenn er im Lande bleibe. Kaum daß ihm eine Gnadenfrist zur Heilung der Hiebe und Stiche seiner empörten Mitbrüder zugebilligt wurde! So lungerte er noch ein Weilchen um Stein und Lavitz herum und tröstete sich im Genusse seines eigenen Gebräus. Als aber der Passeirer Sandwirt am 13. April seine erste Siegesschlacht am Berge Isel geschlagen hatte und Tirol gottlob von neuem gut kaiserlich hieß, da wollten die feurigen und ehrlichen Patrioten keine Verräter mehr in ihren freien Thälern dulden. Dem Greidl-Alois kam eine erneute, furchtbare Drohung ins Haus, und vierundzwanzig Stunden später befand er sich samt Weib und Kind, Hausrat und Sippschaft auf dem Wege nach Bayern hinüber, wo es jetzt, unter des mächtigen „Bunebart" Regiment, ein sichereres Hausen sein sollte, als im kampfdurchtobten Tirol. Da machte der Hofer-Andrä das ganze Volk toll! Der Greidl-Alois war ein unzufriedener Staatsbürger und erwiesenermaßen alles andere eher als ein habsburgischer Getreuer. Deshalb nahm er seine Landesflucht auch stoisch: Was Kaiser Franz, was Tirol! Überall, wo der Mensch „Wurzeln graben" und mit dem Branntweinteufel ein wackeres Stück Geld verdienen konnte, war er daheim! Seine trägen Glieder spürten die Dorfjustiz nicht mehr, und die Behörden hatten ihm in all der politischen Aufregung seine Papiere nicht einmal mit dem geringsten Vermerke verschandelt. — Wenn er nur ging! — Nun hatte er den Trotteln ja ihren Willen gethan und keine Sorge ums Weiterkommen! Sein freches Lügenmaul und sein schönes Weib — die sollten ihm durchhelfen. — Ihm und dem briccone! Er lachte lautlos in sich hinein und stieß mit dem Ellbogen gegen das Planlaken. Der briccone hatte es gut, der durfte bis Bayern spazieren fahren und schlafen! — Er gähnte und wischte sich den Schweiß mit dem Handrücken unter dem Hute fort.

All diese Gedanken und Erinnerungen gingen im Wirrwarr durch den Kopf des Lumpen, während er gemächlich an der Deichsel bergauf zog, bis oberhalb Buchau der Pfad eine Strecke eben geradeaus lief und dann anfing, sich sanft abwärts zu neigen. Da hielt er seinen Karren an, schob ihn unter einen überhängenden Felsen und kommandierte Halt. Er selbst bedeutete die abgearbeitete Alte, ihm den vollgepfropften Rucksack unter den Kopf zu schieben, streckte sich der Länge nach auf das einzige schattige Plätzchen weit und breit und schlief im Handumdrehen wie das Murmeltier im Winter. Der Trottel mit der zerzausten Feder am Hut zwängte sich unter den Karren und rollte sich dort wie ein Igel zusammen, die Alte schlich einen Steinwurf weiter bergab; da hing ein Martel und vor dem kauerte sie sich nieder und drehte ihren Rosenkranz.

Des Greidl-Alois' schöne Frau setzte sich seitab auf einen Stein, beschwichtigte und sättigte ihr Bübchen, das zappelnd schrie, und saß dann eine ganze Weile, anmutig mit dem Kinde kosend, im Sonnenschein, wie eine Madonna anzusehen. Ginina trank aus ihren zusammengelegten braunen Händchen an dem spärlichen Rinnwasser, das aus einer mächtigen Steinspalte zu Thal hastete. Nun knisterte es unter dem Planlaken des Karrens und eine helle, vorsichtig gedämpfte Stimme rief: „Eh! Gina! vien' quà!"

Die Frau nestelte geschwind ihr Mieder zusammen, nahm das Kind in die Arme und ging sogleich zum Karren. Aufmerksam, mit gespannten Brauen im Kreise umherspähend, gewahrte sie nichts Verdächtiges, dann erst lüftete sie das Planlaken, beugte sich nieder zu dem, der ganz ins Stroh hineingewühlt lag, und strich ihm mit ihrer großen, weichen Hand über die schelmisch blinzelnden Augen.

„Deh! bricconcello! bravaccio!" neckte sie den Faulen. „Du thust wahrlich Heldenthaten: liegst weich gebettet, und die Furcht hältst du dir vom Leibe ab, bravo, mi'caro! Dürstet's dich etwa? Nun, so rege dich nicht, Renzo, du wirst dir noch die Verbände verschieben. Cosi — cosi — nimm mir das bambino wohl in acht, ich hole dir Wasser."

Sie setzte das Kind ihm zu Füßen aufs Stroh, nahm seinen Spitzhut und ging zu Ginina an die kleine Quelle. Der Bursch im Karren hob sich ein wenig auf den Ellbogen und tändelte mit dem hübschen Bübchen, aber nur ganz obenhin, wie einer, der viel zu stolz ist, um sich mit dergleichen abzugeben. Dann trank er von dem Wasser, das ihm die zurückkehrende Schwester darbot, und dehnte sich behaglich.

„Nur noch bis morgen, dann haben wir's gewonnen, und dann bist du der Sorgen um mich wieder ledig für lange, Gina mia," sagte er, und das ruhige, großartige Frauengesicht über ihm funkelte plötzlich in wilder Lust, während er seine Augen zu ungeahnter Größe aufriß und ein Lachen all seine Zähne zeigte, so schneeweiß und klein, als hätte der Schöpfer sie eigentlich für einen rosigen Mädchenmund bestimmt gehabt. Im Liegen schränkte er beide Arme um die üppige Gestalt der Schwester; sie wiegte sich lebhaft hin und her in seiner Umstrickung und plauderte leidenschaftlich erregt mit ihm im weichen, verwelschten Deutsch des Ampezzothals. Ein paarmal erhob sich ihre tiefe Stimme zu so lautem Lachen, daß ihr Mann im Karrenschatten ob der Schlummerstörung murrte und das Bübchen hell zu kreischen begann vor Lust.

Da kam Ginina in vollem Laufe herbeigestürzt: „Mammina! — zio Renzo! — carabinieri!" rief sie außer Atem, und im Nu hatte sich die Scene verändert. Der Bursch auf dem Stroh lag ohne Regung, die abwärts gezogenen Lippen zusammengepreßt, die Augen halb geschlossen trotz der Mittagshelle, und Gina, die Mutter, wiegte und schweigte ihren Säugling, und Ginina, das Töchterchen, zupfte die nickenden Bergveilchen zwischen dem bemoosten Geröll, immer sich furchtsam gegen die Felswand drückend. Der tiefste, harmloseste Friede ruhte über diesem Familienbilde. Nur der Pintsch knurrte dem Grenzler entgegen, der, die geladene Waffe im Arm, langsam näher schritt.

Eine gefahrvolle und verantwortliche Stellung hatten die Grenzler inne während jener napoleonischen Schreckenszeiten für Tirol. Bald habsburgisch, bald bayerisch hieß das arme Land. Was heute Schmuggel und Verbrechen war, galt vielleicht schon morgen als etwas Natürliches und Erlaubtes, weil die Landesgrenze sich über Nacht verschoben hatte. Und wenn auch dies ewige Hin und Her den tüchtigen Kern des Bergvolkes nicht mit Fäulnis anzufressen vermochte, so entsittlichte es doch gar manchen Einzelnen. Raub und Betrug wurden leichterer Hand als sonst verübt; denn das Volk, dessen Friedensverdienst immer schmäler ward, über dessen mühevolle Arbeit der harte Fuß der Kriegsfurie dahinschritt, wollte sein kärgliches Leben fristen. Nicht einmal seine geringen Daseinsbedürfnisse: die Handvoll Mais und den Schluck roten Traubenblutes gab der zürnende Himmel ihm umsonst!

Der Grenzler blieb stehen, eine Hand um den von der Sonne durchhitzten Flintenlauf gelegt, und faßte mit der anderen nach dem Karrenrade, das ihm den Weg versperrte.

„Woher? — Wohin?" fragte er barsch. „Könnt's enk nöt a g'scheidter's Platzl suach'n zum Ausrast'n, ös saggrische Loder ös!"

„Hier is viel guot bet'n," antwortete die Alte, sich bekreuzigend, und Gina fügte mit zürnendem Augenaufschlage hinzu: „er sei wohl nicht verheiratet; denn sonst — man wisse doch — ein bambino wolle versorgt sein. Freilich — auch der santissima Vergine habe man ihre Rast auf der Flucht nicht gegönnt — Schande über der Menschen grausame Herzen!"

Der Mann im Dienstrock wendete sich unwirsch von der Sprecherin ab und stieß mit der Spitze seines schweren Gamaschenstiefels den Greidl-Alois so rauh in die Seite, daß der ruhebedürftige Hausvater es doch ratsam fand, aufzustehen und, den beuligen Hut verwegen hinters Ohr gerückt, seinen natürlichen Feind, den Wächter des Gesetzes, zu begrüßen.

„Loder saggra! Hast nöt g'hört z'vor? Wohin? hob' i g'frogt un' woher?" fuhr der Grenzler ihn an, und der Alois antwortete prompt mit demütigem Winseln in der Stimme: „daß sie aus dem Zillerthale kämen und im Bayerischen Arbeit suchen wollten — ein unglücklicher Mann sei er — mit der fallenden Krankheit geplagt, bei den Soldaten könne man ihn nicht gebrauchen. — Und nun dazu: — seiner Frau Bruder, der Einzige, der die Glieder regen könne bei der Arbeit, sei abgestürzt: gleich hinter Tratzberg beim Wurzengraben! Aber in Jenbach, habe man ihnen gesagt, daß im Kreuther Wildbad drunt' ein geschickter Bader hause. Zu dem solle es vorerst gehen und dann weiter auf Bayerisch-Zell zu — helf Gott!"

Der Grenzler maß die schlotterige Gestalt und das ungesunde Gesicht des Alois mit den Augen und beschloß, nach dem Ergebnisse seiner Prüfung dem geschickt vorgetragenen Klageliede zu glauben. Als ihm der Alois dann durch das zurückgeschlagene Planlaken zum Überfluß noch den teilnahm-

losen Kranken zeigte, riß er das Stroh hier und da auseinander und betastete den schmutzigen Bettsack, aus dem einzelne Halme gelb hervorspießten.

„Abg'stürzt is'r — ob Tratzberg — loß di's d'rbarmen!“ wiederholte Alois und wies auf des Liegenden Beine und Füße, die zu zwei formlosen Massen mittelst Wollfetzen und Linnenlappen zusammengewickelt waren. „A mordssaubrer Bua — wie g'schleckt!“ fuhr er fort, kühn gemacht, weil des Grenzlers Gesicht sich beim Anblick Renzos merklich glättete. „Schod' d'rum, wann 'r hin waa'r.“

„Um kan' Lump'n is nöt schod',“ grunzte der Angeredete, drohte dem Alois mit dem Flintenlauf und rief prophetisch im Weitergehen: „Hüt' di wohl, Loder!“

„Lode al ciélo! — Welche Angst!“ sagte Gina, als der Grenzler um die große Felsecke verschwunden und außer Hörweite war. „Was erleidet man um dich, briccontello! Nimm nun die bimbi, damit wir besser vorankommen.“ Sie gab ihm das schlummernde Kleine in den Arm, setzte Ginina daneben, die auch alsbald schlafbefangen mit dem Köpfchen hin- und herzunicken begann, spannte sich selbst mit ihrem Gatten vor die Karrendeichsel, und stumm wanderte die Karawane ihres Weges fürbaß.

Aus der Tiefe des Thales schimmerte es dunkelblau herauf, eine köstliche, kühle Wasserfläche, ganz besonnt, nur an den Uferrändern hin warfen die hohen Felskanten ihre tiefindigofarbenen Schatten fast bis in die Mitte des Achensees hinein. Der Frühling entfaltete seine üppigste Pracht mit Safran und Genzianen, Veilchen und Sternblumen. Die Alpenrosensträuche, mit denen die Hänge förmlich überschüttet waren, zeigten schon rötliche Knospenbüschel, trotzdem der Mai noch in seinem ersten Viertel stand, und seine ungewöhnliche Wärme hatte den Almen und Matten ringsum ihr duftiges Grün, den Tannen ihre lichten Triebe beschert. Das ganze ernstschöne Gebirgsthal leuchtete in wundersamen Farben, und überall das ferne, feine Gebimmel der Herdenglocken, das leise Rieseln und Glucksen der Quellbäche, die, nach den zwei schweren Gewittern des Vortages, neubelebt bergab sprangen. Verlockend winkten dort im Grunde Buchau und die Pertisau zu den Müden hinauf, und am Seerande schob sich der lange Bergrücken des Unnutz vor die Wegkrümmung nach Dorf Achenkirch zu.

„Hiatz ham ma's, Enzia' wirth!“ sagte der Trottel unter dem Karrenstricke keuchend, und hinter dem Planken kicherte Ginina mit dem erwachten Brüderchen. Ganz leise, damit der zio Renzo nicht im Schlummer gestört werde; denn er lag und schlief, als habe er die sauerste Arbeit verrichtet und die Gewissensreinheit selber zum Ruhegefühl, der briccone! Und so pilgerten sie, bis der Abend sank und das verräucherte, geringste Wirtshaus in Achenkirch die Weiber und Kinder für die Nacht aufnahm. Die Männer samt dem Karren blieben im offenen Stadel, den Sternenhimmel über sich und die rauschende Ache zur Seite hinter den Erlenstämmchen. Der Trottelsepp hielt Wache mit dem Pintsch, und der Bursch im Karren, der den ganzen Tag lang sich gedehnt und gepflegt hatte, lachte und plauderte nun die ganze Nacht hindurch. Er erzählte von lauter unglaublichen Abenteuern und „Hetzen“ und der Refrain all seiner Geschichten lautete: „Den hob' i extra g'narrt!“ oder: „Dem hob' i's b'sorgt! der thuat ma's nimma hoamzohl'n!“

Sein „Absturz“ schien ihm keine sonderliche Pein zu bereiten, und doch lag er wieder unbehülflich wie ein Klotz in seinen Lumpenverbänden, als die aufopfernden Seinen ihn andern Morgens in grauer, nebelnder Frühe zwischen den ragenden Bäumen des Paß Achen abermals bergauf karrten, genau in derselben Arbeitsverteilung von gestern: die bepackte Alte, der Trottel im Vortrab, der Familienvater, zwei Finger an der Deichsel und Gebete auf den Lippen, denn er war seit vierundzwanzig Stunden branntweinnüchtern und fühlte sich infolgedessen zerknirscht und erbärmlich vor Gott und den Heiligen. Gina folgte dem Wagenzuge langsam, das Bübchen tragend, das Dirnchen führend. Mit ihren herrlichen, blankgezöpften Haaren und den bräunlichen, zart geröteten Wangen sah sie so schön aus, daß der Posten an der Kaiserwacht sich heimlich über die Brustwehr beugte und ihr nachstaunte.

Innerlich bebte sie vor Angst beim Passieren des stark besetzten Brückenpfades, aber das Glück der Schelme war mit ihr und den Ihrigen. Die Mannschaften und Befehlenden hatten eben ihre Zeitungen und

Digitized by Google

aufregenden politiſchen Neuigkeiten durch eine Eſtafette aus Innsbruck erhalten und ließen das welſche Lumpengeſindel ungehindert ziehen, nachdem des Alois' zerfaſerte Papiere geprüft und die üblichen Kreuz- und Querfragen genügend beantwortet waren. Mochte die bayeriſche Maut den Karren viſitieren!

Ja, die gefürchtete bayeriſche Maut! Um Mittag kam ſie nach gemächlicher Wanderung in Sicht; es war faſt, als zögerten dieſe Geſetzesverächter, die dem Teufel ſelbſt ein Schnippchen ſchlugen, bange, je näher ſie dem ſchindelgedeckten Hauſe unter den Wettertannen kamen, vor deſſen Thür die drei ſcharfblickenden Blauröcke aufgepflanzt ſtanden, wie hölzerne Soldaten aus der Nürnberger Spielzeugſchachtel. Sie zogen Geſichter ſo grimmig, als ſei ihnen ganz perſönlich Innsbruck genommen und vom Sandwirt Hofer die ärgſte Kränkung angethan worden.

Diesmal wollte der Greidl-Alois für ſeine ſchwache Bruſt zum Doktor im Wildbad und zu dem „viel g'ſchickten Bader," wegen ſeinem Frauenbruder, der ſich „leicht boade Boan' ab'gſ'chlag'n" hätte, „heunt in d'r Fruh bei'm Kräuterbrocken am Juiſen-Kaar." Außerdem ging's nach Schliers zu, wo einer, dem das „G'rauf" im Tirol gegen die Natur war, bei'm Wurzengraben ſein ehrlich Brot zu finden hoffte.

Der Hauptzöllner, ein vierſchrötiger Mann mit blauroten Backen und einer kurzen Bürſte über der Oberlippe, ſchnitt des Alois Salbadern mitten im Satze ab und führte vor allen Dingen die ſchöne Gina unter den Schuppen zum Viſitieren. Er ſchalt und wetterte, als ſie die Ahne und Ginina mit ſich gehen hieß und ihr Bübchen nicht aus dem Arm laſſen wollte. „Was der einen geſchieht, das thue auch den anderen," ſagte ſie, und im ſicheren Schutze ihres Geleites wußte ſie den Bramarbas in ſeines Königs Rock ſo ſehr zu feſſeln und ließ ſich anfänglichen Widerſtrebens ungeachtet, die Viſitation doch ſo geſetzmäßig und gründlich gefallen, daß ihr lachendes Wehren und Reden auch den zweiten Blaurock unter den Schuppen lockte, und dem Dritten allein die Unterſuchung des Karrens überlaſſen blieb.

Er ſtutzte, als er das Planlaken hob und Renzos anſichtig wurde. Der Burſche hatte die Lippen ineinander verbiſſen, wie in größter Qual, das lange Kraushaar hing ihm wirr in die Augen, und die Hände krampften ſich in's Stroh.

„Jeſſes Marie Joſef!" ſagte der dürre Menſch mit der Hornbrille und trat kopfſchüttelnd zurück. „Was thuat's mit dem auf d'r Stroaß'n? Dös is a Sünd' un' a Schand!"

Der Greidl-Alois zuckte die Achſeln und betete dumpfen Tones mit einigen gefälligen Abänderungen ſeine Litanei von geſtern zum zweitenmale her, nur noch ein bißchen ſchickſalsgeprüfter und gottergebener ſtellte er ſich hin, weil ihm hier an der bairiſchen Mauth die Gefahr größer erſchien, als geſtern auf dem Jochſträßchen dem Öſterreicher gegenüber.

Der Beamte winkte ſeine Kollegen herbei, die ihre intereſſante Beſchäftigung nur unwillig im Stich ließen, und es gab zwiſchen den dreien ein langes Parlamentieren, von prüfenden Seitenblicken auf den Karren und kurzen Fragen an den Alois unterbrochen. Der ſtand da, wie das unverſchuldete Elend in Perſon, drehte ſeinen ſchäbigen Hut und antwortete bündig und beſcheidentlich, und dem Renzo ſchien die Sonne derweilen ſo arg ins Geſicht, daß ihm um ein Haar das Nieſen angekommen wäre, und dann ade Komödienſpiel! Dem Burſchen ſpannten ſich ſo wie ſo ſchon die Lachmuskeln verhängnisvoll!

Aber auch diesmal blieb das Glück der Schelme ſeinen Schützlingen treu. Nach wohlgepflogener Beratung, unterſtützt von der ſchönen Gina Bitten, hoben ſie den Schwerleidenden nur ganz behutſam von der linken auf die rechte Seite und umgekehrt, durchſtöberten Ginas Schüſſeln und Pfannen zwiſchen dem Stroh, rückten und tupften am Bettſack und überzeugten ſich vollſtändig davon, daß ſowohl der Packen unter dem Karren als auch das Rieſenbündel der Alten nichts enthielt als grobes Leinen und fragwürdige Kleidungsſtücke für Mann, Weib und Kind. Ja, nach Beendigung der Viſitation hielt der mildherzige Zöllner mit der Hornbrille den abgeſtürzten Renzo gar noch ſeinen vollen Bierkrug an die Lippen zur Letzung, und der Kranke that einen mächtigen, geſunden Zug. — Dann durfte

die hartgeschlagene Tirolerfamilie, aller überzähligen Sorgen entlastet, ihrem Ziele näher rücken.

Der Greidl-Alois schmunzelte vergnüglich in sich hinein und ließ den klebrigen Theresienthaler, mit dem er nötigenfalls Bestechung versucht haben würde, verstohlen wieder in den abgegriffenen Leibgurt gleiten. Die Maut kam bald außer Sicht, und eine gute Stunde weiter nach Kreuth zu, da, wo der Klammbachfall seine klaren Wasserstürze über graues Gestein und wirres Geranke ins waldige Weißachthal hinabtanzen läßt, bog die Karawane in einen schlüpfrigen und engen Schneisenpfad ein, der ganz von schattendem Gezweig überhangen war. Zwischen abgestorbenen Tännicht wanden sie sich durch, bis zu einer runden Waldblöße, und hier, in tiefster, sicherster Einsamkeit, machten sie endlich Halt und Rast nach beschwerlichem Marsche.

Eine malerische Gruppe, lagerte das wilde Völkchen auf dem nadelbestreuten Moosboden, schöpfte aus dem Quell und labte sich an gedörrter Polenta, steinhartem Käse und dem verschwindenden Restchen des brennenden Fucinoschnapses, von dem es heißt, daß ihm der betäubende Saft eines giftigen Bovists beigemischt wird. Das gab ein sorgloses Genießen und Schwatzen. Der Trottelsepp wartete die Kinder und ließ den Pintsch seine kleinen Künste machen, die Alte legte sich todmüde zum Schlafen, und der Alois paßte, allem Waldgesetz zum Tort, seinen schlechten Tabak. Gina beschäftigte sich unterdes eingehend mit dem Abgestürzten. Nun war die Maut passiert, die Komödie ausgespielt! Ihr Gesicht trug wieder seinen gewohnten, schwermütigen Ausdruck, selbst dann, als sie lachte, während sie ihm die geschickt angelegten Lumpenverbände abnahm. Dichte, enggewickelte Lagen der schönsten, genuesischen Seidentücher kamen zum Vorschein; auch das Wams des Burschen war zwischen Futter und Rock damit ausgepolstert, und unter dem Stroh des schmutzigen Bettsackes schimmerte es rot und blau und citronengelb und knisterte vornehm. Das glänzendste der Tücher durfte sich Gina zu eigen machen, den ganzen Rest schnürte sie mit des Bruders Hülfe um die einzelnen Teile seines zerlegten Stutzens zusammen in einen handlichen Schulterpacken, für den jüdischen Aufkäufer des Schmugglergutes droben zu München in der Rosengasse.

Dann sprang der Bursch mit katzengleicher Behendigkeit vom Karren zur Erde. Er dehnte sich, daß ihm die Gelenke knackten, lief seitab in den Hohlweg, an dessen Ende ein stiller, tiefer Kolk lag, schwarzblau im Sonnenschein. Dort streifte er seine schweren Kleider ab, warf sich in das regungslose Wasser und nahm sein starkfädiges Hemd mit hinein zum Waschen. Wie eine Ente tauchte und plätscherte er nach seinen Marterfahrten im Karren, und als ein neues Menschenkind kam er nach einer Viertelstunde wieder zum Vorschein. Mit baumelnden Beinen, sein Frühmahl auf den bloßen Knien vor sich, hockte er, in der niederen Astgabel einer verkrüppelten Buche, zwischen den Seinen. Er war so gut wie nackt; die Sonne sollte ihm sein Hemd am Leibe trocknen, und es schien fast, als freue sie sich mit ihren wärmsten Strahlen an diesem sündhaften und doch so wohl gelungenen Ebenbilde seines Schöpfers. Ein junger Ganymed, dem freilich Jovis Aar und die gehenkelte Trinkschale fehlten, saß er da, das weiße Leinen nur lose um die südländisch vollen Hüften gelegt. Daraus wuchs der bräunliche, geschmeidige Körper hervor, weit unter männlicher Mittelgröße, jugendlich rund, ja, fast ein wenig mädchenhaft erscheinend mit seiner hohen, glatten Brust und den zarten Schultern und Handgelenken. Auch der kirschrote Mund und die Wangengrübchen berührten befremdlich im Verein mit der auffallend kleinen Hand. Aber der Schein trog! Wie fest und stark die Halssäule, wie steinern die Armmuskeln in der Spannung, wie eisern der Griff dieser weibischen Hand, wie hart die Sohle des schmalen Fußes. Und Lasten vermochte das Rückgrat zu tragen, scharf war dies grünlich schillernde Auge unter klassisch geschwungenen Brauen, wie das Auge eines Stoßvogels!

Gar mancher Ahnungslose, der zur Nachtzeit die Schleichpfade des Schwärzers Renzo kreuzte, hatte Proben davon zu verzeichnen! Dreiundzwanzigjährig, wie Renzo war, lag schon eine bewegte Vergangenheit hinter ihm. Hätte man ihn gefragt, ob er im Ringen und Kämpfen noch keinen an Leib und Leben geschädigt habe, würde er sich wahrscheinlich stolz abgewendet und

Digitized by Google

zur Antwort gegeben haben: „nou son' assassino!“ Freilich, unter Zunftgenossen nahm er kein Blatt vor den Mund, und seiner Aalgewandtheit und halsbrecherischen Kühnheit halber hieß der tolle, zierliche Bursch überall bei seinen Freunden im Ampezzo- und Cordevolethal: „il bricconcello“ — „das Schelmchen.“ Weit entfernt davon, mit diesem Beinamen den Begriff des Schurkischen und Räuberischen zu verbinden, prahlte er mit ihm wie mit dem herrlichsten Ehrentitel.

Selbst der Verbrecher pflegt seinen Rechtskodex und sein mehr oder minder scharf ausgeprägtes Unterscheidungsvermögen für das Böse, das Schlimmere und das Schlimmste zu besitzen, und Renzo unterschied sehr deutlich. Er ließ sich gern einen „bravaccio“ nennen, aber niemals ungestraft einen „ladrone.“ Diebstahl, Raubmord, nur aus Lust am Stehlen und Töten? — Niemals! Aber Notwehr, um das zu vertheidigen, was man den habgierigen Geizhälsen von der Maut mit eigener Gefahr an der Spürnase vorbeigepaschert hatte, — das war nicht nur ein erlaubtes, sondern sogar ein rühmliches Thun in des bricconcello Augen. Lächerlich die Gesetze, die den lebenzerschneidenden Messerstoß und die zerschmetternde Bleikugel bei solchem Anlaß unter die Hilfsmittel des wissentlichen Totschlages rechneten!

Gerade eben hatte er eine mehrwöchentliche Haft verbüßt, ohne daß man sich seines ganzen Schmugglergutes bemächtigen konnte. Der wertvollste Packen Seidentücher war sicher auf dem Grunde der unzugänglichen Klamm geblieben, bis Renzo, in Freiheit gesetzt, ihn sich wieder holte. Das Gesicht geschwärzt, Steigeisen an den Füßen, war er danach in die Tiefe hinabgeklommen und auf unerklärliche Weise hatte er sich glücklich wieder ans Licht gearbeitet aus dem schauerlichen Abgrunde — man sah noch die Narben seiner Risse und Schrunden! Jetzt war der nämliche Packen Seidentücher mittels kecker Täuschung sicher im bayerischen Lande, und der briccone machte Anstalt, sich auf fernere Wagstückchen zu besinnen.

Als er sein Hemd getrocknet und seinen Hunger gestillt hatte, bekleidete er sich sorgfältig und entfernte jedes Stäubchen und Hälmchen von Wams und Hut und den weiten Hosen. Er knüpfte sich das bunte Halstuch unter dem offen zurückgeschlagenen Hemdkragen in einen flotten, losen Knoten, schnitt sich einen tüchtigen Wanderstecken und verabschiedete sich, seinen Packen schulternd, von Schwester und Schwager, ihnen genau angebend, wohin sie ihm Nachricht über ihren künftigen Wohnort und Erwerb senden sollten. Der Greidl-Alois mochte nicht mit nach München, sondern strebte geradeswegs hinauf in die Falepp, wo ihm eine Hütte nebst allem Gerät zur Enzianbereitung käuflich angetragen war. Wurzen sollte es dort, unweit des Schliersees, im Überfluß geben.

Gina herzte und küßte den scheidenden Bruder leidenschaftlich. Sie ging ungern nach Bayern, aber sie fürchtete ihres Mannes Schläge und fügte sich.

„Thut sich's mit dem Schwärzen nimmer, so werd' ich in München Theaterspieler!“ sagte Renzo und lachte hell in der Erinnerung daran, wie vorzüglich er doch seine Jammerrolle als Verunglückter durchgeführt hatte.

„Und wann kehrst du heim zu mir, bricconcello carissimo?“ fragte Gina, und abermals schränkte er seine Arme um ihren Leib, wiegte sie hin und her und sagte mit Schelmenmiene:

„Wenn der Teufel hinter mir drein ist!“ —

Damit machte er sich pfeifend und stark ausschreitend auf seinen Weg. Einer, der dazu geschaffen schien, Herzen zu stehlen und Gebote zu brechen!

II.

Da, wo die spiegelklare rote Falepp aus dem Schoße des kleinen Spitzingsees munter in ihr Thal hinaustritt, ließ sich der Greidl-Alois mit seiner Familie nieder, in einer Einsamkeit, wie sie nur zwei Menschengattungen dauernd zu ertragen vermögen: die Gottbegnadeten, deren Geist tief und deren Herz reich ist, die ein schönheitsuchendes Auge vom Schöpfer empfangen haben, und die Bösen, die einen Schlupfwinkel für Furcht und Sünde begehren. Der Alltagsmensch, der nur karge Lebensfunken aus seinem Innern zu schlagen vermag, wird hier stumpfsinnig oder melancholisch, und dieser See im Hochthal ist verlockend zum Enden solcher Melancholie.

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:

Studie von Ludwig Willroider.

Inmitten des Engpasses, der, zwischen drei- und viertausend Schuh über dem Meeresspiegel, sich felsig von der Kaiserklause zu Füßen des hinteren Sonnwendjoches bis zum idyllischen Schliersee hinabwindet, liegt das düstere Auge der Berge. In seinem Norden steigen die Zacken des Jägerkamp und der Brecherspitz auf; das Massiv der Rotwand und die beiden Kegel der Bodenschneid schirmen die Seiten, und allerorten schlängeln sich sumpfige und überbuschte Schleichpfade zu den schotternden Geröllhalden und verschwiegenen Almen empor. Von dort schluchten sie sich, oft von unüberwindlich scheinenden Zinken und Blöcken unterbrochen, hoch in die Klammen hinauf. Da werden sie so schmal und gehen so schwindelnd am Grat hin, daß nur der sichere Tritt des Jägers und des Schwärzers, oder die Todesangst des Verfolgten eine Möglichkeit zum Vorwärts- und Rückwärtsklimmen finden. Nichts unter ihnen als verkrüppeltes Latschengeäst, Brombeergerank, stachlichter Ginster! Nichts, das fest und sicher zum rettenden Halt in höchster Not erschiene, als das graue Gestein der Ränder. Aber wehe der tastenden Sohle, die sich darauf verläßt, und der greifenden Hand, die es zu umklammern wagt. Dann erwacht der starre Felsbrocken zu furchtbarem Leben. Donnernd springt er zu Thal und reißt den totgeweihten, aufprallenden Menschenkörper mit sich hinab in den Abgrund, den keines Sterblichen Fuß ermessen darf. Da bettet er sein Opfer zwischen senkrecht abstürzenden Wänden und läßt es von glühendem Sonnenbrande und eisigem Froste zernagen. Oder er gibt es den schamlosen Geiern zur Atzung preis und dem scheuen Getier der schweigsamen Wälder. — Kurz und lieblich ist die Sommerzeit dieser abgeschlossenen Welt; im Herbst fegen gewaltige Stürme darüber hin, im Winter häuft der Schnee sich mannshoch und ruht mondenlang in unberührter Jungfräulichkeit, wenn nicht das hungrige Wild seine flüchtige Fährte über ihn hinzieht. —

Der Spitzingsee träumt geheimnisvoll zwischen seinen Höhen und Halden. An seinen seichten Uferrändern stehen dichte Buchen, und öffnet die Mummel ihre schimmernden Blumen zwischen blanken Herzblättern. Schmale, saftgrüne Halbinselchen strecken sich in das steingrüne Gewässer von der Farbe des Jaspis, zerklüftete Sandberge werfen ihr gelbes Spiegelbild hinein, und im Südwesten säumt es der Wald. Im Osten drängt sich ein mächtiger, schwarzer Felsblock vor wie eine trotzig geballte Faust und hängt über der Flut. Zwei hohe Tannen umklammern das Gestein mit ihren Riesenwurzeln; um sie her blühen Lichtnelken und Einbeeren üppig im feuchten Moose, und im Schutz der Felsenfaust hebt das Schilf seine flüsternden Schwertblätter aus dem Wasser des Sees empor. Libellen umtanzen es glitzernd, und zwischen den Stengeln hängt das zierliche Nest des furchtsamen Rohrsängers, der allabends sein schlichtes Liedchen pfeift, bis der Sommer scheidet und das Schilf abstirbt.

— — — — — — — — — — —

Damals, wie heute noch, stand weit und breit am See nur eine einzige menschliche Wohnstätte. Ein rohgefügtes Häuschen, von vielfach geflickten und geborstenen Schindeln bedacht, die in regelmäßigen Zwischenräumen von Felssteinen beschwert waren. Die Fenster standen ohne eine Spur von Symmetrie, sie waren sehr schmal und hatten dicke, buckelige Scheiben in bleierner Fassung. Wenn zur Nacht das Mondlicht hindurchschien, wirkte es wie eine Phantasmagorie, so verschärften die Rundungen und Ausbuchtungen des alten Glases die Strahlenbrechung. Rings um das Häuschen lief ein morscher Steckenzaun, dessen Pförtchen jeder Eindringling von außen wie ein Nichts aus den Angeln heben konnte. Der Zaun endete da, wo die rote Falepp vorüberfloß, einen sprudelnden Wasserfall bildend in ihrem Jugendübermut. Ein zitternder Steg leitete zur Straße hinüber, und die Farnkräuter wucherten so üppig, daß sie an vielen Stellen das sprudelnde Wasser verdeckten. Drinnen in der Hütte gab's nur den großen Hausraum und zwei Kammern, wenn man die winzige, finstere Küche nicht mitrechnete, in der die Enzianbereitung vom Greidl-Alois und dem Sepp betrieben wurde. Der Hausraum nahm die ganze Länge des Gebäudes ein, er war so niedrig, daß die schwärzlichen Deckenbalken auf den Estrich zu drücken schienen. An den verräucherten Wänden liefen Bänke hin, abwechselnd mit gestapeltem Brennholz; in der Mitte stand der massive Tisch zum Essen, Zechen und Karteln. Seine altersblanke Platte zeigte

sich ganz durchmustert von eingekerbten Buchstaben, Strichen und Herzen. In der dämmernden Tiefe des Raumes der grünglasierte Ofen mit der Herdstelle, und da, wo die Kacheln einen heimlichen Winkel bildeten, drängte sich ein niederes Bänkchen eng an die Wand. Darüber hing das Heiligenbild der Ahne: Sankt Sebastian, von Pfeilen durchbohrt; geweihte Palmzweige steckten dahinter, und die Alte kauerte fast den ganzen Tag betend in diesem frommen Eckchen. Als aber der neunte Morgen für die Eingewanderten am Spitzing rot wurde, fand Gina ihre Schwieger tot auf ihrer harten Liegerstatt, und drei Tage später ward sie zum letzten Schlaf hinausgetragen durch Wald und Lichtung auf den Auracher Friedhof. Nun bewohnte Gina allein mit den zwei Kindern die eine der beiden Kammern. Die andere benutzte der Alois, und der Trottelsepp, des Alois' verwaister Vetter und Hausklave, nächtigte mit seinem Pintsch im Stadel, der, unter der hinausgebauten Küche, an der Hütte klebte.

Ein elendes, vergrämtes Weib war die Ahne gewesen, und Gott hatte sie selig nach ihres langen Lebens Plackerei und viel bitterem Herzeleide. Sie fehlte weder ihrem Sohne noch den Enkelkindern, und auch der Sepp vermißte sie nicht, aber Gina härmte sich von Tag zu Tag mehr. Die Alte war ihr keine böse Schwiegermutter gewesen, wie es im Märchen geschrieben steht und in der Wirklichkeit gern vorausgesetzt zu werden pflegt.

Im Gegenteil. Von der Stunde an, zu der die schöne Regina Vigo aus Aquabuona im Ampezzothal ihre Hand zur Trau in die des hübschen, liederlichen Aloisius Greidl legte, weil sie in ihrer thörichten Mädchenblindheit nicht von ihm lassen konnte, — hatte sie an der Schwieger eine ergebene Freundin gehabt. — Die Alte schüttelte nur immer den Kopf dazu, daß ihr Loisl so viel Glück finden solle nach all dem Weh, was er ihrem Mutterherzen angethan von Jugend auf. Sie liebte Gina, weil Gina ihren einzigen liebte, und sie hoffte und betete ohn' Unterlaß, daß ihr „schwacher Loisl" durch seine gute Frau doch noch in die Höhe kommen und ihrem Alter Ehre und Freude bringen werde.

Aber das Schicksal legte seine unerbittliche Hand dazwischen und sprach sein unbegreifliches „Nein" zu ihren Hoffnungen. In fünf Ehejahren begrub die schöne Gina vier Kinder, und ihr armes, junges Herz war so überfüllt mit Traurigkeit, daß die Sorge für des Mannes Seelenheil keinen Platz mehr darin fand. Immer abwärts ging's mit dem Alois körperlich und geistig. Seine Züge wurden schlaff und verschwommen, sein Rücken krümmte sich vor der Zeit, die Leichtlebigkeit, die ihn einst so verführerisch gemacht hatte, verwandelte sich allgemach in Gemeinheit. „Im Blute liegt's ihm," sagte die Alte und schlug das Kreuz und gedachte an den Vater des Alois und sein schmachvolles Ende hinter den Innsbrucker Kerkermauern. So ward nun der Sohn, von seinem eigenen Gewerbe verlockt, zum Trunkenbold und Schwächling und dann zum Schuft. Die beiden Frauen, die alte und die junge, klammerten sich in ihrem gemeinsamen Kummer aneinander und lernten, unfähig, den zu halten, der ihre Stütze hätte sein müssen, ohne ihn fertig zu werden. Einträchtig hegten und pflegten sie die beiden jüngsten Kinder, die am Leben blieben, und hüteten den armen Trottel vor den Neckereien Böswilliger und des Alois Branntweinflasche. Einträchtig trugen sie auch die Angst um Ginas knabenhaften Bruder Renzo, dem sein Schwager ein gefährlicher Lehrmeister geworden war. Und doch! Ins Gesicht geschlagen hätte Gina jeden, dem es beigekommen wäre, Renzo und Alois zu vergleichen: „il briccone," so würde sie funkelnden Auges gesagt haben, „hat keinen Tropfen Gemeinheit in seinem Blute!" — Recht mußte man ihr geben, wenn man bei so bestimmten Begriffen, wie der des Bösen ist, Abstufungen anerkennen wollte. In dem Falle durfte man Renzo ohne Frage zu den Ritterlichen seines wilden Gewerbes zählen, und seine Schlauheit hatte etwas Geniales an sich. Niemals hätte er sich einer feilen That schuldig gemacht, wie der Alois, der den Franzosen Spionendienste gethan hatte um ein paar lumpige Goldfüchse. Tot geschlagen hätte der briccone die Franzosen! — er war ein Tiroler! Sein Schwärzen und seine Gewaltsamkeiten verletzten Ginas Schwesterstolz nicht, aber ihrem Manne gegenüber fühlte sie neben der Abneigung auch noch Verachtung bis ins innerste Herz hinein, seit sie Zeugin jener schimpflichen und ge-

rechten Volksjustiz vor des Alois Landesverweisung geworden war. O! wäre das kirchliche Sakrament nicht gewesen — hätte sie sich von ihm losreißen können! Aber die Pfaffen — die Priester! — Wachend und träumend sah sie 's vor sich, wie die empörten Pfitscherthaler dem Vater ihrer Kinder ins Gesicht gespieen, ihn mit Fußtritten und Prügeln vor sich hergetrieben und schließlich auf schreckliche Weise mit ihren Messern gezeichnet hatten, für Lebenszeit. Und wenn er sich damals gewehrt hätte, wie ein Mann! Aber nein: kein Hund konnte hündischer nach seinen Schlägen zum Freßnapf zurückriechen, als der Alois in seinen Fuseldunst zurückkroch.

Die alte Mutter hatte der Schwiegertochter das grausame Los tragen helfen. In ihr wohnte eine Macht schlichter und starker Frömmigkeit, die auch der heißblütigen Gina Ergebung ins Herz senkte. Nun lag die Greisin unter dem Rasen des Auracher Gottesackers, und Gina fand die Kraft nicht mehr, ihr trauriges Geschick würdig zu tragen. So ganz allein! Keine Seele auf dem weiten Erdenrund, der sie sich anvertrauen und aussprechen durfte. Der Tod hätte ihr kaum eine tiefere Lücke schlagen können! — Beten? — wozu! Die Madonna hatte sie ja schon seit Jahren aus ihrem Gnadenschoße verstoßen. Ihre Kinder liebte sie mit dem mächtigen Instinkte des Mutterherzens und versuchte sich an ihnen zu trösten, aber sie hatten beide ihres Vaters feine, kleinliche Gesichtszüge und seine eigentümlich gestellten, scheu blickenden Augen mit zur Welt gebracht. Und deshalb gab es, trotz ihrer frischen Jugendlieblichkeit, doch Momente, in denen die Mutter sich von ihnen abkehrte. Dann fragte sie sich: „Womit hab' ich so viel Kreuz verdient?" und in ihrer bäuerlichen Einfalt erkannte sie ihr eigenes Ich nicht vollkommen genug, um sich ihres Schuldanteils bewußt zu werden, der bei jeder unglücklichen Ehe auch auf die leidende Hälfte fällt. Denn es gibt keine fehlerlosen Engel und keine göttlichen Dulder auf Erden! — So verstummte sie, that ihre Pflicht freudlos und ließ die Tage vergehen, wie sie wollten.

Der Huberlenz, von dem der Greidl die ärmliche Baracke gekauft hatte, war in seiner Art ein ebenso arger Lump gewesen, aber er wußte die Zither zu schlagen, wie ein bayerischer Arion, und deshalb war die versteckte Hütte von den Burschen und Dirnen der Umgegend mit Vorliebe zum Schauplatz ausgelassener Tanznächte erkoren worden. Die Jäger aus dem Falepper Forsthaus bei der Kaiserklause und die Sennerinnen von den Almen ringsum tobten sich beim Schuhplattl'n weidlich aus, von Länggries und dem Schliersee kamen die Holzknechte und Sangeskundigen dazu, und auch das nahe Tirol sandte seine breitbrustigen Männer und wortkargen Mädchen; denn angesichts der Lustbarkeit schwieg der Bruderhaß.

Der Greidl war kein Arion und dazu ein grantiger Wirt, der selber allemal den ersten Rausch im Kopfe spürte, aber sein Enzianschnaps übertraf den des Huberlenz, und er nannte das schönste Weib, auf Meilen in der Runde, sein eigen!

„Das schönst' in d'r Welt!" sagte Peter Simbacher, der Jäger aus Algund im Vintschgau, der zur Zeit in der Falepp bedienstet war. Ein ruhiger, kraftstrotzender Bursch, dem der rote Bart so stolz über die mächtige Brust zum Hüftgurt herabwallte, als habe er ihn dem Barbarossa selbst aus dem Untersberg fortgestohlen. Und wie der Simbacher Peter erst Zither spielte: gar nichts war des Huberlenz Kunstfertigkeit dagegen. Die reizendsten, wiegenden Ländler, die feurigsten „Weanerischen" gab er zum Besten. Nun wurde es noch ein zehnmal tolleres Treiben in der Hütte am Spitzing, und die hohe Politik, die damals ein stachelichtes und gefährliches Spielwerk in den Händen der Unkundigen war, brachte die spannendsten Raufereien, die blutigsten Messerkämpfe zu Wege. Die Diener der irdischen Gerechtigkeit begannen sehr scharf auf die Branntweinspelunke zu werden, besonders der eifrige Grenzjäger, der Mayrhofer mit den langen Beinen und der Spitznase streifte viel öfter als sonst im Revier umher. Er wurde der richtige „G'schafterl," wie die Bauern sagten. War's all der Schandthat wegen oder wegen der Gina, daß er nimmer vom See fortblieb?

Peter Simbacher lächelte jedesmal hinter der Hand, wenn beim Abendtrunk im Forsthaus die Rede darauf kam. Er wußte ganz genau, wem die schöne Welschtirolerin hold war, und wem sie selten wehrte, wenn er im Dunkeln auf die Pirsch nach zwei

roten Lippen schlich. Sie trug ein Trauergewand um die Ahne und mischte sich niemals unter die Lustbarkeiten im großen Hausraum. Aber sie saß gern hinter dem Simbacher, wenn er Zither schlug, und schaute ihm über die Achsel auf die Hand, so daß ihr warmer Atem seine Wange streifte. Nirgends spielte er schöner zum Tanz auf als in der Spitzinghütte. Mit dem Alois war er, um der Frau willen, so weit gut Freund, wie es ein grundehrlicher Mann mit einem schustigen sein kann, wenn die Liebe ihn in ihrer alles überbrückenden Gewalt hat.

So lebten sie, jeder auf seine Weise, dort oben hoch über der Klugheit der Städte, und Ginas Herz schien von einem neuen, keimenden Glücksgefühle ausgefüllt zu werden. Gar manchen Abend jedoch, wenn es drinnen wüst herging, stand sie draußen allein am geschwätzigen Wasserfall neben der Hüttenthür, deckte die Hand über ihre gerunzelten Brauen und die dunklen Augen und wehrte den Simbacher unwirsch von sich ab. Sie sehnte sich ungestüm nach ihrem caro bricconcello! Keine Menschenseele wußte, wo er seine Hantierung betrieb, ob er frei oder gefangen, lebendig oder tot war.

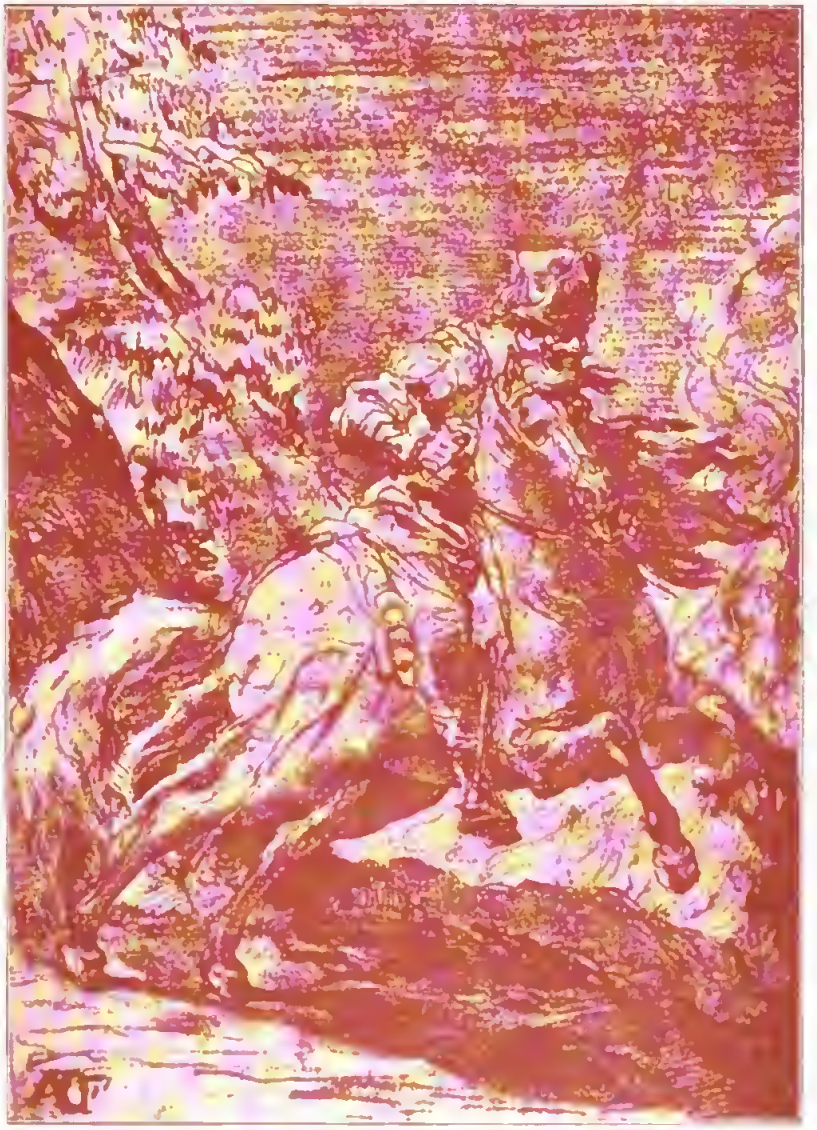
Endlich hörte sie wieder von ihm; das war gegen Ende Juni, und das Tirolerland atmete seit kurzem wieder freier und hoffte auf die Dauer des Friedens.

Die Spitzinghütte lag ganz still und gästeleer. In des Greidls glühheißem Sanktum stand der Branntwein im Filter mit dem Enzian und sickerte langsam in das untergestellte Thongefäß. Die Kinder schliefen schon, und der Greidl war mit dem Trottelsepp fort nach München. Seinen Vorrat hatte der allzu lebhafte Zuspruch während dieser aufregenden Kriegsläufe verzehrt, und erst morgen dachte er mit irgend einem interimistischen Ersatzgetränk aus der Hauptstadt heimzukehren. Gina stand, nach ihrer Tagesarbeit feiernd und im stillen auf den abendlichen Zuspruch des Simbachers hoffend, in der Hausthür. Nur geplaudert hätte sie gern ein wenig mit dem Peter und seinen Dackl gestreichelt; denn der Alois hatte den Pintsch mit nach München genommen, und sie war allzu einsam — ihr fehlte für ihr unruhiges Herz der freundliche Zuspruch einer Menschenstimme. Es dunkelte schon, und hinter den Tannen im Westen lag blutrot der letzte Streifen des scheidenden Tagesgestirns. Da kam durch das wachsende Zwielicht ein großer, bösartig aussehender Kerl, mit dem Messer im Gurt und einer alten Reiterpistole aus dem Hosensack schauend, das Sträßchen entlang, das von Geitau durch tiefen Wald zum See lief. Die Haare waren ihm von Schweiß verklebt, die Augen blutunterlaufen; er wankte hin und her wie ein völlig Berauschter, trat auf Gina zu und verlangte einen Trunk Branntwein. Gina war in großer Verlegenheit: es gab keinen fertigen Enzian mehr, und der frische im Filter brauchte noch acht Tage, bis er trinkreif sein würde. Der verlotterte Mensch that einen heiseren Schwur und schlug mit der Faust auf den Tisch: er wollte selbst ins Haus und nachschauen.

Es ward immer finsterer, der Nachtwind seufzte schon in den Tannenwipfeln, und die Nebel stiegen wie Gespenster aus dem See auf. Gina, sonst der Beherztesten eine, begann vor Furcht zu zittern. Mit aller Macht wünschte sie sich den Simbacher herbei oder auch den Mayrhofer, ihretwegen, nur einen Mann mit Stutzen und Genicksänger gegen diesen räuberischen Loder, der ihre Hand in seiner groben, haarigen Faust zusammenpreßte wie ein Schraubstock und sie zwang, mit ihm in die dunkle Hütte einzutreten. Im Vorüberdrängen drückte sie geräuschlos ihre Kammerthür, hinter der die Kleinen ruhig atmeten, ins Schloß, der verwegene Gast jedoch zerrte sie seitwärts und tappte stolpernd in die ausgetreppte Küche, wo er den Fusel witterte. Ohne Zaudern hob er den Deckel vom Filter, beugte sich darüber und schlürfte in langen Zügen aus der Hohlhand von der trüben Flüssigkeit, soviel Lippen und Kehle nur vermochten. Auch seine Flasche im Sack versorgte er und atmete dann laut und schwer wie einer, der am Verschmachten gewesen ist.

„Jetz', Weib, kimmst du!" — lallte er mit seiner groben Stimme, und Gina schrak entsetzt gegen die Wand zurück und hob flehend beide Hände, weil sie nicht anders meinte, als daß er sie angreifen und irgend eine bestialische Unthat an ihr verüben werde. Allein er bückte sich, ohne die Hand nach ihr auszustrecken, wie sie fürchtete, streifte schwerfällig einen seiner kotigen und durchlöcherten Nagelschuhe ab und holte

Digitized by Google



Kavalier zu Pferde. Rötelzeichnung von Don Diego Velazquez in der Galerie der Uffizien zu Florenz.
Nach einer Aufnahme von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elſ. und Paris.

unter der ſchmutzigen Sohle ſeines nackten Fußes ein zerknittertes Papierchen hervor, das er ihr hingab.

Sie wich zur Seite und ſchüttelte ſich vor Ekel, er aber drängte, heiſer flüſternd:

„Nimm's, nimm's!“ — und fügte kaum verſtändlich hinzu —: „vom briccone!“

Sie riß das Blatt an ſich und zitterte am ganzen Leibe: „Gesù! Gesù Maria! — laß — laß! — Laß mich Licht zünden —“

„— Na'n Licht mochſt net, Weib ſaggra!“ —

Er ſprang wie ein Tiger auf ſie los und wand ihr den Schwefelfaden aus den Fingern. Sie aber war mit einem Satze jenſeits der Thür, riegelte hinter ſich ab, verwahrte auch den Hauseingang und floh zu den Kindern.

Eine Weile noch hörte ſie den unheimlichen Geſellen drinnen in der Fuſelhöhle, Wand an Wand mit ihr, ſchnaufen, rufen und rumoren; dann klirrte das Fenſter — es war das einzige zweiflügelige des Hauſes, und polterte, gegen das Dach des Stadels

auffchlagend, in den kleinen Hof voll Dorn und Neſſeln. Der Mann, der in der Küche gefangen ſaß, ſchien ſich durch die Öffnung für den Fenſterrahmen hindurchzuarbeiten und den Boden zu erreichen.

Schwere Tritte umkreiſten zwei-, dreimal das Haus, eine Fauſt pochte drohend gegen Ginas Fenſterladen, deſſen Riegel ſie von innen krampfhaft feſthielt; darauf vertönten die Schritte. Nichts regte ſich mehr im weiten Kreiſe, nur der Waſſerfall plätſcherte, und die Käuzchen im Walde ließen ihr Klaggeſchrei ertönen. Über den ſchwarzen Tannenwipfeln ſtand ein fahler Schimmer, der Vollmond hinter den Bergen kündigte ſeinen Aufgang an.

Gina fuhr heftig zuſammen. Da draußen, nach der Bodenſchneid zu, knackte und raſchelte es plötzlich wieder, als bräche ein ſchwerer, waidwunder Hirſch durchs Dickicht. Unerklärliche, ſchauerliche Gurgellaute kamen herüber zu der Bangenden am Fenſter — nun ein dumpfer Krach und dann Totenſtille. Konnte es der alte, morſche Aſt der abgeſtorbenen Tanne, gleich vorn am Waldſaum ſein, der, ſich vom Stamme löſend, niedergebrochen war? — Der Förſter hätte den Baum längſt fällen laſſen müſſen. — Wer mochte von den Falepper Jägern heut Nacht im Revier gehen? — Ach! wenn wenigſtens der Trottelſepp daheim geblieben wäre, oder doch der Pintſch! Was brauchte der Alois ſie beide mit nach München zu nehmen? — So ganz allein in der finſteren Nacht und Verlaſſenheit mit den hilfloſen Kindern — santissima Vergine! und des Bruders Brief! Ungeleſen ſteckte er ihr noch im Mieder!

Ginas Kehle war wie verdorrt von Angſt und Graufen, hier in der engen, dunſtigen Kammer. Sie riegelte die Thür auf und machte eilends Licht. Die ganze Luft des Hauſes war von widerlichem Fuſelgeſtank erfüllt, und der Branntwein floß unter der Küchenthür hervor: der Räuber hatte das Thongefäß umgeſtürzt. Wo war er? — wo war er? — Die einſame Frau kannte ſich nicht in ihrer Furcht. Röte und Bläſſe wechſelten jäh auf ihrem ſchönen Geſichte, mit fliegenden Fingern öffnete ſie ihr Mieder und warf es ab, ihre Bruſt wogte auf und nieder wie in angeſtrengtem Laufe. Ratlos wendete ſie den Kopf von einer Seite zur anderen: — nirgends eine Waffe, um das Ungetüm abzuwehren, denn es mußte, es würde ja wiederkommen, ehe der Morgen graute! Doch — da lag eins von des Alois Meſſern auf dem Ofenrande. Es ging hart in der Feder, aber ſie öffnete es und ſchliff die Klinge haarſcharf auf dem Schwellenſtein. Nun ward es ihr mit einemmale ganz furchtlos und ruhig ums Herz. Sie behielt das offene Meſſer feſt in der Rechten, ſetzte ihr dampfendes Oellämpchen aufs Fenſterſims und entzifferte langſam ihres Bruders halbverwiſchte Schrift: ein wahres Kauderwelſch von unorthographiſchem Italieniſch und Deutſch. Sie las Wort für Wort; dann ließ ſie das Blatt ſinken und dachte nach. Ganz vertieft ſtand ſie da, die Waffe ſtarr von ſich geſtreckt, die prachtvollen Augen weitoffen ins Leere gerichtet: eine Judith am Lager des Holofernes.

Was ſchrieb doch der Renzo? — Daß er in Ingolſtadt gefangen ſitze, weil er einem maledetto Francese den Garaus gemacht habe — ſie werde ſich ſchon denken können, weshalb in dieſer Kriegszeit, und dann habe er die Monturſtücke und Papiere und einen Haufen Geld über die Grenze ins Öſterreichiſche ſchwärzen wollen, geradewegs zum Sandwirt nach Innsbruck — er und der andere, der ihr den Brief bringen werde. Aber hüten ſolle ſie ſich vor dem; denn der ſei ein großer Straßenräuber und Totſchläger: un bandito illustrissimo. Er, der Renzo, ſitze gefangen der guten Sache wegen — sempre la stessa campana! Immer das alte Lied. Allein er erfreue ſich friſchen Mutes: San' Lorenzo werde ſeine hilfreiche Hand leihen, daß es ihm auch glücke mit der Flucht, und dann müßten ſie alle mit ihm fort aus dem ſackriſchen, franzöſiſchen Bayern und gute Tiroler ſein und den Bayern aus dem Lande hinwegſchmuggeln, was zwei Männer und zwei Weiber nur tragen könnten. — Es gehe der nonna doch gut, der Alten? Er habe keine Nachricht in München empfangen — er werde ſelbſt kommen, ſobald es Gott und dem Glücke gefalle, ihn freizulaſſen. Hinten am Sonnwendjoch liege noch ein ſchöner Packen ſicher verborgen, der andere wiſſe auch davon, der ſeiner cara sorella Gina vieltauſend Grüße bringen ſolle, ihr und dem povero citrullo, dem Sepp. Und den bimbi viele Küſſe und dem Alois einen Fußtritt, daß

er in die Hölle fliege! Alles fernere werde ihr der andere vermelden.

Der andere! dieser Schreckliche! Ihre Augen wurden noch größer und starrer, die Furcht bemächtigte sich ihrer aufs neue.

„Heilige Jungfrau! horch! horch!“ — Da waren die Tritte wieder — da kamen sie näher — da tappten sie vorsichtig über den Steg am Wasserfall! Jetzt — jetzt! — „Gott steh' mir bei und alle heiligen Engel!“

Jetzt zwängte sich eine Hand durch den Spalt des lose angeketteten Ladens zum offenen Fenster herein und machte das Kettchen los mit geschicktem Ruck. Gina wollte schreien, aber kein Laut kam: wie der Blitz schlug ihr scharfes Messer quer über den Rücken der breiten, braunen Männerfaust. Ein stöhnender, unterdrückter Schmerzensschrei gab Antwort auf die Gewaltthat der Frau, und ein Hund schlug dazu an. Dann rief es mit zornbebender Stimme: „Den Kratzer mußt's zohl'n, du wilde Katz!“ und die Hand, von der das Blut niederschoß, zog sich zurück.

Im nächsten Augenblick war Gina an der Hausthür und schob die schließende Bohle beiseite, noch ehe der Mann da draußen pochen und Einlaß fordern konnte. Die Thür öffnete sich, als ein blendender Silberstrom floß das Mondlicht herein, und Gina warf sich schreiend und schluchzend, bebend wie ein windgeschüttelter Baum, an des Simbachers breite Brust. Mit beiden Armen umklammerte sie ihn und küßte, in wahnwitziger Selbstanklage und Verzweiflung, seine Hand mit der klaffenden Wunde, deren Blut ihr das bauschende Hemd und Hals und Brust in großen Flecken benetzte.

„Carissimo — carissimo — adorabile!“ stammelte sie einmal über das andere, kniete vor ihm nieder, wusch ihm die Wunde mit Wasser aus dem laufenden Brünnchen im Hausraum und drückte sie mit geschickten Fingern zusammen, bis das Blut stand. Darauf bedeckte sie die Hand mit den heilenden Blättern des Wohlverleihkrautes und befestigte einen Leinenstreifen ringsum. Dann legte sie den schönen, dunklen Kopf auf sein Knie und weinte und weinte, als könne sie niemals wieder aufhören. Er hatte sich, übermannt von der ersten Wirkung des Messerschlages, auf das niedere Bänkchen im Ofenwinkel fallen lassen. Seine Hand schmerzte heftig, das Blut klopfte und nagte in der Wunde. Dennoch lehnte er, auf der Bank sitzen bleibend, Stutzen und Jagdtasche ins Eck und schickte den knurrenden Hund hinaus auf die Eingangschwelle. Dann umschlang er die Knieende mit seinem starken, gesunden Arme, zog sie auf seinen Schoß, und sie küßten einander lange und leidenschaftlich.

„O vergib mir doch, mein Einziggeliebter! Bleib — geh' nicht von mir — ich bin ganz verlassen!“ flehte sie und umfaßte seinen Hals, sobald er sich nur regte. Allgemach erfuhr er alles: des Alois Fortsein nach München mit dem Sepp, den unheimlichen, nächtlichen Besuch, des Bruders Brief.

„Schweige! Schweige wie der Tod, und wenn ich dir je das Wärtchen: briccone ins Ohr sage, so thu' mir meinen Willen um Jesu Blut!“ bat sie.

„Alles thu' i, Schatz“, entgegnete er, „aber eins gibt's, do loß i di net aus — wooßt Schatz — mir g'hört's! — Den Kratzer mußt mi zohl'n“, wiederholte er flüsternd, und seine weißen Zähne faßten spielend ihr feines Ohrläppchen mit dem großen Korallenstücke darin.

„Ich zahle dir's — bleib nur bei mir — laß mich nicht allein!“ flüsterte sie zurück, und dann schmiegte sie sich zusammenschauernd in seine Arme, so eng, daß keines Strohhalms Raum mehr zwischen ihrer pochenden Brust und seinem roten Barte blieb. — —

Keines der beiden Kinder in der Kammer regte sich während der langen, linden Sommernacht aus dem Schlummer, die buckeligen Fensterscheiben strahlten den Mondenglanz wieder und warfen ihn flimmernd über den Estrich hin, und der Dachshund auf der Schwelle schnaufte leise im Schlaf.

— — — — — — — — — — —

Als der Vollmond groß und feurig hinter die Zacken der Brecherspitz sank und die Sterne verblichen, nahm der Simbacher seinen Stutzen und die Tasche über die Schulter, steckte die wunde Hand zwischen zwei Knöpfe seiner Lodenjoppe, pfiff dem Hunde und trat über die Schwelle hinaus in den köstlichen, taufrischen Morgen.

Gina rief ihn noch einmal zurück, sah ihn mit einem heißen, traurigen Blicke an und küßte ihm demütig die Hand. Er lächelte auf sie nieder, reckte sich stolz in seiner knappen Jägertracht und küßte ihren

Digitized by Google

Mund mit der gönnerhaften Großmut des Mannes, dem sein Sieg sehr leicht geworden ist. Sie schaute ihm nach, wie er so stattlich, so frank und frei durch den rauchenden, duftigen Tann dahinschritt, die bunte Feder am Hut, den treuen Hund zur Seite, der schweifwedelnd an seinem kräftigen Beine emporsprang, das, dunkelgebräunt von frischer Luft und Gesundheit, über dem kurzen Wadenstrumpfe sichtbar wurde. Seine Brust dehnte sich dieser wonnigen Frühe entgegen, die junge Sonne vergoldete sein krauses, rötliches Haar und seinen prächtigen Bart, den der Morgenwind zauste und zur Seite wehte. — Nun beglänzte das warme Tageslicht schon die grünen Kuppen des Bodenschneid und warf Funken in den schlummerstillen See, und Gina meinte, das Licht verbrenne ihr heute die Augen im Kopfe.

Sie schlich ins Haus zurück, setzte sich wieder in den Ofenwinkel aufs Bänkchen und lehnte die schmerzende Stirn gegen die kühlen Kacheln. Da blieb sie, regte sich nicht, dämmerte und dachte und quälte sich und war doch bei aller Qual selig, wie eine, die von finsteren Mächten erlöst worden ist, durch ein unfaßliches Wunder. — Aber die Seligkeit verging ihr alsbald ganz und gar, da Ginina mit nackten Füßchen vor ihr auf dem Estrich stand. — Mit Widerstreben erhob sie sich, ging in die dumpfige Kammer und versorgte die Kinder, deren schuldloses Lachen und zärtliches Anschmiegen ihr das Blut in die Wangen trieben. Darauf schürte sie Feuer, streute das Maismehl ins siedende Wasser und schnitt, als die Polenta fertig war, mit dem Faden ein derbes Stück zum Frühstück für Ginina ab. Sie selbst verspürte keinen Hunger und während das kleine Mädchen tapfer aß und dazu plauderte, saß sie stumm, ihr Bübchen an der Brust, das Gesicht gegen die dunkelste Ecke der Kammer gerichtet, und die Thränen rollten unaufhaltsam über ihre Wangen. — Nie — nie wieder wollte sie den Peter allein bei sich im Haus haben! — „Kannst du denn von ihm lassen? —" fragte eine Stimme in der Tiefe ihrer Seele, und sie blieb der Stimme die Antwort schuldig, weil sie nicht wagte ehrlich „Nein!" zu erwidern. Öde mußte sie fortan leben — ach, wie öde, und büßen! In grauenvoller Klarheit erkannte sie's heute erst ganz, wie entsetzlich ihr das Zusammenleben mit dem feigen Betrüger — ihrem Manne war. Und sie? War sie besser als er? Betrog sie nicht auch vor Gott und den Menschen? An nichts mehr wollte sie ihr Herz hängen in dieser Welt! Nur an die Kinder. Sie nahm ihres Kleinsten Händchen und liebkoste es verstohlen. Vor Gininas Blicken fürchtete sich ihr Gewissen. Das Bübchen regte sich im Halbschlaf, hob träumerisch die langen Wimpern und sah der Mutter mit seines Vaters Augen ins Gesicht: scheu, ein wenig von seitwärts, und das feine Mündchen wurde im Lächeln schmal und listig. „Den Schalk hat es im Nacken!" pflegte Gina in besseren Tagen zu scherzen. Heute aber durchfuhr es sie wie ein Dolchstich. „Du bist nicht meines Blutes!" rief es in ihr, sie legte das zappelnde Kind in seine Wiege zurück und wendete sich von ihm ab: — wieder blickte sie starr und wild ins Leere, wie gestern abend.

Und plötzlich trat die unheimliche Gestalt des Eindringlings vor ihre Seele; denn ihr Auge fiel auf ein blutbeflecktes Papierstück, das Ginina vom Baden aufhob. Heftig forderte sie es von der arglosen Kleinen, barg es an ihrer Brust und begann von neuem bitterlich zu schluchzen: „Oh Renzo mio — oh bricconcello carissimo!"

Dann lehnte sie die Kammerthür an, hieß Ginina ruhig mit ihrer Lappenbacke spielen, draußen vor der Hütte, legte sich aufs Bett und nahm das unruhige Bübchen zu sich. Endlich entschlummerte sie tief und fest, den Schlaf tödlicher Ermattung nach dieser Nacht voll höchster Aufregung und Seelenpein.

III.

Da fand sie Peter, als er eine Stunde nach seinem Fortgange, abermals in die Spitzinghütte trat. Sein Hund schlich mit eingekniffener Rute hinter ihm drein, kroch alsbald auf dem Bauche bis hart an die verschlossene Thür zur Enzianküche und beschnoberte das Holz unter heulendem Winseln, als wittere er Verdächtiges. Peter zerrte das Tier am Behang von der Stelle fort, weil es seinem Rufe nicht gleich Folge leistete, züchtigte es derb und wies es aus der Hütte zu Ginina, die auf einem Stein am Wasserfall saß und mit der träumerischen Lässigkeit schüch-

Digitized by Google

Hausierer auf dem Lande. Nach

dem Gemälde von Th. Kleehaas.

terner und in sich gekehrter Kinder spielte. Sie vermißte den gutmütigen Pintsch und war sehr zufrieden mit des gelben Dackels Gesellschaft. Sie lockte ihn an sich und nahm ihn auf den Schoß in ihr blaues Ginghamschürzchen, er leckte ihr, noch immer kläglich winselnd, über Gesicht und Arme, sprang aus der Schürze und setzte sich zu ihren Füßen. „Ma sin holt ka Deandlhundl, gel' Dackl?" hätte der Simbacher unfehlbar gesagt, wenn's ihm nicht so bitterernst zu Mute gewesen wäre. Ruhig saß das kluge Tier neben der Kleinen, aber Augen und Nase blieben suchend und schnuppernd in die Höhe gerichtet, und als am Waldrande eine Otter durch das dürre Laub des Vorjahres raschelte, fuhr es auf, gab kurz und scharf Laut und keuchte vor Begier, auf das feindliche Etwas loszustürzen. Allein es kannte seinen Herrn und hatte die Strafe noch nicht vergessen.

Peter stieß die Kammerthür auf und trat an Ginas Bett. Der kleine Knabe war ihr aus dem Arme gerollt, ganz nahe an die Wand und schlummerte sorglos mit roten Bäckchen und geballten Fäustchen, das krause Haar und die Stirn warm und feucht von der schwülen Stubenluft. Gina lag wie eine Tote, die Wangen gelbblaß, die schwarzen, eng zusammengeschobenen Brauen, die dichten Wimpern, zwiefach dunkel unter der marmornen, von üppigen Haarwellen eingerahmten Stirn. Augen und Lippen halb geöffnet — den Atem spürte man kaum.

Es durchrieselte den starken, blonden Mann, der sich zu ihr niederbeugte, eiskalt, so unheimlich berührte ihn der Anblick seines eigenen Blutes auf ihrem Halse und in den Falten ihres Hemdes im Verein mit dieser leichenhaften Ruhe ihres Gesichtes und ihrer Lage. Auch die Finger, die seine gesunde Hand mit warmem Griffe umschloß, zuckten nicht. —

Er setzte sich behutsam zu ihr auf den Bettrand im Vollgefühl seiner Liebesrechte an sie und streichelte leise ihre regungslose Hand. Ihre Schönheit und Wehrlosigkeit preßten ihm die Brust zusammen.

„Sie ist hin worden durch dich!" fuhr es ihm durch sein Herz, das sich bisher, wo es Liebeln und Fensterln galt, gern von seinem strengen Genossen, dem Gewissen, getrennt hielt. Wozu war man denn siebenundzwanzig Jahr und hieß der schöne Simbacher Peter? —

Aber diese Frau — die sich ihm in Todesnot mit Leib und Seele zu eigen gegeben hatte, diese gottverlassene, heimwehkranke Südländerin — — es war doch etwas ganz anderes um sie, als um die Rosl auf der Kloaschcralm und die Leni unterm Wildenkaar. — Er biß die Lippen aufeinander und betrachtete sie eine lange Weile stumm, mit trotzigen Mienen, bis sie, von seinen Blicken im Schlaf beunruhigt, zu seufzen begann. Da erst hob er ihr willenloses Haupt aus den Kissen zu sich empor, küßte ihren schlanken Hals dort, wo die schönen Haare als weiche Löckchen im Nacken ansetzten, und rief ihren Namen. — Verstört, schlummerbefangen öffnete sie die Augen und sprang, blutübergossen vor Scham, mit gleichen Füßen aus dem Bette. Sie taumelte, und er hielt sie beruhigend im Arm, während sie sich sträubte und leidenschaftlich stammelte: „er solle gehen — sie hasse ihn — alle Männer — die ganze Welt!"

„Dös gibt's sei' net, Schatz!" entgegnete er, hielt ihre Hände mit seiner einen fest und küßte sie voll aufgeregter Zärtlichkeit, so daß sie sich seiner Lippen kaum erwehren konnte. Dann hieß er sie alles Blut sorgsam und rasch von sich selber und ihren Kleidungsstücken entfernen und ihm den Schlüssel zur Enzianküche geben; — er müsse dort eine Umschau halten. Einen Bissen Maisstcrz und einen Trunk möge sie ihm mitbringen: er sei im Fieber. — Die vertrackte Hand! —

Sie stellte ihm den großen Rest Polenta und ein Glas ihres sorgsam gehüteten heimischen Weines auf den Tisch und ging hinaus, um genau zu thun, was er befohlen. Dabei suchte sie ihre irrenden Gedanken zu erfassen und zu sammeln und sich eine Art Bild von dem zu machen, was hinter ihr lag und ihr noch bevorstand. Zum guten Glück hatte sie gerade ein wenig halbfertige Wäsche im Trog stehen; so ward Peters rotes Blut schnell beseitigt, und ehe sie wieder zu ihm hineinging, hängte sie ihr ganzes Leinen aus dem Troge ordnungsmäßig zum Trocknen auf die Zaunstecken.

Peter trat ihr schon an der Schwelle entgegen, und sie sah, daß er unstäte Augen und heiße Wangen hatte und einen Schmer-

zenszug um den Mund. Er rief seinen Dackel und stampfte heftig mit dem Fuße, weil er nicht sofort gehorchte. Darauf nahm er Gina abermals in den Arm und zog sie beiseite, hinter die Hausthür.

„Ich muß auf Schliers und den Mayrhofer suchen und dann zu Gericht, Schatz," sagte er. „Woaßt, warum? Da drunt' im Tann liegt einer tot, ein versoffener Loder und riecht nach eurem Enzian hundert Schritt weit. Schau, deshalb hat mein Dackl z'vor nit fortwollen von der Kuch'lschwellen dort. I mein', der Loder ist der nämliche, der dir gestern auf d' Nacht in's Haus kommen is. Sachen und Papiere hat er keine bei sich, das Sacktüchl hab' ich ihm stecken lassen, und sein Messer und den alten Schnaller da nehm' i mit aufs Amt. — Verstehst, Schatz, wos i will? — Dasselbige Messer von dem Loder hat mir d' Hand geritzt, und wann die Herren vom Amt kommen, heut oder morgen und dir's Protokoll abnehmen — (woaßt, affschreib'n thun's, jed's Wort, was d' sogst!) dann loß mi auß'n! — I bin nit bei dei'm Kammerfensterl gewesen un nit bei dir im Haus über Nacht — verstehst mi recht? — sag'! Keins is dagewesen wie der Loder, und an d' Enzia'kuchl darfst mit kei'm Finger rühren, auch der Alois nit und der Sepp beileib' nit, der arm' Trottl thät All's verschandeln. — D' Enzia'kuchl, dös is der Thatbestand, die muß verbleib'n wie 's is für's G'richt — verstehst? — Für dich rat' ich dir's so! — Liebster Schatz, du — geh' her, hals' mi, eh daß i fortmuß, und getröst' dich: unsre Lieb' soll bestehn bleib'n!"

„Unsre Lieb' soll vorbei sein —" erwiderte sie, als er sie an sich riß und dringlich rief: „Nein! nein!" Da umschlang sie ihn mit zitternden Armen, legte einen kurzen Augenblick ihren Kopf gegen seine Brust und beharrte traurig: „Ja! ja!" — Damit schob sie ihn von sich und bemühte sich nur noch ein Weilchen seine hochgeschwollene, bedenklich aussehende Hand neu zu verbinden. Der starke Mensch knirschte mit den Zähnen vor Schmerz, während der kurzen Minuten. Dann lehnte sie schluchzend im Schatten des Stadels und sah ihn eilig von hinnen gehen in der Richtung des Schliersees.

Abends kehrte der Greidl mit dem Sepp heim, gerade als die Herren vom Amt an seinem braunen Tische saßen und Ginas halbleise Aussagen zu Protokoll brachten. Es ging so feierlich und ernst dabei zu, wie bei der Beichte, und Gina antwortete genau so, wie der Peter ihr's anbefohlen hatte. Es fragte sie auch keiner der Herren nach ihrem etwaigen Zusammenhange mit ihm. Der Tote lag, unter des Mayrhofers Bewachung, einen Steinwurf weit vom Hause im Wagen, ein Tuch über dem gedunsenen Gesichte. Ginina, das Fingerchen im Munde, stand dabei und zupfte verstohlen am Zipfel des Tuches, der fast bis zur Erde niederhing. Der Mayrhofer hatte ihr gesagt: da drunter liege des Teufels Großmutter, und die hätte sie gern gesehen. Der Pintsch traute sich gar nicht zum Wagen hin, sondern versteckte sich hinter des Sepp krummen Beinen.

Wer der Tote war, das vermochte man noch nicht festzustellen. Er mußte, infolge übermäßigen Trinkens, vom Schlag getroffen sein; die Spuren davon hatten sich ja deutlich genug in des Alois Enziankuche vorgefunden. Ebenso die eines heftigen Kampfes im Tännicht vor dem Schlaganfalle. Das bewiesen die aufgewühlte Erde, das herausgerissene Moos, die vielen abgeknickten Zweige rings um die Stelle, wo der Strolch schließlich tot zusammengebrochen war. Er selbst zeigte keinerlei Wunden oder Merkmale, die auf Erwürgen gedeutet hätten. „Aber wie der rabbiate Kerl den Simbacher Peter wüst zugerichtet hat! Ein Hieb über die Hand, als wär's von einem Türkensäbel! Die Hand wird wohl vom Arm müssen, meint der Doktor, da steht leicht der Brand d'rauf! Den Simbacher hat er gleich dabehalten im Lazarett — das Fieber sitzt ihm in den Knochen! — Und nix hat der dumme Bursch zu der Wunde gethan als ein paar Unkrautsblätter und a bisl a grob's Leintuch!" —

Der Greidl schrie und tobte, als die Kommission fort war, schlug seine Frau und glaubte kein Wort von der Sache. Bei ihr in der Kammer hatte der Loder gesteckt und sich satt gezecht: sie war eine Treulose, und es diente ihr recht, daß der Simbacher den verdammten Lumpen kalt gemacht hatte!

Gina erduldete alles ohne Widerstand. In ihrer Einfalt meinte sie: wegen dessen,

Digitized by Google

was sie unschuldig über sich ergehen ließ, werde die heilige Jungfrau ihr vielleicht erbarmend einen Teil ihrer großen, heimlichen Schuld nachsehen. Sie schaffte still im Haus und legte ihr Bübchen schlafen, bis der Alois ausgestürmt hatte, der Trottelsepp hockte unterdes mit Ginina im Grase an der Falepp und grinste vergnügt, als er der kleinen Freundin stotternd von der „furcht'g großen Stadt Münka" erzählte. Alois siedelte in seine Branntweinküche über, wetterte noch viel mehr, sobald er das Fenster drunten am Stadel zwischen Nesseln und Scherbenkehricht liegen sah, und begab sich fluchend an die saure Arbeit, den Schaden auszuflicken. Sobald Gina ihn sicher bei seinem Filter und beim Verkleben der zerbrochenen Scheiben nnd Neueinhängen des Fensters wußte, holte sie das Messer unter ihrem Bettkissen hervor, mit dem sie gestern abend den Peter so furchtbar verwundet hatte. Zuerst ritzte sie sich damit ihren eigenen Arm und ließ drei der roten Blutstropfen auf die Klinge fallen. Dann hielt sie diese über ihr brennendes Lämpchen, daß die Tropfen auf dem Stahl trockneten und hafteten, und dann schlich sie im Dämmer des Abends am nahen Seeufer hin, bis zu der schwarzen Felsenfaust, die sich vom Ufer ins Wasser hinausstreckt. Dort, zwischen den beiden Riesentannen, stieß sie das Messer tief in den Moosboden bis an's Heft, deckte es zu und legte zwei frische Ästchen übers Kreuz auf die Stelle. „Mein Blut soll verderben, deines genesen!" sprach sie feierlich zu ihrer abergläubischen Handlung, kniete nieder und betete den schmerzhaften Rosenkranz. — Für den Augenblick ward sie daran ruhig: sobald sie heimkam, nagte der ganze Schmerz dieses ewig langen Tages wieder mit verschärfter Gewalt an ihrer Seele. Und als der Tag endlich überstanden war und die Hütte ruhig und beschützt wie sonst im goldnen Mondlicht vor den Tannen stand, that Gina abermals kein Auge zu.

Bis in den hellen Morgen hinein kniete sie händeringend vor ihrem Marienbilde im Kammerwinkel und jammerte:

„Laß ihm seine Hand, — o, laß ihm seine Hand, du Mutter der Schmerzen! Erbarme dich meiner Not! — Strafe mich nicht so schrecklich!

IV.

Ein paar Tage später vermißte der Alois sein Messer und suchte eine halbe Stunde lang danach im ganzen Häuschen. Gina zuckte auf seine Frage einfach die Achseln. Endlich kam er, in der dunstigen Unklarheit seines Hirnes, auf den Gedanken, daß er's sicher neulich in München beim Tandler verkauft habe, mit allerhand anderem Krimskrams, den er seiner Frau heimlich aus der Wirtschaft entwendet hatte. Dabei beruhigte er sich und erstand sich auf der Gurtauer Dult einen wuchtigen Ersatz für das Verlorene.

Seine Interessen wurden auch bald von solchen Kleinlichkeiten abgezogen, da er mit dem müßig im Lande vagabundierenden Huberlenz einen vorteilhaften Schleichhandel in Branntwein nach der Schweiz und Italien plante. Gina dachte nur noch an den Peter und an ihren Bruder, von dem ihr keine Botschaft wieder zukam, nach jener ersten und einzigen durch den entsprungenen Sträfling.

Am Himmel der Geschichte türmten sich neue, schwarze Wolken auf. Am sechsten Juli schlug Bonaparte die Österreicher bei Wagram, am zwölften schloß Kaiser Franz zu Znaim Waffenstillstand mit dem tyrannischen Sieger und mußte den Vorarlberg und Tirol seinen Feinden preisgeben. Bayern erhielt von neuem die Oberherrschaft über das unglückliche, tapfere Bergvolk. In den Thälern und auf den Höhen des Brenner steigerten sich Kampfgier und Freiheitsdurst. Der Sandwirt, dessen schlichter, redlicher Verstand die politischen Exempel der hohen Diplomatie nicht mitzurechnen vermochte, hatte sich entmutigt in die Tiefe seines heimatlichen Passeierthales zurückgezogen. Aber sein Geist blieb im Volke, und die geheimnisvollen Kundgebungen seines Willens aus der Vergangenheit hielten das sichere Vertrauen wach: er, der Retter, werde so oder so wieder zur Stelle sein, wenn die Stunde der Befreiung vom Joche der Fremdherrschaft komme. Haspinger, der rote Kapuziner und der Brixener Kreuzwirt schürten allerorten, und Truppenmassen durchzogen Bayern und brandschatzten Tirol. Die Grenzfestungen verstärkten ihre Besatzung, Doppelpiketts von Franzosen und Bayern lagerten bei den Überresten der alten Porta Claudia in der Scharnitz und bewachten den Paß Achen.

Man verdreifachte alle Sicherheitsmaßregeln, und trotzdem ging das Mißtrauen von Hof zu Hof: „Was wird nun werden? Wem gehören wir an?“ Die Altbayern, an deren Grenzmarken nicht gerückt worden war, wie an denen Tirols, sagten: „Staad sein! Abwarten!“ aber die Tiroler wollten nicht mehr staad sein, noch abwarten.

Selbst der Greidl-Alois fing an zu kannegießern und mit politischen Gedankenspänen um sich zu werfen. In jeder seiner seltenen Nüchternheitsstunden vermaß er sich hoch und teuer: er werde die richtige Wurzen schon finden, um die sakrischen, bayerischen Hunde zu vergiften mit seinem Schnaps.

Wohlweislich jedoch äußerte er diese mörderischen Absichten niemals im Beisein der bayerischen Hunde, sondern behandelte die schönen, stattlichen Gesellen mit ihren frischen Dirndl'n nach wie vor als Ehrengäste. Die Tiroler kamen nicht mehr an den Spitzingsee, obgleich bald da, bald dort einer von ihnen mit Stutzen und Wanderstecken durch die Ortschaften und über die Bergpfade ging. Vornehmlich war's ein junger Mensch aus Plurs, nahe bei des Simbacher Heimat, Algund, der schritt mit dunklem, melancholischem Gesichte und feurigen Augen über hageren Wangen von einem Dorf, einem Forsthause zum anderen und forschte nach dem Simbacher-Peter. In der Falepp beschied man ihm nach Miesbach, wo der Peter schwer wund im Spital liege, und der Bursche machte sich stehenden Fußes auf den Weg dorthin. In der Spitzinghütte trank er ein Glas Enzian und saß eine Viertelstunde lang wortkarg, das Gesicht in den Händen, an Ginas Gasttisch. Als sie seine Sprache erkennend, ihn dies und das aus dem Tirolerlande zu fragen begann, schüttelte er den Kopf, zahlte seine Zeche und setzte seinen Stab weiter gegen Schliersee zu. Der Trottlsepp wies ihm die Straße bis dahin, wo das alte Marterl am dürren Baume hängt, und, zurückkehrend, berichtete er Gina in seiner stotternden Sprache:

„Dös — dös — I moan holt — Enzia'wirt'n, dös föll holt 'm Jaga Simb'r Peda'n sei G'spill sei'! woaßt — 'm — 'm Simb'r Peda, drunt' z' Falep, Enzia'wirt'n!“ —

Der Simbacher Peter! Sein Bild verfolgte Gina, wo sie ging und stand. Der Greidl hackte jetzt selber auf der Zither herum beim Schuhplattl'n, wie der Falepper Jäger immer nicht heimkam aus dem Lazarett und der lustige Mittenwalder Toni meistens seine Geige mitzubringen vergaß. Sehr viele der Burschen wurden neuerdings zum Heere eingezogen; nun zeigten die gewohnten „Scharen“ von sechs oder acht guten Freunden manche Lücke, und die Dirndl'n, deren Schätze im Krieg waren, blieben auch lieber daheim, wenn sie nicht zur leichtsinnigen Gattung derer gehörten, denen das „Busseln“ ebenso sehr ein Lebenserfordernis ist, wie Speis und Trank. — Es fehlte nicht viel, so hätte der Alois Gina gezwungen, mit jedem der Burschen zum Tanz anzutreten. Sie jedoch wußte allzu gut, was einer Frau in ihrer Lage anstand! Tanzen! — im Trauergewand und mit so tiefsinnigen Augen im bleichen Gesichte — mit solch' einem bleischweren Herzen in der Brust! —

Verwandelt schlich sie einher und verrichtete ihre Arbeit wie eine willenlose Maschine, die, einmal in Gang gebracht, von selbst abläuft, ohne weiteren Antriebes von außen oder von innen zu bedürfen. Die Kinder ließ sie kaum von sich, und dem armen, blöden Tropf, dem Sepp, that sie Gutes an, wo sie nur konnte, immer wieder versuchend, ein weiteres über den wandernden Tiroler aus ihm heraus zu fragen. Umsonst: — er plapperte nur stets das Gleiche: „woaßt, Enzia'wirt'n — 'm Jaga Simb'r Peda sei' Gspill.“ Ach — diese drei sündenlosen Wesen hegten keinerlei Verdacht gegen sie, die Sünderin, sie verrieten niemandem ihr heimliches Sehnen und Schluchzen nach dem Simbacher, ihre nagende Angst um des geliebten, gefangenen bricconcello Geschick.

Der Juli blühte schon seinem Ende entgegen, da kam eines schönen Tages, um Avezeit, der Mayrhofer hereingetrottet, das Seitengewehr blank geputzt, das Käppi verwegen aus der Stirn gerückt und das spitznasige Gesicht ordentlich aufgebläht von Wichtigkeit.

Er bestellte sich einen Salami, Brot und Handkäs zur Nachtkost, eine Zehe Knoblauch extra und ein Doppelglas Enzian dazu. Der Greidl hatte gerade sein Bübchen vor sich auf dem Tische sitzen und tölpelte läppisch mit dem lachenden Kinde. Das drehte ärgerlich sein Lockenköpfchen ab, als der vor-

Digitized by Google

treffliche Vater ihm das Enzianglas, vollgefüllt, zwischen die kleinen Lippen brachte, begann zu schreien und langte mit beiden Ärmchen seitwärts zur Mutter hin, die, unter gerunzelten Brauen hervor, dem frevelhaften Spiele zuschaute. Für ihre Einmischung hatte sie bereits einen Schlag geerntet, von dem ihr Ohr und Wange purpurn glühten.

„Der Bub' is mein — oder wannst d's vanders woaßt, nacha red'n ma scho' noch a Wurt z'samm'!" hatte er ihr zugeschrieen, und jetzt klopfte er des Kindes ausgestreckte Händchen unsanft: „Bist staad? — Ding grantiger!"

„Nimmst dei'n Bua'm fruh in d'Lehr, Sausaus," meinte der Mayrhofer am Tisch stehend und wollte selbst bersten vor Lachen, als der Greidl seinen Finger ins Branntweinglas tauchte und ihn darauf dem Bübchen ins Mündchen steckte. Zuerst schüttelte sich der derbe kleine Körper bei dem ungewohnten, scharfkratzenden Geschmacke, dann aber umklammerten die unbeholfenen Fingerchen plötzlich des Vaters schmutzigen Zeigefinger, daran die Lippen behaglich sogen, und die hellen Schwarzaugen forderten glänzend: „mehr." Das war Wasser auf des Alois Mühle. Ginas Flehen und Thränen zum Tort ließ er seinen Buben von dem Gifte kosten und naschen, soviel er mochte. Gina weinte laut in wildem Zorne, als sie sich ihr Kind endlich wieder errungen hatte und es in die Kammer tragen durfte zum Einschläfern. Der reine Hauch des unschuldigen, zarten Mundes in Fuselgeruch verwandelt! Von ihr ab kehrte sich das erregte Gesichtchen und verschmähte zum erstenmale die gewohnte Nahrung. Gina warf sich, das Kind im Schoße, mit dem Kopfe vornüber in ihr Bettkissen und schluchzte und stöhnte und drückte Ginina, die sich verwundert und kleinlaut an sie schmiegte, heftig gegen ihre Brust. — Töten — ersticken mögen hätte sie die armen Kinder, deren elendes Los sie in unheimlicher Deutlichkeit vor sich sah.

„Mi' bimbi — mi' poveri! —" wiederholte sie unablässig und preßte die Kleinen an sich, bis sie bemerkte, daß ihr Bübchen schon fest schlief. Da brachte sie beide Kinder stumm zur Ruhe, schlug das Kreuz über ihnen wie immer und kühlte des Bübchens heiße Stirn mit einem nassen Tuche. Dann ging sie, finsteren Gesichtes, zu den Männern in den Hausraum, weil die beiden nach ihr riefen: ob das Schwein zum Salami etwa erst abgestochen werden müsse, und ob dem Kas die Beine zum Hergehen bald gewachsen seien?

Der Mayrhofer nötigte Gina neben sich auf die Bank mit der Miene eines Mannes, der sich bewußt ist, viel zur Unterhaltung seines Publikums im Vorrat zu haben.

„Ruck daher z' mir, Frau — bei mir bist sicher!" scherzte er und faßte die spröde Gina schlankweg um die Hüfte, nachdem sie ihm seine Nachtkost gebracht hatte und sich anschickte, zu den Kindern zurückzukehren. „Ruck daher, sag' i! Des, wann d'wißtest, was i woaß, du thätst di net zier'n," fügte er augenzwinkernd hinzu, und sie hielt ihm still — pochenden Herzens. Es verlangte sie in diesem ewigen Einerlei ihres Daseins und in ihrer heutigen Verzweiflungsstimmung zu brennend nach irgend etwas, um sie vom ermattenden Rundlauf ihrer quälerischen Gedanken abzulenken.

Der Mayrhofer jedoch zog vorerst sein großes Messer aus dem Sack, putzte und wetzte es umständlich, spaltete seinen Salami und seinen Käs in lauter feine Rädchen und pflasterte die Brotschnitten so achtsam damit, als sei er Mosaikarbeiter geworden und müsse ein nagelneues Muster erfinden. Danach schmatzte und schlürfte er fast eine Stunde lang, ehe er seinem Appetit Genüge gethan hatte und bei behaglicher Sättigung zum Pfeifenstopfen und Qualmen überging: „Glei' wer'n ma's haben, ihr Leut', nacha d'rzähl i's enk!"

Gina fror und bebte vor Aufregung und Spannung so heftig, daß sie in die Kammer gehen und sich von ihrer Bettstatt den braunen Woilach holen mußte, um sich hineinzuwickeln.

„Spillst a Kumedi?" fuhr der Alois sie an, aber der Grenzjäger antwortete für sie: „Na! Na! ausg'lass'n hat's mi, das Weibi, kalt is' wor'n! Ruck daher, mei schön's Regi, magst net an Enzian? gift' di net — i moans guat!"

Ganz unbewußt hob sie sein Glas an die Lippen, trank und schauderte, ganz unbewußt lehnte sie sich, trotz ihrer Decke wie Espenlaub zitternd gegen seinen Arm, und was er erzählte, wirbelte ihr im Kopfe herum feurigen Rädern gleich.

Ja — der Simbacher Peter war wieder

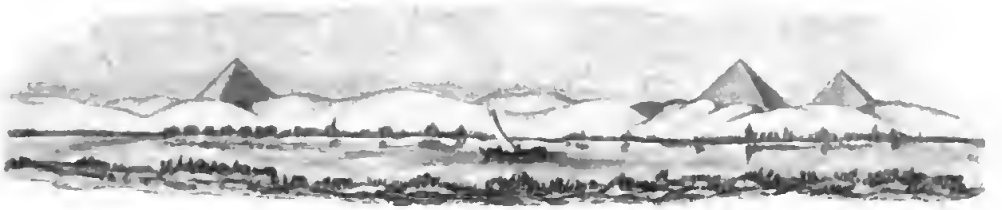
drunt in der Falepp, seit gestern nacht. Die Hand hatte er doch am Arm behalten dürfen. Das muß wohl ein g'schickter Doktor sein, der Miesbächer! Nit einmal lahm die Hand — nur a bisl damisch thut's sich damit, z'weg'n der Narben. — Jessas! a Narben sag' ich euch! Schaut's: einen Zollstock kann man getrost d'rein legen wie ins Futt'ral. Die Kurkosten hat ihm der König zahlt, sagt der Förster, weil er gar zu arg is hergericht't worden von dem sackrischen Loder. Und wißt ihr's denn, daß selbiger Loder ein grausam gefährlicher gewesen is? Ja, gebt's sei' Obacht, ihr Leut! Der hat euch zu Ing'lstadt in der Feste gefangen g'sessen! Ein Mörder und Räuber war's und ein Schwärzer dazu. Mit 'nem andern hat 'r zusamm' gemordet und haben die zwei Tuch und Leder, Pulver und Blei und ein graufig's Geld über's Sunnwendjoch g'schwärzt: wißt's dazumal, wo's noch kaiserlich g'heißen hat unter der Sunnwend. Wie dieser selbige von Ing'lstadt auskommen is, da haben 's den andern Galgenvogel tiefer ins Loch g'spirrt — natürli! — Drinnbleiben hätt 'r sollen, der Streuner, denn schaut's, die große Versöhnungsurkund' für die G'fangnen liegt schon beim König, in sei'm Pult drin z' München in der Residenz."

„Ha! wart' ob's außi kimmt 's Urkund'", unterbrach der Greidl höhnisch. „Hietz san' ma bal' wieder hobsburgsch im Tirol!"

(Schluß folgt.)

Aus unserer Studienmappe:

Tantalusqualen. Nach einer Originalzeichnung von † L. Bokelmann.



Die Pyramidengruppe von Dahſchur, vom öſtlichen Ufer des Nils aus geſehen.

Der Goldſchatz von Dahſchur.

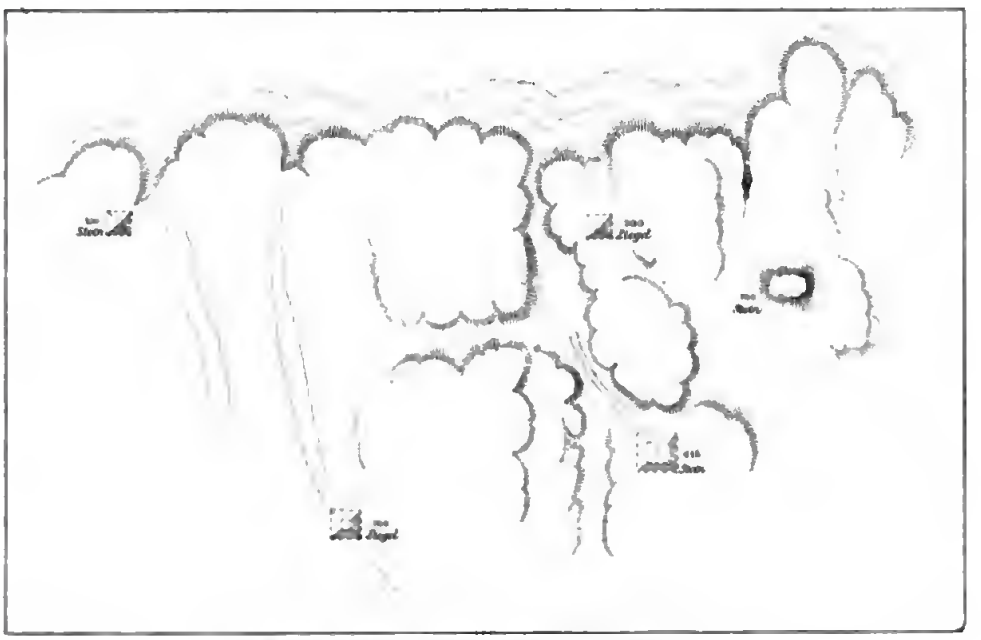
Von

H. Brugſch.

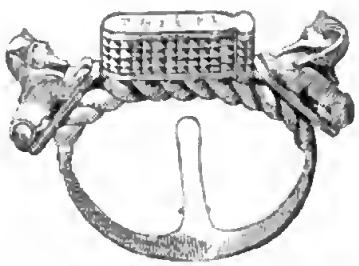
(Abdruck verboten.)

Bis vor wenigen Wochen dieſes laufenden Jahres behaupteten die überreichen Schmuckgegenſtände der ägyptiſchen Königin und Ahnmutter des achtzehnten Königshauſes ehemaliger Pharaonen: Aah-hotpe, im Muſeum von Gizeh, den erſten und vornehmſten Rang unter den aufgeſtellten Gegenſtänden dieſer Sammlung. Sowohl das Alter der koſtbaren Kleinodien, als ihre kunſtvolle Arbeit in Gold, Silber, Bronze und in Türkiſen, Lapislazuli, Carneol, Feldſpath u. ſ. w. und in farbigen Glaspaſten verdienen in höchſtem Maße die Bewunderung unſerer eignen auf allen Gebieten der Kunſtthätigkeit vorgeſchrittenen Zeit. Billig mußte man erſtaunt ſein, ſo vollendeten Arbeiten der alten Goldſchmiede und Künſtler aus dem achtzehnten Jahrhundert vor Chriſto zu begegnen. Die Formen und Zeichnungen von einzelnen Kleinodien ließen nichts zu wünſchen übrig, ſo daß ſelbſt die moderne Kunſt anfing, die alten Muſter aus einer mehr als 3500 jährigen Vergangenheit ſich zum Vorbilde zu wählen.

Aber wer konnte es ahnen und vorausſehen, daß dieſer Schmuck einer Königin, welche an der Spitze des ſogenannten Neuen Reiches der altägyptiſchen Geſchichte ſtand, noch lange nicht das Schönſte, Herrlichſte und das Älteſte ſein ſollte, was einſt die



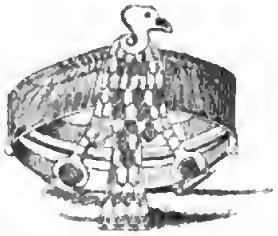
Plan der Pyramidengruppe von Dahſchur.



Goldenes Diadem der Königin Aah-hotpe.

Silbernes Fußband der Königin Aah-hotpe.

Künstler im Nilthale zu leisten und zu schaffen imstande waren, mit andern Worten, daß uns, den Epigonen in der Menschengeschichte, die Überraschung vorbehalten bleiben sollte, wahre Kunstwerke in Gold und Edelstein aus einer um sieben bis achthundert Jahre älteren Epoche dem Felsgestein im Boden von Pyramidenfeldern zu entreißen? Und doch ist das Wunder geschehen, denn was die Wüste weit über vierzig Jahrhunderte hinaus in ihrem Schoße geborgen hatte, ist wohlbehalten an die Sonne unserer Tage getreten, um die jetzt lebenden Kinder der Neuzeit mit Bewunderung zu erfüllen und sie zu der Frage zu nötigen, welche Fortschritte die Kunst seit jenen Urzeiten bis zur Stunde eigentlich zu verzeichnen hat?



Goldenes mit Steinen eingelegtes Armband der Königin Aah-hotpe.

Die Zeit, in welcher jene Kunstwerke entstanden waren, läßt sich, wie der Leser es gleich erfahren wird, auf das genaueste bestimmen. Es handelt sich nämlich bei dem Funde um die Schmucksachen in Gold und Edelstein von drei ägyptischen Prinzessinnen, welche ihrem Namen nach genannt sind und nahe Anverwandte der Könige Usortasen II und III und Amenemhat III sein mußten. Das geht aus den königlichen Namenringen hervor, mit denen die Schmucksachen der Damen versehen sind.

Armband aus Perlen von Gold, Lapis-Lazuli, grünem Feldspath u. Rosenkarnool in Dreieckstellung. Einst Eigentum der Königin Aah-hotpe.

Die erwähnten Könige gehören der XII. Dynastie thebanischen Ursprunges an, unter welcher sich in der Kunst wie in der Litteratur die sogenannte klassische Epoche des Mittleren Reiches entwickelt hatte. Die berühmten Felsengräber von Beni-Hassan, mit ihren protodorischen Säulen, liefern die schönsten Beweise für den hervorragenden Kunststil in jener Epoche, und die verbürgte und durch Funde und Nachgrabungen nachgewiesene Anlage des Labyrinthes im Fayum, am Kanal, welcher die Wasser des heiligen Stromes in den Mörissee einführte, gibt Zeugnis für die Großartigkeit der damaligen monumentalen Werke. Darstellungen und inschriftliche Denkmäler aus derselben Zeit lassen in ihrer Ausführung auf eine entschiedene Klassicität der Kunstrichtung schließen, wenn es bis jetzt auch nur vergönnt war, Arbeiten in Stein und Holz zu bewundern, welche aus den Händen von Künstlern jener Zeit hervorgegangen waren.

Daß sich unmittelbar vor dem Anfange der zwölften Dynastie bereits ein künstlerisches Streben nach Schönheit und Vervollkommnung zur Geltung brachte, auch dafür liegen uns urkundliche Beweise vor. Es darf als ein Zeichen von Selbstbewußtsein und Selbstbefriedigtsein angesehen werden, wenn der Künstler seiner Schöpfung, wenn auch an bescheidener Stelle derselben, seinen Namen beifügt. Die buntfarbigen Steinschnitzereien in den Grabbauten vornehmer Beamter aus der vierten Dynastie und den beiden folgenden Königshäusern bieten die ersten Beispiele dafür. Nicht nur der Name, sondern sogar das Bild des Künstlers findet sich vereinzelt in einer Ecke der Darstellungen der Nach-

Ohrgehänge aus Gold. (Zeit Ramses VIII, um 1130 v. Chr.)

Digitized by Google

Goldenes Ohrgehänge der Königin Aah-hotpe.

welt überliefert. In den Zeiten, welche der sechsten Dynastie folgten, herrschten trübe politische Zustände in Ägypten, und obgleich uns eine Reihe von Pharaonennamen auf den Königstafeln aufgeführt werden, welche in diese Epoche einzufügen sind, so haben dieselben nur einen leeren Klang in der geschichtlichen Entwicklung Ägyptens. Das Land gehörte Kleinkönigen an, die sich gegenseitig befehdeten und dem Künstler am wenigsten die Gelegenheit boten, in seinen Werken die Blüte der bestehenden Kultur zu verherrlichen.

Erst mit der elften Dynastie beginnt ein geschichtlicher Aufschwung, nachdem Könige thebanischer Herkunft den Versuch gewagt hatten, die Einheit des Reiches wiederherzustellen und für Ägypten eine neue Ära der Ruhe und des Friedens zu schaffen. Zu den letzten Königen dieses Hauses zählte einer der Mentu-hotp genannten Fürsten, unter dessen Regierung ein Künstler ersten Ranges, Namens Irisen sich rühmte, als „Vorsteher der Künstler" ausgezeichnete Werke geliefert und ganz neue Erfindungen gemacht zu haben. Auch sein Sohn Usertesen war ein Meister in seinem Fache, und der Vater gefällt sich darin sein Kind mit den Worten zu loben: „Ich schaute seine Meisterwerke in allerlei herrlichem Material, vom Silber und Golde an bis zum Elfenbein und Ebenholz hin."

In der zwölften Dynastie waren es hauptsächlich die Goldschmiede, welche von der Gunst der Könige beehrt wurden und Würde und Rang am Hofe bekleideten. Vom Meister Ameni aus dieser Zeit heißt es ausdrücklich, der König habe ihn schon in seiner Jugend belohnt und seine Ämter hoch gemacht. Sein Haupttitel als Vorsteher der Goldschmiede setzte ihn an die Spitze der Hofkünstler. Bei den „geheimnisvollen Dingen," von denen bisweilen in Bezug auf die Goldschmiede die Rede ist, hat man an äußerst schwierige Arbeiten zu denken, deren sich die Meister glücklich zu entledigen pflegten. Vor dem Funde von Dahschur ist jedoch kein Schmuckgegenstand aus der Zeit der zwölften Dynastie an das Tageslicht getreten, um uns die Gelegenheit zu bieten, die „Geheimnisse" der Arbeiten eines Ameni und seiner Kollegen würdigen zu können. Im Anblick des aufgedeckten Goldschatzes aus dieser Epoche sind wir genötigt, den uralten Meistern das Zeugnis einer beispiellosen Kunstfertigkeit und eines unvergleichlichen Geschmackes auszustellen.

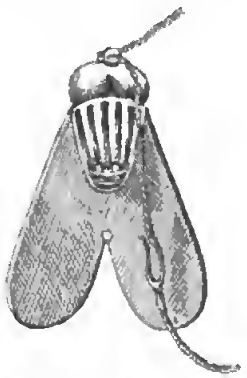
Siegelstein mit goldener Fassung. (XVIII. Dynastie um 1700 v. Chr.)

Herz aus rotem Jaspis an goldener Kette. (Schatz der Königin Aah-hotpe.)

Käfer aus Gold mit eingesetzten Linien aus blauer Glaspaste. (Schatz der Königin Aah-hotpe.)

Indem ich auf den Fundort der Kostbarkeiten und auf die näheren Umstände, welche zu ihrer Entdeckung führten, näher eingehe, muß ich eine Bemerkung vorausschicken, die zum Verständnis des Ganzen notwendig ist.

Aus der auf der westlichen Seite Thebens gefundenen königlichen Mumie der Ahnfrau Aah-hotpe, von der ich oben gesprochen habe und deren Schmuckgegenstände sich in der leinenen Umhüllung der Leiche versteckt zeigten, konnte der Schluß gezogen werden, daß im achtzehnten Jahrhundert die Sitte bestand, besonders vornehmen Personen die von ihnen besessenen und getragenen Kleinodien mit in das Grab zu geben. Die dunkle, wohl verborgene und vor Einbruch und Diebstahl gut geschützte Totenkammer in der Pyramide oder im Felsenschachte der Wüste und des Gebirges wurde damit in eine Hüterin der größten Kostbarkeiten verwandelt, und noch uneröffnete Gräber königlicher Personen bieten somit die Aussicht auf die wertvollsten Entdeckungen für Kunstschätze nicht nur aus dem vorher angeführten Jahrhundert, sondern aus allen Zeiten der älteren Geschichte Ägyptens. Wenn bei der Eröffnnng

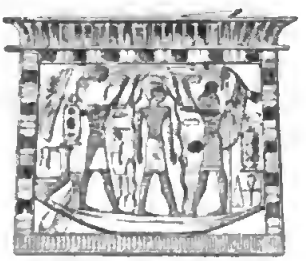


Biene aus massivem Golde an goldener Kette. (Schmuck der Königin Aah-hotpe.)

Digitized by Google

Halskette aus Gold und Steinen der Königin Aah-hotpe.

noch geschlossener Pyramiden und selbst bei dem Massenfunde von mehr als 30 königlichen Personen in einem Felsenschachte in der nordwestlichen Ecke der thebanischen Nekropolis, die pharaonischen Mumien und die Leichen ihrer Frauen und sonstiger Anverwandter des größten Teiles ihrer Schmucksachen beraubt waren, so war bereits eine Plünderung der Körper durch Araber älterer und jüngerer Zeit vor sich gegangen. Wissen wir doch, daß unter der ältesten Herrschaft der Araber in Ägypten die Mumie des Königs Chufu-Cheops in der größten aller Pyramiden von Gizeh, in ihrem Sarge liegend und von einem Goldschatz begleitet, nach unendlich schwieriger Eröffnung des Grabbaues vollständig erhalten vorgefunden wurde. Die Schriftsteller jener Zeit erzählen, daß die entdeckte Goldmenge genau so viel betrug als die Kosten, welche man bei der Eröffnung der Pyramide aufgewendet hatte. Übrigens waren die Araber nicht die ersten, welche den Zugang zu den Pyramiden und zu den Grabstätten vornehmer Ägypter zu gewinnen suchten. Ein griechischer Schriftsteller (Herodot) berichtet schon, daß der Perserkönig Kambyses sich damit unterhalten habe, alte Grabmäler öffnen zu lassen, um die Toten zu beschauen. Aber auch lange vor Kambyses, etwa um 1000 vor Chr. Geb., begab es sich, daß unter den Ägyptern selber Rotten von Grabschändern in heimlicher Nachtzeit die Königsgräber von Theben und die Grabanlagen vornehmer Personen gewaltsam öffneten, um sich der bei den Toten befindlichen Schmucksachen zu bemächtigen. Vorhandene Prozeßakten auf Papyrus, welche sich mit den Dieben beschäftigen und eine genaue Darstellung der Leichenschändungen an den Königen und ihren Frauen enthalten, erwähnen ausdrücklich der gestohlenen Schmuckgegenstände aus Gold, Silber und Edelsteinen.

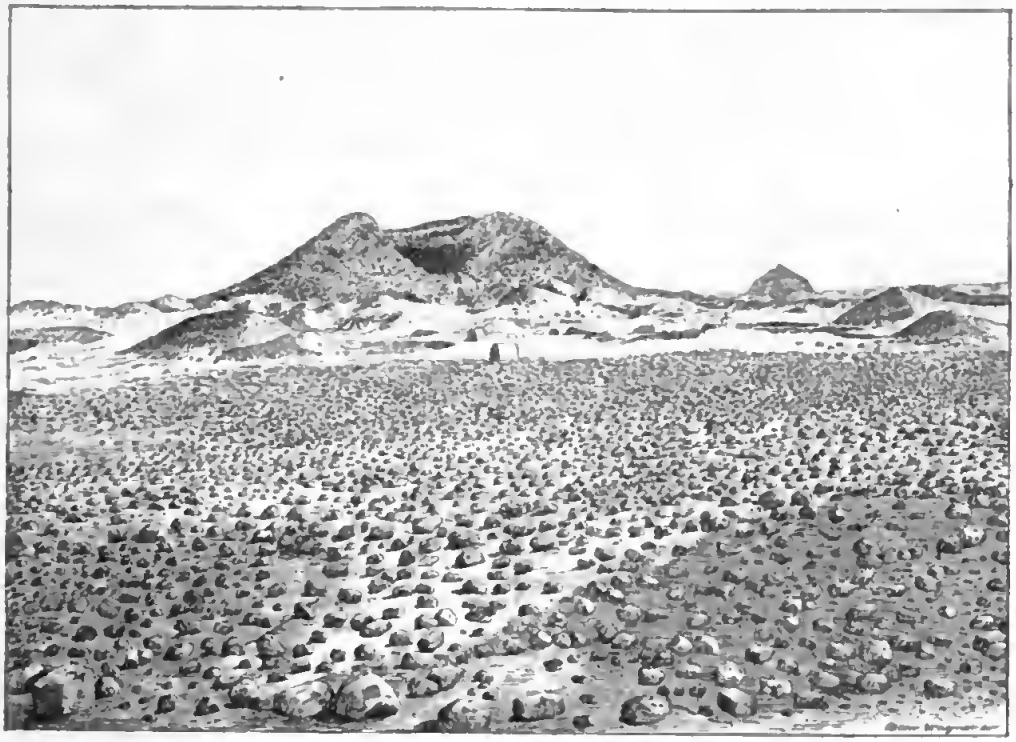


Goldenes Brustschild Königs Amasis (um 1700 v. Chr.).

Es ist schon längst nachgewiesen worden, daß die bei weitem größere Zahl von Pyramiden oder der ältesten Königsgräber auf dem Wüstenplateau im Westen der Gegend von Memphis, der ältesten Hauptstadt des Landes, sei es im Altertum, sei es unter der modernen arabischen Herrschaft, mit

Spiegel aus Gold und Silber der Königin Aah-hotpe.

Gewalt geöffnet und von Dieben ihres Inhaltes an Wertsachen beraubt worden sind. Nur wenige Pyramiden, so muß es scheinen, haben den Dieben Widerstand geleistet und sind bis zur Stunde uneröffnet geblieben. Bezeichnungsvoll haben die Araber sie deshalb mit den Namen der „Jungfern" belegt. Dazu gehören mehrere, die sich im Süden der langen Gruppenreihe befinden, unter ihnen die nach einem in der bebauten Ebene im Osten nahe liegenden Dorfe Dahschur benannte Gruppe von fünf Pyramiden, von denen zwei aus Nilschlammziegeln, die drei übrigen aus behauenen Kalksteinblöcken aus den Steinbrüchen von Turah (das alte ägyptische Troja, auf der östlichen Seite des Niles und im Angesicht der langen Reihe der Pyramiden von Memphis) in den Jahrhunderten vor dem Jahre 3000 vor Chr. Geb. kunstgerecht aufgeführt worden sind.



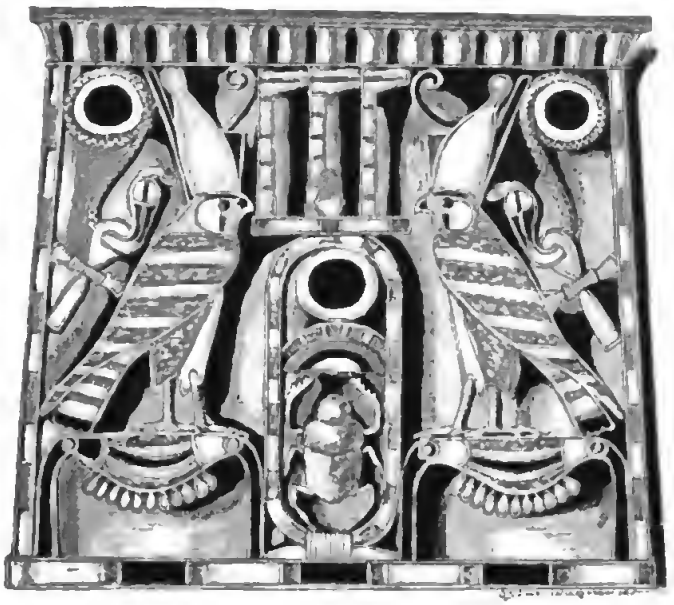
Die nördliche Ziegelpyramide von Dahschur.

Die Frage, welcher Herrscherreihe und welchem Fürstenhause die ehemaligen Erbauer dieser Pyramiden angehört hatten, ist von der wissenschaftlichen Forschung vielfach untersucht worden. Es steht demnach fest, daß die königlichen Erbauer ihrer geschichtlich chronologischen Folge nach in der Richtung von Nord nach West auf dem Boden der Wüste von Memphis ihre Pyramidengräber auftürmen ließen. Es ist erwiesen, daß die Pyramidengruppe von Gizeh, hoch im Norden, den größten Pharaonen der vierten Dynastie angehörte, daß in der Richtung nach Süden bis nach der südlichsten Gruppe von Sakkarah hin die Fürsten der fünften und sechsten Dynastie ihre steinernen letzten Ruhestätten aufführen ließen und daß die Gruppe der fünf Pyramiden von Dahschur mit der größten Wahrscheinlichkeit einzelnen Fürsten des zwölften Königshauses zuzuschreiben sei. Wenigstens sind in der nördlichen Ziegelpyramide Reste von Skulpturwerken aufgefunden worden, in welchen sich die Reste eines Königsnamens befanden, der auf den zweiten oder auf den fünften Pharao der zwölften thebanischen Dynastie bezogen wird. Zu dieser Bestimmung war man bereits im Jahre 1837 gelangt, als der Engländer Perring

Aufdeckung eines von Dieben gebohrten Stollens bei der nördlichen Ziegelpyramide von Dahschur.

seine berühmten Vermessungen der Pyramiden von Memphis unternahm.

Weder Mariette-Pascha, der verstorbene Generaldirektor des ägyptischen Museums von Bulak, noch seine Nachfolger Maspéro und Grébaut haben der Pyramidengruppe von Dahschur eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, wenigstens ist über Arbeiten daran nichts in die Öffentlichkeit gedrungen. Seit dem Jahre 1892 ist ein berühmter französischer Reisender und Gelehrter, Herr de Morgan, an die Stelle seiner Vorgänger getreten. Seine Wanderungen im centralen Asien, seine Ausgrabungen von Denkmälern aus der älteren persischen Zeit und seine Untersuchungen über die ältesten Handelswege haben ihm einen Namen von bestem Klange bereitet. Sein Eintritt in die Stelle des Generaldirektors der Ausgrabungen und des Museums von Gizeh geschah unter außergewöhnlichen Voraussetzungen. Herr de Morgan, dessen persönliche Bekanntschaft zu machen ich das Glück hatte, ist nichts weniger als ein geschulter Ägyptolog. Seine Kenntnisse in der hieroglyphischen Entzifferung beschränken sich auf Null, dagegen zeichnet ihn ein außerordentlicher Spürsinn und ein scharfer Blick bei den Nachgrabungen aus, der ihn weit über den gewöhnlichen Forscher erhebt. Zum Beweise führen wir die glänzende Entdeckung an, die ihm in allerneusten Zeiten die Wissenschaft schuldet und von welcher die öffentlichen Blätter in den enthusiastischsten Ausdrücken Meldung gegeben haben. Es handelt sich, um es kurz zu wiederholen, um die Auffindung eines unversehrt erhaltenen Doppelschatzes der wertvollsten Kleinodien, welche einst von den drei Prinzessinnen Hathorsat, Ment und Sent-Senbets während ihres irdischen Haremsdaseins getragen wurden. Die Damen, wie es die Aufschriften auf einzelnen Gegenständen der Schmucksachen bezeugen, standen in verwandtschaftlicher Beziehung mit den Königen Usortasen II, Usortasen III und Amenemhat III, dem 4. bez. 5. und 6. Fürsten in der Reihe der Herrscher des XII. Königshauses (um 2300 v. Chr.). Wir wollen es bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, daß nach einer Felseninschrift in den Alabastersteinbrüchen von Hanub bei

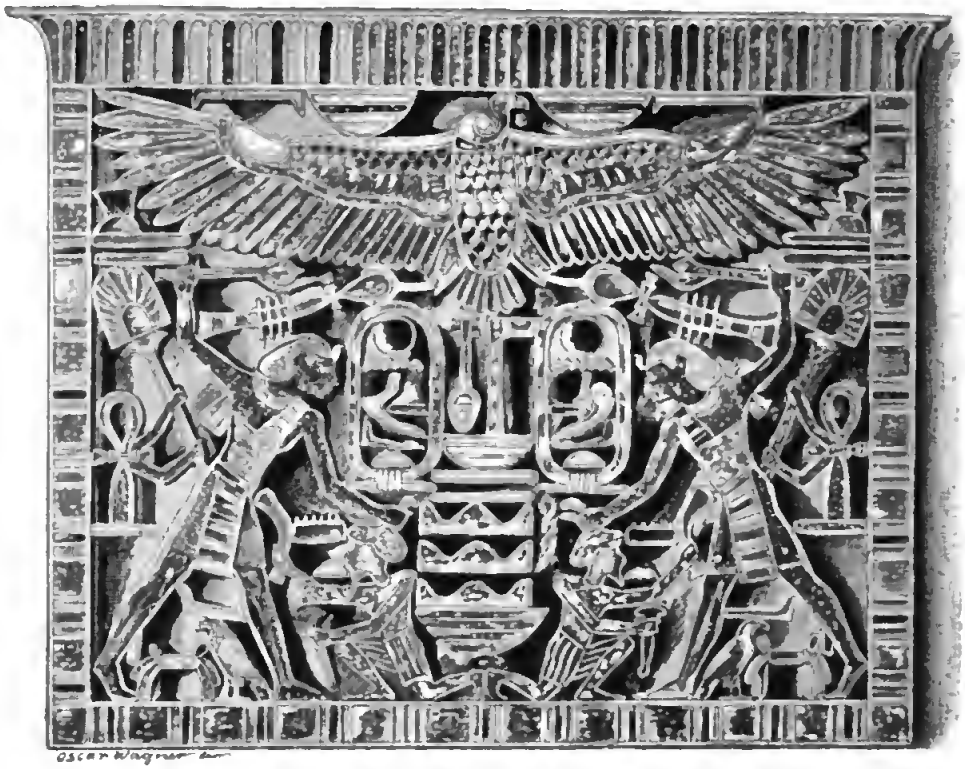


Goldenes Bruſtſchild des Königs Uſortaſen II, des vierten Herrſchers der XII. Dynaſtie.
(Die Zeichnungen werden durch feine auf Goldgrund aufrecht ſtehende goldene Scheidewände gebildet, die mit Edelſteinen ausgelegt ſind und den Eindruck eines Moſaiks hervorrufen.)

Tell-el-Amarna, welche erſt ganz vor kurzem bekannt geworden ſind, ein Sohn des an zweiter Stelle genannten Königs — Prinz Ameni heißt er in der Inſchrift — die Würde eines „Vorſtehers der Künſtler" bekleidete, zum neuen Beweiſe, daß die Pharaonen jener Epoche der Kunſt ihre beſondere Sorgfalt widmeten.

Die Entdeckung des Doppelſchatzes fürſtlicher Haremsdamen aus dem zwölften Königshauſe gebührt ausſchließlich dem Scharfſinn des Herrn de Morgan, wie ich bereits

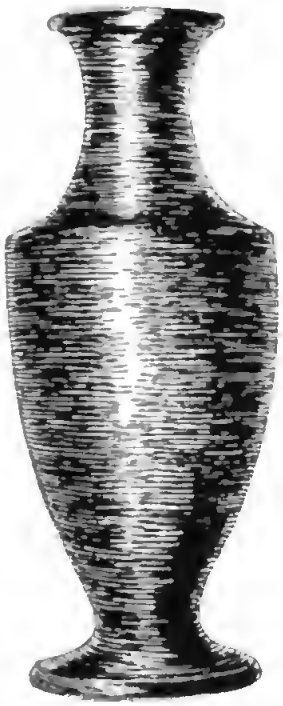
Goldenes Bruſtſchild des Königs Uſortaſen III, des fünften Herrſchers der XII. Dynaſtie.



Goldenes Bruſtſchild des Königs Amenemhat III, des ſechsten Herrſchers der XII. Dynaſtie.

es bemerkt habe. Schon waren in früheren Zeiten zwar Verſuche gemacht worden, auf dem Pyramidenfelde von Dahſchur Ausgrabungen im größeren Maßſtabe anzuſtellen. Die Ergebniſſe derſelben waren jedoch ſo gut wie erfolglos. Den Generaldirektor ſchreckte dies ſo wenig ab, daß er Anfang Februar in der Nähe der Ziegelpyramiden ein Haus hat aufführen laſſen, um dasſelbe auf längere Zeit zu beziehen und die Arbeiten von hier aus perſönlich zu leiten. Am 17. Februar d. J. ſiedelte er von Kairo nach demſelben über, und die Araber begannen die Hacken einzuſchlagen und den Sand in Körben zu beſeitigen. Die nördlichſte Ziegelpyramide, dieſelbe, welche früher in Angriff genommen war, erregte die beſondere Aufmerkſamkeit des Herrn de Morgan. In ihrer Nähe befanden ſich Grabbauten vornehmer Privatperſonen mit Inſchriften und Namen, welche auf die Zeit und die Könige der zwölften Dynaſtie verwieſen. Auch das zu den Bauten verwendete Geſtein gehörte einem und demſelben Bruche an. Am 26. Februar fand er in einem dieſer Grabbauten den Stollen oder Brunnen, welcher den Zugang zu unterirdiſchen Räumlichkeiten in der Nähe der Pyramide bildete. Zwei Tage dauerte die Räumung desſelben, und am 28. Februar öffnete ſich in einer Tiefe von zehn Meter eine wahre Totenſtadt. Der Brunnen war regellos und ohne Sorgfalt angelegt und mündete in ein gewölbtes Zimmer aus Kalkſteinen von Turah. Kein Zweifel, daß im Altertume Räuber und Grabſchänder denſelben in den Fels der Wüſte gebohrt hatten, um zu der Königsmumie zu gelangen. Der alte Haupteingang mußte deshalb anderswo geſucht werden.

Beim Vordringen in das Innere ſtieß man ferner auf einen von denſelben Räubern angelegten unregelmäßig ausgeführten Gang, der zu einem Grabe führte, in welchem ſich alles zerſchlagen und zerbrochen vorfand, das aber ſo viel erkennen ließ, um ſeinen Urſprung in die Zeit der zwölften Dynaſtie zu verlegen. Die Achſe dieſes erſten Grabes lag in der Richtung von Nord nach Süd, und das Grab öffnete ſich nach einer Galerie von 110 Metern Länge vom Weſten nach Oſten. Vier Gräber, dem erſten



Gefäß aus Obsidian aus dem Schatze von Dahschur.

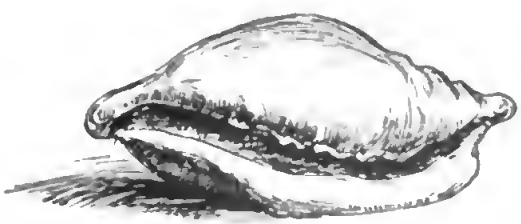
ganz ähnlich und jedes aus vier bis fünf Gemächern bestehend, lagen nach dem Gange hin. War auch die Galerie frei und zugänglich, so befanden sich dagegen die Gemächer zur Hälfte ihrer Höhe mit Bruchwerk und Schutt angefüllt und die darin stehenden Sarkophage geöffnet. Reste menschlicher Körper lagen auf der Erde mitten unter zerbrochenen Gefäßen aus Alabaster und gebrannter Thonerde.

Von der Westseite aus war man in diese unterirdische Totenstadt eingetreten, und im zweiten Gemache hatte man den Sarkophag einer bisher noch unbekannten Königin namens Nefer-Hent gefunden. Das östliche Ende der Galerie war mit dichten Schuttmassen bedeckt, die beseitigt werden mußten, um die Anlage genau zu durchforschen. Die Arbeit war nicht leicht, denn die Luft war stickig, so daß die Lichter von selber ausgingen.

Die Wand an diesem Ende der Galerie stellte eine Mauer aus Kalkstein von Turah dar; sie wurde durchbrochen und führte nach einem anderen Brunnen. Mit Hilfe eines Kompasses fixierte Herr de Morgan seine Lage und fing auf der Oberfläche des Wüstenbodens seine Suche an, um am 4. März d. J. wirklich in jene gefundene Öffnung einzudringen. Das war der alte, ursprüngliche Eingang zur unterirdischen Welt. In zwei Etagen von Galerien, zu welchen er führte, befanden sich acht Gräber. Auch darin waren sämtliche Sarkophage aufgebrochen, nur die Kanopen-Krüge in ihrer Nähe, die keine Kostbarkeiten enthielten, waren unbeschädigt geblieben. Einige dieser Krüge befanden sich in Kisten vor, die mit Blattgold überzogen waren.

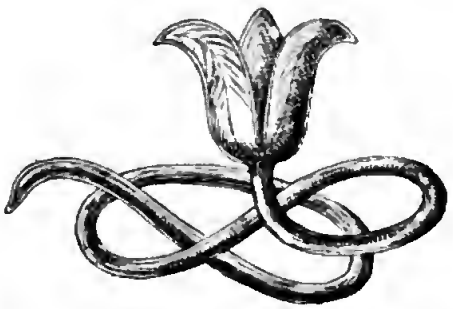
Herr de Morgan hatte den Befehl gegeben, den Schutt und Staub auf das sorgfältigste zu beseitigen, um den blanken Fels hervortreten zu lassen. Nur infolge dieser peinlichen Reinigung wurden die kostbaren Schätze am 7. und 8. März dieses Jahres entdeckt. Im Altertume waren sie in kleinen Höhlungen, die in den Boden der Galerie selbst eingelassen waren, vergraben und versteckt worden, offenbar in der weisen Absicht, ihr Auffinden zu erschweren, so daß mehr als vier Jahrtausende über sie dahinzogen, ohne sie ans Tageslicht treten zu lassen. Auch diese Juwelen waren in Holzkästchen eingeschlossen, die gleichfalls mit Gold ausgelegt waren, aber in sich zusammenfielen, als das morsch gewordene Holz sich in Staub verwandelte. Inmitten des Sandes lagen sämtliche Schätze auf dem Boden. — Die Königsnamen, mit welchen einzelne Schmuckgegenstände versehen waren, lassen über die Epoche ihrer Anfertigung keine Zweifel bestehen. Ich habe oben die Namen der Könige bereits genannt und gleichzeitig die Namen der königlichen Damen aufgeführt, denen sie einst gehört hatten. Die Kleinodien sind aus massivem Gold gefertigt und außerdem Edelsteine und Halbedelsteine

Goldener Löwe aus dem Schatze von Dahschur.



Goldene Muschel aus dem Schatze von Dahschur.

zu ihrer Herstellung verwendet worden. Armbänder, Ohrgehänge, Skarabäen, Halsketten, Brustschilder, liegende Löwen, Spiegel, Perlen, Ketten u. s. w. bilden ganze Garnituren für damaligen Weiberschmuck. Mit welcher unglaublichen Feinheit und Vollendung die Arbeiten im Altertum ausgeführt wurden, davon zeugt das übereinstimmende Urteil aller, welche diese merkwürdigen Gegenstände mit eigenen Augen gesehen haben. Sie stimmen sämtlich der Beschreibung des Herrn de Morgan bei, daß ganz abgesehen von ihrer außerordentlich guten Erhaltung, die einzelnen Schmucksachen sich durch so vollkommene Arbeit auszeichnen, daß ihnen nichts zur Seite gestellt werden kann, unsere heutigen Juwelierarbeiten nicht davon ausgeschlossen. Es wird ein wahres Verdienst der Museumsverwaltung von Gizeh sein, die gefundenen Schätze aus der Epoche Abrahams sobald als möglich durch Abbildungen und Beschreibungen der Kunst und Wissenschaft zugänglich zu machen. Wir selber beschränken uns heute darauf, eine kleine Auswahl derselben in Photographieen vorzulegen, die Herr Brugsch Bey, Konservator am Museum in Gizeh, die Güte hatte uns zur Verfügung zu stellen.



Goldene Lotosblume aus dem Schatze von Dahschur.

Vigilien.

Von

Ernst Lenbach.

(Abdruck verboten.)

Um fliegt auf dunklen Schwingen
Nachtengel übers Land;
Der Seele Saiten klingen,
Berührt von Geisterhand.

Leisatmend ruht das Leben,
Ein sturmerschöpftes Meer;
Als weiße Segel schweben
Gedanken drüber her.

Hörst du die Uhren gehen
In dunkler Einsamkeit?
In kleinen Tropfen rieselt
Die Zeit zur Ewigkeit.

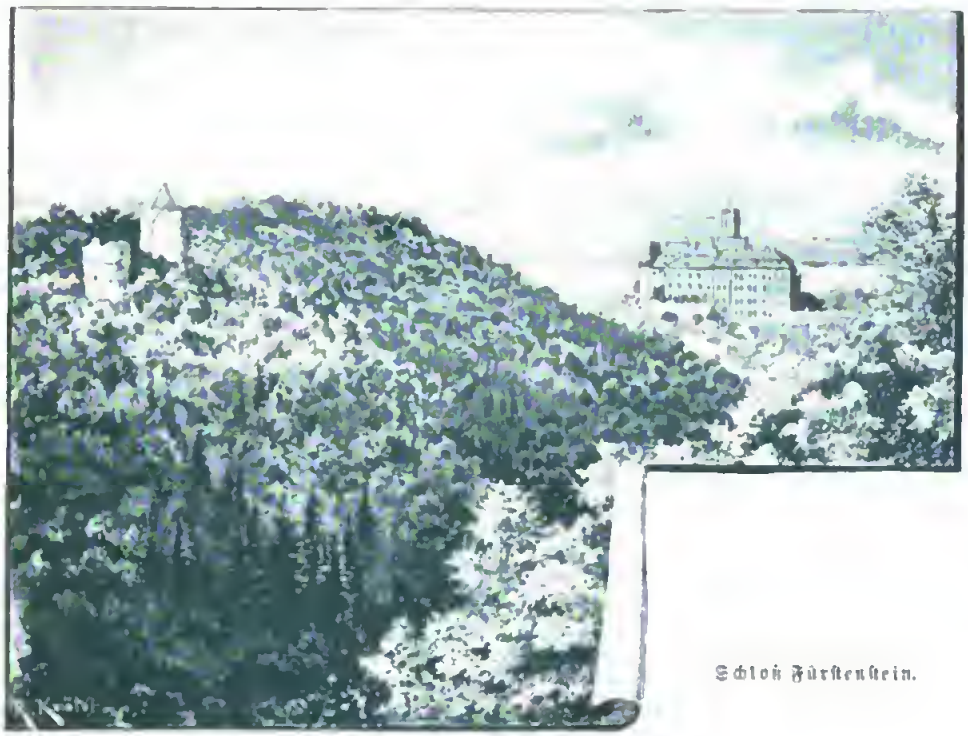
In jedem Tropfen spiegelt
Vor Gottes Königsblick
Sich eine Welt von Freuden,
Von Schuld und Mißgeschick.

Sieh, wie die Sterne wandeln
Auf weitem Weltenplan,
Wir messen ihre Strahlen
Und kennen ihre Bahn;

Und rechnend überholt sie
Des Geistes Wunderkraft;
Nur unsres Glückes Bahnen
Sind stets uns rätselhaft.

Horch auf! Frühglocken klangen,
Vergangen ist die Nacht,
Mit rotgeschlaf'nen Wangen
Der junge Tag erwacht.

So denk' an Gottes Güte
Und fleh', daß er auch heut
In jeder Erdenblüte
Ein Tröpfchen Tau dir beut



Schloß Fürstenstein.

Die alte Burg.

Eine Perle Schlesiens.

Von **Hanns von Zobeltitz.**

(Abdruck verboten.)

Es ist eine Eigentümlichkeit der östlichen Vorberge des Riesen- wie des Waldenburger Gebirges, daß sie ungemein tief eingeschnittene Thäler enthalten, welche ihrem ganzen wildromantischen Charakter nach dem Hochgebirge anzugehören scheinen. Zu diesen eigenartigen Formationen gehört auch ein Teil des Thales, welches der unweit der Trümmer der alten Burg Neuhaus entspringende Hellebach bildet: der Fürstensteiner Grund.

In kaum zwei Stunden erreicht man von Breslau aus das freundliche, durch seine Leinenindustrie und seine Uhrenfabriken bekannte Städtchen Freiburg, an welches sich fast unmittelbar das alte, prächtig in das hier noch breite, belaubte Thal des Hellebaches eingebettete Dorf Polsnitz — mit einer ehrwürdigen Kirchenruine — anschließt. Bald verengt sich das Thal zwischen steilen Felswänden, und in der sogenannten Schweizerei beginnt das schattige Waldgehege des Fürstensteiner Grundes. Uns aber führt zunächst ein bequemer, vortrefflich gehaltener Parkweg, der auf beiden Seiten fast durchweg von prächtigem Hochwald eingerahmt ist, zur Höhe des linken Uferrandes hinauf, bis plötzlich der mächtige, stolze Bau des Schlosses Fürstenstein aus dem Grün weißschimmernd emporsteigt.

Schloß Fürstenstein zählt unstreitig zu den wundervollsten Herrensitzen Schlesiens. Ich besuchte die herrliche Besitzung unmittelbar, nachdem ich einige Tage in Sibyllenort, dem deutschen Windsor, wie dies reizende Schloß König Alberts von Sachsen wohl genannt werden darf, geweilt hatte, und der Unterschied zwischen hier und dort fiel mir daher ganz besonders scharf ins Auge. Sibyllenort gibt sich als ein dem öden Flachland mit reichen Mitteln und vielem Geschmack abgerungenes ländliches Eden von durchaus modernem Charakter, der fürstlich Pleßsche Herrensitz aber erscheint als ein echt feudaler Besitz mit reichem historischem Gepräge inmitten einer Gebirgslandschaft, die an romantischer und doch der Lieblichkeit nicht entbehrender

Schönheit ihresgleichen in ganz Deutschland sucht. Wohl zeigt sich auch hier die Kunst des erfahrenen Landschaftsgärtners; während sie dort jedoch selbstschaffend, die karge Natur umgestaltend, in den Vordergrund treten mußte, fiel ihr in Fürstenstein nur die Aufgabe zu, die prächtige Umgebung zu erschließen. Vorweg gesagt: sie ist dieser Aufgabe im vollsten Maße, mit feinstem Verständnis gerecht geworden; die gärtnerischen Anlagen um Schloß Fürstenstein zähle ich zu den vollendetsten, die ich je gesehen, gerade weil sie ungezwungen, mit weiser Beschränkung in die von der Natur geschaffenen Reize eingefügt wurden.

Eine lange und wechselvolle Geschichte ist es, auf welche das Schloß Fürstenstein zurückblicken kann, eine Geschichte, von welcher einzelne Teile des massiven Baues heute noch beredte Kunde geben.

Die Gründung der alten „Vorstinburg" wird, anscheinend mit Recht, Bolko dem Ersten, einem der wenigen ausgezeichneten Piasten Schlesiens, zugeschrieben, sie fällt also auf die Wende des XIII. Jahrhunderts. Herren von Schlesien und Fürstenberg nannten sich die Herzöge; der Name Fürstenstein findet sich erst fast hundert Jahre später, es unterliegt indessen keinem Zweifel, daß beide Benennungen gleichbedeutend sind. Die durch Natur und Kunst ungemein feste Burg wechselte im Lauf der nächsten Jahrhunderte vielfach den Besitzer: sie war in den Händen der Parchwitz, eines Zweiges der noch heute blühenden Familie Zedlitz, dann trug sie ein Chusnik, später ein Chotiemitz vom König von Böhmen zum Lehen; zeitweilig war sie in den Händen der Hussiten, nach deren Abzug saßen die Czettritze auf dem Fürstenstein, und gegen Ende des XV. Jahrhunderts finden wir auf der Burg den berüchtigten Raubritter Hans von Schellendorf, der auf sie gestützt lange Zeit ungestraft sein unsauberes Handwerk betreiben konnte. Damals zog König Matthias von Böhmen selbst mit einem starken Heere vor die Veste, um den Schloßherrn zu züchtigen, aber seine, wie der Breslauer und Schweidnitzer Donnerbüchsen spielten tagelang gegen ihre Wehren und Türme, ohne sie erschüttern zu können; unverrichteter Sache zog der König, durch einen Einfall der Türken in Ungarn gezwungen, endlich ab, und Schellendorf triumphierte. Wenige Jahre später ereilte ihn freilich doch sein Schicksal, er wurde auf einem seiner Raubzüge gefangen genommen.

Kirchenruine zu Polsnitz unterm Fürstenstein.

Im ersten Dezennium des XVI. Jahrhunderts gelangte der Fürstenstein, immer noch als böhmisches Lehen, in den Besitz der Familie Hohberg. Die Hohbergs oder wie sie sich später schrieben: Hochbergs — sind wahrscheinlich um die Mitte des XIII. Jahrhunderts aus den Meißenschen Landen

Schloß Fürſtenſtein vom Thorgebäude aus.

kommend in Schleſien eingewandert, aber erſt Herr Kitzold von Hohberg, in Dokumenten aus den Jahren 1312—1349 vielfach auftretend, erſcheint als der erſte urkundlich nachweisbare Stammvater des ſchleſiſchen Zweiges der Familie. Dippelsdorf im Kreiſe Löwenberg, nach anderen Armenruh bei Schönau wurden als der ſchleſiſche Stammſitz der Familie bezeichnet, deren allmähliches Emporſteigen zu den intereſſanteſten Epiſoden aus der Geſchichte des deutſchen Adels zählt.

Als 1509 Herr Konrad (Kunz) von Hohberg Fürſtenſtein erwarb, war die Familie bereits im Beſitz eines ſtattlichen Güterbeſitzes in Schleſien; unter anderem

nannten die Hohbergs auch schon einen Teil von Rhonstock, welche Herrschaft sich heute noch in ihren Händen befindet, ihr eigen. Der Erwerber von Fürstenstein war ein hochangesehener und vielgereister Mann, der sich sogar auf einer Fahrt ins heilige Land den Ritterschlag erworben hatte, und der bald nach der Übernahme Fürstensteins vom Kaiser zum Landeshauptmann ernannt wurde. Sein Sohn Christoph, der 1524 die lutherische Lehre auf seinen Gütern einführte, vermehrte den Besitz des Hauses wesentlich und begann schon die unterirdischen Schätze seiner Herrschaften auszubeuten, auf denen sich später der große Reichtum der Familie fest begründen sollte. Der Enkel endlich

Figuren auf der Schloßbrücke.

konnte die Lehnsherrschaft bereits 1605 als freien, unabhängigen Besitz erwerben, indem er dem geldbedürftigen Kaiser für die Ablösung der Lehnsrechte 72 000 Thaler zahlte.

Im Jahre 1650 wurde Hans Heinrich von Hohberg in den Freiherrnstand, 1666 in den Reichsgrafenstand erhoben. Die Drangsale des dreißigjährigen Krieges, während dessen abwechselnd bald die Kaiserlichen, bald die Schweden die „Landesveste" Fürstenstein besetzten, gingen jedoch selbst an dem reichen Grundherrn nicht unvermerkt vorüber, ja sie lasteten oft erdrückend schwer auf seinem Besitz. Wiederholt vermochte er, da die Einkünfte ausblieben oder auf ausgeschriebene Kriegsleistungen aufgingen, nicht einmal die fälligen kaiserlichen Steuern aufzutreiben und 1644 wurde ihm wegen eines Rückstandes von 4000 Thalern sogar ein Sequester bestellt; binnen vier Wochen sollte er die Schuld bezahlen oder aus dem Besitz Fürstensteins gewiesen werden. In den Gebirgsdörfern lebt heute noch eine alte Überlieferung fort, daß damals einige treue Bauern der Hohbergischen Güter unter Verpfändung alles ihres Eigentums, selbst ihrer Kleider und Betten, die Summe sammelten, um ihren allbeliebten Gutsherrn zu retten.

Der westfälische Frieden brachte endlich Ruhe und Ordnung und neuen Wohlstand, aber die bald beginnende Gegenreformation

Im Fürstensteiner Grunde.

legte dafür der gräflichen Familie und ihren Hintersassen die schwersten geistigen Lasten auf. Alle protestantischen Kirchen und Schulen auf den Hochbergischen Besitzungen wurden geschlossen, nicht einmal eine Predigt in der Stille des eigenen Hauses vorzulesen war erlaubt; die vaterlosen Waisen mußten katholische Vormünder erhalten und im katholischen Glauben erzogen werden — drakonische Bestimmungen, die mit äußerster Härte durchgeführt wurden, bis der Siegeszug Friedrichs des Großen Schlesien unlöslich mit Preußen verband.

Die Hochbergs gehörten zu denjenigen Mitgliedern des hohen schlesischen Adels, welche dem siegreichen Hohenzollernfürsten zuerst huldigten. Die Brüder Hans Heinrich und Konrad Ernst Maximilian, welche zur Zeit der preußischen Besitzergreisung auf Fürstenstein und Rhonstock saßen, müssen ungemein weitblickende, tüchtige und feingebildete Männer gewesen sein. Konrad Ernst

Ansicht des Schlosses Fürstenstein vom Luisenplatze aus.
Nach einer Aufnahme von A. Leisner, Photograph in Waldenburg in Schlesien.

Maximilian zumal hat für Fürſtenſtein außerordentlich viel gethan; auf ihn iſt der prächtige Ausbau der alten Veſte, ſind die bedeutenden Sammlungen, welche das Schloß enthält, zurückzuführen, er legte den Grundſtock zu der heute auf 40 000 Bände angewachſenen, viele Seltenheiten enthaltenden Bibliothek. Seine nächſten Nachfolger erweiterten die ſchon vorhandenen Gartenanlagen um das Schloß zu einem wundervollen Park, den ſie bis zum Grunde des Hellebachs ausdehnten, ſie erſchloſſen aber vor allem die reichen Kohlenſchätze ihres Beſitzes, welche mit dem gleichzeitigen Beginn der Ära des Dampfes eine ehedem nicht geahnte Bedeutung gewannen.

Die neuere Geſchichte der Fürſtenſteiner Linie des Geſamthauſes Hochberg iſt bekannt: im Jahre 1840 erhielten ihre Beſitzungen den Charakter einer freien Standesherrſchaft, und als ſieben Jahre ſpäter die Herrſchaft Pleß, bisher im Beſitz der Fürſten von Anhalt-Köthen-Pleß, durch Heirat an den Grafen Hochberg-Fürſtenſtein kam, wurde dieſer in den preußiſchen erblichen Fürſtenſtand erhoben.

Schloß Fürſtenſtein vom neuen Fahrwege aus geſehen.
Nach einer Aufnahme von A. Leidner, Photograph in Waldenburg in Schleſien.

Das heutige Schloß Fürſtenſtein, auf ſteilem Grate über die Hellebachſchlucht mächtig emporragend, erſcheint als ein umfangreicher Baukomplex von reicher Gliederung. Durch ein hohes, gewölbtes, turmbewehrtes Thorhaus, „die Baraque“ genannt, tritt man zunächſt in den langgeſtreckten Niederhof, der von eingeſchoſſigen, an ſeinen Endpunkten von Pavillons überragten Beamtengebäuden und Stallungen umſäumt wird. Weiter führt eine maſſive, von zwei Löwen als Schildhaltern bewachte Brücke über den tiefen Graben, eine natürliche Einſattelung, auf den ſtattlichen, etwa 300 Fuß langen und halb ſo breiten Vorplatz. An der

Hof der alten Burg Fürſtenſtein. Nach einer Aufnahme von A. Leisner, Photograph in Waldenburg in Schleſien.

Weſtſeite dieſes cour d'honneur von fürſtlicher Pracht ſteigt die Hauptfront des eigentümlichen Schloſſes auf. An den mächtigen, von dem alten maſſigen Schloßturm gekrönten Mittelbau, deſſen hohe, einzige Fenſterreihe bereits den Feſtſaal des Innern verrät, ſchließen ſich nach rechts und links viergeſchoſſige Seitenflügel an — alles in kräftigen, aber ziemlich einfachen Barockformen durchgebildet. Der Nachdruck iſt, wie der feinſinnige Schilderer ſchleſiſcher Kunſtdenkmäler, Baumeiſter A. Lutſch, treffend hervorhebt, lediglich auf die Geſamtanordnung gelegt, da der Großartigkeit der Natur, wie ſie ſich hier — im niedrigeren Berglande unverhofft — offenbart, doch durch die Kunſt nichts Gleichartiges an die Seite zu ſetzen iſt. An dieſen 1722 bis 1724 entſtandenen Bau reihen ſich nach rückwärts zwei ältere Gebäudegruppen von unregelmäßigerem Grundriß, die ſich, einen engeren inneren Hof umrahmend, bis zum Rande der ſchroff abfallenden Felsplatte erſtrecken.

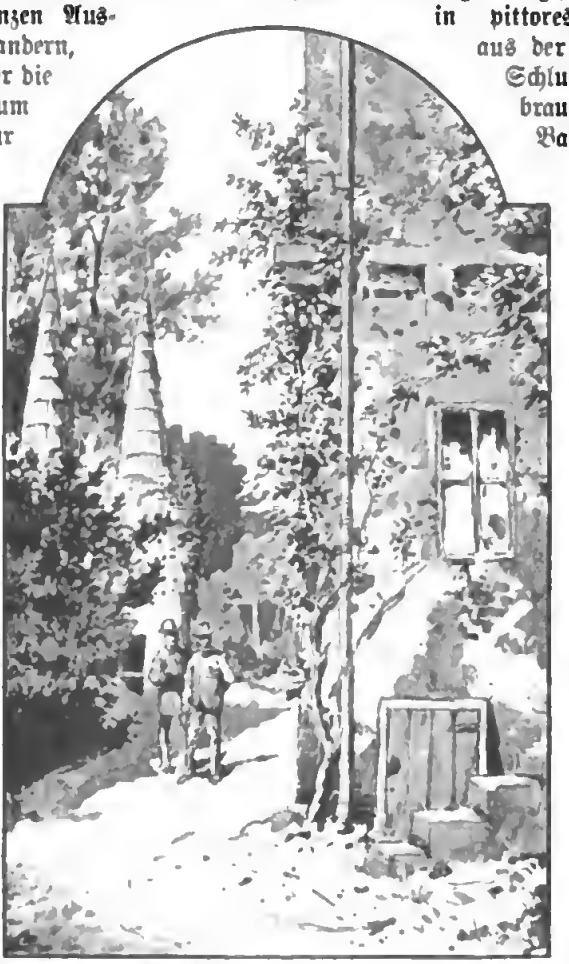
Von den Innenräumen iſt beſonders der große Feſtſaal des über die Flügel etwas vorſpringenden Mittelbaus ſehenswert: ein mächtiger, außerordentlich hoher, lichtdurchfluteter Raum von nahezu quadratiſcher Grundfläche. Die prächtige, ein wenig kühle Ausſtattung des Saales, deſſen Wände mit Freiburger Marmor bekleidet ſind, zeigt an das Rokoko ſtreifende Formen. Auf beiden Seiten dieſes den Mittelbau völlig füllenden Raumes ziehen ſich in den Flügeln dreifach übereinander laufende Zimmerreihen hin, von denen beſonders die unteren mit erleſenem Geſchmack, aber ohne ſonderlichen Prunk zu komfortablen Wohngemächern eingerichtet ſind. Auf immer ſchmäleren und immer ſteiler aufſteigenden Treppen gelangt man endlich auf die Zinnen des dickwandigen Turmes, zum ummantelten Kern des mittelalterlichen Bergfrieds.

Die Mehrzahl derer, denen es vergönnt iſt, Schloß Fürſtenſtein zu beſuchen, möge den ſchönen Ausblick von der ſtolzen Höhe des Turmes über die weite grüne Ebene hinweg oder hinüber zu den grau ſchimmernden Bergen vorziehen — ich für mein Teil gebe den wechſelnden Bildern im engeren Rahmen den Vorrang, welche ſich dem Auge von den Terraſſen des Schloſſes aus darbieten.

An der Süd- und Weſtſeite des letzteren wurden nach Hitzigs Plänen nämlich unter teilweiſer Benutzung älterer Anlagen in

neuerer Zeit ausgedehnte, prächtige Terrassen angelegt, von denen aus sich über die belaubten Hänge hinweg nach dem Hellegrund zu eine Fülle wunderbarer Durchblicke öffnen. Diese wahrhaft großartigen, durch reichen gärtnerischen Schmuck ausgezeichneten Terrassen geben dem Schlosse erst recht eigentlich den Charakter eines Fürstensitzes.

Wer es nicht vorzieht, zur Schweizerei zurückzupilgern und den Grund von dort aus in seiner ganzen Ausdehnung zu durchwandern, was einem jeden, der die reizvolle Partie zum erstenmale macht, nur dringend zu empfehlen ist, oder wer nicht den Weg am Südrand der Hochfläche durch den trefflich gepflegten, parkartigen Wald einschlägt, um dabei die zahlreichen sich hier darbietenden Aussichtspunkte: „das Riesengrab," den „Charlottenplatz," den „Louisenplatz" u. s. w. zu besuchen, kann von den Schloßterrassen aus unmittelbar zu dem Grund hinabsteigen. Ein bequemer Pfad führt an dem jähen, zackigen Felsen durch prächtiges Laubholz bis zum Hellebach hinunter.



Eingang zur alten Burg.

Die ganze Schlucht, deren romantische Formen mich stets mächtig an das freilich ungleich großartigere Bodethal gemahnten, erstreckt sich auf eine Länge von etwa vier Kilometern bis zu den unter dem Namen Zips zusammengefaßten, nahe bei dem reizenden Badeort Salzbrunn belegenen Gehöften. Ein schmaler Fußsteg führt längs des über bemooftes Steingeröll dahin rauschenden Baches durch den kühlen, schattigen Grund. Üppige Vegetation kränzt die Höhen; immer dichter überwölben die hohen Linden, Ahorn und Buchen, zwischen denen sich einzelne prachtvolle Eiben zeigen, den Pfad. Dann und wann öffnet sich ein Blick auf die schimmernden Mauern des Schlosses, auf seine kunstvoll aufgetürmten, feingegliederten Terrassen, und mächtig steigen hier und dort gewaltige, schroffe Felsenriffe in pittoresken Formationen aus der Tiefe empor. Die Schlucht verengt sich, brausend strömt der Bach unter einer Brücke hindurch, welche die aneinanderrückenden Steinwände verbindet, in scharfen Krümmungen windet er sich dann durch die ihm den Weg sperrenden Grauwackenmassen.

Der Fußpfad ist durch eine finstere Felsenkluft bergan gestiegen; zu unsern Füßen schäumte soeben noch das Wasser im tiefen Kessel und wirbelte kraus und wild zwischen seinem steinigen Gerölle — jetzt fließt der Bach ruhigeren Laufs im breiter werdenden Waldthal. Vor uns liegt unter Ulmen und Linden noch halb versteckt auf der Bergeshöh das graue Gemäuer der „Alten Burg," unser Ziel, welches wir in wenig Minuten auf bequemen Treppenstiegen emporsteigend erreichen.

Die alte Burg ist, vorweg sei es gesagt, neuen Datums. Sie ist eine phantastische Schöpfung des Reichsgrafen Hans Heinrich VI. von Hochberg und wurde 1797 als Nachahmung einer mittelalter-

lichen Burg durch den trefflichen Baudirektor Tischbein errichtet, wie gestrenge Kritiker meinen, in den Formen richtiger „Theatergothik“. Das mag wohl sein, seltsam genug wenigstens ist der Bau, dem es weder an einer stattlichen Kapelle, noch an einem schaurigen Burgverließ fehlt — jedenfalls fügt er sich aber vortrefflich in das landschaftliche Gesamtbild ein.

Das Gebäude, für dessen äußere Ausschmückung einzelne interessante, alte Architekturteile aus dem Schlosse Kittlitztreben entnommen wurden, enthält im Innern mehr Räumlichkeiten, als man nach dem Anschein vermuten sollte. Außer den Wirtschaftszimmern einer gut geleiteten Gastwirtschaft im Erdgeschoß birgt es eine ganze Anzahl fürstlich eingerichteter Gemächer, die mit vielem Geschmack und sorgsamer Pietät durch zahlreiches altes Gerät aus anderen Schlössern der Standesherrschaft ausgestattet wurden. Prächtige Gobelins und Ledertapeten, schöne altertümliche Möbel, Kronleuchter und Waffen, ganz besonders aber eine erlesene Sammlung von Porzellanen und Prunkgläsern fügen sich hier trefflich zu einander.

Das Schönste an der Alten Burg bleibt aber doch der wundervolle Blick von der Zinne ihres hochragenden Turmes. Tief unten rauscht der Hellebach; von seinen Ufern steigen, mit dunklen Tannen und silberstämmigen Buchen besäumt, die Felsenwände schroff empor, im Hintergrunde hebt sich auf bewaldeter Felswand das neue Schloß mit seinen Türmen, seinen langen glänzenden Fensterreihen klar vom Horizont ab, und dann schweift das Auge wieder weit über das in frisches Grün gebettete Salzbrunn hinüber zu den zackigen Bergen, zur Höhe der Vogelkuppe, zum dreigipfeligen Sattelwald!

Wenige Schritte von der alten Burg entfernt dehnt sich der geräumige Turnierplatz — wie hätte ein Ritterschloß denn auch der Stätte edlen Waffenspiels entbehren dürfen. Aber dieser Turnierplatz ist denn doch nicht lediglich Theaterdekoration, auf ihm blühte an der Wende des Jahrhunderts die blaue Blume der Romantik noch einmal auf. Als im August des Jahres 1800 König Friedrich Wilhelm III. mit seiner Gemahlin Schloß Fürstenstein besuchte, veranstaltete Graf Hochberg zu

Schloß Fürstenstein, vom ersten Aussichtsplatze aus gesehen.
Nach einer Aufnahme von A. Leisner, Photograph in Waldenburg in Schlesien.

Ehren der Königin Luise auf dem Turnierplatz ein Fest, wie es Schlesien seit Jahrhunderten nicht gesehen hatte: ein wirkliches Ritterspiel, zu dem sich die Blüte des schlesischen Adels zusammengethan. Da fungierten die Grafen Sandretzki, Callenberg und Burghauß als Kampfrichter, Graf Bethusy-Huc war der Panierherr und in drei Quadrillen eingeteilt stritten die Grafen Stolberg, Maltzahn, Nostitz, Matuschka, die Herren von Mutius, von Richthofen, von Tschirsky, von Trützschler, von Röhl, von Zedlitz, von Czettritz, von Schulz, von Tempsky um den Sieg. Es floß freilich kein Blut, aber das ritterliche Spiel wurde mit Feuereifer durchgeführt, und die Überlieferung verkündet, daß als die jugendlich schöne Königin den vier Siegern: Czettritz dem Schwarzwalder, Maltzahn dem Lissner, Tschirsky dem Domanzer, Tempsky dem Ottendorfer den Ritterdank auf die Brust heftete, „eine tiefe, feierliche Stille geherrscht habe". Wenige Jahre später und die Söhne derselben Geschlechter vergossen wirklich opferfreudig ihr Blut im Dienst ihres Herrschers und ihres Vaterlandes . .

Erst durch den schattigen Wald, dann über sanft abfallende fruchtbare Felder hinweg führt der Weg vom Turnierplatz nach dem freundlichen Salzbrunn, der altberühmten Heilstätte. Und dort dampft, keuchend und schnaubend, auf eiserner Spur auch schon das echte Kind unserer Zeit, die Lokomotive heran, und im Hintergrunde erheben sich die Schloten der Hüttenwerke zu Waldenburg — weit, weit hinter uns liegt die blaue Blume der Romantik. Oder sollte es doch noch Glückliche geben, Sonntagskinder, die sie zu suchen und zu pflücken wissen? Wenn irgendwo, blüht sie sicher an den Hängen des Fürstensteiner Grundes.

Das Sühnopfer.

Von

Bianca Bobertag.

(Abdruck verboten.)

Es war im April, in der Zeit, da die Weißdornhecken und Lonicerenbüsche schon im ersten zartgefiederten Blätterschmuck stehen, da die Buchen ihr junges feingerippes Laub entfalten, Weiden, Birken und Linden grünumschleiert prangen und am Kirschbaum die überreiche Last flockiger Blüthen sich drängt, indes Eiche und Esche noch ihre schwarzen Glieder trotzig in den Sonnenschein strecken, als schämten sie sich zärtlicher Frühlingsregungen.

Dieser Sonnenschein! Alles war von ihm erfüllt, durchrieselt, überströmt, er zitterte durch die feuchtwarme Luft, als sei er etwas ganz seines Körperliches, er floß von den sanften Bergkuppen herab, die die Landschaft umsäumten, und durchtränkte die braunen, sanft begrünten Felder wie ein fruchtbarer warmer Strom, er glitzerte an den zarten grünen Blättchen und schwellenden Knospen, die von klebrigem Saft ganz feucht waren, an den braunen Stämmen und Ästen bis in das feinste Gezweig hinein, daß es aussah, als ob sie ganz versilbert seien, und auf dem Bache, der das flache Thal durchströmte, wie eine Flut von eitel Sonnenstrahlen. Er glänzte auf den Wegen und Stegen, in den blanken Fensterscheiben, auf den feuchten Schindeldächern der ländlichen Wohnstätten und auf den Gesichtern der Menschen; in der Ferne aber, wo er die sanft aufsteigenden Frühlingsnebel wie mit Millionen kleinen Pfeilen durchzuckte, umquoll er Erde, Berge und Himmel wie mit umhüllendem Lichtglanz.

In den Lüften war ein Singen und Zwitschern, Schwätzen und Pfeifen, und dazwischen, durch all diese Fülle von Licht und Wärme, Duft und Blütenfülle tönte der helle Klang der Mittagsglocke fröhlich und doch feierlich. Die Kirche lag etwas erhöht und grade mitten im Dorfe, das sich langgestreckt hinzog, und es war ein hübscher Anblick, wenn nach Schluß des Gottesdienstes die sonntäglichen Dörfler die kleine Anhöhe hinunterzogen, die einen sich dahin, die anderen dorthin wendeten und dann sich mählich zerstreuten.

Heut war fast die ganze Gemeinde zur Kirche gewesen, denn der Geistliche hatte die Kinder, die das verflossene Jahr zur Katechismuslehre gegangen waren, eingesegnet, und man konnte sie, fünf Knaben und sechs

Mädchen, alle schwarz bekleidet und mit Myrthensträußchen und -zweiglein geschmückt, mit lieben feierlichen Mienen im Kreise ihrer Verwandten und Freunde heimwärts kehren sehen.

Langsam zogen so die Gruppen durch das Thal und verloren sich nacheinander, bis zuletzt nur noch eine alte Frau in Begleitung eines blassen aber doch nicht gerade schwächlichen Knaben übrigblieb, die ganz am Ende des Dorfes wohnten. Der Knabe trug einen neuen schwarzen Anzug, der aber von einem groben Zeuge gemacht und ihm viel zu groß war, eine schwarze Mütze und ein Gesangbuch, die Frau war mit einem faltigen dunklen Rock und einer kurzen schwarzen Jacke bekleidet und trug den Kopf in ein sehr buntes Tuch gehüllt, das große, rote Blumen in weißem Grunde zeigte. Beider Gesichter, die unschön und sich sehr ähnlich waren, hatten etwas Starres, wenig Bewegliches, wie immer die Gesichter in sich gekehrter Menschen von engem Horizonte. Keins sprach ein Wort.

Endlich sagte der Knabe ruhig: „Es war recht voll, Mutter."

„O ja."

Dann nach einer Pause:

„Es war recht schön."

„O ja."

„Bloß —"

Sie fragte nicht.

„Bloß die Posaune, die hätt' ich mir wollen allein blasen."

„Wenn du konfirmiert wirst, kannst du doch nicht blasen."

„Nein."

Wieder gingen sie eine Weile, ohne zu sprechen, als die Frau sagte: „Wer hat sie denn geblasen?"

„Schulzes seiner. Das war eine Naht!"

„Hätt'st du nicht drauf gehört!"

Zum erstenmal richtete er den Blick auf sie. „Kann man das?"

Sie sah ihn auch an. Sie verstanden sich nicht.

Als er die Augen wieder niederschlug, zuckten ihm die Wimpern, und seine Lippen preßten sich fest zusammen. Dann fragte er leise — und wenn sie ihn angesehen hätte, würde sie vielleicht bemerkt haben, wie er um diese Frage mit sich rang: „Gehst du heut nachmittag, Mutter?"

„Zu Huberten? Ja."

„Willst du ihn nicht fragen", fuhr er stockend fort, „ob ich sie mitbringen darf? Um Feierabend könnte man — vielleicht daß er's gar gern hätte —"

„Nein, ich will es nicht. Bis heute hat's gegolten, heute ist's alle damit. Arbeit und Spiel verträgt sich nicht, und der Mensch ist zur Arbeit da und nicht zum Spiel. Und über dem vergißt du die Arbeit und wird dir niemals lieb und du kein ordentlicher Mensch."

Er sagte nichts darauf, aber ein ungeheuerer Schmerz lag auf seinem häßlichen, derben Gesicht, und es war fast, als ob ein Zittern durch seinen Körper ging.

So gingen sie weiter. Als sie an die Brücke kamen, unter der der Bach schäumend und glitzernd hindurchschoß, faßte er noch einmal Mut: „Heute, Mutter, darf ich noch?"

„Ja", sagte sie kurz.

Bald hinter der Brücke stand ein großes unfreundliches Gebäude, an dem ein weithin sichtbares Schild angebracht war: Friedrich Bohlhart, Fabrik chemischer Düngemittel; und bald dahinter ein zweites, ein zweistöckiger Rohbau im städtischen Kastenstil aus fleckigen Ziegeln errichtet, halb Remise halb Arbeiterwohnhaus. Dort hinein gingen die zwei.

Als sie oben in ihrer Wohnung waren, die aus Stube und Kammer bestand, trat die Frau vor den Knaben hin und sagte ein wenig feierlich aber ohne alle Rührung: „Habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebot. Amen. Der Herr segne und behüte dich. Amen." Dann ging sie in die Kammer, legte ihren Sonntagsstaat ab und ihre Wochenkleider an und zündete einen Petroleumkocher an, auf dem sie ein vorher zubereitetes Essen, ein Stück gebratenes Schweinefleisch und eine Anzahl derber Klöße nebst Sauerkraut, wärmte. Schweigend verzehrten dte beiden das Mahl. Dann sagte der Knabe: „Ich danke." Denn er wußte es wohl zu würdigen, daß sie seinem Ehrentage zu Gunsten ein so leckeres Gericht bereitet hatte, obwohl er ihm nicht so zuzusprechen vermocht wie an anderen Festtagen; darauf langte er auf etnen Schrank, nahm von dort einen länglichen, in ein Tuch eingehüllten Gegenstand herunter und wollte sich entfernen.

Aber er ging nicht. Er blieb neben

ihr stehen, die sich anschickte, die Gefäße in einer Schüssel abzuspülen, und sah ihr zu. Sein Atem ging stark und langsam, seine Augen, die unter einer hervorspringenden Stirn düster hervorleuchteten, ganz wie bei der Frau auch, waren starr auf ihre Hände gerichtet, aber er sagte nichts.

„Was willst du denn?“ fragte sie endlich.

„Der Herr Lehrer wollte mit dir sprechen,“ antwortete er leise. „Hat er's nicht gethan?“

„O ja. Daß du ein besonderes Geschick hättest zu der Fiedelei und ich dich in die Stadt geben solle zu einem Meister, und wär' mein Spargroschen gerade gut dazu, könntst dich dann mit Bettelti schen und anderer Barmherzigkeit weiter durchschlagen. Aber ich will für das windige Gegeige mein Gespartes nicht geben, und die Barmherzigkeit von den Leuten will ich auch nicht, und ein ordentliches Handwerk ist besser als Musikante sein. Und es ist also nichts, und so geh' nur.“

Aber er ging nicht. Er sagte nichts, aber er ging auch nicht.

Sie sah ihn an, ein paar Sekunden lang, und sah, wie seine Augen voll Thränen standen und wie ihm eine Thräne ganz langsam die blassen Backen hinabrollte bis an den zuckenden Mund, da er es erst merkte und sie mit dem Handteller wegwischte.

„Du bist recht verrückt“, sagte sie. „Ein Junge und wird heulen.“

„Ich heule nicht“, antwortete er still und ging hinaus.

Nach einiger Zeit verließ auch die Frau das Haus. Sie ging wieder über die Brücke und ein Stück den Weg zurück, dann einen kleinen Seitenpfad hinunter bis an ein bescheidenes Haus, neben dessen Thür ein Schild angebracht war, auf dem ein kleiner Stiefel zu sehen war nebst den Worten: August Hubert, Schuhmachermeister. Von der Höhe eines nahen Hügels hinunter schwollen durch den Frühlingssonnenschein über das grünumschleierte blühende Thal süße Töne. Sie schwollen hinter ihr her wie ein flehendes Gebet, wie die laut gewordene Sehnsucht einer Menschenseele, wie die entfesselte Qual einer jungen Brust, die nur durch die Saiten auszuströmen weiß, was der Mund versiegelt hält.

Sie hörte es, und für einen Augenblick lang zog etwas wie ein Hauch von Verständnis durch ihr Gemüt, oder doch eine leise Mahnung, ein fragendes Besinnen, und etwas wie Zweifel oder Unsicherheit verlangsamte ihre Schritte, einen Augenblick sogar blieb sie stehen und wandte den Kopf wie lauschend nach jener Seite — dann ging sie mit raschen Schritten den letzten kleinen Abhang hinunter und auf das Haus mit dem Stiefel zu, wo sie mit dem Meister fest machte, daß der Gustav, wie sie es beredet hatten, morgen bei ihm zur Lehre eintreten sollte.

* * *

Sie hatte ein hartes Leben hinter sich. Als die Tochter eines kleinen Häuslers geboren, hatte sie früh eine Stiefmutter bekommen, die sie unfreundlich behandelte, zeitig in strengen Dienst schickte und, da der Vater starb, zu Gunsten ihrer nachgeborenen Brüder um ihren kleinen Anteil an Hof und Haus brachte. Vielleicht, daß das alles anders gekommen, wenn die Natur ihr Schönheit und ein freundlich offenes Wesen zuerteilt hätte, die ihr das Herz der fremden Frau gewonnen; vielleicht daß ihr ganzes Leben ein besseres gewesen wäre, wenn sie sich solcher Güter hätte rühmen dürfen — aber sie war unschön und von einer scheuen, verschlossenen Art von Kind an. Als junge Magd hatte sie das Nachsehen gehabt, wenn die anderen zu Scherz und Tanz zogen, und die Liebe war an ihr vorübergegangen, ohne sie zu grüßen und mit freundlichen Glücksgaben auszuzeichnen. So hatte sie denn auch erst spät geheiratet, als Vierzigjährige einen Witwer, der sich an ihr unschönes, finsteres Gesicht nicht stieß, aber ihre Bravheit, ihren Fleiß und ihre Spargroschen recht gut zu schätzen wußte. Ein Tischler war es gewesen, selbst ein mühsamer und ordentlicher Mensch, den sie schon als Kind gekannt, wenn er bei ihnen die Stuhlbeine oder Banklehnen zusammenleimte, die etwa gelegentlich einer brüderlichen Balgerei in Stücke gegangen waren.

Aber viel gute Tage hatte sie da auch nicht gehabt, denn ihr Mann, groß und stark von Ansehen, stand trotzdem unter der Herrschaft seiner Söhne und wußte ihnen nicht den Standpunkt klar zu machen, wenn sie sich ungebührlich betrugen. Und das thaten sie reichlich. Denn statt der Frau dankbar zu sein, die mit unermüdlichem Fleiße den Hausstand ohne Magd in Ordnung hielt, mißachteten sie sie, die erst so spät einen

Mann gefunden hätte und in der sie im Andenken an ihre eigene Mutter eine Frau untergeordneter Art, einen Eindringling und eine Fremde sahen. Nicht daß sie die Äußerungen dieser Auffassungsweise schweigend hingenommen hätte — sie fühlte sich in ihrer Stellung und verteidigte sie, und, obwohl gewöhnlich schweigsamer Art, konnte sie dann kräftige und nachdrückliche Worte finden, die ihr für eine Zeitlang Luft machten. Aber recht froh ward sie unter diesen Kämpfen ihrer Ehe doch auch nicht, und als sich ihr ganz wider ihr Erwarten, denn sie hatte in ihren Jahren nicht mehr darauf gerechnet, Aussichten, Mutter zu werden, eröffneten, ward sie darüber höchlichst bestürzt aber nicht froh. Sie schämte sich dieses Umstandes, wie ihr, die eigentlich nie jung gewesen, ihre Vierzig schon als ein Lebensabend erschienen, und sie hielt es für völlig ausgeschlossen, daß sie für das Erwartete jemals auch nur eine Spur von mütterlicher Zärtlichkeit würde empfinden können. Sie, der nie jemand Zärtlichkeit erwiesen hatte, die nie um Liebe angegangen worden war, die ihre Kindheit und dann wieder, was sie ihr Alter nannte, in einem Stiefverhältnis zugebracht hatte, während der Jahre, die dazwischen lagen, aber unter Auspressung aller ihrer Kräfte im Dienste eines strengen Herrn verwendet worden war, kannte von selbstlosen Gefühlen nichts als Pflicht und Rechtlichkeit. Andere waren ihr fremd; wie hätte sie für ihr Kind Liebe zu empfinden vermocht!

Mit ihrem Manne sprach sie so wenig von der Sache als mit einem anderen. Auch ihm mochte es nicht lieb sein, und so konnte es bei diesen verschlossenen und harten Naturen möglich sein, daß sie unter einem Dache lebten und des Bevorstehenden nicht gedachten, bis die Geburt heranrückte.

Eines Tages aber lag er vor ihnen: ein häßlicher kleiner Kerl, das Ebenbild seiner Mutter. Die Eheleute sahen aneinander vorbei, sie waren sich im Grund ihrer Seele so fremd, als da sie sich verheirateten — das gemeinsam besessene Kind genierte sie beinah. Aber der Mann, dem Vatergefühle nicht fremd waren, fing doch an mit ihm zu schäkern, hatte seine Freude an dem Würmchen und gewann es nach und nach lieb. Die Frau sah es mit Abneigung, und als sie die überwunden, doch ohne Liebe; sie pflegte es, weil sie das für ihre Pflicht hielt und wie sie einen struppigen kleinen Affenpintscherbastard gepflegt haben würde, wenn er ihrer Fürsorge überantwortet worden wäre, aber ihr Herz war nicht dabei. Nur manchmal, ganz vereinzelt und wenn es niemand sah, nahm sie eins der kleinen Händchen des Knaben und fuhr sich damit übers Gesicht oder lachte ihn an, dann aber wurde sie rot ob solcher Tändelei, denn sie schämte sich dieser mütterlichen Regungen ganz so, wie sie fortfuhr, sich des Kindes überhaupt zu schämen.

Als der kleine derbe aber garstige Kerl beinah zwei Jahre alt war, also noch ehe er in jenes Alter kam, in dem die Kinder am liebenswürdigsten und so sehr fähig sind, alle um sie gehabten Mühen, ja oft auch die späteren im voraus zu vergelten, ereignete sich ein Unglücksfall, der die Mutter nötigte, sich von ihm für längere Zeit zu trennen. Bei der Ausbesserung eines Schindeldaches verlor der Alte, der solche Arbeiten zu besorgen geschickt war, das Gleichgewicht und brach das Genick.

Die kleine Wirtschaft wurde aufgelöst, und die Witwe, darauf angewiesen, wieder einen Dienst zu suchen, gab den Jungen einer Frau in Kost, die sich damit befaßte, die Kinder von Mägden, seien sie nun verheiratet oder unverheiratet, um ein Billiges aufzuziehen.

Eine sehr genaue Pflege konnte der Junge dort nicht haben, aber trotz grober Nahrung und geringer Aufsicht gedieh er und wurde groß und stark. Als er mit sechs Jahren in die Schule gegeben ward, saß er derb und trötzerlich unter den anderen, blickte unter einer vortretenden Stirn mit kleinen blitzenden Augen kecklich hervor und gab seine Antworten laut und schnell.

Seine Mutter hatte indessen eine recht gute Stelle gefunden. Es war am Ende des Dorfes eine chemische Fabrik errichtet worden, in der sie als Wasch- und Scheuerfrau Beschäftigung gefunden. Der Besitzer des Etablissements war ein humaner Mann, der die Laune hatte, seine Angestellten besser zu bezahlen, als er nötig gehabt hätte, denn an Angebot von Arbeitskräften war in der Gegend kein Mangel. Wofür er sich dann aber auch ausgezeichnet bedient fand, denn Rechtlichkeit und Pflichttreue pflegt im

Volke keineswegs abzunehmen, wenn es sich anständig behandelt und auskömmlich bezahlt sieht, besonders nicht unter den Frauen, für die das Laster der Trunksucht keine Gefahren hegt. Die Tischlerwitwe arbeitete wie ein Lasttier und ersetzte dem Herren zwei laue Arbeitskräfte.

Wenn jemand das Interesse gehabt hätte, sich um sie zu bekümmern, würde er sich vielleicht gewundert haben, daß sie sich darum nicht das mindeste mehr anthat wie früher. Aber niemand fragte danach, und niemand als ein kleiner Kassenbeamter in einer benachbarten Kreisstadt und der Schullehrer des Ortes, den sie einmal um Rat gefragt, wußten, daß sie jedes Vierteljahr eine Einzahlung auf der Sparkasse machte, die schon nach zehn Jahren eine Summe betrug, die in ihren Augen ein kleines Kapital bedeutete. Wofür sie spare, war den Kassenbeamten natürlich völlig gleichgültig, aber auch der Lehrer fragte die finstere und wortkarge Frau nicht darum. Er setzte voraus, daß es für den Gustav geschehe, denn daß sie in der Tiefe ihrer verschlossenen Seele ein warmes mütterliches Gefühl hege, auch wenn sie es nicht im mindesten zeigte, war ihm, der selbst ein Kind des Volkes war und wußte, wie häufig sich hinter einer rauhen Außenseite ein warmer Sinn verbirgt, außer Zweifel. Aber er täuschte sich mit dieser Annahme. Sie sparte nicht für den Knaben, sie sparte für sich selbst.

Übrigens hatte der Lehrer seine Freude an dem Jungen. Nicht daß er ein besonders guter Rechner gewesen oder ihm Gesangbuchverse und Sprüche nur so in den Kopf geflogen wären — aber er war ein vollkommen sicherer Sänger in der Schule und auf dem Kirchenchor und spielte auf einer alten Geige, die er ihm überlassen, noch ehe ihm die mindeste Anleitung geworden, nicht bloß alle Lieder und Choräle, die er gehört, sondern das verwunderlichste Zeug, das dem guten Dorfschulmeister selbst sein Lebtag nicht vorgekommen war und von dem der Knabe behauptete, er habe es selbst vordem nicht gehört, und es käme ihm wie im Traume oder es sängen ihm die Engel vor.

Mittlerweile war auch die Kostfrau gestorben, bei der Gustav seinen Unterschlupf gefunden, und er war zu seiner Mutter übergesiedelt. Ein herzliches Verhältnis entwickelte sich damit nicht. Die Frau hatte freilich längst aufgehört, sich seiner zu schämen, doch liebte sie ihn darum noch nicht; wie der Knabe, unschön, wortkarg und finster gleich ihr, auch nicht angethan war, dieses verhärtete Gemüt zu erweichen. So lebten sie nebeneinander hin, ohne Verständnis füreinander, ohne Zärtlichkeit, durch kein anderes Band verknüpft als ein rein äußerliches. Kopfschüttelnd sah sie es, wie er seine Brotschnitte hastig herunterwürgte, seine Aufgaben so schnell als möglich erledigte, nur um auf einer Bodenkammer seiner Leidenschaft nachhängen zu können, wie er jedes Blättchen Papier mit Noten bedeckte oder traumverloren am Fenster saß und nach den Sternen starrte. Sie schalt ihn selten darum, obgleich es ihr zuwider war, aber gerade darin lag doch auch wieder ein Beweis von dem Mangel an Teilnahme für ihn. Mutter geworden zu einer Zeit, wo manche schon einem Enkel entgegensehen, Jahre hindurch von ihm getrennt lebend, hatte sie ebenso wenig Sinn für die Leiden und Freuden der Kindesseele, als sie eine Ahnung von denen eines erwachenden Talentes haben konnte.

Nicht daß sie unempfindlich gegen die Musik gewesen wäre, aber die Beschäftigung mit ihr galt ihr, die nur harte Arbeit kannte und in ihr die einzige Quelle der Ehre sah, fast als schimpflich und jedenfalls als Zeitvergeudung. Auch verstand sie nicht, obschon klug und umsichtig bei dem, was sie that, die Begriffe zu spalten oder nach ihrem Werte abzuwägen, und so haftete, obschon sie gern zugegeben hätte, daß Orgelspiel etwas anderes und besseres sei als Kartenspiel, an dem Worte Spiel allein für sie etwas Verächtliches.

Immerhin — solange er in die Schule ging und keine gesteigerte Feldarbeit auch die Kinder heranzog, mochte er der Tändelei obliegen. Von dem Tage, da er bei einem Meister in die Lehre trat, aber sollte es freilich damit ein gründliches Ende finden.

So dünkte es ihr gut.

* * *

Konnte es ein härteres, beschränkteres Gemüt geben?

Und doch lebte auch in der Seele dieser Frau noch neben ihrem derben Pflichtgefühl und ihrer kühlen Rechtgläubigkeit etwas, das sie über sie selbst und ihre kleinen Interessen hinaushob mit einem starken, ja leiden-

Digitized by Google

schaftlichen Gefühl, eine dunkle, eigensinnige Liebe für etwas außer ihr.

Kleinbäuerlichen Familien entsprossen, die Jahrhunderte hindurch in dieser Gegend angesiedelt gewesen waren, war sie durch die Habgier einer harten Frau und durch eine widerwillige Laune der Natur, die keinem Manne den Wunsch eingegeben, sie über sein Haus zu setzen, verdrängt, verstoßen worden von Besitz und Recht an diese heimatliche Erde. An eben *diese Erde*, die sie liebte mit einer angestammten zähen Anhänglichkeit, sie die einzige, die ihr Wohlthäterin, Mutter, Ernährerin, Beschützerin gewesen war. Diese braunen Schollen, die sich alljährlich im Frühling begrünten, die in ihrem Schoße nährende Wurzeln und Knollen und auf den Häuptern ihrer schlanken Halme goldene Körner zeitigten, diesen Boden, darauf unverrückbar der steinerne Herd wohlüberdacht beruhte, diese sanften grünen Abhänge am Waldrande und diesen Waldboden selbst, aus dem die Quellen sickerten, die Buchen, Kiefern und Eichen ihre hohen Häupter streckten und millionenfach Kraut und Gebüsch und langhaariges Gras hervorsproß — sie liebte sie.

Nach gethaner Arbeit am Feldraine sitzen und zuhören, wie die Wachtel im reifenden Weizenacker schlug oder die Heimchen zirpten im grünen Gerstenfeld, die Quellen um sie her murmelten, die Hummeln schwirrten und die Knechte ihre Sensen dengelten; indessen die sinkende Sonne Felder und Wiesen rötlich golden überstrahlte, ein leiser Abendwind über die Felder ging, hoch getürmte Heuwagen den Dorfweg hinab schwankten, und die letzten Arbeiter müde und doch fröhlich heimkehrten, während ein Duft, herb und süß zugleich die warme sommerliche Luft erfüllte, — das war ihr Glück. Dann ging ihr das Herz auf in unbeschreiblicher Wonne und Zärtlichkeit, dann konnte sie die Hand auf den Boden neben sich legen, wie eine Mutter auf den Scheitel ihres Kindes, in einem ihr selbst unverständlichen überquellenden Gefühl über die Halme neben ihr mit den harten Fingern liebkosend streicheln oder die Ackerkrume an ihr Gesicht bringen und mit einem beglückten Lächeln ihren lebenatmenden Geruch einsaugen. Wie eine heimliche Zwiesprach mit ihr dünkten ihr alle diese vertrauten sanften Töne, wie etwas, das zu ihr redete; selbst das satte Grün, das warme Goldgelb der Felder, der dunkle Wald, der für sie keine Schauer hatte, und die weißlichen Nebel, die ihm zur Abendzeit entquollen, all das war ihr wie die Sprache einer Mutter mit ihr. Einsam saß sie dann gern und ließ sich ihr starres Gemüt auflösen in ein Gefühl, für das sie keinen Namen hatte und das sie über alles beglückte. Und das war es, was ihre Seele mit eigensüchtigem Wunsch erfüllte: ein Besitzrecht an ein Stück, o nur ein winziges Stück Landes, haben, eine Teilnahme an diesem Boden, die Zugehörigkeit zu einer festen Scholle, die *ihr* war und niemandes sonst. Ein kleines Geviert, nicht größer als sie mit eigenen Händen bebauen könnte, und darin ein Häuschen mit spitzem Dach, mit Kletterrosen am Giebel und eine Bank, darauf sie raste — das war es, was sie gewollt!

So sehr liebte sie diese Erde; sie, die in Wahrheit niemals Kind, noch Geliebte, noch Gattin, noch Mutter gewesen war, liebte sie mit der dunkeln und nur halb bewußten Inbrunst, die in der Tiefe ihres Gemütes verschlossen war. Und wenn dieser heiße Wunsch nach Besitz eines Fleckes Land ein eigensüchtiger war, so war es dennoch der heiligste Eigennutz, den es je gegeben; denn in ihm lebte zugleich das reinste Gefühl: die grenzenlose Dankbarkeit des Menschen gegen die große Mutter, die ihn geboren und genährt, das innige Zusammenhangsgefühl, das auch das harte, aber unverdorbene Gemüt an seine Umgebung knüpft.

Wie sich aber alles, was sich an zurückgedrängter Leidenschaft in dem Herzen dieser Frau vorfand, in dieses Kindschaftsgefühl zu ergießen gewöhnt hatte, war sie stumm und kalt geblieben gegen ihr eigenes Kind, und ohne Ahnung, daß sie daran war, *sein* Lebensglück ihrem eigenen Wunsche und der starren Beschränktheit ihrer Begriffe zu opfern. —

Als sie das Haus des Schusters verließ, war das Geigenspiel verstummt.

Merkwürdig, sie vermißte es beinah, sie hätte es jetzt lieber gehört. Warum benutzte er die letzten Stunden, da es ihm erlaubt war, nicht, seiner Lieblingständelei nachzuhängen? Was mochte er sonst treiben? Sie blieb stehen und lauschte — er hätte ein lustiges Stückel spielen sollen. Aber er that es nicht. Er saß oben auf der

Digitized by Google

Bank am Hügel und starrte in die Ferne mit demselben verzweifelten Gesicht und denselben thränenschweren Augen, mit denen er sie vorhin angesehen hatte — sie sah es nur im Geiste, nicht in Wirklichkeit — aber sie war überzeugt, daß es so war. Und sie sah den stummen Vorwurf und den Schmerz und das Flehen in diesen Augen, die immerfort dunkel, mit feuchtem Glanze auf sie gerichtet waren, das Zucken seiner Lippen und die tiefe Bläße seines Gesichts; aber sie sah auch das weite Land, das die Quellen durchströmten und die rotgelben Wege durchschnitten, das die fruchtbaren Bäume überschatteten, die junge Saat mit zartem, glänzendem Grün verheißungsvoll schmückte und der Sonnenschein mit seinen goldenen Fluten überströmte und durchtränkte. Und das Land war stärker als das Angesicht des Knaben.

So ging sie ihres Weges weiter; ihr Gesicht war starr und unbeweglich, wie es immer gewesen, und ihr Herz schwieg.

Als sie sich dem Hause näherte, in dem ihre kleine Wohnung lag, bemerkte sie, daß dem Hofe des Nachbargrundstückes, das ebenfalls eine Fabrikanlage enthielt — eine Holzfraiseanstalt, die noch einer Seilerwerkstatt in ihren Gebäuden Raum gab — ein leichtes Rauchgewölk entstieg, dessen Ursprung sie sich nicht zu deuten wußte, zumal Bretterzaun und Strauchwerk den Ausblick verdeckten.

Sie blieb stehen und sah die dicken grauen Knäuel, die sich dort entwickelten, verwundert an. Arbeiter durften kaum zum Sonntag dort beschäftigt sein, wie denn auch keine Stimmen hantierender Männer zu hören waren.

„Melzer!“ rief sie den Namen des Hausknechtes, den sie kannte, hinüber. Aber statt einer Antwort quoll jetzt deutlich der Rauch aus einem Fenster des Erdgeschosses hervor, schwarzgelblich mit brandigem Geruch, rötlich grau und purpurn durchzuckt. Nun eilte sie, was sie konnte, dem Eingange zu der Unheilstätte zu, fand dort die Männer im Vorderhofe beschäftigt, die Familie des Besitzers aber über Land gefahren.

Herr Gott, das gab einen Schrecken! Alles stürzte erst nach der Remise, dann der eine nach dem Stall, wo er ein schnellgesatteltes Pferd herauszog, darauf er sich schwang, den Herren an Ort und Stelle zu holen, der andere nach dem Dach des Wohnhauses, wo er ein Feuerhorn dröhnend erschallen ließ, die übrigen in einen Schuppen, wo die Feuerspritzen verstaubt und eingetrocknet standen, die Frau zurück nach „ihrer“ Fabrik, wie sie sagte, die bei der Nähe der Anlagen mit bedroht sein konnte.

Das war ein Aufruhr mitten in den sonntäglichen Gottesfrieden, in den sonnigen, blühenden Frühlingstag hinein!

Von allen Seiten kamen sie herzugerannt, hilfsbereite Männer, die sich kaum Zeit genommen, den Sonntagsrock auszuziehen, Weiber und Kinder, was nur immer fort konnte, kam, sich neugierig und aufgeregt hinzuzudrängen. Und dicker wurde der Rauch, heller zuckten die Flammen; und immer tutete das Feuerhorn gräßlich durch die Luft, bellten die Hunde und gab es ein Jammern und Schreien ohne Ende.

Der Gendarm des Ortes sprengte auf seinem bekannten Schimmel heran, die Zudringlichen zurückzuweisen, die kaum dem Ortsvorsteher Raum geben wollten, der sich hochrot durch das Volk drängte, um die Leitung der Löscharbeiten zu übernehmen; Spritzen rasselten herab, Leiterwagen, bereit, Bündel und Kasten aufzunehmen; und dazu wuchs die Flamme lodernd auf, unaufhaltsam, unwiderstehlich, mit einem fortwährenden knatternden Zischen dem qualmenden Rauche entströmend, an den Fenstern, an dem Mauerwerk hinaufsteigend, die Luft mit Glut anfüllend und die Gemüter mit Entsetzen, immer größer werdend, immer furchtbarer, immer unbezwinglicher.

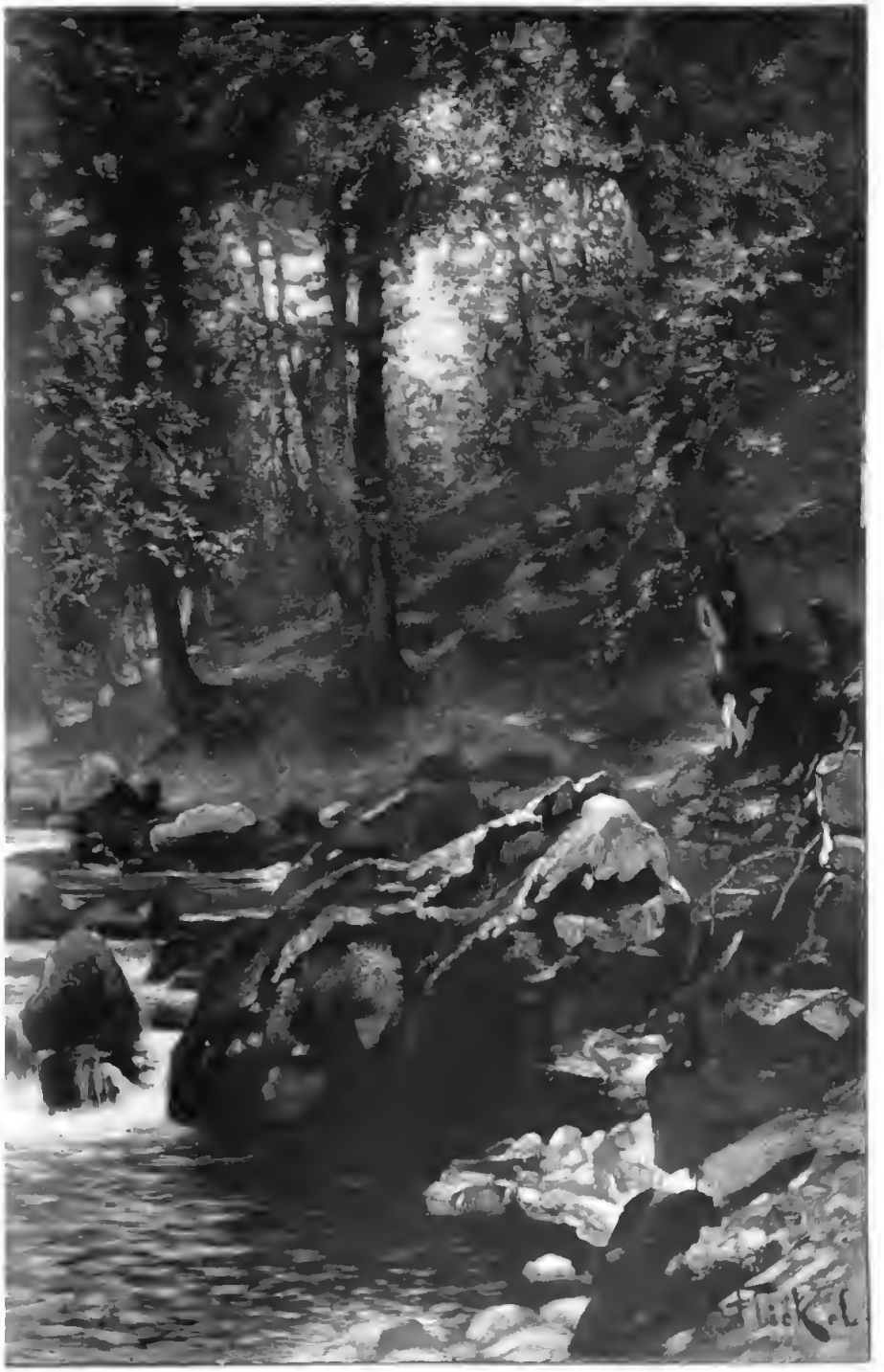
Obschon die brave Mannschaft auf den First des brennenden Hauses, auf die benachbarten Dächer stieg, mit Spritzen, Leitern und Äxten hantierte, sich selbst tausend Gefahren aussetzend, das Gebäude zu retten, unter dessen hochragendem Giebel Holz, Werg und Flachs in Massen lagerte, schlugen die Flammen nur häufiger aus den geborstenen Fenstern heraus. Welche Not!

„Rascher gepumpt! Hierher die Spritzen gerichtet! Höher die Schläuche!“

Die Männer arbeiteten wie die Wahnsinnigen. Reichlicher rauschten kalte Strahlen, überrieselten das flammenumsprühte Mauerwerk, tauchten es in ganze Ströme von Wasser und — verzichten ohnmächtig daran. Gleich einem höllischen Raubtier sprang die Feuersbrunst, ihre schwarze Rauchmähne schüttelnd, auf des Daches Rücken wie auf den eines willkommenen Beutetieres. Brüllend,

Digitized by Google

Im Ilsenthal. Nach der



n Gemälde von P. Flickel.

ſchnaubend und ziſchend umklammerte das ſchreckliche den ächzenden Leib des erkorenen Wildes, ſchlug ſeine Gluttatzen in deſſen Flanken, öffnete ſeinen gähnenden Rachen und leckte mit gierig feurigen Zungen an dem ſteinernen Nacken, riß mit ſcharfen, ziſchenden Zähnen Fetzen auf Fetzen aus dem feſtgefügten Leibe, ließ dort nach in ſeiner Wut und ſtürzte ſich wild lechzend an eine andere Stelle, ſchnob die Männer mit ſeinem flammenden Odem an, daß es ihnen ſengend entgegenſchlug, ziſchte mit ſeinem Gluthauch den müßigen Gaffern faſt bis ins Angeſicht, daß ſie ſich ſchreiend zurückzogen, raſte und tobte wie in beſeſſenem Zorn — und richtete ſich plötzlich triumphierend, königlich in einer einzigen Rieſenflamme in die Höhe, mächtiger und immer mächtiger anſtrebend, als wolle es Wolken und Firmament erreichen. Einige Minuten blieb es ſo. Da erhob ſich ein plötzlicher Windſtoß und trieb hui! — üh! — hui! die Leidenſchaft der alten Zerſtörungsgier entfachend, das aufgeſcheuchte dem ſüdlichen Gipfel zu, der bisher noch verſchont geblieben war.

* * *

Friedlich hatte hier inzwiſchen auf einer Stange, die zu einem kleinen Fenſter herausragte, ein Taubenpaar geſeſſen; aufgepluſtet das glänzende Gefieder, die Köpfchen geduckt, ſonnten ſie ſich und hielten ihren Mittagſchlaf, ahnungslos der drohenden Gefahr, die ein mitleidiger Luftzug ihnen bisher ferngehalten. Indem aber Rauch und Hitze jetzt näher drangen, indem ein ungewohntes Rauſchen ſie erſchreckte, fuhren ſie auf und begannen auf- und abzufliegen; aufwärts jetzt, jetzt der Erde zu, tief am Boden hinſtreifend wie Schwalben vorm Gewitter, dann wie in raſender Angſt wieder in die Höhe und im Kreiſe über dem Giebel herum, wieder auf zu den Wolken und wieder hinab — die Armen hatten ihr Geniſt in der Luke. Noch einmal zog ſich das verderbenſpeiende Ungetüm, vom Winde zurückgedrängt, hinweg, und ratlos, ängſtlich die Stange näher umflatternd, ſchienen die Tierchen eine Rettung ihrer unflüggen Kinder zu erwägen.

„Die Eimer herauf, die Schläuche! Eine Leiter! Friſch!“ Mitleidige Seelen dachten daran, die Brut herunterzuholen. Aber da war keine Möglichkeit. Aus den geborſtenen Fenſtern drang es eben jetzt dicht unter dem Taubenſchlage helllodernd heraus, ſtärker wurde das Ziſchen, Knattern und Praſſeln auch hier, das Heulen und Knirſchen; jetzt hatten die Flammen das aufgeſtapelte Werg erreicht, und wie lodernder Giſcht ſprühte das leichtentzündete aus dem dampfenden Schlund. Hochauf ſchoß dazwiſchen das Taubenpärchen, ihre zitternden Flügel leuchteten zwiſchen Rauch und Feuerſchein ſilbern auf, ſie ſchienen die Kleinen aufzugeben, da kehrten ſie angſtvoll kreiſend wieder zurück. Alles hielt den Atem an, alles ſah nach den verzweifelten Vögeln.

„Da — ah da! Da! So rettet euch doch! O Gott, Gott!“

Da! Mit halbverſengten Fittichen entfloh die eine Taube der grauſen Stätte, indes die andere, eine Wahnſinnige — blitzſchnell — mitten hinein in Qualm und Feuer tauchte, mitten hinein in die Glut — mit ihren verlorenen Kindern zu ſterben.

— — — — — — — — — — —

Die Wut der Flammen ließ nach. Praſſelnd ſank das Fachwerk des Ziegeldaches zuſammen, wie gequält wanden die ſchwelenden Bretter, die es getragen, ſich in der Glut, nicht lange, ſo brach das Gefüge an einer Giebelſeite zuſammen, und wie ein rotglühendes Gerippe ſpreizte ſich das glimmende Sparrenwerk auseinander. Ein Funkenregen ergoß ſich auf die wackeren Leute an den Spritzen, auf die Nachbardächer, erreichte ſprühend die kreiſchend auseinander ſtiebenden Zuſchauer und fiel bis auf die Weißdornhecken und blühenden Kirſchbäume, die im nahen Gärtchen ihre zitternden Äſte ſtreckten. Die noch kurz zuvor Lenzesträume im Sonnenſchein gehegt, mußten jetzt, von qualmender Höllenglut, von rußiger Aſche überſchüttet, verdorren.

Dann brach alles krachend hinunter.

Das Volk zerſtreute ſich. Nicht ohne ſeine Gefühle ob des Vorfalles auszutauſchen. O, ſo ein Feuer hatte man noch nicht erlebt! Eine ſolche Wut entfeſſelten Brandes nicht geſehen. Jeder wußte was zu ſagen, wie es ihm faſt die Wimpern, faſt die Kleider getroffen hätte, wie er andere Feuer geſehen, die lange nicht ſo ſchlimm geweſen, wie brav die Männer ſich gehalten u. ſ. w. Merkwürdig! Am meiſten beſchäftigte aber alle der freiwillige Flammentod der Taube, die ſich von ihren Jungen nicht trennen gewollt. Die alte Frau, die ſchweigend

unter den anderen daherging, konnte es immer wieder hören.

„Um ihre Kinder! Was thut auch eine Mutter nicht für Kinder!"

„O du mein Luſchel, mein einziges, goldenes, wenn du mir bloß ſo im Feuer ſteckteſt, ich ſpränge ja auch nach, wie ich ging und ſtände!"

„Wie mir bloß das Herz ſchlug! Und da ich denk', ſie hat ſich gerettet — da gerade in die Flammen hinein! Mittenhinein!"

Und das war ein ſo armſelig Geſchöpf des Himmels, ein unverſtändiges Tier — —

In dem Herzen der Frau ſchrie es auf. Wie eine Feuergarbe aufſteigt gen Himmel, ſtieg ihr eine Glut auf und drohte ſie zu verſchlingen. Ein ſo kleines unverſtändiges Tier, und ſie, ein Geſchöpf als ein Ebenbild Gottes — nicht ſeiner letzten Kreaturen eins — und — hatte zu ihrem Kinde geſagt: Geh, es iſt nichts! Sie!!

Als ſie ihre Stube betrat, und ſeltſam ſchweren Schrittes war ſie die beiden Treppen hinaufgeſtiegen, ſtand der Knabe am Fenſter und ſah hinaus auf das noch immer brennende Gebäude, das langſam in ſich zuſammenſank. Sie blieb ſtehen und betrachtete ihn.

„Haſt du es gut geſehn?" fragte ſie dann.

„O ja Mutter." Sein Geſicht war gerötet, ſeine Augen leuchteten entzückt. „Es war ſo herrlich, ach wie war es herrlich! Und denen bringt's keinen Schaden, ſie ſind verſichert. Es war wie eine große wunderſchöne Muſik, wie von tauſend Geigen und Trompeten, furchtbar und ſo ſchön, ſo ſchön."

Sie ſtand neben ihm, ihr Atem ging ſchwer.

„Guſtav!"

„Mutter."

„Wir wollen zuſammen zum Lehrer gehn."

Er ſah ſie fragend an.

„Ob er vielleicht ſo gut ſein wollte, mit dir in die Stadt zu fahren."

„In die Stadt? In welche, Mutter?"

„Wo der iſt, der die — Geigenſchule hat. Wenn du noch willſt, ſo mag es drum ſein."

„Mutter!" Wie ein Erlöſungsſchrei klang es aus der Bruſt des armen Jungen.

„Nun laß nur", ſagte ſie trocken.

Aber er ließ ſie nicht. Um den Hals der Frau, die ihm nie eine Zärtlichkeit erwieſen, der er nie eine erweiſen durfte, ſchlang er ſeine Arme und preßte ſie an ſich, daß ihr ſchier der Atem verging, und ſchluchzte und küßte ſie, küßte dieſes häßliche, runzelige, alte Geſicht, das nie einer geküßt hatte.

Und da, in dieſer Stunde, da ihr Kind zum zweitenmale, aus ihrer erwachenden Liebe heraus von ihr geboren wurde, und ſeine ewig zurückgedrängte Zärtlichkeit ihr dafür in den Schoß fiel wie ein großes Glücksgut, wie ein Beſitz über alle Beſitze, ſchmolz auch alles hin, was Wunſch und Verlangen nach einem anderen in ihr geweſen war.

Bis heute trotz ihrer Jahre nichts als ein großes anhängliches Kind einer großen gütigen Mutter, erlebte ſie da das rätſelvollſte Wunder. In dieſer Stunde, die ſpät hereinbrechend ihre Kindſchaft in Mutterſchaft wandelte, ihr altes vereinſamtes Herz mit einer Überfülle des Empfindens durchſtrömend, die zu faſſen es erzitterte. —

Als Mutter und Sohn zur Abendſtunde Hand in Hand vom Hauſe des Lehrers zurückkehrten, ſtieg von dem noch immer glühenden Trümmerhaufen des verbrannten Hauſes, das ſich wie ein leuchtender Rubin von dem dunkelblauen Himmel abhob, eine dünne weißliche Rauchſäule leicht gekräuſelt zum Firmament empor, wie der Rauch eines Sühnopfers, das der Herr günſtig aufgenommen, zu ſeinen Sternen aufſteigt.

Eine Beſteigung des Kilimandſcharo.

Von

Dr. G. Volkens, Privatdocent.

Wiſſenſchaftliche Station Marangu am Kilimandſcharo, 27. Nov. 1893.

(Abdruck verboten.)

Monatelang weilte ich am Berge jetzt, hatte ſeine ſchneebedeckten Gipfel, den ſargähnlichen Kibo und den ſpitzzackigen Mawenzi oft genug aus ihrem Wolkenmantel hervortauchen ſehen, aber die Sehnſucht, ihnen näher zu rücken, die Geheimniſſe zu

schauen, die sich auf der anderen Seite, jenseits des die Gipfel verbindenden Sattels verbergen, mußte ungestillt bleiben. Noch war Meli, der übermütige Sultan von Moschi, in der Fülle seiner Macht. Ungehindert hielten seine Leute auf dem sogenannten oberen Verbindungswege, einem Pfade, der in der ungefähren Höhe von 2800 m um die allein bewohnte Südhälfte des Kilimandscharo herumführt, ihren gewohnten Verkehr mit den Insassen der im äußersten Osten gelegenen Landschaft Useri aufrecht. Jetzt von Marangu, meinem Aufenthaltsorte her den Berg besteigen, hieß sich der Gefahr aussetzen, wenn nicht getötet zu werden, so doch den feindlichen Wamoschi als Geisel in die Hand zu fallen. Schon gingen allerlei dunkle Gerüchte. Ungezählt viele Soldaten, geführt von Wazungus, weißen Männern, seien von der Küste her im Anzuge, um das traurige Ende von Bülows und Wolframs zu rächen. Wie angenehm wäre es da dem schlauen Meli gewesen, wenn er sich für alle Fälle aus einem oder mehreren gefangenen Deutschen eine Bürge für sein Leben hätte schaffen können.

Die Gerüchte nahmen festere Gestalt an. Große, von Tanga und Pangani kommende Karawanen, bis zu 1000 Trägern stark, häuften in der Militärstation Marangu Proviant und Munition zu ganzen Bergen. Am 2. August verkündeten zwölf Kanonenschüsse, daß der Gouverneur, Oberst von Schele an der Spitze des Expeditionscorps angelangt sei. Zehn Tage später fiel der Schlag, der Meli zu Boden schmetterte und damit den Berg in seiner ganzen Ausdehnung wieder in deutsche Gewalt brachte. — Einer Besteigung stand jetzt nichts mehr im Wege. Wie sie aber ausführen? Von dem Ausgangspunkt, der wissenschaftlichen Station, die sich — mit freiem Blick über die ungeheure, dem Fuße des Kilimandscharo vorgelagerte Steppe, das Uguenogebirge, den Nipesee, die Taitaberge — in 1580 m Seehöhe auf einem nach Süden vorspringenden Hügel erhebt, übersieht man nach Norden, den Berg aufwärts gewandt, zunächst ein sanft ansteigendes, durch Thäler längsgefurchtes Land, das in seinen unteren Lagen mit den Pflanzungen der Eingeborenen, weiter oben mit übermannshohem Gebüsch bedeckt ist. An dieses schließt sich in ungefährer Breite einer deutschen Meile dichter Wald, dann folgen durch gelbliche Färbung charakterisierte Bergwiesen, endlich bis zum Rand des Plateaus, auf dem sich rechts und links die beiden Gipfel noch 2000 bezw. 1500 m höher aufbauen, dunkel getönte Lava- und Aschenfelder. So viel ergibt die orientierende Überschau von vornherein: es wird mindestens zweier Tagemärsche bedürfen, um auch nur den Sattel, die Verbindungsbrücke zwischen Kibo und Mawenzi zu erreichen. Da es nicht bei einer einzigen Besteigung bleiben soll, wissenschaftliche Zwecke auch einen längeren Aufenthalt in bedeutenderen Höhen erfordern, wird in Gemeinschaft mit einem deutschen Gefährten in erster Linie an die Errichtung einer Schutzhütte gegangen. Zwei mit einer größeren Zahl von Küstenträgern ausgeführte Expeditionen lassen nicht nur — bei 2800 m — einen günstigen Platz für dieselbe finden, sondern fördern auch ihren Bau so weit, daß Ende Oktober nunmehr daran gedacht werden kann, den Berg zu „nehmen."

Am 29. Oktober in der Frühe herrscht auf der wissenschaftlichen Station reges Leben. Acht Wasuaheliträger sind auf der Veranda des Hauptgebäudes in eifriger Arbeit, Zelt, Decken, verschiedene Instrumente, Eßwaren, Kochgeschirre zu Einzellasten zusammenzuschnüren. Eben sind sie fertig und mit den allerlei Sammelwerkzeug schleppenden Jungen in Reih und Glied aufgestellt, da naht von unten her eine zweite kleine Karawane. Ihr Ansehen ist kriegerischer als die des friedlichen Forschers, kein Wunder, führt sie doch Compagnieführer Johannes, noch einer der Getreuen Wissmanns, ein Mann, dessen reicher afrikanischer Erfahrung die rasche Erledigung des Kilimandscharofeldzuges in erster Linie mit zu verdanken ist. Nach der Bezwingung Melis, des Herrschers am Berge, gelüstet es ihn jetzt, den Berg selber zu zwingen. Beide Karawanen „fraternisieren" dann, nach kurzem Abschied von dem diesmal auf der Station zurückbleibenden Genossen, geht's hinaus in einen trüben, von Nebel und leichtem Nebelgerieseln erfüllten Herbstmorgen. Das Ende des Zuges bildet Sergeant Hägele, ein biederer Schwabe, das Muster eines in allen Sätteln gerechten Afrikaunteroffiziers.

Ein Marsch von kaum einer halben Stunde führt uns an den Rand einer tief eingeschnittenen Schlucht, aus deren Grunde

das Rauschen eines schnell zwischen mächtigen Lavablöcken dahinschießenden Wassers herauftönt; es ist der Mondjo, ein Bach, der sich eine Strecke weiter abwärts in den Himo, den Grenzfluß zwischen Marangu und Kilema ergießt. Von Stein zu Stein springend, überschreiten wir ihn. Auf dem schmalen Negerpfade, der sich am jenseitigen Ufer wieder steil emporwindet, geht eine ganze Schar von Eingeborenen vor uns her, meist Weiber. Die Ackergeräte, die sie in der Hand tragen, verraten, daß sie den Feldern zusteuern, die nach Beendigung des Krieges in ganz überraschendem Umfange an allen Bergeshängen neu entstanden. Wir überqueren solche bald darauf; das mittelst künstlicher Berieselung reichlich gespendete Wasser hat die junge Saat auf ihnen eben aus der Erde getrieben, Bohnen vor allem, daneben aber auch viel Uimbi (Eleusine), das Korn, welches zur Bereitung der geliebten Pombe dient. Bananenschamben folgen sodann, dicht eingefriedeten Gärten gleich, zwischen denen der Weg bergauf, bergab als schmale Ader sich hinzieht. Wir verstehen, welch ungeheure Schwierigkeiten ein Kriegszug in solch einem Terrain bieten muß. Nur Mann hinter Mann kann man sich fortbewegen, nirgends eine Übersicht, daneben dauernd die Gefahr, von einem unsichtbar hinter den Hecken verborgenen Feinde beschossen zu werden. Wir haben nichts zu fürchten. Friede herrscht wieder im Land, aber wir sind trotzdem froh, als wir die Kulturzone mit ihrem verzwickten Wege- und Berieselungssystem hinter uns haben. Vor uns liegt ein weites Tafelland, auf ihm nur hier und da ein einzelner Baum, sonst nichts als dichtes Gestrüpp, durchsetzt mit mannshohen Adlerfarrn. Das Auge des Botanikers erfreut sich an zahllosen darüber hingestreuten Blumen, die die eben angebrochene kleine Regenzeit hervorgezaubert, der mehr nüchterne Sinn der Militärs wendet sein Interesse den am Wege befindlichen Elefantengruben zu, riesigen Erdschachten, auf und in die aber, wie ein Eingeborener mit trauriger Miene erzählt, die begehrten Dickhäuter in den letzten Jahren nicht mehr reinfallen wollen.

Eine Meile sind wir etwa von unserem Ausgangspunkt entfernt, da wird fast plötzlich die Umgebung eine andere. Nachdem, auf ein paar hundert Schritt, zwei verschiedene, aber im Äußeren sich fast gleichende Baumarten (Agauria salicifolia und Myrica Kilimandscharica) zu einem lichten Hain aneinander gerückt sind, tritt der Pfad am anderen Ufer einer schmalen Wasserrinne in einen Wald ein. Tropischen Urwald nennen ihn die Berichte früherer Reisender. Aber je weiter wir auch, stets langsam steigend, in ihm fortwandern, es will doch nichts so recht zu dem Bilde passen, das von Kindheit an in unserer Vorstellung von einem Urwalde lebt. Keine feuchtheiße Stickluft umpfängt uns, im Gegenteil, uns fröstelt in unsern Kleidern, die bereits auf dem Marsche durch das thauige Buschland völlig durchnäßt sind. Keine Lianen, kein Bambus, die zusammen in den Usambarawaldungen förmliche Verhaue bilden, versperren hier den Weg. Rechts und links kann man auf eine ziemliche Strecke frei Umschau halten, denn auch das Unterholz ist nicht übermäßig entwickelt. Wo bleiben die himmelanstrebenden Baumriesen, die Scharen von Affen, die sich in ihren Kronen umhertummeln? Wo sind die bunten Vögel, die bunten Schmetterlinge, wo die Blütenfülle von allen Zweigen herabnickender Orchideen, die Palmen, die Baumfarne? Nichts, nichts von alledem. Wir pilgern dahin wie in einem etwas verwilderten Laubholzforste der Heimat. Nur zwei Erscheinungen sind es vielleicht, die auch einem in der Scheidung der Pflanzenformen ungeübten Auge auffallen dürften. Ein überaus zierliches Gewächs, eine Selaginella, verwandelt den Boden in einen schwellenden grünen Teppich, und von fast allen Zweigen herab hängen lange Strähnen im Winde sich schaukelnder Moose und zarter Hymenophyllaceen. — Der Weg ist steinig und schlüpfrig, ab und zu liegt ein umgestürzter Baumstamm quer darüber, im allgemeinen bietet er keine nennenswerten Schwierigkeiten. Stockt die Karawane wirklich einmal, so hört man bald von hinten, aus der Gegend, wo der brave Hägele die Nachhut hat, wie auf gut Deutsch oder schlecht Kisuaheli zum Nehmen des Hindernisses angefeuert wird. Weniger sind es die vorauswandelnden zweibeinigen Geschöpfe, die ihm Sorge machen, als vielmehr eine kleine Anzahl vierbeiniger, einige Ziegen, die weiter oben ihr Leben für uns lassen werden. — Wir überschreiten kurz hintereinander zwei munter plätschernde

Bäche. Wohl ist die Vegetation üppig zu beiden Uferseiten, wohl erregen einige fremdartige Gewächse, eine prächtige Balsamine und eine einer doppeltmannshohen Palme gleichende Lobelia unsere Aufmerksamkeit, aber im großen und ganzen möchten wir meinen, solche Waldbachscenerien in Thüringen, im Harz, im Schwarzwald grade so gesehen zu haben. Die Anklänge an die Heimat bleiben auch, als wir, nach einer Stunde Wegs im Walde etwa, auf eine kleine Blöße hinaustreten, wie deren später noch mehrere folgen. Es ist eine typische, rings scharf abgegrenzte Wiese mit überkniehohem Gras, dazwischen Dolden- und Korbblüten, Knabenkräuter und Gladiolen. Den Saum bildet eine förmliche, aus gelben Schneeballen gebildete Wand, eine Psiadia, und über diese hinaus breitet ein Baum seine Zweige, aus deren hellgrüner Blättermasse teils bleiche, teils rote Blütentrauben wie Fuchsschwänze senkrecht nach unten hängen. Ein Soldat, der uns begleitet und den ich an seiner Hautfarbe und Gesichtsbildung als Abyssinier erkannt, bestätigt mir auf meine Frage, daß der Baum bei ihm zu Hause sehr häufig sei, Kosso genannt werde und ein, ja auch in der deutschen Pharmakopöe sehr geschätztes Wurmmittel liefert.

Um Mittag haben wir den Wald, der sich als breites Band zwischen 1900 und 2500—2700 m um den südlichen Kilimandscharo herumlegt, in seiner ganzen Ausdehnung durchquert. Vor uns breitet sich, soweit der Nebel zu sehen gestattet, eine Graskampine aus, vorerst noch fast eben und da und dort, Vorposten gleich, mit zerstreuten Baumparzellen bestanden, weiter hinauf kahl und durch Hügel und Baumanschwellungen gewellt. Von dem Pfade, der bald in den oberen Verbindungsweg einmündet, zweigt sich ein kleinerer, kaum betretener nach Westen ab. Über die einzuschlagende Richtung orientiert uns ein einzelstehender Baum, auf dessen weißem, von der Rinde entblößtem Stamm unter einem Pfeil mit deutlichen Worten zu lesen steht: Zum Kifinikahotel 15 Minuten. Leider scheint die weitverbreitete Unsitte der Gastwirte, auf Wegweisern die Entfernungen zu ihren Labestätten sehr gering anzugeben, bereits bis in diese unwirtlichen Höhen vorgedrungen. Wir brauchen eine halbe Stunde, bis wir in einer Bodensenkung, gegen Stürme geschützt, am Rande eines bachdurchflossenen Wäldchens das Hôtel unter uns liegen sehen. Befrackte Kellner stehen nicht davor, es macht auch im übrigen keinen sonderlich einladenden Eindruck. Zwei einfache, aber ihrem Zweck vollkommen entsprechende Schutzhütten sind es, die eine für Träger, die andere für Europäer bestimmt. Dickere Gabelpfosten und dünnere, als Horizontalhölzer mit Kokosstricken doppelseitig daraufgebundene Stangen haben neben ganzen Haufen von Gras — zur Auspolsterung der Wände und Giebeldächer — als einziges Material für beide gedient. Die Europäerhütte erfreut sich dazu einer Klapptür, aus Wellblech hergestellt; sie ist auch rings von einem 2 m hohen, starken, mit Stacheldraht durchflochtenen Pallisadenwerk umgeben. Letzteres soll verhindern, daß einer der hier häufig vorüberwechselnden Elefanten mal aus Versehen über die Hütte stolpere und dadurch etwa zu Schaden kommen könnte.

Während die Träger ihre Lasten niederlegen und ein Lager herrichten, der Koch eine Ziege schlachtet und das Essen bereitet, mustern wir, von einigen Sonnenblicken begünstigt, unsere nähere Umgebung. Wir befinden uns weit über der Höhe des Gotthardhospizes bereits, aber hier, dem Äquator so nahe, herrscht noch Baumwuchs, wenn freilich an seiner äußersten Grenze. Zum wenigsten ein Dutzend Arten wachsen in dem Waldsaum längs des Baches, darunter der schon erwähnte Kosso und als schönste ein auch von weitem an den Quirlästen kenntlicher Zapfenträger, der Podocarpus Mannii. Aber alles sind Formen, die für den gebildeten Mitteleuropäer kaum etwas Fremdartiges haben. Anders steht es mit einem lichten Hain, der sich oberwärts der Mulde und außerhalb des umfangreichen Überschwemmungsgebietes erstreckt, das der jetzt kaum 1 m breite Bach besitzt. Da ragen in weiten Abständen gewaltige Besen auf, 12—15 m hoch, baumartige Heidekräuter, an ihren Füßen von Bränden geschwärzt, in ihrer Krone über und über bedeckt mit einer weißen Flechte, die als wallender Schleier mehrere Fuß lang von allen Zweigen herabhängt. Geradezu gespensterhaft wirkt ein solcher Hain am Abend und in der Nacht, wenn das Mondlicht sich zwischen den wetterzerzausten Stämmen bricht. Da verwandelt eine arbeitende Phantasie die

Digitized by Google

bleichen Flechtenbehänge in wehende Leichentücher, die entlaubten, von gewaltigen Stürmen zu Boden geworfenen und ihre weißen Äste gen Himmel streckenden Stämme in formlose, fabelhaften Tieren angehörige Skelette, das Ganze in einen Kirchhof der Natur. — Die Erica arborea, die die eigenartigen Haine bildet, steigt von allen Bäumen am Kilimandjchara mit am höchsten hinauf. Sie wird eigentlich nur übertrumpft von der Agauria salicifolia. Wenn wir von unserem Standpunkte, der Schutzhütte, den Blick nach Norden wenden, sehen wir, wie solche in einem allerdings sehr gelichteten Bestande einen mit breiter Sohle sich 400 m hinter dem Lager steil aufwärts erhebenden Kegel nach fast bis zur Spitze bedeckt. Auch der Kegel selbst interessiert uns. Sechs Wochen zuvor etwa habe ich ihn bestiegen und mich aus der wahlerhaltenen Kraterbildung am Gipfel überzeugt, daß wir es mit einem parasitischen Vulkan zu thun haben. Kifinika nennen ihn die Wadschagga und lassen auf ihm, wohl weil er eine weithin sichtbare Landmarke bildet, die Geister Verstorbener allerlei Spuk treiben.

Es ist Abend geworden inzwischen. Zu dem Nebel gesellt sich Regen; ein kalter Wind, der die Temperatur bis auf 5° C. sinken läßt, segt über unser Lager dahin. Die Träger und Jungens, obwohl jeder mit zwei dicken, wollenen Decken ausgerüstet, hocken fröstelnd um verschiedene hochlodernde Feuer und nehmen, wie auch wir im Zelt es thun, ihr Nachtmahl ein. Das Konzert dazu tönt aus dem Walde herüber. Während am Tage eine fast unheimliche Stille herrscht, ist es jetzt lebendig darin, Colobusaffen, deren langhaariger weißer Schwanz aufs täuschendste die Flechtenbehänge der Bäume nachahmt, lassen ein scharfes, quietschendes Pfeifen hören; ein ganz eigenartiger, bald von da, bald von dort aus den Baumkronen schallender Laut mischt sich dazwischen. Wir wissen nicht, ob wir ihn Quaken, Schnalzen oder Knurren nennen sollen, er hat von allem etwas. Hier ungemein häufige Klippschiefer sind es, die ihn ausstoßen, kleine, braune Säuger von der Größe eines Hasen und der Gestalt eines Meerschweinchens. Die Zoologen streiten sich noch darum, in welche Tiergruppe sie sie unterbringen sollen. Mein Stationsgenosse meinte, als er Skelett und Zahnbau prüfte, es seien ganz unzweifelhaft auf Bäume kletternde Nilpferde, und er wird recht haben.

Der nächste Morgen findet uns schon vor Sonnenaufgang beim Frühstück. Drei Wochen zuvor hatte mir mein Junge um die gleiche Zeit, förmliches Entsetzen im Blick, einen abends gefüllten Krug mit den Worten ans Bett gebracht: „Herr, das Wasser ist Stein.“ Diese Nacht hatte es nicht gefroren, aber kalt ist's dennoch. Die Träger sind völlig erstarrt; es bedarf sehr eindringlicher Mahnungen, um sie aus ihrer Apathie aufzurütteln und sie zu veranlassen, sich Bewegung zu schaffen. An einen Aufbruch ist nicht zu denken. Undurchdringlicher Nebel hüllt uns ein. Ungewiß dessen, das da kommen werde, warten wir zwei peinliche Stunden. Da, eine geringe Aufklärung. Schnell ist ein Entschluß gefaßt, die Lasten werden aufgenommen, und es geht vorwärts. Ein Teil der Leute, vor allem die Jungen, bleiben zurück.

In dem aufwärts vorspringenden Waldzipfel jenseits des Baches, an dem wir gelagert, trieft es vor Nässe. Der Pfad bildet eine Aneinanderreihung wassergefüllter Löcher, jedes so groß, daß man ein Kind drin baden könnte. Elefanten haben ihn gestampft, dies beweisen nicht nur die überall umherliegenden, überkopfgroßen Ballen ihrer Losung, auch die rechts und links zu Boden gestreckten Bäume sprechen dafür. Wir überqueren einen Wasserlauf und kommen in der Grasflur dahinter auf einen betreteneren Weg, mit dem sich bald von rechts und links je ein anderer vereint. Da auch alle Elefantenspuren Richtung zu einer sich vor uns aufthuenden Senkung nehmen, wissen wir im voraus, daß dort ein Flußübergang sich finden wird. Bald stehen wir davor. Eine 80 m tiefe, baumerfüllte Schlucht, durchströmt von dem später Hima genannten Gewässer, gähnt zu unseren Füßen. Aber gerade an der Stelle ist ein Überschreiten möglich, wir brauchen nur, in Serpentinen abwärts und drüben wieder aufwärts steigend, in die Fußstapfen gewaltiger Vorgänger zu treten. — Mit der Benutzung irgend welchen Pfades hat es am anderen Ufer ein Ende, und es gilt nunmehr, den weiteren Aufstieg sich selber zu bahnen. Nach einem vorher entworfenen Plane ist beabsichtigt, bis zu Klippen vorzudringen, an denen ich mit dem Geologen

Dr. Lent schon einmal gewesen und die man an klaren Tagen ungefähr in der Mitte zwischen Kibo und Mawenzi von unten her deutlich erkennt. Ich sage an klaren Tagen, aber heute ist es nichts weniger als klar. Kaum sind wir, uns immer an der Himoschlucht und ihren westlichen Abzweigungen haltend, mühselig im Grase der sich langsam aber ständig aufwärts erstreckenden Bergwiese eine halbe Stunde fortgewandert, so umfängt uns von neuem so dichter Nebel, daß alles, was auch nur 20 Schritte entfernt ist, wie hinter einem Vorhang verschwindet. — Er hat etwas unheimlich Beängstigendes, dieser Marsch. Ich habe als „in der Gegend Kundiger" die Spitze, bleibe aber alle 10 Minuten stehen und schaue und rufe nach rückwärts. Einer nach dem andern taucht dann erst als dunkler Fleck, allmählich in deutlicheren Umrissen aus der Nebelmasse hervor, zuletzt immer Hägele, der unermüdlich thätig ist, die Träger zum Aufbleiben zu ermuntern. Hat er die Köpfe schnell überzählt und „Alles zur Stelle" gemeldet, so geht's weiter. Nachdem ein gewaltiger, durch das Dickenwachstum eines vereinzelten Baumes in zwei Teil gesprengter Fels, der weithin kenntliche Moltkestein, erreicht ist, haben wir uns nordwestlich zu wenden. Wir müssen auf einen Hügel stoßen, auf dem Kollege Lent eine Triangulationsflagge errichtet hat, weiterhin auf eine Schlucht, die zu überqueren ist. Aber weder der eine, noch die andere wollen sichtbar werden. Den Kompaß zu fragen, hat keinen Zweck, denn hier, wo solche Massive wie Kibo und Mawenzi auf ihn wirken, sind seine Angaben trügerisch. Aber ganz gleich, wir kommen höher, das sagt uns nicht nur das auf 3600 m zeigende Aneroid, es sagt uns auch der immer kürzer werdende Atem. Plötzlich höre ich Wasser rauschen und gleichzeitig thut sich, als wäre er mit dem Messer eingeschnitten, ein Abgrund vor mir auf, wie ich ähnlich am Kilimandscharo bisher nichts gesehen. Senkrecht stürzen zwei parallele, kaum 20 Schritt voneinander abstehende Wände 150 m tief hinab, ein gewaltiges Zeugnis für die erodierende Wirkung des Schneewassers. Jetzt ist kein Zweifel mehr, wir sind wohl infolge des häufigen Rastens aus der Richtung gekommen, viel zu weit nach rechts geraten, denn die Schlucht kann nur die des Himo sein, den wir am Morgen überschritten. Was thun? Es ist 12 Uhr bereits, und noch immer herrscht der dichte Nebel, der jede Übersicht vereitelt; die Träger sind aufs äußerste erschöpft. Schon lange hat die zusammenhängende Grasnarbe aufgehört und ist einem steinigen Terrain gewichen, auf dem zerstreute, kleine und große Lavablöcke das Vorwärtskommen ganz gewaltig erschweren. Die weißen Männer vereinen sich zu einem Schauri. Das Ergebnis desselben ist: „Noch eine Strecke an der Schlucht aufwärts wandern und sehen, ob sie vielleicht sich so weit verflacht, daß es möglich ist, in ihr Lager zu schlagen. Nach kaum einer Stunde findet sich alles, was wir suchen, beisammen. Da ist leicht erreichbares fließendes Wasser, da ist Brennholz in Gestalt niederer Büsche, da sind sturmbrechende Felsen, zwischen denen das mitgenommene kleine Zelt eben aufgestellt werden kann. Noch lassen wir einen Haufen Reisig sammeln, Feuer anzünden, im Zelt an der Erde aus Heidekraut und drüber gespannten Decken ein Lager herrichten, dann schicken wir die Träger mit dem Befehl, sich übermorgen wieder einzufinden, nach der Schutzhütte zurück. Wenige Schritte nur, und sie sind im Nebel unseren Blicken entschwunden.

Fünf Männer bleiben, drei weiße und zwei schwarze. Munisazi, der eine der letzteren, ein weitgereister Suaheli, ist Sklave eines Küstenarabers, dem er ständig die Hälfte seines Monatsgehaltes abzuliefern hat. Seit Jahren ist sein Schicksal an das des Compagnieführers gekettet, und wie treu er ihm anhängt, beweist seine Bereitwilligkeit, bis zu diesen eisigen, selbst von den Wadschagga abergläubisch gemiedenen Höhen zu folgen. Immerhin hat er es für gut gehalten, sich nach einem Ndugu (Bruder) umzusehen, der das Wagnis der Bergbesteigung mit ihm teile. In Kibanga, dem andern Schwarzen, hat er einen solchen gefunden.

Während beide in Gemeinschaft mit Hägele sich daran geben, Kaffee zu kochen und die leckere Erbswurst zu bereiten, erhebt sich von Osten kommend ein Wind, der allmählich immer stärker wird. Er läßt uns zwar nach den Mänteln greifen, aber wir begrüßen ihn mit Freuden. Wir hoffen von ihm das Beste, und er erfüllt dieses Hoffen. Um 4 Uhr am Nachmittag sind alle Nebel weggefegt, die Sonne bricht durch

und löst schnell die letzten, hier und da noch hängenden Streifen. Bewundernd stehen wir jetzt auf einem Felsblock und genießen stumm das unvergleichliche Panorama, das vor uns ausgebreitet liegt. Klar und scharf, alle Linien aufs deutlichste konturiert, überblicken wir den Berg zu unseren Füßen von den im Osten gelegenen Rombolandschaften bis hin nach Moschi und Madschame. Die Lavahänge und Grasfluren zunächst unter uns sind durch zahllose, von beiden Gipfeln ausstrahlende Rillen, Furchen und Schluchten längsgefeldert. Hier senken sie sich in ganz allmählicher Neigung, einer Riesentafel gleich, nach abwärts, dort, besonders zur Linken, bilden sie eine Welt von Hügeln, Kuppen und Bergen. — Wie der dunkelgrüne Besatz eines weiten, faltenreichen Gewandes hebt sich der Wald ab. Von dem breiten Saum, als welcher seine geschlossene Masse erscheint, schieben sich schmale Zungen in die wasserführenden Mulden und Abgründe vor. Der Raum zwischen ihnen ist dunkel getupft von kleineren und größeren, zumeist leichte Senkungen ausfüllenden Baumparzellen. — Jenseits des Waldes leuchtet das hellgrüne, mit Bananenhainen besäete Kulturland herauf. Obwohl über 2000 m tiefer gelegen, ist es uns bei der reinen Luft doch möglich, mit bloßen Auge darin die Gebäude der beiden Stationen, der militärischen und der wissenschaftlichen, wie auch die Boma des Sultans Mareale und die Niederlassung eines englischen Kaufmanns zu erkennen. Langsam senkt sich das bewohnte Land zu der dürren, gelben Steppe. Im Vordergrunde von schwarzen, geschlängelten Adern, den Flüssen mit ihren waldigen Ufersäumen, durchzogen, wird sie im Süden gerade uns gegenüber durch das malerische, im Halbkreis sich öffnende Uguenogebirge, abgeschlossen. Hoch ragen dessen Spitzen empor, aber wir schauen darüber hinweg, sehen die Parekuppen und ganz hinten im blauen Lichte die Berge Usambaras. Rechts von uns steigt scharfzackig der Meru, der Bruder des Kilimandscharo, 5000 m hoch auf, weiter ab in kühn geschwungenen Linien der Djoronjori; links in der Ebene glänzt die weite Fläche des Nipesees, wir erblicken die Taitaberge und fern am Horizont den Kasigao, von dem das Meer in fünf Tagemärschen zu erreichen ist. — Mit besonderem Interesse ruht unser Auge auf einer kleinen, im Südosten am Fuße des Berges befindlichen Wasserfläche. Ohne weiteres wird es uns hier, von unserem erhabenen Standpunkt aus, klar, daß wir es mit einem Kratersee zu thun haben. Es ist der Dschalla, mit seinen baumreichen Steilabstürzen eine liebliche Oase in ödester Umgebung. Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß bei dem letzten deutsch-englischen Grenzabkommen, welches den See in zwei Teile zerlegt, die bessere, d. h. allein zugängliche Hälfte auf unsere Seite gefallen ist. — Wir wenden uns rückwärts. Welch ein Abschluß im Hintergrund für das bezaubernde Bild vor uns! Da reckt sich der Mawenzi gen Himmel, spitz, scharfkantig, klippenumstarrt und so nahe scheinbar, daß man meint, in einer halben Stunde ihn erreichen zu können. Und drüben zur linken, nach allen Seiten abgerundet, der majestätische Kibo, 6000 m hoch. Beide tragen ein weißes Schneegewand, aber während das des letzteren wie angegossen liegt und blendende Lichtfülle zurückstrahlt, ist das des andern in tausend Löcher zerfressen, die den dunklen Leib in seiner Blöße zeigen.

Noch lange würden wir uns dem erhabenen Schauspiel hingegeben haben, hätte nicht die Kälte, die mit sinkender, den Schnee des Kibo goldig überstrahlender Sonne immer intensiver wird, nur zu deutlich empfinden lassen, daß das Reich des ewigen Eises ganz nahe liegt.

Am anderen Morgen trete ich früh $^1/_2$6 Uhr zugleich mit dem Compagnieführer aus dem Zelt. Das Thermometer zeigt mit $+ 1^0$ C. auf eine viel höhere Temperatur, als ich erwartet hatte. Aber der Himmel ist in der Nacht bedeckt gewesen und die Ausstrahlung dadurch gemindert worden. Über uns glänzen zu unserer höchsten Befriedigung die beiden Gipfel im reinsten Weiß, unter uns, von da ab etwa, wo der Wald ansetzt, breitet sich, soweit wir auch zu sehen vermögen, ein herrliches Wolkenmeer aus. Im Osten taucht eben die Sonne als glühender Ball hervor und sendet blitzende Strahlenkegel über die starren Wogen und Wellenkämme. Aber wir dürfen mit der Betrachtung keine Zeit verlieren, es gilt so schnell wie möglich an den Plateaurand zu gelangen. Wir können diesen nun entweder an seiner tiefsten Stelle, in

der Mitte zwischen den beiden Gipfeln, zu erreichen suchen — dann haben wir einen wenig geneigten Anstieg, aber eine Anzahl von Abgründen zu überwinden — oder wir gehen an der Schlucht, an der wir uns befinden, steil aufwärts und kommen dann an seine höchste Stelle, da, wo er sich zum Fuß der Mawenzispitze nach oben krümmt. Wir entschließen uns für das letztere. — Nachdem schnell ein wenig gefrühstückt, Munifazi sich einen Rucksack mit Mundvorrat, ich mir einiges botanische Sammelgerät über die Schulter gehängt, geht es einen vor uns befindlichen Grat hinauf, der sich ohne Absturz bis zum ersten Schneefeld emporzustrecken scheint. — Wir haben keine leichte Arbeit. Bald heißt es, sich zwischen mächtigen Blöcken hindurchzuwinden, bald Stufen zu erklimmen, bald auch erschweren Schottermassen, die den Fuß nirgends sicher auftreten lassen, den Weitermarsch ganz ungemein. Häufige Rasten sind nötig, um Herz und Lunge auf Augenblicke zur Ruhe zu bringen. Wir werfen dabei einen Blick auf die Vegetation. Noch immer begleiten uns Blütenpflanzen, zwei oder drei Gräser, verschiedene Strohblumen, Blaerien, Kreuzkraut, eine über und über mit gelben Sternen bedeckte Euryopsart. Aber während all diese nur kleine, aufrechte Büsche bilden oder hier und dort dem steinigen Boden als Polster angeschmiegt sind, fehlt es auch nicht an einem höchst ansehnlichen und überaus merkwürdigen Vertreter des Pflanzengeschlechts. Da, wo der Grat sich auf die Breite kaum eines Meters verschmälert und uns eine Einschau in die Schluchten zu beiden Seiten gestattet, sehen wir am Grunde und auch an den Böschungen bis zu 6 m hohe, bald einfache, bald gegabelte Stämme aufragen, die an der Spitze ein dichtes, kugliges Büschel hellgrüner, doppelhandlanger Blätter und daneben zuweilen eine senkrecht aufstrebende gelbe Blütenrispe tragen. Unterhalb der Krone sind die Stämme ganz oder bis zur halben Höhe mit den braunen Resten abgestorbener Blätter so besetzt, daß sie ein geradezu unförmliches Aussehen bekommen. Man meint oft, Gesteinssäulen und -blöcke vor sich zu haben, auf denen oben so etwas wie ein großer Kohlkopf wächst. Die Pflanze, Senecio Johnstoni genannt, begegnet uns noch in vereinzelten Exemplaren, als wir bereits eine Höhe erreicht, hinter welcher die der Jungfrauspitze zurückbleibt.

Vier Stunden sind wir geklettert, da sehe ich, wie Johannes, der vorauf ist, plötzlich stehen bleibt. Gleichzeitig klingt ein: „Donnerwetter!“ an mein Ohr, aus dessen Tonfall hehrste Bewunderung spricht. Nach wenigen hastigen Schritten stehe ich neben ihm. Hurra! Der Berg ist genommen, ich schaue auf seine andere Seite! Dann, nach diesem Erstgefühl der Befriedigung, stilles Versenken in den wahrhaft überwältigenden Anblick, der sich mir bot. Das nach links gewendete Auge übersieht eine weite, mehr als eine Meile breite, zumeist aus Aschenfeldern gebildete Mulde, die sich vor und unter uns abwärts senkt. Hügelketten springen von beiden Seiten in sie vor, in der Mitte zieht sich ein Grat quer herüber, auf den rotgetönte Lavamassen in Form von Spitzen und jähabstürzenden Mauern getürmt sind. Aber wie klein, Ameisenhaufen gleich, erscheinen alle diese Bodenerhebungen gegenüber dem Riesen, der dort drüben aus der Ebene des Nordabfalls Tausende von Metern gleichmäßig in die Höhe steigt. Es ist der Kibo. Aber wie ganz anders, wie unendlich viel erhabener wirkt er hier als auf der Südseite. Während er dort einem breit auseinander gelaufenen Massiv als verhältnismäßig kleiner Schneedom aufsitzt, stellt er von unserem Standpunkt aus einen fast selbständigen, gewaltigen Berg dar, der oben eine weiße Kappe trägt. Bewundernd schauen wir zu ihm auf, bewundernd gedenken wir auch der beiden wagemutigen Männer, Dr. Hans Meyer und Purtscheller, die gerade vier Jahre zuvor bis zum höchsten Gipfel vorgedrungen. Wohl keimt in uns der Wunsch, es ihnen nachzuthun, aber dann kommt die Überlegung, daß uns dazu das Allernotwendigste, eine vollkommene alpinistische Ausrüstung fehlt. Was sollen wir auch dort oben? Das Geheimnis, das die Spitze in ihrem Riesenkrater barg, ist enthüllt, Rätsel des Lebens, denen wir nachgehen, gibt es in den starren Eiswüsten nicht zu lösen, für den bloßen Sport aber fehlt uns das nötige Verständnis. So bescheiden wir uns denn und bestreben uns nur, das schon Erreichte ein wenig zu vervollständigen.

Von der Ebene der Nordseite vermögen wir nicht mehr zu sehen, als uns ein

schmaler Durchblick am Fuß des Kibo vorbei gewährt. Weitere Überschau verhindern flügelartig vom Mawenzi, der uns dicht zur Seite emporragt, in die Mulde herablaufende Rippen. Diese gilt es also zu überqueren. Wir gehen auf dem Grat, auf dem wir stets gleichmäßig steigend hierhergelangt sind, und der sich jetzt in kurzer Biegung nach rechts wirft, bis zu einer Stelle weiter fort, wo senkrechte Klippen ein Halt gebieten. Dann klettern wir abwärts. Wir überschreiten leichten Fußes ein Aschenfeld, dann eine Moräne, deren seitliche Böschungen aus schön geschichteten Lavamassen bestehen, und klimmen zum First der nächsten Rippe. Dieses Auf und Nieder wiederholt sich noch mehrmals. Der Mawenzi, an dessen Fuß wir uns dauernd fortbewegen, nimmt währenddem einen ganz anderen Charakter an. Wir erkennen, daß das, was man von Marangu her von ihm sieht, nur die in der Richtung von Ost nach West etwas verbreiterte Stirnseite darstellt. In Wahrheit ist er eine der Längsausdehnung des Kibo im großen und ganzen parallele Mauer. Gewiß an 400 bis 600 m steigt diese fast senkrecht in die Höhe, wie von Giganten gebaut und oben mit einem Fries unzähliger Zinnen, Zacken, Spitzen und Türmen versehen. An ihrem Fuße liegen herabgestürzte Felsmassen, bis zur Größe eines Hauses, im wilden Chaos neben- und übereinander. — Wir sind etwa eine Stunde marschiert, als wir die Ansatzstelle eines Grates an die Mauern erreichen, von wo aus nunmehr — bei 4600 m — ein freier Blick über den ganzen Nordabfall des Kilimandscharo möglich ist. Leider breitet sich tief unten dasselbe Wolkenmeer aus, wie wir es am Morgen an der anderen Seite gesehen haben. Immerhin lassen gelegentlich entstehende Lücken doch so viel erkennen, daß das Land hier ein ganz anderes Gepräge hat. Vor allem fehlt die geschlossene Wald- und Kulturregion; die Steppe, nur von zerstreuten Baumparzellen unterbrochen, geht ohne deutliche Grenzen in die Graswiesen des Berges über.

Auf dem Kilimandscharo sein und nicht die Gelegenheit benutzen, sich ganz dicht beim Äquator schneeballen zu können, das geht nicht an. Am nötigen Material fehlt's nicht. Nur wenige Schritte rechts von unserem Ausguck zieht sich vom Mawenzi eine Halde herunter, und auf der liegt Schnee in Hülle und Fülle. Es wird Abstand genommen und dann „gehts los." Munisazi steht mit offenem Munde dabei und kann sich die Freude nicht erklären, die immer ausbricht, wenn einer „gut gesessen" hat. Er entschließt sich endlich, doch auch einmal das merkwürdige weiße Zeug anzufassen. Es ist zwar kalt, aber es beißt doch nicht, und so holt er denn aus seinen vielen übereinander gezogenen Hemden eine Flasche hervor und stopft sie schweigend bis oben voll.

Ich sammle noch, da jede andere Vegetation erstorben ist, eine Anzahl die Felsen weiß, schwarz, gelb, braun und rot überkleidender Flechten, dann wenden wir uns rückwärts. Obwohl ich mir jetzt genügend Zeit lasse, um die freilich nicht allzu zahlreichen höheren Pflanzenarten aufzunehmen, welche auf den Lavafeldern des Plateaus, besonders in sumpfigen, vom Schneewasser gebildeten Senkungen, ein kümmerliches Dasein fristen, kommen wir doch bei weitem rascher vorwärts, als auf dem Herwege. Von Zeit zu Zeit halten wir Umschau, ob wir nicht irgend etwas von lebendem Getier entdecken können; aber es will sich nichts zeigen als ein paar Steinschmätzer und einige, selbst noch die höchste Mawenzispitze umkreisende Schwalben. Daß trotzdem auch Vierfüßler vorhanden sind, beweist zahlreich umherliegender Mist, besonders solcher der herdenweise zusammenhaltenden Kuhantilopen.

Es ist 2 Uhr vorbei, als wir unten beim Zelt wieder anlangen, lebhaft begrüßt von Kibanga, der am brodelnden Kochtopf sitzt. Triumphierend eilt Munisazi auf ihn zu, um seine mitgebrachte Trophäe, die Flasche voll Schnee, zu zeigen. Aber o weh! Es ist nichts als Wasser darin. Stumm gießt er es aus und meint dann, enttäuscht und entrüstet zugleich: Die Wasuaheli sind alle Lügner, sie haben mir gesagt, das Weiße da oben sei Silber.

Schon um 9 Uhr am nächsten Tage langen unsere Träger von der Schutzhütte her an. Compagnieführer Johannes geht mit den Seinen in einem Gewaltmarsche bis zur Marangustation hinunter. Ich bleibe noch die Nacht im „Kifinikahôtel," werde aber dann durch fürchterlichen Regen, der alles unter Wasser setzt, ebenfalls zu den Stätten der Menschen abwärts getrieben.

Neues vom Büchertisch.

Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Weder halte ich Ruhe für die erste Bürgerpflicht, noch Unzufriedenheit für die Wurzel alles Übels. Ich kann mich sogar einer gewissen Sympathie mit den Malcontenten nicht erwehren, denn sie sind im allgemeinen Leute von geistiger Regsamkeit. Nur die eine Bedingung mache ich, — daß ihre Unzufriedenheit berechtigt ist und daß sie die Quellen ihres Mißvergnügens nicht in der Ferne suchen, wenn sie in ihnen selbst entsprungen sind, — daß sie nicht andere anklagen, wenn sie selbst die Schuldigen sind. In letzterem Falle rechne ich die Unzufriedenen nur zu den unklaren Köpfen, an denen die Welt noch niemals viel Gutes erlebt hat, und ich habe gar kein Mitleid mit ihnen, wenn sie mit diesen unklaren Köpfen gegen Mauern rennen. Ernst van Walzagen dagegen sieht in salchem Beginnen eine Katastrophe, und er klagt über die bösen Zeiten, die daran die Schuld tragen sollen, während es doch für unklare Köpfe niemals gute Zeiten, sondern höchstens persönlichen Dusel gegeben hat, der ihnen das Kopfweh ersparte. Von all den Menschen, die Ernst van Wolzagen in seinem neuesten Roman: „Die Entgleisten" (Berlin, F. Fontane & Co.) schildert, hat nicht ein einziger das Recht, die Zeiten für die Misere, die ihn drückt, verantwortlich zu machen. Da ist ein Rittmeister a. D., der ein schlechter Haushalter gewesen ist und der eine Fähnrichspresse eingerichtet hat, die ihm nicht den erhafften Gewinn bringt, weil er gänzlich unfähig ist, eine salche Anstalt zu leiten. Seine Frau und seine Tachter teilen seine Misere mit ihm, wie überall in der Wett Frauen und Töchter das Schicksal der Väter teilen. Das Lehrerpersonal setzt sich zusammen aus einem Leutnant a. D., der sich aus unglücklicher Liebe dem Trunk ergeben hat, aus einem Philologen, dem der Lebenswandel seiner Schwester das Verbleiben im Amt unmöglich gemacht hat, und aus einem jungen Theologen, der an Bierdurst leidet. Von allen dreien sieht Walzogen nur für den letzteren innerhalb unserer modernen Staats- und Gesellschaftsordnung die Möglichkeit, schmerzlas das Gehalt einer ihm sicheren guten Pfründe zu verzehren, — die Bosheit ist zu kleinlich, ats daß man sich darüber echaussieren könnte. Man wird mir aber darin recht geben, daß der Alkahal nicht von Staats wegeu als Mittel gegen unglückliche Liebe verordnet wird, und daß ebensawenig die Schwestern der Philalogen van Staats wegen zu einem unsittlichen Lebenswandel angehalten werden. Mit dem Schülerpersanal sieht es nicht anders aus. Da ist ein Muttersöhnchen, van bigatten Tanten hysterisch gemacht, ein junger Graf, dem sein Vater als Prinzip eingeimpft hat, daß die Jugend austoben muß, ein Bankiersjahn, masaischer Abstammung, der über den Geldbeutel und die Grundsatzlasigkeit seines Vaters verfügt, ein junger Hanseate, der als Knabe in das Ausland gegangen war und dem es nun schwer ankammt, seiner Dienstpflicht genügen zu sallen, und ein Pole von jenseits der russischen Grenze, der schon angejahrt ein Gut diesseits der russischen Grenze geerbt hat und deshalb — nach dem Eigenwillen des Verfassers — nun nach in Deutschland sein Jahr abdienen muß; Walzagen scheint zu gtauben, daß man deutscher Staatsbürger werden müsse, wenn man in Deutschland Grundbesitz erbt. Das alles sind Figuren und Mative — von dem durch die Schuld seiner Schwester für ein staatliches Lehramt unmöglich gewordenen Philologen abgesehen — die sich für einen humaristischen Raman à la Winterfeld vortrefflich eignen würden, van denen aber keiner und keines geeignet ist, eine Anklage gegen unsere madernen Zustände zu sarmulieren. Da ich überzeugt bin, daß Wolzogen über den Hinweis auf Winterfeld stark die Nase rümpfen wird, falls ihm diese Zeilen zu Gesicht kammen sollten, möchte ich hier einschalten, daß ich damit durchaus nicht einen Vergleich zwischen beiden gezogen haben will. Aber Winterfeld hatte var Walzagen, der litterarisch sicher weit über jenem steht, die Harmtasigkeit varaus, ahne welche kein Humar gedeiht. Um aber eine amüsante und lehrreiche Satire zu schreiben, fehlt es Walzagen an Klarheit der Weltanschauung. Das beweisen wieder „Die Entgteisten," die den Staff zu einem humoristischen aber zu einem satirischeu Roman boten, aber keines van beiden, sondern höchstens ein Nörglerroman geworden sind. Wolzogen läßt seinen Raman mit dem Hinscheiden des ersten Deutschen Hohenzollernkaisers schließen — die Art, wie das histarische Ereignis mit der Romanhandlung verflachten ist, scheint mir nicht eben geschmackvoll — und aus dem Kreise seiner Entgleisten erschallt aus diesem Anlaß eine Anklage gegen die, wie sie meinen, zum Abschuß gekammene „alte Zeit," während ihr Wartführer einen Wechsel auf die „neue Zeit" ausstellt, den diese schwertich einlösen wird. Denn allen diesen Leuten ist die „Zeit" nichts schuldig gebliebeu, sondern sie selbst oder ihre Nächsten haben sich versündigt. Trotzdem meint Herr van Pritzier, der Mann, der die unglückliche Liebe mit Alkahal bekämpft: „Sie haben vorhin gesagt: der Saldat soll nicht kapfhängerisch nach rückwärts blicken, sondern mutig in die Zukunft schauen. Ich pflege sonst keine Reden zu halten; aber das möchte ich doch für unsere jungen Herren da bekräftigen. Sie, Herr Rittmeister, und ich, wir haben wohl abgeschlossen, wir werden die nene Zeit waht nicht mehr erleben. Und unsere Zeit hat uns, weiß Gott, nicht viel Gutes gebracht. Wir sind aus dem Geleise gewarfen warden, das unsere Natur uns vorgeschrieben hatte, und mit jämmerlich zerbrochenen Gliedmaßen am Wege liegen geblieben. Die gute alte Zeit, hähä!

Ich jammere ihr nicht nach. Sie hat Großes vollbracht für das Vaterland, die trägen Massen hat sie aufgerüttelt und mit Blut und Eisen zu einem neuen Ganzen zusammengeschweißt — äußerlich wenigstens! — Man hat mich immer einen Phantasten gescholten. Meinetwegen. Ich kann mir nicht helfen: ich glaube an die zwingende Macht des Fortschritts! Es muß besser werden, meine Freunde! Es kann so nicht weitergehen — und wenn das Trägheitsgesetz noch so mächtig wäre! Schwerer Schuld klage ich die Zeit, die Nation an, die das Recht des einzelnen unterdrückt und vor dem Willen der blöden Mehrheit auf dem Bauche kriecht. Ich klage an das Schema, die Dressur, die geistige Uniformierung. Ich klage an die Tempelschänder der Natur, die über jedes freie Menschenantlitz eine seidene Maske decken möchten. Ich klage an diese Angst vor dem eigenen Selbst, die wir uns glücklich angezüchtet haben und die gerade uns, die wir uns die höhere Gesellschaft zu nennen belieben, in einen so kleinlichen Kastengeist hineintreibt. Alle Verhältnisse, Einrichtungen und Gesetze klage ich an, die es dem einzelnen unmöglich machen, seine angeborene Eigenart frei und voll zum Besten der Allgemeinheit zu entfalten. Wenn man nicht mehr fragen wird: wer bist du? wer ist dein Vater? was hast du? wo sind deine Papiere, dein Tauf-, dein Trau-, dein Impfschein? welchen Grad von Weisheit hat man dir bescheinigt? — wenn man über das alles lachen wird, wenn man nur nach der Persönlichkeit und der Leistung fragt, wenn die Arbeit Ehre gibt, wenn nicht mehr das selbständige Urteil am Fortkommen hindert und das Genie zum Fluche wird — dann, meine jungen Freunde, wird es keine Entgeisten mehr geben!" — Die neue Zeit, deren Heraufdämmern Herr von Pritzier sieht, mag sehr schön sein, — sie ist in zu verschwommenen Umrissen geschildert, als daß ich mir ein Bild von ihr machen könnte. Leider aber hat Herr von Pritzier keine Berechtigung, der alten Zeit Vorwürfe zu machen, und ebensowenig bietet sein Beispiel eine Garantie, daß die Wolzogensche „neue" Zeit für den einzelnen oder für das Ganze einen Fortschritt bedeute. Denn Herr von Pritzier hat das Wesentlichste dieser neuen Zeit vorweggenommen, — er hat alle Angst vor dem eigenen Selbst von sich geworfen und seine Eigenart schrankenlos entwickelt. Bei dieser Methode ist eine traurige menschliche Ruine aus ihm geworden, die nicht einmal Mitleid einflößt, und mit solchen Menschen wird auch die „neue" Zeit nichts anderes anzufangen wissen, als sie abseits vom Wege enden zu lassen. Die geschmähte alte Zeit glaubte dagegen in der Selbstzucht ein Mittel gegen das Entgeisten entdeckt zu haben. Wie viele solcher deutschen malcontenten Geschichten endet auch diese damit, daß der Held, wenn man in diesem Wolzogenschen Roman von einem solchen sprechen kann, nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika übersiedelt und auch gleich an der „deutschen Akademie in Hoboken" eine ihn höchst befriedigende Anstellung als Professor findet. Schade, daß Wolzogen sich kaum entschließen wird, Studien halber mal ein Jahr drüben zu leben. So schlimm meine ich's nicht mit ihm, daß er angewiesen sein sollte, sich drüben sein Brot zu verdienen. Er würde ein ganz anderes Bild von dem Respekt gewinnen, den der Amerikaner vor Können und Wissen hat. Nämlich gar keinen, da ihm nur das Haben imponiert.

Gleichfalls einen Tendenzroman „aus der Neuzeit" veröffentlichte Carl von Weber unter dem einer Inschrift in einem hanseatischen Rathause entlehnten Titel: „Ehre ist Zwang genug." Ich glaube, Carl von Weber hat die mittelalterliche Sentenz nicht richtig verstanden. Er faßt sie — wenigstens verstehe ich ihn so — dahin auf, daß das Gefühl für Ehre genüge, um das Richtige zu thun, und daß der Duellzwang für den Mann von Ehre und also überhaupt etwas Überflüssiges und sogar Widersinniges sei. Die Zeit aber, welche diese Sentenz schuf, brauchte das Wort „Ehre" in ganz anderem Sinne, als in dem wir es heute brauchen. Sie verstand darunter die äußere Ehre, die Ehre, die jemandem erwiesen wurde, und „Ehre ist Zwang genug" besagt nichts anderes, als: man solle nicht noch äußerer Ehre streben, da sie teuer erkauft werde. Ich lasse es dahingestellt sein, ob ich richtig interpretiere. Sicher aber scheint mir, daß Carl von Weber einen wunderbar komplizierten und allzu romanhaften Weg gegangen ist, um seine Deutung in einem Roman zu illustrieren. Wunderbarerweise. Denn es giebt doch für den Dichter sehr einfache Wege, um seinen Helden zur prinzipiellen Ablehnung des Duells zu zwingen. Er braucht ihn nur als einen Menschen zu schildern, in dem das religiöse Gefühl so stark entwickelt ist, daß es über alle menschlichen Satzungen den Sieg davonträgt, oder auch nur als einen Ideolisten, der den Mut hat, die Überzeugung von der moralischen Verwerflichkeit des Duells auch in der Praxis zu bethätigen. In beiden Fällen würden auch die absoluten Anhänger des Duells, diejenigen, welche der Ansicht sind, daß ohne Duellzwang unsere heutige Gesellschaft in die Brüche gehen würde, dem Manne, der eine Herausforderung ablehnt, ihre Achtung nicht versagen können. Weber nun läßt zwar seinen Helden mit dem Gedanken spielen, daß es einen subtilen Ehrbegriff gebe, der das Duell überflüssig und verwerflich mache. Zum Duellverweigerer aber läßt er ihn nicht aus Prinzip, sondern aus äußerem Zwange werden, — genau genommen sogar um eines materiellen Vorteils willen. Der junge Herr von Hassenstein braucht zur Übernahme eines ererbten Grundbesitzes hunderttausend Thaler, die er indessen, da er den Grundbesitz nicht belasten darf, nur auf seinen persönlichen Kredit aufnehmen kann. Der einzige, der ihm das Kapital anvertrauen will, ist seine Schwester. Um für den Todesfall Sicherheit zu bieten, nimmt er eine Lebensversicherungspolice. Da die Auszahlung der Summe statutarisch aber nicht erfolgt, wenn Herr von Hassenstein durch Selbstmord oder im Duell endet, so entschließt er sich, dem Rechtsbeistand und alten Freunde seiner Schwester sein Ehrenwort zu geben, daß er, so lange die Schuld nicht zurückgezahlt ist, sich nicht schlagen

Digitized by Google

werde. Ich glaube nicht, daß ein Mann, der über den Ehrbegriff so viel nachgedacht hat wie Herr von Hassenstein, ein falsches Ehrenwort abgeben würde. Ist er von der Verwerflichkeit des Duells überzeugt, so wird er dieser Anschauung ohne Rücksicht auf die äußeren Folgen Ausdruck geben; aber ein Versprechen auf Zeit mit dem Einsatz seines Ehrenwortes — das ist zum mindesten unvorsichtig. Herr von Hassenstein wird denn auch vorzeitig genötigt, sich zur Duellfrage zu äußern, und da er erklärt, sich nicht zu schlagen, so wird er gesellschaftlich geächtet. Ich kann mir nicht denken, daß die theoretischen oder praktischen Gegner des Duells unter den Lesern sehr viel Mitleid mit ihm haben. Er sitzt in seiner eigenen Schlinge, in die zu gehen ihn niemand zwang. Denn daß er nur auf diese Weise ein Majorat antreten konnte, kann doch nicht zwingend sein für jemand, der über den Begriff der Ehre sehr viel nachgedacht und sich ganz eigene Anschauungen über sie gebildet zu haben behauptet. Ebenso kunstlich ist die Art und Weise, wie Herr von Hassenstein sich wieder rehabilitiert. Es kommt der französische Krieg, er tritt als Gemeiner wieder in die Armee, verrichtet Wunder der Tapferkeit und kehrt als Offizier zurück. Das wäre sehr schön, wenn der erste Trompetenschall Herrn von Hassenstein bei der Fahne fände; aber der Majoratsherr läßt sich ungeheuer viel Zeit, um erst sein Majorat schuldenfrei zu machen, Lieferungskontrakte abzuschließen und sich als guter Wirt zu zeigen, ehe er, nach Sedan, sich entschließt, unter die Soldaten zu gehen. Ich möchte beinahe glauben, daß man ihn im Wirklichkeitsfalle gar nicht mehr genommen, sondern ihm bedeutet haben würde, daß die Sache nun auch ohne ihn gehe. Der Leser wird auch sonst nach manches Unklare und fast nur Unwahrscheinliches in dem Roman finden, vor allem aber eine große Unkenntnis des praktischen Lebens. Das Stärkste leistet der Verfasser darin, wenn er die Agnaten eines fast als fürstlich geschilderten Majorats, das verhältnismäßig gering belastet ist, meinen läßt, es sei eine Heldenthat, ein solches Majorat anzutreten. Die sämtlichen Hassensteins hätten darum prozessiert, wenn die Erbschaftssalge nur einigermaßen unsicher gewesen wäre, — dafür möchte ich meine Hand ins Feuer legen. Auch das scheint mir sicher, daß Carl van Weber in früheren Werken mehr versprachen, als er in diesem gehalten hat.

Auch ein Zeitroman und ein Tendenzroman, wenn auch ohne alle ausgesprochene Tendenz, ohne alle Reflexion, ist der neue Roman von Rudolf Stratz: „Unter den Linden." Ein guter Kommentar zu dem Hannaverschen Spielerprozeß, trotzdem Stratz keineswegs durch diesen zu seinem schon früher entstandenen Werk angeregt ist. Der Stratzsche Roman schildert zwar nicht die Spielleidenschaft und den jüdischen Wucher, die beide in jenem Prozeß eine so häßliche Beleuchtung erfuhren, aber er zeichnet ein Bild des modernen Rennsports, der zur Veredelung des Pferdes so wenig und zum Ruin manches viel versprechenden jungen Mannes so viel beiträgt und der als die Quelle jener Schäden betrachtet werden muß, die in Hannover aufgedeckt wurden. Die Reminiscenzen an jenen Prozeß steigen dem Leser des Romanes unwillkürlich auf, — sie drücken der Erzählung die Tendenz auf, trotzdem Rudolf Stratz ganz tendenzlos erzählt. Er schildert unbefangen, mit großer Frische, knapp und klar, und ich glaube, daß ihn zu seinem Werke mehr der Wunsch gereizt hat, diese äußerlich so bunte und vergängliche, innerlich recht hohle Welt des Turfs lebenswahr zu schildern, als die Absicht, eine tiefe moralische Wirkung auszuüben. Aber weil er richtig sieht und lebenswahr schildert, stellt sich diese Wirkung ungewollt und ganz von selbst dennoch ein. Die Befürchtung, die sehr viele einsichtige Männer hegen, daß mit Geboten und Verboten zum Schutz der jungen Offiziere gegen die Gefahren des Rennplatzes nicht viel zu erreichen ist, so lange nicht Mittel und Wege gefunden werden, alle zweifelhaften und lediglich mühelosen Geldgewinn suchenden Existenzen von den Rennplätzen auszuschließen, wird durch das aufmerksame Lesen des Stratzschen Romanes nur bestärkt. Am Totalisator, dessen Benutzung nach einer unwidersprochenen Zeitungsmeldung den Offizieren seit dem Frühjahr verboten ist, ruiniert man sich erfahrungsgemäß nicht. In einem Punkte scheint mir Rudolf Stratz in seiner Schilderung sehr vorsichtig gewesen zu sein: das jüdische Element spielt in seinem Roman eine sehr viel bescheidenere Rolle, als es auf den Rennplätzen in Wirklichkeit spielt. Man muß schon zwischen den Zeilen lesen, um es überhaupt zu entdecken. Mir scheint diese Vorsicht nicht gerade notwendig; ich bin im Gegenteil davon überzeugt, daß alle, die sie heute noch üben, starke Gefahr laufen, sich zwischen zwei Stühle zu setzen. Figuren, wie den Bankier van Loak und den Theaterdirektor, hat sich Stratz zweifellos als Juden gedacht aber nirgends hat er sie auch äußerlich als solche gekennzeichnet; das empfindet jeder unbefangene Leser als einen Mangel an Gerechtigkeitsliebe. Der Roman ist bereits in zweiter Auflage erschienen, — ein Beweis, daß die frische, lebendige Darstellungsgabe des Verfassers Freunde gefunden hat.

In den militärischen Kreisen einer kleinen holsteinischen Garnison spielt der Roman: „Die ewige Braut" von Hanns von Zobeltitz. (Jena, Hermann Costenable.) Da ich Redaktionskollege des Verfassers bin, muß ich es mir leider versagen, näher auf den Roman einzugehen. Ich glaube aber, daß der Leser an zwei Motiven der Erzählung ein lebhaftes Interesse nehmen wird, — das eine ist die Schilderung einer Brautschaft, die ohne Aussicht auf baldige Vereinigung geschlossen wurde, ein Fall, der ja nicht allzu häufig mehr vorkommt. Ich erinnere mich aus meiner Knabenzeit nach, daß wir am Kadettencorps in Kulm einen Kompaniechef hatten, der achtzehn Jahre lang verlobt gewesen war, ehe er seine Braut heimführen konnte. Das erregte damals nicht einmal ein übermäßiges Staunen; die Heldin dieser Erzählung oder wenigstens die Titelheldin, — denn die eigentliche weibliche Hauptperson ist eine launische Hamburger Millionärstochter, die um das Kammißvermögen

nicht in Verlegenheit ist — verdient sich schon den Spottnamen „Die ewige Braut," trotzdem sie noch nicht vier Jahre den Verlobungsring am Finger trägt. Die zweite Episode des Romanes, die mich außergewöhnlich interessiert hat, schildert einen Unteroffizier, der beinahe scheitert, weil er von seinem Vorgesetzten falsch beurteilt wird; zu seinem Glück bringt ihm ein neuer Komponiechef ein stärkeres persönliches Interesse entgegen, das ihn zu einer anderen Beurteilung gelangen läßt. Mit großem Freimut vertritt hier Zobeltitz eine ideale Auffassung des Verhältnisses zwischen Offizier und Untergebenem, der man in der Armee gewiß häufig, aber außerhalb derselben leider selten begegnet.

Rudolf Lindau veröffentlichte drei Novellen, von denen mir die erste, „Der Flirt," die dem bei F. Fontane & Co., Berlin, erschienenen Bande auch den Gesamttitel gegeben hat, weitaus die bedeutendste zu sein scheint. Die Heldin derselben ist eine junge, reiche Amerikanerin, die sich den Spitznamen „Der Flirt" erworben hat, weil sie Meisterin in der von Amerikanerinnen vielfach geübten zwecklosen Koketterie ist. Zwecklos, da die Amerikanerin mit dieser den Europäer stark hinterwäldlerisch anmutenden Gefallsucht keineswegs beabsichtigt, geheiratet zu werden. Sie ist ihr vielmehr nur ein Spiel, um die Zeit zu töten. Dieses Spiel setzt Lindaus Amerikanerin fort bis zum Tode, — zur Rührung über das tragische Ende des jungen Mädchens habe ich mich daher nicht entschließen können, trotzdem ich bei der Lektüre unschwer von Gemütsbewegungen heimgesucht werde. Schade, daß die Lindauschen, im Auslande spielenden Novellen, in denen er glücklicher ist, als wenn er auf deutschem Boden steht, so rein psychologische sind und ganz des orientierenden sozialen und kulturellen Hintergrundes entbehren. Im „Flirt" durchkreuzt man die Vereinigten Staaten von San Franzisko bis New-York, aber von der ganz verschiedenen Eigenart beider Städte merkt der Leser so gut wie nichts. Die zweite Novelle: „Die verjährte Schuld" ist geschickt gemacht, aber auch nicht mehr; über die äußere Spannung an den Vorgängen kommt man nicht hinaus. Noch kühler hat mich die Novelle: „Wahngebilde" gelassen, die nichts wie eine Krankheitsstudie ist; Fieberphantasieen, die dem Leser ein Rätsel aufgeben, auf dessen Lösung er nicht sehr neugierig wird, — glücklicherweise, da Lindau die Lösung schuldig bleibt.

Eine Reihe humoristischer Bilder aus dem Wiener Leben veröffentlichte Vincenz Chiavacci unter dem Titel „Wiener Typen" im Verlag von Adolf Bonz & Co., Stuttgart. Wer über die Schwierigkeiten des vielfach angewandten Dialekts glatt hinwegkommt, wird sich schnell mit Chiavaccis Gestalten befreunden und dankt dem Buche sicher ein paar genußreiche Stunden. Auf der Straße, in den Wohnungen, auf den Höfen sieht Chiavacci das für Wien Charakteristische, und seine Feder zeichnet die Scene und belebt sie mit Menschen, jungen und alten, meist dem Mittelstande und dem „Volk" angehörig, von so warmblütiger, frischer, liebenswürdiger und urwüchsiger Art, daß der Leser sofort sich an ihren kleinen Leiden und Freuden interessiert fühlt. Do ist gleich die erste Scene „Im Tramway-Wogen;" übrigens nicht mehr ganz charakteristisch für Wien, denn die „Deutschmeister," die darin figurieren, liegen zu ihrem eigenen und aller Wiener großen Schmerz nicht mehr in Wien in Garnison, und wenn sich ein Deutschmeister noch in Wien zeigt, so ist er bei Muttern auf Urlaub. In den Pferdebahnwagen also steigt eine nicht mehr jugendliche Frau aus dem Volke, und ein Oberleutnant ist galant genug, ihr seinen Platz freizumachen. „O i dank schöa, Herr Oberleutnant," so wird er von einem Redeschwall überflutet; „wenn i net so müd wär', so nehmet i's gar net an. Dank recht vielmals. Da sieht ma halt do, daß dö Galanterie no net ganz ausg'storb'n is. Dös is dö wahre Galanterie, weil s' uneigennützi is; denn was hat denn so a schöner junger Herr von aner Alten, wie i bin, als höchstens an 'gelts Gott! Ja, vor zwanzig Jahrln, da san dö jungen Herrn no umg'sprung'n wia dö Gasböck, wann s' mi g'seg'n hab'n. Gelt'n S', Sö san von a'n ungarischen Regiment? Jo? I hab' mir's glei denkt, wie i dö Bär'npratzen g'seg'n had! Na, was is' denn schon wieder, san m'r eing'fror'n?" Der Wagen hält nämlich plötzlich, weil eine Kolonne Deutschmeister die Straße sperrt. Die gute Frau erkennt ihren Sohn darunter, springt von ihrem Sitz und führt mit diesem das Gespräch fort. In fünf Minuten sind wir orientiert über sämtliche Familienverhältnisse. Kaum ist der Weg wieder frei geworden, wird das Gespräch mit dem Oberleutnant fortgesetzt: „Jetzt sag'n S' selber, Herr Oberlieutenant, Sö so'n ja von G'schäft, is dös an' Idee, bei dem Wetter, wo man kon' Hund vor d' Thür jagt, die Leut' zum Schnee-Eintreten zu kommandieren?" Der Offizier erwidert ihr gutmütig: „Das schadet den Leuten nichts, liebe Frau. Diese Märsche müssen unternommen werden, um die Kriegstüchtigkeit der Truppe zu heben." „Ja, das is recht schön," meint die Frau, „aber sag'n S' m'r nur, kann ma denn ohne g'frörte Füaß' net a kriegstüchtig sein? Mir thuat halt 's Herz weh, wann i so was sieh. Und dö Herr'n Offizier' müaff'n a im Schnee umawat'n?" — „Versteht sich," erwiderte der Oberleutnant. „Übrigens sehen Sie die Leute nur an; sie schauen ja alle aus, wie das Leben. Es kann ihnen also unmöglich schlecht gehen." — „I glaub's schon," wird ihm zur Antwort, „soll's den Deutschmeistern a no schlecht geh'n? Mir werd'n do unsern Kindern nix abgeh'n lassen. Der meinige hot sufzig Kreuzer täglich. Natürli, dös hat er von Vattern; was i eahm znaseck', dös rech'n i gar net. Jetzt hab' i mi eh' schon tröst'; aber dö ersten Wochen hab' i ja 'blatzt, wie die Kuah ums Kalb'l. Mir thuat nur um die andern lad, um die Pollacken und de Krowaten, dö ka Söl hab'n, dö si' um eahna umschaut. Was thäten denn dö, wann unsere Dienstboten net so darmherzige Schwestern war'n? — Jetzt thuat's es eh, solang' i 'hn bei mir hab'. Aber wann's in Fruajahr wirkli angeh'n sollt', wia ma hört, so stirb t vor Angst. Was hört ma denn, Herr Oberlieutenant, Sö muaffen ja

Digitized by Google

do was wiſſen? Kriag'n m'r an' Krieg? Sag'n ſ' Ihna a nix? Dös is a biſſel öd', dö Geheimnisthuerei! I furcht' nur, daß der menige derweil ſein ganz' G'ſchäſl verlernt. Und arbeiten muaß der Menſch, dös hab'n m'r meine Eltern ſchon eing'pflanzt. Mir hätten's z'haus net notwendi g'habt, denn Vatter hal zwanzig G'ſell'n da ſitzen g'habt; i hab' aber deretweg'n do alles lerna muaſſ'n. I war bei dö Urſchlinerinnen kachen — wann S' mir amal dö Ehr' geb'n, ſa mach i Ihna a Paperl, daß S' guädige Frau zu mir ſag'n — i hab' in der erſten Nahſchul', was' nur in Hernals 'geben hat, 's Weißnah'n und 's Schlingen g'lernl — weg'n der hab' i aber da an an' Samstag in Ausreidſetzen in d' Hand g'numma, weil bei uns hat alles ſpiageln und glanzen muaſſen — dafür ſchau'n S' Ihna dö Madeln van heutigtags an. Schau'n S' dö an dort mit ihrer Mapp'n, wo ‚Muſil' drauf ſteht. Da rennen ſ' in ganzen Tag umaranander, wia dö Dienſtmänner von Schwender. ‚Muſik!' haſt ſchon recht. Schreib lieaba ‚Knödel und G'ſelcht's' drauf; döS wird dö Männer eher ratzen, weil ſ' wenigſtens wüßlen, daß ſ' 'was z'eſſen kriag'n. Aber dö Madeln van heuligstags wiſſen ja net amal, wia ma' an' Beſen in d' Hand nimmt. Da kenn' i ani, dö is van an' Parapluimacher dö Tochter" — — — Man wird verſtehen, daß die brave Frau, einmal bei dieſem unerſchöpflichen Thema angelangt, nicht eher ein Ende findet, als dis ſie am Ziel ihrer Fahrl angelangt iſt. Ihr iſl der Weg ſo kurz wie noch nie erſchienen; ab auch den Mitfahreuden, laſſe ich dahingeſtellt ſein. Einen liebenswürdigen Zug haben alle Figuren Chiavaccis an ſich, ſelbſt ſeine Xanthippen und Saufbrüder, an denen es in der Sammlung ſeiner Typen nicht fehlt. Die Humoreske, in der der Bruder Liederjahn ſeiner Frau morgens zwei Uhr vom Kegelſchieben einen Gockel und ſechs vermeintliche Hennen mit heim bringt, die ſich alle ſechs gleichfalls als junge Hähne entpuppen und mit ihrem Gekrähe in aller Margenfrühe die ganze Nachbarſchaft rebelliſch machen, zeigt dieſe beneidenswerte Gabe, das Leben van der heiteren Seite aufzufaſſen, im höchſten Grade. Aber ebenſa ernſt und gemütvoll kann Chiavacci ſein, wenn er tiefere Saiten anklingen läßt. Es wird dem Buche daher gewiß an einer weiten Verbreilung auch über Öſterreich hinaus nicht fehlen.

Von den „Novellen" von Ernſt Behrend (Berlin, Verlag van Freund & Jeckel) ſind zwei, „Bernauer Brei" und „Chriſtaphorus" in dieſen Manatsheften zuerſt erſchienen. Ältere Leſer werden ſich ihrer nach wahl erinnern, denn ſie gehören nichl zu den litterariſchen Erzeugniſſen, die man ſchnell ader überhaupt vergißt. Bei der dritten, „Martinus van Krüchten," ſcheint mir der Erzähler den Fehler gemacht zu haben, daß er ſeinen Stoff nichl gleichfalls in ein vergangenes Jahrhundert verlegte. Da die rodentitlo senili« kein alltäglicher Vargang iſt, ſo würde das Mativ vielleicht wirkungsvoller geweſen ſein, wenn Behrend die Handlung in einen mittelalterlichen Rahmen gefaßt und das Außergewöhnliche in den Schatten des Sagenhaften gerückt hätte. Auch van den Jugenderinnerungen „Aus däniſcher Zeit," deren zweite Reihe Charlotte Rieſe im Verlage von Fr. Wilh. Grunaw, Leipzig, erſcheinen ließ, ſind einige zuerſt in dieſen Heften gedruckt und den Leſern bekannt gewarden. Ich kann mich daher darauf beſchränken, zu ſagen, daß die übrigen weder den hier erſchienenen, nach denen der gleichfalls bei Grunaw veröffentlichten erſten Serie nachſtehen. Ernſt Behrend wie Charlotte Rieſe gehören zu den Aularen, denen ein Platz in jeder gulen und auch die Werke lebender Schriftſteller berückſichtigenden Hausdibliolhek gebührt.

Zu unſern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Paul Meyerheim iſt Berliner. Er malt mit Vorliebe Tiere, aber ſolche, die etwas Menſchliches Ihun, Reinecke-Fuchs — artig empfunden, und er malt die feinen Leule von Berlin dazu, aber nicht als ſtalze Überwinder der Beſtie, ſondern in ihrer linkiſchen Unbeholfenheit ihr gegenüber. „Wer den Beſtien ſeiner Zeit genügt," ſchrieb er in das Stammbuch einer Dame, „der hat genug gethan für alle Zeiten." Und ſo iſt denn auch das Bild: „Die Reiſebekanntſchaft" zunächſt der Beſtie gewidmet, wenn gleich der zahmen, doppelt gezähmten: die Berlinerin, die mit der Kuh liebkoſt, während ſie ihre Schweſter abzeichnet, tritt erſt in zweiler Linie hervor.

Th. Kleehaas gehört zu der Münchener Defreggerſchen Schule, der es darauf ankommt, pſychologiſche Aufgaben zu löſen. Ein Hauſierer bietet einem jungen Mädchen eine Säuglingsflaſche an: eine ſehr bedenkliche Sache, die er eben nur in der Alpenſchenke wagen darf. Hier verſtehen ſelbſt der Alte und die die Bierkrüge ausſpülende Kellnerin den Spaß, die Anſpielung auf Hachzeit und Kinderſegen. Und hier darf der Burſch ſa behäbig haffnungsvoll dem Scherze zulachen, und das Mädel mit einem raſchen Blick das andeutungsvalle Gefäß anſchauen, der da ſagt: „Ich nähm's ſcha' gern und denl, i ſallt's a bald brauch'n kinna."

Unſerem Grundſatz treu, Gegenſätze aneinander zu rücken, ſei nun der Blick auf F. Skarbinas „Schreibende Bäuerin" gewieſen. Es iſt dies eine Arbeit aus der Zeit, in welcher ſich ſeine Eigenart am entſchiedenſten zeigte. Er gehört nicht zu den lächelnden Malern und nicht zu den witzigen Leuten, abgleich er in Berlin zu Hauſe iſt. Aber er gehört zu den Aufmerkſamen. Nicht ſtarke lebhafte Effekte will er geben, aber ein Stück beadachteter Natur ſchildern. Auch er führt uns eine Bäuerin vor, aber der Unterſchied in der Behandlung wird dem ſchärfer Beobachtenden nicht entgehen. Jene glauben über dem Thema zu ſtehen und malen die Leute vom Lande mit Touriſtenaugen, dieſer lebt in dem Kreiſe, den er mall, er gibl ihn

wieder, wie er ist, und überläßt es dem Beschauer, seine Stellung zu den Dargestellten sich selbst zu wählen.

Alfred Seifert in München gehört zu den vielbegehrten Künstlern. In großer Zahl stellt er junge Mädchen dar — einen ganzen Kalender voll Namen gibt es für die verschiedenen Köpfe — und immer schlagen sie ein. Die Photographien nach seinen Werken gehen bei allen kleinen Buchhändlern zwischen Inowraclaw und Saarbrücken und noch weiter wie warme Semmel ab. Nicht gleiche Bewunderung genießt er bei den Malern und der Kritik. Man sagt ihm Süßlichkeit nach und tobt wohl gar gegen ihn mit harten Worten. Ich glaube, man thut ihm Unrecht: Er malt nicht für die Unsterblichkeit, nicht für die Nachwelt. Er hält es mit Goethes Lustiger Person:

Gesetzt, daß ich von Nachwelt reden wollte,
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?
Den will sie doch und soll ihn haben.
Die Gegenwart von einem braven Knaben
Ist, dächt ich, immer auch schon was,
Wer sich behaglich mitzuteilen weiß,
Den wird des Volkes Laune nicht erbittern.

Und behaglich teilt sich Seifert mit. Sie sind hübsch die Griechinnen und Orientalinnen, die Burgfräuleins und Dirndle, die er malt, sie sind nicht zu echt, damit man die eigene Natur in ihnen noch wiederfinden kann; sie machen der Mitwelt Spaß, weil sie keine Rätsel stellen und dem entsprechen, was sie nun einmal für schön hält; sie sind, was man jetzt stilvoll nennt und was die Nachwelt, für die sie nicht bestimmt sind, einmal maniriert nennen wird.

Sehen wir uns einmal ein paar Blätter an, denen gegenüber wir Nachwelt sind: Etwa die Studie zu einem jungen Manne von Bartolommeo della Porta. Fra Bartolommeo ist vor mehr als 400 Jahren geboren. Das dürfte als Abstand genügen, um uns in die gewünschte Würde zu versetzen. Auch damals plackte man sich, wie sein Blatt zeigt, einen Hand, einen Fuß richtig zu zeichnen. Aber die Hauptsache war der ganze Mensch, der stehen, leben können muß, so wie er gezeichnet ist, der im großen und ganzen erfaßt, nicht durch einen Zug um Mund und Nase charakterisiert ist. Wie groß und fest die kleine Gestalt dasteht! Man vergleiche Seiferts Gestalt damit!

Oder ein Velazquez! Don Diego Velazquez de Silva, der große Spanier, ist vor rund 300 Jahren geboren. Und ob er gleich einer der ganz Gewaltigen unter den Künstlern ist, zollte er der Mitwelt seinen Tribut. Sehen wir seine Skizze, den Reiter, der im Sturmwinde daherspreugt, gewiß ein Blatt von echt spanischer Leidenschaftlichkeit und Düsterheit! Blättern Sie, geehrter Leser, alle älteren Jahrgänge unserer Zeitschrift mit ihren Tausenden von Reproduktionen der besten modernen Bilder durch! Sie werden kein Pferd finden, welches so mit je gleichen Hinter- und Vorderbeinen ansprengt, den Kopf so eigentümlich hält, wie das hier wiedergegebene. So sprengt ein Pferd nur im XVII. Jahrhundert, solche gewaltige Hinterschenkel, so schmalen kleinen Kopf hatte es weder später noch früher. Auch die Pferde haben ihren Stil, wie Seiferts Mädchen am Brunnen, seine Lauras oder Sulamiths; und wenn die Zeit des Stiles vorbei ist, guckt die Manier an seiner Stelle hervor, d. h. man sieht, daß selbst ein großer Künstler, um zu gefallen, einmal beliebte, wenn auch nicht selbst erschaute Formen in sein Schaffen aufnahm.

Albert Richter in Dresden ist zweifellos einer der beliebtesten, fleißigsten und geschicktesten deutschen Illustratoren, ein Mann, der viel sah und viel nach der Natur zeichnete und der mit Geschmack ein Blatt zu arrangieren versteht. Und wirklich: Der kleine Rahmen, den er in seine Tuschzeichnung „Am Feldesrain" einlegte — er gibt der Skizze einen bildartigen Charakter: So wenig er sachlich motiviert erscheint, so ungern würde man ihn entbehren.

Woher kommt der kleine Trik? Auch er ist nicht zufällig da, nicht unbeeinflußt des Künstlers Laune entsprungen. Er ist japanisch. Ähnliches trat überall auf, wo man die Kunst der Japaner verstehen lernte, ihre Meisterschaft, mit wenig Linien und Formen ein großes Blatt zum Bilde zu machen. Wäre der Rahmen nicht, so müßte das Werk bis an den untersten Rand ausgeführt sein. Er wahrt ihm das Recht der Skizze, er gibt der Phantasie Raum, das Ungezeichnete im Geiste zu ergänzen.

Das ist ja eines der schönen Vorrechte der Skizze. Ludwig Bokelmann, der zu früh verstorbene Genremaler, macht vier Striche und deutet uns damit an, daß der Junge mit dem Wurstzipfel und die gierige Hündin auf dem Straßen-Trottoir stehen. Es genügt! Mit ein paar Linien und Tönen sind Sopha, Katze und Kätzchen vom berühmten französischen Tiermaler E. Lambert dargestellt. Sie stehen nicht vor einem leeren Raum, die Phantasie schafft sich selbst den Hintergrund.

Ein Bild aber will ein Ganzes und bis in die letzte Ecke fertig sein. Man muß sich der Werte bewußt werden, um später die Leinwand beherrschen zu können. Der landschaftliche Entwurf des vortrefflichen Münchners Ludwig Willroider mag dem Leser zeigen, wie ein Bild entsteht, wie es komponiert, wie in Licht- und Schattenmassen angelegt wird. Des Berliners P. Flickel Landschaft, „Im Ilsethal," dagegen, wie das Ganze dann durchgeführt wird, wie aus nebeneinander gestellten Tönen selbst in der Nachbildung Farbe, aus einem Stück weißen Papier mitten im Bild hellster Sonnenschein und aus einem fein gestrichelten oder punktierten Flecke spielender Sonnennebel wird.

Ebby.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 58.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Noch stehn die Wälder so grün bekränzt,
Doch fremd berührt's schon die Brust.
Ein Tropfen herbstlicher Wehmut glänzt
In goldener Schale der Lust.

Frida Schanz.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VIII. Jahrgang 1893/94. Heft 12, August 1894.

Fez.

Von

Ludwig Pietsch.

(Nachdruck verboten.)

Der Tod des Sultans von Marokko hat die Aufmerksamkeit der Völker wieder auf die Nordwestecke des dunklen Weltteils, auf dies merkwürdige Reich gelenkt, dessen Volk und Herrscher es verstanden haben, noch bis jetzt jedes Eindringen der christlich europäischen Civilisation mit all ihren Segnungen und all ihren Übeln in seine Grenzen zu verhindern. Marokko ist gegenwärtig fast noch das einzige, von einem mohammedanischen Volk bewohnte Land, in welchem alt-orientalisches Leben und Sitten noch gänzlich rein und frei von jedem fremden, abendländischen Einfluß erhalten geblieben sind. Ein geheimnisvoller Schleier liegt darüber ausgebreitet. Aber gerade daraus erwächst dem Lande für die Phantasie des Europäers sein ganz eigentümlicher Reiz. Fast überall sonst auf der bewohnten Erde sind die Völker, soweit sie nicht noch vollkommen im Zustande roher Barbarei verharren, von der europäischen Kultur beleckt, trifft der abendländische Reisende auf bekannte, vertraute Lebenseinrichtungen. Hier ist ein großes Reich, ein schönes, fruchtbares Land, das einst eine hohe und eigentümliche Kulturblüte gesehen hat und die Spuren derselben noch in allen seinen Städten aufweist, das aber alles Fremde und modern Abendländische streng und mit zäher Hartnäckigkeit von sich abgehalten und ihm höchstens den Eintritt in einige wenige Küstenstädte gestattet hat. Dem Touristen, dem Wißbegierigen, Abenteuer suchenden Globe-trotter, dem Forschungsreisenden blieb das Innere Marokkos ebenso verschlossen, wie dem nach Gewinn jagenden Kaufmann, dem Ingenieur, dem Photographen, dem, Motive und Modelle suchenden Künstler, dem Missionar und jedem sonstigen sogenannten Pionier der Civilisation. Wer nicht, wie Gerhard Rohlfs, in der mit großer Kühnheit und Geschick durchgeführten Maske eines rechtgläubigen Pilgers und unter dem mächtigen Schutz einer so großen, einflußreichen Persönlichkeit wie der heilige Sheriff von Uedsan tiefer in das Innere eindringen konnte, dem bot sich keine andere Möglichkeit dazu, als der ihm gestattete Anschluß an eine der Gesandtschaften christlicher Mächte; Gesandtschaften, welche sich immer, wenn ein neuer Vertreter der betreffenden Regierung den bisherigen in Tanger abgelöst hat, in feierlichem Zuge nach Fez begeben, um dem Sultan, dem wahren Nachfolger des Propheten, die Huldigungsgeschenke ihres Souveräns oder Gouvernements zu überbringen. Diese eigentümliche Sitte wurzelt in jener alten traurigen und demütigenden, von den europäischen Mächten übernommenen Verpflichtung, den afrikanischen Raubstaaten am Mittelmeer jährliche Tribute zu entrichten, um durch deren Zahlung ihre Handelsschiffe auf dem Mittelmeer vor der fürchterlichen Plage des Überfallen-, Gekapert- und Ausgeraubtwerdens

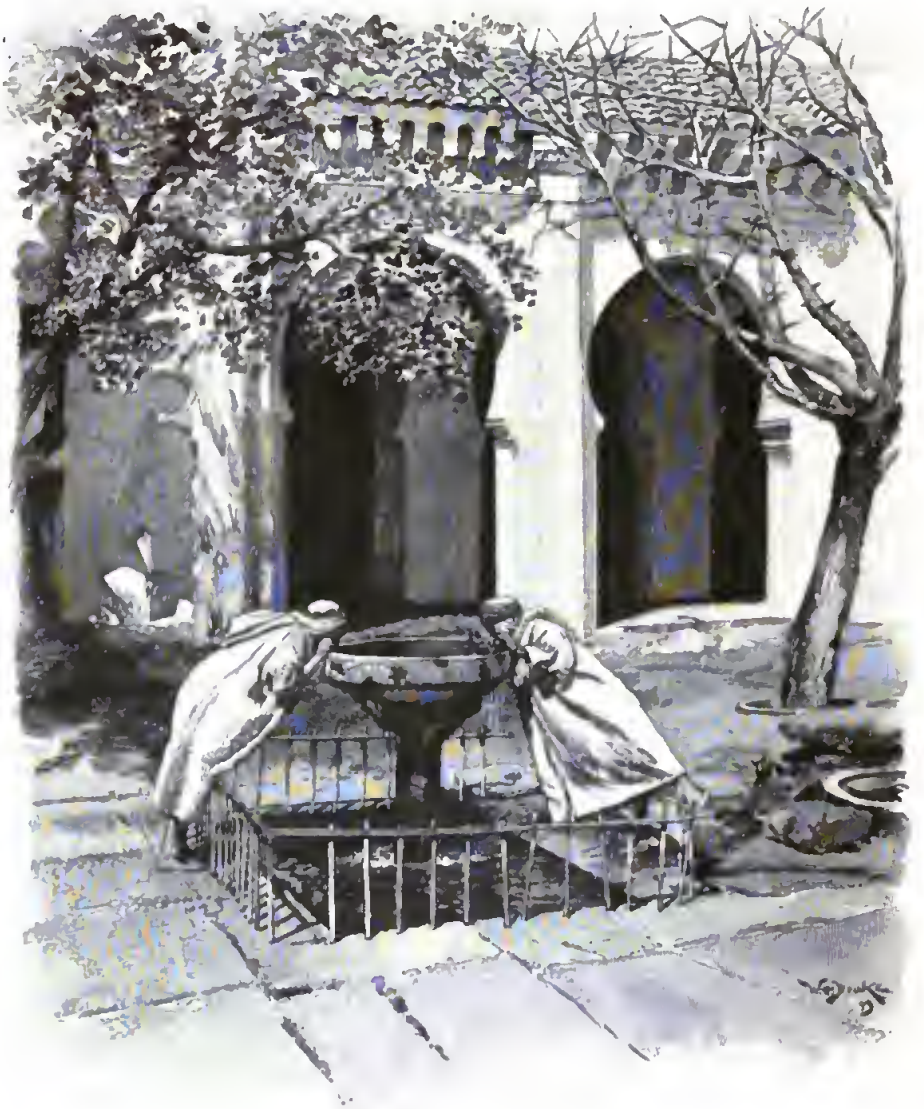
Ein Maure von der Riffküste.

durch die Piraten aus jenen Ländern zu sichern. Zu diesem Zwecke waren seit 1630 von den verschiedenen Mächten Traktate mit Marokko geschlossen. Frankreich verpflichtete sich in jenem Jahre, einen Tribut in Form von Geschenken im Wert von 100000 Thalern jährlich nach Fez zu senden. Englands Gaben trugen von Beginn an mehr den Charakter der Geschenke eines mächtigen Beschützers als des Tributs eines Schützlings. Schweden zahlte bis zur Thronbesteigung Bernadottes, Dänemark bis 1810 jedes jährlich 20000 Thaler, Österreich bis zum Jahre 1765 jährlich 10000 Zechinen; seitdem aber weder Geld noch Geschenke; Spanien seit 1767 1000 Thaler an jährlichem Tribut und 12000 Thaler bei jedem Konsulatswechsel bis 1860, wo es den Spieß umgekehrt und das Sultanat im siegreichen Kriege genötigt hat, seinerseits starke Entschädigungen zu zahlen und spanische Beamte sich mit den marokkanischen in die Zolleinkünfte teilen zu lassen. Holland zahlte von 1685 bis 1815 einen Tribut von 15000 Thalern jährlich, erklärte dann aber einfach, nichts weiter zahlen zu wollen. Sogar Nordamerika hatte sich im Jahre 1795 zu jährlichen Zahlungen in der Form von Geschenken von 15000 Thalern Wert verpflichtet und diese Sendungen bis 1815 fortgesetzt. Das Königreich Sardinien lieferte jährliche Zwangs-

geſchenke von 25 000 Francs, eine übernommene Verpflichtung, welche das neue Königreich Italien indes von ſich abgewälzt hat. Deutſchland ließ ſich in den Tagen des römiſchen Kaiſerreichs deutſcher Nation und des deutſchen Bundes in keine direkten Beziehungen mit Marokko ein. Hamburg und die Hanſeſtädte ließen ihre Intereſſen durch den engliſchen Geſandten, Preußen ließ die ſeinigen durch den ſchwediſchen Generalkonſul in Tanger vertreten. Erſt 1873, nachdem Deutſchland aus einem geographiſchen Begriff zu einem mächtigen, einheitlichen Reiche geworden war, hielt das Auswärtige Amt desſelben es für angezeigt, ſeinen eigenen Vertreter in der Perſon des Konſuls Herrn v. Jülich nach Tanger zu ſenden, der 1875 durch den bis dahin als Generalkonſul für Syrien in Beirut funktionierenden Dr. Theodor Weber abgelöſt wurde. Nach deſſen Austritt aus dem Reichsdienſt hat Graf Tattenbach den Poſten des deutſchen Miniſterreſidenten in Tanger übernommen. Wie Weber im zweiten Jahre nach ſeinem Amtsantritt die Geſchenke Kaiſer Wilhelms I an den Sultan nach Fez überbrachte, ſo hat 1890 auch jener neue deutſche Miniſterreſident eine ſolche Geſandtſchaft zu dieſer Reſidenzſtadt Seiner Scheriffiſchen Majeſtät geführt und die Verſicherungen der Freundſchaft und der Sympathie ſeines allergnädigſten Herren, ſowie deſſen Geſchenke dem Sultan übermittelt. Diejenigen deutſchen Herren, Offiziere, Konſulatsbeamte, Schriftſteller und Künſtler, die eine von dieſen Geſandtſchaftsreiſen begleiteten, ſind mit wenigen Ausnahmen, wie Gerhardt Rohlfs und einige wagemutige Geſchäftsleute, wohl die einzigen Deutſchen, die ſich rühmen können, die Hauptſtadt Fez und ein paar andere Städte im Innern des verſchloſſenen Reichs mit eigenen Augen geſehen und darin eine Zeitlang gelebt zu haben. Ich bin ſo glücklich, zu dieſen Bevorzugten zu gehören. Durfte ich doch die deutſche Geſandtſchaft nach Fez, welche Dr. Theodor Weber führte, Ende

Eine Bazarſtraße in Fez.

April 1877 begleiten und während dreier Maiwochen als Gast des Sultans in seiner Hauptstadt verweilen. Die Reise wurde in Begleitung einer uns nach Tanger entgegengeschickten, über 70 Mann starken Eskorte marokkanischer Reiter von prachtvoll male-



Brunnen im Hof der Kairuan-Moschee.

rischem Aussehen, einem Gefolge von zahlreicher Dienerschaft mit Zelten und Kamelen für den Transport der kaiserlichen Geschenke, auf den ebenfalls vom Sultan geschickten Pferden und Maultieren in vierzehn verhältnismäßig kurzen Tagemärschen ausgeführt und in gleicher Weise auf anderen Wegen die Rückreise nach Tanger. Die ganze Expedition gehört zu den interessantesten Reisen, die einem mit dem Sinn für das Malerische ausgerüsteten Menschen, der Freude an allem Seltsamen und Abenteuerlichen hat, vergönnt sein können. Ich verzichte hier auf Schilderungen meiner Erlebnisse und auf die Wiedergabe meiner Beobachtungen über Land und Volk während dieser Reise. Handelt es sich doch *hier* nur um eine Beschreibung der Stadt Fez selbst, des ungeduldig ersehnten Zieles unseres langen Rittes. Die ganze Garnison,

alle schwarzen und braunen Gardetruppen des Sultans zu Roß und auf ihren meist nackten Füßen, teils nur in weiße Gewänder, teils in solche von allen Farben des Regenbogens und jedes denkbaren Schmutzes gekleidet, war der Karawane vor die Thore der Stadt entgegengezogen, um den „Baschador“ und seine Begleiter feierlich zu empfangen und in die Hauptstadt hineinzugeleiten. Bei strömendem Regen und dem ohrenbetäubenden Lärm der chaotisch durcheinander quäkenden, schmetternden, rasselnden Dudelsackpfeifer-, Trompeten- und Trommelmusik ritten wir, von diesen Schaaren umdrängt, dem finstern Westthor der hohen, zinnengekrönten Stadtmauer entgegen. Vorüber ging es an dem von Feigenbäumen beschatteten Kuppelbau eines weißen Heiligengrabes am Fuße der breit hingelagerten, teils mit Olivenpflanzungen, teils mit niedrigem Gestrüpp bewachsenen, tief zerklüfteten Bergrücken des Dschebel Salar, der sich links nördlich von der Landstraße erhebt, die südlich von dem, bis zu den hohen Mauern des sultanischen Seraibezirks reichenden, sandigen, kahlen Paradeplatz zwischen diesen und der rechtwinkelig darauf gerichteten Stadtmauer begrenzt wird. Vor jener Mauer, zur Seite des Hauptthores, sind Berge von stinkendem Unrat und dort hingeworfenen, in der freien Luft verwesenden Aesern aufgehäuft. Hinter dem tiefen, hallenden Thorweg, der dort vom maurischen Hufeisenbogen überwölbt wird, zieht sich zu beiden Seiten der Straße eine lange Reihe von Butiken und offenen Werkstätten hin. Dann führt die teils in Sumpf und Morast verwandelte, teils den nackten Felsboden zeigende Straße über wüstes Terrain, auf dem sich hier und da allerlei ruinenhafte Bauwerke, scheinbar willkürlich darüber verstreut, erheben, geborstene Mauern und Befestigungstürme, mit Zinnen gekrönt, Thorbogen, Ansätze zu ausgedehnten Palästen, die während ihres Baues schon wieder aufgegeben und nie vollendet wurden. Über den Zinnen jener Mauern werden die grün glasierten Ziegeldächer von Kiosken und Moscheen, hohe, vierseitige, schwerfällige Türme sichtbar, über deren Plattformen noch ein verjüngter kurzer Aufsatz mit kleiner, knaufförmiger, metallbedeckter Kuppel aufsteigt. Die Wipfel alter mächtiger Feigen-, Granat- und Orangebäume und schlanker Palmen

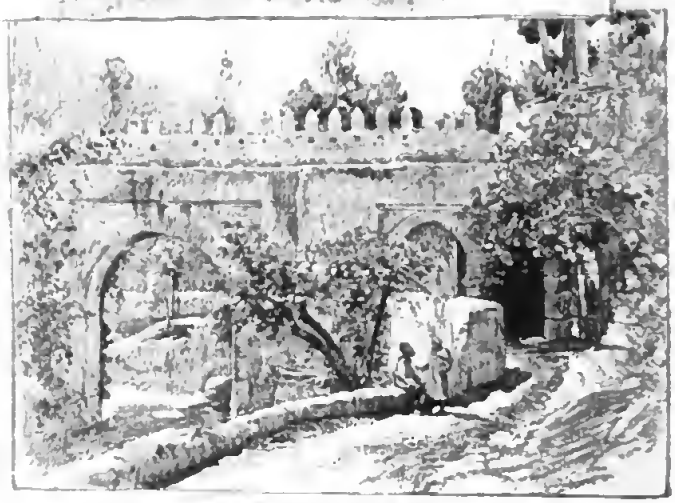
Typus eines Fezer Juden.

lassen dort hinten stille verborgene Gärten erraten. Dies phantastische Ganze an der Südseite der Straße bildet eine Stadt für sich, den Bezirk der Sultansresidenz und des Serais. Vor uns aber erhebt sich eine zweite Mauer, die der eigentlichen inneren Stadt. Hinter ihrem Thor betreten wir eine lange, von dichtem Volksgewühl belebte Straße, die zwischen Seitenmauern und engen Nebengäßchen von diesem hochgelegenen Stadtteil Neu-Fez zu dem tief im Flußthal und an den Abhängen erbauten Alt-Fez hinabsteigt. Auf lange Strecken ist diese Straße mit Röhrichtlagen oder auch mit Weinstockgezweig, das um hölzernes Gitterwerk rankt, überdeckt. Die Häuser mit flachen Dächern zeigen fast nur kahle, schmutzig graue Außenwände, hier und da von regellos darin angebrachten, vergitterten oder

Verfallenes Fort bei Alt-Fez von Süden aus gesehen.

Das Nordfort Dar el Baeud bei Alt-Fez.

Serraibezirk von Fez und Heiligengrab.



Alte verfallene maurische Wasserleitung und kleines Thor bei Fez.

Schießscharten ähnlichen Öffnungen durchbrochen. Zuweilen fesselt ein Brunnen unsere Aufmerksamkeit, der aus einer, von Hufeisenbogen umrahmten, mit kleinen maurisch ornamentierten, glasierten Majolikafliesen bekleideten Wand in das Becken davor plätschert; zuweilen ein altes Portal, dessen Zwickel- und Simsfelder reich mit graziösen, altsarazenischen Stuckornamenten bedeckt sind. So gelangten wir endlich nach langem, zum Teil wahrhaft halsbrecherischem Ritt auf der steil abschüssigen Straße, aus deren Boden beliebig hingeworfene, große und kleine Steinblöcke hervorragen, und durch ein Gewirr von kleinen, stillen, menschenleeren Nebengäßchen zu dem engen, finsteren Durchgang, der uns auf einen reizenden maurischen, vom Plätschern und Rieseln der Brunnen durchtönten, von Orangebäumen beschatteten, von hübschen arabischen einstöckigen Gebäuden mit Bogenhallen im Erdgeschoß umgebenen Gartenhof führte. In diesen Gebäuden, des Sultans Eigentum, war uns für die Zeit unseres Aufenthalts seitens unseres erlauchten und heiligen Gastgebers das Quartier angewiesen.

Der Ursprung der Stadt Fez, die Mauren sprechen den Namen „Fäsz“ aus, ist, wie der mancher berühmten Städte der Erde, in mystisches Dunkel gehüllt, das

durch die sagenhaft poetischen Berichte der alten Chronisten nur sehr mäßig erhellt wird. Nach deren Angabe hat Ben-Edris, der Sohn des aus der Heimat vertriebenen und in dies Land Magheb gelangten, großen heiligen Propheten Mulei Edris, im Jahr 808 der christlichen Zeitrechnung den Grundstein der Stadt gelegt. Leider geschah dies in der sumpfigen Tiefebene des Stromgebiets des Sebu, in den sich der Ued-el-Fez eine halbe Stunde südöstlich von der Stadt ergießt. Daß der Sohn des Propheten gerade dieses Terrain zur Stadtgründung ausgewählt hat, haben alle Generationen der Bewohner während dieser bald elfhundert Jahre teuer zu bezahlen und hart zu büßen gehabt. Die Feuchtigkeit treibt ihnen qualvollen Rheumatismus und mannigfache andere Krankheiten in Glieder und Leib. Nordamerikanische Einwohner, welche zur Erkenntnis dieser Thatsache gelangten, würden die ganze Stadt einfach „moved," d. h. auf Räder und Rollen gesetzt und auf ein gesunderes Terrain gekarrt haben. Die frommen Marokkaner aber würde nichts bewegen, Alt-Fez und dessen gegenwärtigen Standort aufzugeben. Der Prophet hat es so bestimmt, daß sie hier im sumpfigen Flußthal erbaut werde, und der Prophet konnte nur thun, was recht, gut und Allahs Wille ist. Als die Bevölkerungszahl im Mittelalter in der Blütezeit Marokkos immer mehr und mehr anwuchs, dehnte sich auch die Stadt Fez zumeist nach Westen hin aus. Ihre Gebäude bedeckten zum Teil den Abhang und die Hochebene, die 250 Fuß höher als die alte Unterstadt gelegen ist. Von Nordwesten her tritt der Ued-el-Fez in die Stadt ein, die er dann, künstlich abgedämmt und in verschiedene Arme geleitet, mit dem stärksten Gefälle durchrinnt. Er verhilft ihr zu einem Wasserreichtum, der nur mit dem Roms verglichen werden kann. Verstärkt noch durch einen von Süden her in ihn hineingeleiteten Bach speist er eine Unmasse von öffentlichen Brunnen und Kanälen in den Straßen der Stadt, auf den Häuser- und Moscheenhöfen, von Kanälen in den Sultansgärten und Feldern. Sein Hauptarm aber bildet außerhalb der halb eingestürzten Südmauer prachtvolle Kaskaden, wo er über Felsblöcke und hineingestürzte, nie weggeräumte Mauertrümmer zwischen wucherndem Feigengebüsch sich „stufenweise zum Abgrund stürzt," um dann zwischen üppigen Granathainen dem Sebu zuzueilen. Dadurch, daß Fez von dem Sohne des großen Heiligen gegründet ist, mußte es selbstverständlich zur heiligen Stadt für den ganzen Islam werden. Es nimmt fast die Stellung eines Mekka des Westens für die mohammedanische Welt ein. Während des Mittelalters und der Jahrhunderte der Renaissance genoß es gleichzeitig den Ruhm, eine großartige Pflegstätte aller mohammedanischen Kunst und Wissenschaft zu sein. Ihre Universität, ihre Schulen, ihre reich gefüllten Bibliotheken, ihre herrlichen Bauwerke, Moscheen und Paläste wurden noch im XVI. Jahrhundert von arabischen Schriftstellern begeistert gepriesen und verschafften der Stadt Fez den Ehrentitel „das Athen Afrikas." Aber alle diese Herrlichkeiten sind vergangen. Die einst auf 400 000 gestiegene Einwohnerzahl beträgt heute wohl kaum noch 100 000. Die Paläste und die Mauern zerfallen, und was hier einmal fällt, wird nie wieder repariert und aufgerichtet. Es bleibt in Trümmern liegen, so, wie und wo es zusammenbrach. Die Masse dieser Trümmer wird durch den Regierungsantritt jedes neuen Herrschers noch vermehrt, da jeder von ihnen es als eine heilige Pflicht der Majestät gegen sich selbst betrachtet, nur in seinem eigenen, für ihn selbst erbauten Palast zu residieren. Den seines Vorgängers aber läßt er verfallen. Ebenso die anderen öffentlichen Gebäude, vielleicht nur mit Ausnahme der berühmten Moscheen, die keines christlichen Fremden Auge zu sehen bekommt. Ist doch das beste Gut dieser Stadt, das Netz ihrer Wasserläufe, ihrer Aquädukte und Brunnen, der nichtsnutzigsten Vernachlässigung anheimgegeben. Man läßt sie versumpfen, verschmutzen, sich verstopfen und versiegen; die Rinnsale gelegentlich auch sich selbst ihren Weg mitten durch die Straßen zum Thal hinabbahnen.

In alten Zeiten muß die Stadt einen schwer zu erobernden, ungemein festen Platz gebildet haben. Die Außenmauer erhebt sich bis zu 40 Fuß Höhe, die innere bis zu etwa 25 Fuß. Starke vierseitige Festungstürme springen an ihrer äußeren Fläche in regelmäßig sich wiederholenden Zwischenräumen vor. Ein Hügel, im Südosten, dessen unterer Abhang

Die Wüstenbraut.

Digitized by Google

mit Ölbäumen bedeckt iſt, und ebenſo eine jenſeits im Nordweſten vor der Stadt gelegene Höhe tragen jede ein altes feſtes Kaſtell. Beide waren vielleicht von den früheren Sultanen ebenſo zur ſicheren Beherrſchung der Hauptſtadt ſelbſt, als zu deren Verteidigung gegen andringende Feinde erbaut und zwar aus feſten Hauſteinblöcken, während das Material der Stadt- und Seraimauern nur Backſtein bezw. „Piſé“ iſt, einer aus Kalk, Kies und Lehm gemiſchten, durch regelmäßiges Stoßen und Stampfen bis zur Feſtigkeit des Steins zuſammengepreßten Maſſe. Jene Forts ſind heute gänzlich unarmiert und ohne jede Beſatzung. Trotz der Feſtigkeit des Materials der Stadtmauern klaffen überall in ihnen breite Riſſe, die ihnen das Ausſehen geben, als könnten auch ſie ſchon ſtürzen über Nacht, wie denn ſtellenweiſe auch bereits ganze Partieen in Trümmern liegen. Dieſer allgemeine Verfall, dieſer Charakter der Ruinenhaftigkeit verhindert aber nicht, ja im Gegenteil, trägt noch ſehr wirkſam dazu bei, daß das Mekka des Weſtens eine der maleriſcheſten Städte unter denen des Islam iſt. Die landſchaftliche Pracht ſeiner nächſten Umgebung erinnert an die mancher, um dieſer Reize willen berühmteſten Städte Europas. Faſt waldähnliche Gärten, die von unzähligen Waſſerläufen mit ſtarkem Gefälle eilenden Laufs durchſtrömt werden, mit einer üppig prangenden Vegetation, bedecken die breiten Hügelrücken zwiſchen Alt- und Neu-Fez, beſonders im Süden der langen Verbindungsſtraße, und füllen dichter noch die Thalſchluchten im Oſten, während im Norden die mächtige Berghöhe des Dſchebel Salar, die von dem alten Kaſtell und die von den hellen Denkſteinen und Grabmonumenten der Friedhöfe gekrönten, felſigen Kuppen aufragen. Immer wenn ich die Stadt umritt und umwanderte, drängte ſich mir eine gewiſſe Ähnlichkeit mit Heidelbergs Umgebung auf, wie verſchieden auch der Charakter der Vegetation und aller Baulichkeiten ſein mochte. Damals, während jener Maitage hatte zudem auch ihr der Frühling, wie Scheffel von ſeinem geliebten Heidelberg ſingt, „aus Blüten ein ſchimmernd Brautgewand gewebt.“ In dieſer Pracht aber dominierte hier das brennende Scharlachrot der Granatblüten noch über die Fülle der weißen, duftſtrömenden Orangenblüten, neben denen die goldſchimmernden Früchte im dunklen, blanken Laube glühten. Oliven-, Orangen-, Granaten- und Feigenbäume bilden die Hauptmaſſe des Baumwuchſes in den Gärten und den Umgebungen von Fez; wenn es auch dazwiſchen an Dattel- und Dumpalmen, Cypreſſen und Platanen nicht fehlt, und überall die gelbblühenden Opuntienhecken und die Agaven mit ihren hohen blüten-

Friedhof im Norden von Fez am arabiſchen Sabbath.

tragenden Kandelabern wuchern. Malerisch im höchsten Grade ist, wie diese Umgebung, auch das Innere der Stadt in allen seinen Teilen. In den Ruinenstätten und alten Bogenthoren von Neu-Fez, wie in den steil absteigenden, finsteren Gäßchen mit den Hauswänden, an denen der Oberstock, auf weit vortretenden Balken ruhend, über die Wandfläche des unteren Geschosses so hinausspringt, daß die ineinander eingeschachtelten, von Alter und Schmutz geschwärzten Gebäude dem auf der Gasse Gehenden den Anblick des Himmels darüber bis auf einen schmalen Streifen entziehen. Malerisch sind die düsteren, höhlenartigen Hauseingänge mit ihren tiefgoldigen, geheimnisvollen Halbdunkeleffekten; die von offenen Bogengalerien im Viereck umgebenen, stillen Höfe, die Muster und Stammväter der „Patios" des andalusischen Hauses, wo Tag und Nacht die Brunnenstrahlen in die Marmorbecken rieseln und plätschern, und der feuchte Tropfenfall die farbig gemusterten, glasierten „Sleadj", die arabischen Fayencefliesenbelege des Bodens, besprengt; nicht minder die verkehrsbelebten Hauptstraßen mit ihrer geschäftig durcheinander wimmelnden Volksmenge, den Reitern, Lasttieren, Kamelen und ohne jeden Wagen; das Labyrinth der engen Bazargassen zwischen den ununterbrochenen Reihen kleiner halbdunkler, niedriger Verschläge, die den darin hockenden Händlern, wie den arbeitenden Meistern und Gesellen zugleich als Laden, Werkstatt und Wohnung dienen. Von dem simslosen, flachen oberen Abschnitt der Häuser der einen Straßenseite zu denen der anderen hinüber breitet sich ein Gegitter von Schilfröhricht, von Rebengeflecht, Wein und Feigenlaub, von durchlöcherten Matten und Decken, das seine kühlen Schatten über die Gasse hin breitet. Aber durch all die tausend Lücken und Zwischenräume finden die Strahlen des heißen Sonnenlichts ihren Weg, heben hier in blendender Helligkeit einzelne der sich da auf der Gasse drängenden, weiß umhüllten oder bunt gekleideten Gestalten aus dem Dunkel heraus, blitzen dort auf dem Metall der Waffen, der Kupfer- und Bronzegefäße und -geräte, dem Gelb und Scharlachrot der Lederwaren, der Sättel, der gestickten Decken und des Zaumzeugs; den grellen bunten Gewirken der Teppiche in den betreffenden Butiken und erwecken alle diese Farben zu verdoppelter Glut und Energie.

Die einstige hohe Blüte des Gewerbes in Fez gab den Handwerksgenossenschaften, den Gewerken, eine bedeutende Machtstellung im Staat und in der Stadt, eine Macht, welche an die der Zünfte und Gilden in europäischen Städten während des Mittelalters und der nächstfolgenden Jahrhunderte erinnert. Aber auch das Handwerk ist wie das Reich und die Hauptstadt dem Verfall nicht entgangen, wenn auch die Sattler, Täschner und Schuhmacher, Metallarbeiter in Gold, Silber, Bronze, Stahl und Messingblech, die Kunststicker, die Fayenceformer, -Dekorierer und -Brenner noch immer etwas von der alten Geschicklichkeit ihrer Vorfahren bewahrt haben und durch ihre Erzeugnisse dafür sorgen, daß ihren Gewerkschaften jener einst wohlerworbene Ruhm nicht ganz verloren geht. Die Teppichweberei ist leider durch das Eindringen der verabscheuungswerten europäischen Farben, — einer von den wenigen Artikeln, die trotz aller Absperrung den Weg auch hierher gefunden haben — ihres besten Glanzes beraubt. Verglichen mit den nur noch selten aufzufindenden Proben der alten marokkanischen Gewirke in ihrer ernsten, schönen Farbenharmonie und charakteristischen Musterzeichnung, sehen die neuen anilinfarbigen Produkte wie wahres Barbarenwerk aus.

Die Mehrzahl der Mauren, denen man in den Straßen begegnet, zeigt auffallender Weise eine fast krankhaft helle Hautfarbe. Aber neben ihnen sind alle Abstufungen des Gelb, Chokoladen- und Kaffeebraun bis zum tiefsten Schwarz in der Gesichts- und Körperhaut der Bewohner von Fez vertreten. Wo diese nicht, wie die Armen und die Bettler, in malerischen, in bunten oder farblosen Lumpen oder in halber Nacktheit, oder wie die Fußsoldaten in roten, braunen, gelben, grünen Jacken einhergehen, kleiden sie sich mit Vorliebe über aller sonstigen weißen und farbigen Tracht über dem Hemd und dem langen Kaftan meist in den weißen, oder vielmehr elfenbeinfarbigen, togaähnlichen „Haik" aus weichfaltigem, feinem und doch festem Zeuge, den sie ganz nach individuellem Geschmack auf die mannigfachste Weise im Überwerfen und im Faltenwurf arrangieren. Die Kinder, die als Säuglinge von der Mutter in Taschen auf dem

Digitized by Google

Verfallene Heiligengräber bei Fez.

Rücken getragen werden, laufen später in bunten, tief gegürteten Röckchen, in farbigen oder weißen Kapuzensäckchen umher, und außerordentlich zahlreich sind in diesem kleinen Volk die Buben mit gescheidtem und liebenswürdigem Gesichtsausdruck und prächtigen, großen, dunklen Augen. Die Frauen, mit einziger Ausnahme nicht weniger Negersklavinnen, erscheinen auf der Straße fast nur als schwerfällig in Schlappantoffeln dahinwandelnde und watschelnde Puppen, die dicht und dick in weiße Wollenstoffe eingehüllt sind. Der Mantel wird tief über den Kopf bis auf die Augenbrauen herabgezogen, das weiße Untergewand hoch hinauf über die Nase, so daß nur ein kleiner Spalt unbedeckt bleibt, der ihnen zu sehen und zu atmen, aber nicht gesehen zu werden gestattet. —

Eine besondere, streng unterschiedene Bevölkerung innerhalb der Bevölkerung von Fez bilden die Juden, die in das von Mauern umgebene Ghetto, die „Mellha," hineingebannt sind. Diese Judenstadt ist das verpestetste und schmutzreichste Quartier des ganzen verpesteten Fez. Man muß über Berge von ekelhaftem Schmutz und Unrat steigen und durch stinkende Kloaken waten, um zu ihren Häusern zu gelangen. Kennen und haben die Bewohner doch keinen anderen Ablagerungsort für allen diesen Kehricht und Abgang als eben die Straße. Die Kinder Israel in Marokko werden von dem fanatisch mohammedanischen Volk und den Fürsten gehaßt und mit ausgesucht kleinlicher, peinigender Tyrannei behandelt und gequält. Sie müssen den oberen Vorderkopf kahl geschoren und die langen Seitenlocken, die „Peies," tragen. Sie dürfen außerhalb der Mauern der Mellha nur mit

nackten Füßen erscheinen. Sie sind mit dem Tode bedroht, wenn auch nur ein unglücklicher Zufall sie in eine Straße führt, in der eine Moschee gelegen ist. Wenn einer von ihnen trotz aller dieser Quälerei es einmal zu ungewöhnlichem Reichtum gebracht hat und diesen nicht genügend vor den scharfsichtigen Augen der Gewalthaber zu verbergen verstand, so muß er fürchten, von ihnen ausgepreßt zu werden wie ein vollgesogener Schwamm. Aber trotz alledem und ihres ganzen elenden Lebens, das ihnen freilich durch ein, ihren Tyrannen unbekanntes Familienglück versüßt wird, möchten sie, glaube ich, das Land und die Stadt nicht meiden, wo sie dennoch sehr gute Geschäfte machen, mit Vorteil kaufen und verkaufen und ihre Peiniger schließlich an Schlauheit übertreffen, sie übers Ohr hauen und in der Tasche haben. Während des Schabbes zeigt sich die Einwohnerschaft der Mellha in ihrer ganzen Pracht. Da sind alle Läden geschlossen. Die Frauen und Mädchen in bunten Seidengewändern, mit kostbarem Schmuck überladen, mit fußbreiten, golddurchwirkten Gürteln um die Hüften, mit schweren Gold- und Silberringen an Hand- und Fußgelenken, sitzen auf den flachen Dächern und an den von den Unrathügeln, deren Pesthauch alles durchdringt, sie aber nicht zu genieren scheint, halb verdeckten, offenen Fenstern und freuen sich ihres Glanzes und ihres im Hauptpunkt von Jehovah noch immer gesegneten Daseins. Bei einem Besuch der Mellha an einem solchen Sabbathnachmittag wurden wir von Männern und Weibern, Mädchen und Kindern mit solcher Liebenswürdigkeit überschüttet und überall mit so süßem Lächeln zum Eintreten in die Häuser und zum Willkommentrunk von Raki und „Judenwein" eingeladen, daß wir fast zur Annahme verführt wurden; sie wüßten wohl, daß wir aus einer Stadt kämen, die wenigstens damals (1877) noch das unbestrittene Paradies ihrer Stammes- und Glaubensgenossen war, wo diesen Milch und Honig fließt, die glänzendsten Stadtviertel zur Mellha gegeben sind, und ihre Söhne die sechste Großmacht und die Finanzpolitik des ganzen Reiches beherrschen und lenken; — von der Macht ihrer schönäugigen, klugen Töchter gar nicht erst zu reden.

Von den berühmten beiden heiligen alten Hauptmoscheen „Mulei-Edris" und „Keruan," diesen kolossalen Komplexen von Tempeln, Schulen, Kapellen, Klöstern, von deren Herrlichkeit arabische Schriftsteller mit überschwänglichem Entzücken erzählen, haben wir wenig zu Gesicht bekommen. Auch wenn man nur eine Straße betrat, an deren Ende man ein Stück der Mauer eines dieser Heiligtümer schimmern sah, machte das uns wohl neugierig, aber sonst nicht unfreundlich umdrängende und begleitende Volk und selbst die uns zu unserem Schutz beigegebenen Soldados, die den Marokkanern als die Wächter der gefangenen Tributbringer gelten, wenig Gutes verheißende Gesichter, und diese unsere Beschützer mahnten dringend zum raschen Vorübergehen. — Der Sultan hat uns in keinem seiner Paläste empfangen. Es geschah immer nur draußen auf dem Exerzierplatz und einmal in einem völlig schmucklosen Kiosk, inmitten eines ziemlich bescheidenen Fruchtgartens des Seraibezirks, einer Art Loggia, die vor drei Jahrhunderten von einem portugiesischen Baumeister errichtet zu sein schien. Das Landhaus des Chalifa der Gläubigen in einem großen Garten, etwa eine halbe Meile von der Stadt, in dem er uns mit einem hinausgetragenen Mittagessen bewirten ließ, zeigte in seinen gänzlich leeren Innenräumen, — wir mußten selbst auf Maultieren und Kamelen unsere Tische, Sessel und alles Gerät mit hinaustragen — nur kahle geweißte Wände, aber freilich mit schönen Teppichen bedeckten Boden. — Die Häuser des Kanzlers Sidi Musar, der Paschas und der Minister unterschieden sich außen nicht wesentlich von allen anderen Straßenhäusern. Das Innere der Gemächer zeigte meist eine halb arabische, halb europäische Ausstattung von lächerlicher Geschmacklosigkeit mit einzelnen Pariser Spiegeln, Polstersauteuils und Boulemöbeln, bunten, geschnitzten marokkanischen Holzkonsolen und Schränkchen, Wanddivans, Brüsseler und türkischen Teppichen von schreienden Farben und einer zusammengedrängten Masse von verschieden tickenden Stand- und Kaminuhren. Aber keinem von diesen Häusern fehlte der schöne weite Brunnen- oder Gartenhof — mit dem rieselnden Brunnen, der aus dem Bassin in der Mitte aufsteigt, — auf allen vier Sei-

Digitized by Google

Eine Schönheit aus dem Sus.

Ein wandernder Sänger aus dem Sudan, Rebek spielend.

rieen hin, in deren Holzbrüstungen, Pfeilerfüllungen, Thüren und Läden die arabische Holzarchitektur und Schnitzkunst viel feine Meisterwerke geschaffen hat. Die nur von oben her in den dachlosen Raum einströmende Tageshelle oder Sonnenstrahlen bringen in diesen, meist verstaubten und durch Schmutz und Altersrost im Ton nur noch verschönten Galerieen und Höfen, welche beständig mit darin bei ihren Warenballen ruhenden, zusammenstehenden, aus- und eingehenden Männern, Kamelen und Maultieren belebt sind, Licht- und Schattenwirkungen von wundervoller Schönheit ten eingefaßt von Arkaden mit graziösen Hufeisenbogen, mit fliesenbekleideten Hinterwänden und reizendem maurischem Stein- und Stuckornament.

Die interessantesten größeren Baulichkeiten, die wir zu Gesicht bekamen, waren die weiten Lagerhäuser und Karawanenherbergen, die „Fundacs." Hohe, reich ornamentierte Portale mit Hufeisenbogen und schönen maurischen Simsen und Konsolenreihen, auf denen ein Vordach mit grün glasierten Ziegeln ruht, bilden den Eingang zu einem weiten, vierseitigen Hof, der rings von zwei- bis vierstöckigen Gebäuden eingeschlossen wird. In allen Stockwerken ziehen sich offene Pfeilergalehervor. Ob unter dem neuen Sultan dem Reich Maghreb und Fez Schicksale bereitet sein werden, die den bisherigen Zuständen ein Ende machen; ob er einst dem Einzug europäischer Einwanderer, Unternehmer, Sitten, Gebräuche und Einrichtungen die Grenzen und Thore weit aufthun wird, wer will es heute mit Sicherheit vorhersagen oder die Möglichkeit unbedingt bestreiten? Aber mir ahnt es, der Neid der Mittelmeermächte aufeinander wird noch lange dafür sorgen, daß dies fast letzte, noch intakt gebliebene Stück unverfälschten Orients so bleiben wird, wie es ist, und diese meine Schilderung seiner Hauptstadt so zutrifft, wie wohl noch heute.

Ciccio in der Verirrung.

Aus dem neapolitanischen Volksleben.

Von

Ant. Andrea.

(Abdruck verboten.)

In ihrer Bude am Molo, zwischen großen Körben mit Mandarinen, Apfelsinen und grünen Feigen, saß Donna Teresina, die Fruttaiuola, und schaute ihrem Sohne nach, der mit seiner Braut nach Posilippo zum Tanze ging. Malia war das schönste Mädchen in Santa Lucia. Man merkte ihr an, daß sie es auch wußte, als sie so stolz und sicher ausschritt neben dem schlanken Burschen, der sie kaum um einen Finger breit überragte. Die Sonne überflutete sie mit blendendem Glanz, daß ihre großen Ohrringe blitzten und blinkerten: sie waren von Gold, und Ciccio hatte sie ihr geschenkt — auch die Korallenkette, welche sie zweimal um den Hals geschlungen trug, und den Fingerring mit dem falschen Brillanten an der rechten Hand, mit der sie kokett ihren Fächer bewegte.

Donna Teresina rechnete nach, was das alles gekostet hatte, ihr nämlich, denn sie war die Inhaberin des Obsthandels, ihr Sohn war Gehilfe — ein schlechter und nachlässiger obendrein, seitdem er so vernarrt war in die schöne Malia. Ja, ihre Schönheit konnte man der nicht streitig machen, sonst aber alles, was Mütter von ihren Schwiegertöchtern zu erwarten pflegen. Sie war nicht aus Santa Lucia gebürtig. Ihr Vater hatte vor ein paar Jahren die Osteria in der Nachbarschaft gekauft, wo es Tag und Nacht flott herging — manchmal etwas verdächtig, das hütete man sich indes laut zu sagen. Für das „Geschäft" sollte Malia ihrem Vater ziemlich unentbehrlich sein, obgleich sie weiter nichts zu thun hatte als ihre geläufige Zunge spielen zu lassen, zu lächeln und die schönen Augen nach rechts und links zu werfen: alles übrige in der Wirtschaft besorgte der Alte mit dem kleinen, schmutzigen Schankjungen.

Drüben, in dem alten Eckhause am Vicolo, wo auf dem obersten Balkon die Wäsche zum Trocknen hing, schaute die kleine Plätterin Carmela herunter, als das Brautpaar vorbeiging. Ihre lymphatisch blassen Wangen bekamen einen flüchtigen Hauch von Farbe, und ihre blauen Augen einen feuchtwarmen Schimmer, wie der stille, blaue Spiegel des Golfes in der Nachmittagssonne. Dann schweifte ihr Blick träumerisch über die sanft verschleierten Ufer gerade über von dem Kai, wo der Vesuv sich erhob mit seinem umwölkten Gipfel, wie ein verhülltes Haupt in ewiger Trauer. Weißliche Dunstschichten, mit zarten rötlichen Tinten gemischt, lagerten in breiten Streifen an seinem Fuße, bis sie allmählich an den Abhängen emporstiegen und sich verbreiteten über die sonnige Landschaft und das schimmernde Meer, in seinem dolce far niente. Aber Carmela dachte an ganz was anderes — an Ciccio, mit dem sie da unten im Strandsande gespielt hatte, und dem sie gut gewesen war, solange sie denken konnte. Sie waren zusammen aufgewachsen in Armut und Sorglosigkeit, wie nur ein glückliches Geschwisterpaar in Santa Lucia. Ihre Mütter schon hatten gute Nachbarschaft und Freundschaft gehalten, in Freude und Leid: waren sie doch beide frühe verwitwet und hatten sich mit ihrem Kinde wohlgemut durchgeschlagen und durchgehungert. Als dann Carmelas Mutter ihr geliebtes Santa Lucia verlassen mußte, um in den Himmel einzugehen, freute sie sich noch mit dem letzten Atemzuge, daß ihre Bambina wenigstens dableiben konnte und nicht ohne eine mütterliche Freundin wie Donna Teresina.

Seitdem war die Kleine groß geworden, und eine tüchtige, selbständige Plätterin, der es an Kundschaft nicht fehlte. Auch einen Schatz hätte sie haben und heiraten können, trotz ihrer Schweigsamkeit und Sprödigkeit, denn sie war ein hübsches, kleines Ding und als fleißig und sparsam bekannt; aber sie wollte keinen — wenn nicht einen, und gerade den nahm ihr die schöne, feurige Malia vor der Nase fort.

„Du," sagte die unten auf der Straße zu ihrem Bräutigam, „hast du die Carmela oben auf dem Balkon gesehen?"

Digitized by Google

„Nein, amor mio, ich sehe auf der ganzen Welt nur immer dich!“ entgegnete der Bursch, seine großen melancholischen Augen schmachtend in ihren funkelnden.

„Sa — schade! Sie war gelb vor Neid.“

„O, sie mißgönnt uns unser Glück nicht, Malia mia! Sie hat ein gutes Herz. Ich kenne sie ja von Jugend auf.“

Das war genug, das schöne Mädchen um ihre gute Laune zu bringen: er wüßte doch, daß sie die sentimentale Plätterin nicht leiden könnte, ereiferte sie sich. Er hielte ihr aber immer die Stange. Wenn er an ihrem „guten Herzen“ — besser ihrer Dummheit — und ihrer faden Blandheit Gefallen fände, warum er sie denn nicht zur Amante genammen hätte?

„Mir gefällt keine mehr, seitdem du da bist und mein Herz klapsen machst,“ murmelte Ciecia, und seine heiße Hand suchte die ihre zu erhaschen; aber das Mädchen ließ es nicht zu, obgleich sie ihn anguckte, als ob sie ihn mit ihren schwarzen Augen versengen wollte: Ebbene — wenn er es wirklich ernst damit meinte, dann sollte er in Zukunft kein Wort mehr mit der Plätterin reden. Sie wäre imstande, eifersüchtig zu sein.

„Auf die kleine Carmela?“ fragte er verwundert. „Aber — bella mia, sie war ja nur wie eine Schwester für mich.“

Malia bestand indes darauf, und Ciecio versprach es, wenn auch widerwillig, denn er war an die kleine Blande gewöhnt, wie an den blauen Gals, ohne den ein echter Neapolitaner eigentlich nicht leben kann. Außerdem, wie sollte er es anstellen? Carmela ging täglich ein und aus bei seiner Mutter, die eher ohne ihren Sohn als ohne sie fertig gewarden wäre. Indes, er versprach es — und ehe er sich diesen Abend von seiner Braut trennte, auch noch einen silbernen Pfeil, den sie sich längst für ihr schwarzes Haar gewünscht hatte. Sie bekam ihn auch gleich den nächsten Tag, denn Ciecio facht seinen Strauß mit der mütterlichen Sparsamkeit siegreich aus.

Dies wäre aber das letzte Mal, daß sie ihre sauer verdienten Saldi auf dem Altar von Malias Eitelkeit opferte, beteuerte Danna Teresina bei der ganzen langen Reihe ihrer Lieblingsheiligen. Die mit ihren Ketten und Ohrgehängen, die Malia nämlich, würde doch im ganzen Leben keine respektable Fruttaiuola. Lieber Himmel, da würde das „Geschäft“ wohl ewig auf ihrem alten Nacken sitzen bleiben.

„Ihr könnt es ja jeden Tag, der Euch gefällt, an *mich* abtreten, Mutter!“ bemerkte Ciecio beleidigt.

Damit die Früchte im Keller faulten oder in der Bude gestahlen würden? Sie würde sich hüten! Er, in seiner blinden Verliebtheit, dächte ja doch nur an die schöne Malia, die ihn bereits glücklich auf ihren eigenen großartigen Standpunkt des Nichtsthuns herübergezagen hätte.

Wahrscheinlich wäre es zu den unerfreulichsten Auseinandersetzungen gediehen zwischen Mutter und Sohn, wenn Carmela nicht gekommen wäre, um Danna Teresina ihre frischgefüllten Obstkörbe nach der Bude tragen zu helfen.

„Felice giorno, alle beide!“ — sagte sie stockend, denn sie bekam stets ein beängstigendes Herzklopfen in der Nähe ihres Jugendgespielen. Früher hatte Ciecia bei dieser Morgenarbeit geholfen, denn das Obsttragen brachte seine Mutter, die gerade genug an ihrer eigenen Beleibtheit hatte, zu sehr in Hitze; seitdem er aber Malias Bräutigam war, that er es nicht mehr, trotz des Pustens und Stöhnens von mütterlicher Seite.

„Die Madonna vergelte es dir, figlia mia!“ ächzte Danna Teresa, als sie der Plätterin den größten und schwersten von ihren Körben auf den Kopf half, während ihr Sohn aus der Fensterluke guckte, als ob ihn das nichts anginge.

„Wie geht's, Ciecio?“ fragte das Mädchen schüchtern und schnell atmend unter der Wucht auf ihrem Köpfchen. Ohne sich umzudrehen, pfiff er flegelhaft zum Fenster hinaus. Danna Teresina räusperte sich: „Na — — es geht ihm sasa lala.“ — —

Da stülpte Ciecia seinen Hut auf und rannte aus der Stube, daß die beiden andern verdutzt das Nachsehen hatten.

„Ist er nicht wie besessen?“ machte Danna Teresina sich endlich Luft, indem sie in Ermangelung eines bequemeren Sitzes auf die Thürschwelle sank, die Hände in ihrem breiten Schoß faltete und aufgeregt die Daumen drehte. Carmela steifte den Nacken unter ihrem Korbe und seufzte:

„Ja, ja, die Liebe! Wenn sie einem das Herz 'mal verdreht hat, nachher ist es

Bronze-Löwen von Antoine Louis Barye in Front des Seine-Präfektur Palastes zu Paris.

schwer, es wieder in die richtige Bahn zu rücken." Sie dachte dabei an die vielen Thränen und schlaflosen Nächte, welche sie geopfert hatte, um ihr armes Herz in den alten glatten Gang zu bringen.

Ciccio war natürlich direkt nach der Osteria gestürmt, unter dem Eindruck seiner Heldenthat, das Geld für Malias Haarpfeil in der Tasche. Seine Braut saß in zwangslosester Morgenunordnung, noch ganz verschlafen, hinter dem Tisch in der Schankstube und löffelte und gähnte abwechselnd über einem großen Napf mit Kaffee und Milch, während der schmutzige kleine „Ragazzo" ihr das Brot einbrockte, weil sie zu faul dazu war. Sie zeigte sich nicht gerade erbaut von Ciccios frühem Besuch; als er aber mit dem Gelde in seiner Tasche klimperte und erzählte, wie er Carmela hatte abfallen lassen, da wurde sie gleich gesprächig und ließ sich von ihm auf den vollen, warmen Hals küssen. Sie machte auch ihre Glossen über die karge Redegabe der Plätterin und nannte sie ein Gelbgesicht mit Wasseraugen. Ciccio lachte darüber, etwas nervös und gezwungen, dann, als Malia immer von neuem anfing, wurde er ganz still, wie einer, der sich im geheimen schämt.

Das war indes nur eine flüchtige Regung

von seinen besseren, die Malia der Reihe nach in ihm ausrottete, ganz sacht und unmerklich; und wo es ihr dabei an Gründlichkeit fehlte, da half ihr Vater nach, der den jungen Menschen in seinen „kleinen geschlossenen Kreis" von Gesindel schlimmster Sorte einführte. Hier lernte er die Nächte hindurch Karten zu spielen, so daß er des Morgens nach Hause schlich mit leeren Taschen und einem wüsten Kopf. Da er aber beim „sette e mezzo" ewig „Pech" hatte, versuchte er sein Glück im Lotto, um so hoffnungsvoller, als Malia ihm gleich ein paar Nummern träumte, auf die er ein Terno nach dem andern nahm, ohne daß es je herausgekommen wäre.

Bei seiner großen Jugend fand er das lüderliche Leben ein Weilchen recht amüsant, dann bemerkte er eines Tages, daß er hohläugig, fahl und mager geworden war, und mit seiner zerknitterten Krawatte, seinem abgetragenen Rock, seiner schmutzigen Wäsche keine bessere Figur machte als der verrufenste der Lazzaroni in Santa Lucia. Ähnliche Betrachtungen stellte auch Malia über ihn an, als sie ihn gelegentlich verglich mit dem frischen, abretten Zollbeamten, der jeden Mittag sein Fiaschetto Chianti in der Osteria trank und sie täglich verliebter anblinzelte. Er lud sogar die „Signorina" ein zu der großen Pilgerfahrt nach Monte Vergine: einen Galawagen mit Vieren lang wollte er schon acht Tage voraus bestellen, wenn die Signorina ihm die Ehre ihrer Gesellschaft zusagen thäte.

Malia spielte die Verschämte:

Ganz auf ihrer Seite die Ehre! Mit Vieren lang wäre sie noch nie in ihrem Leben gefahren — und gar nach Monte Vergine. Indes, sie müßte es sich noch überlegen.

Denselben Abend nahm sie Ciccio ins Verhör:

Ob er Geld hätte für die Fahrt nach Monte Vergine?

Er hoffte was zu bekommen.

Wieviel?

Das wüßte er nicht — jedenfalls genug, sollte er auch seiner „Alten" die Matratze unter dem Leibe verkaufen müssen.

Sie sagte es ihm nur im voraus: auf Plunderei ließe sie sich nicht ein; lieber bliebe sie zu Hause. Eine ordentliche Festcarrozza mit Schellengeläut, Zeugblumen und seidenen Flatterbändern müßte sie haben, die wäre sie ihrem Brautstande schuldig.

Ciccio grübelte, woher er das erforderliche Geld nehmen sollte; die mütterliche Hand lag seit einiger Zeit fest auf dem Beutel: er wußte, sie würde ihn gutwillig nicht öffnen.

„Was für eine häßliche Miene du heut' machst!" sagte Malia, der die Falten auf seiner Stirn und die Furchen in seinen Mundwinkeln nicht gefielen.

„Das sagen alle Leute," entgegnete er mürrisch. „Ich schlafe nicht genug und gräme mich zu viel, wenn du mich schlecht behandelst. Du thust mit aller Welt schön. Das macht mich verrückt."

Malia zuckte die Achsel: er betrüge sich wie ein dummer Junge. Sie könnte doch nicht verdrießlich thun mit ihren Gästen. Dann würde der Babbo die Bude wohl bald zumachen müssen. Er sollte nach Hause gehen und sich ausschlafen, damit er nachher ein vernünftiges Wort mit seiner „Alten" reden könnte, wegen der Pilgerfahrt.

Leider war diesmal Donna Teresa den Vernunftgründen ihres Sohnes nicht zugänglich. Sie erklärte dieselben für himmelschreiende Unvernunft, wie nur Malia sie ausdecken könnte. Geld sollte sie Ärmste schaffen? Schulden hätte sie bei vier Gärtnern: nächstens würde ihr Platz am Molo leer stehen, und sie unglückliche Frau nagte Hunger an ihren Fingernägeln. Wer hätte sie dahingebracht? Er — ihr leiblicher Sohn, und die faule, eitle Malia. Für die sollte sie den Schweiß ihrer alten Tage hergeben zu einer Karosse nach Monte Vergine? No, no, no! Wenn sie durchaus hin müßten, dann sollten sie gefälligst auf Schusters Rappen pilgern.

Da übermannte den armen Jungen die Wut; er packte einen Holzschemel, an dem ohnedies nicht mehr viel entzweizuschlagen war, und ging damit auf seine Mutter los:

„Ich bringe dich um, wenn du dein Geld nicht herausrückst!"

Aber die Alte entwickelte eine Gewandtheit, auf die er bei ihrer Körperfülle nicht gefaßt war: unter den Händen entschlüpfte sie ihm und befand sich schon auf der Straße, ehe er den wackeligen Schemel wieder auf seine drei Beine stellen konnte.

Jetzt verklagt sie mich bei Carmela!

Digitized by Google

dachte er mit einem Gefühl, als ob jemand ihm einen Eimer kaltes Waſſer über den Kopf gegoſſen hätte. Er irrte ſich nicht in dieſer Vorausſetzung. Donna Teresina kletterte wie ein Eichhörnchen die engen Stiegen zu der Plätterin hinauf, in einer Angſt, daß ſie ſich nicht 'mal zum Puſten Zeit nahm; erſt in der großen, kahlen Stube, voll von dem warmen Dampf, der unter Carmelas Bügeleiſen in die Höhe ſtieg, ließ ſie ihrer Natur freien Lauf. Sie fiel auf den nächſten Korb mit Wäſche und brach in ein fürchterliches Ächzen aus.

„Madonna mia, Donna Teresa, ſprecht doch nur! Ihr erſtickt mir ſonſt unter den Händen," bat das erſchreckte Mädchen, während ſie der Alten hilfreich den Rücken klopfte. Das half aber nichts. Erſt als ſie ihr ein gutes Glas Waſſer in das blaurote Geſicht geſpritzt hatte, ſchnappte die gute Frau nach Luft und ſchluckte ein paarmal, als ob ſie einen Knochen herunterwürgte. Dann ging es los — daß der armen kleinen Plätterin die blonden Stirnlöckchen ſich ſträubten vor Malias Verführungskünſten und Ciccios Miſſethaten.

Mitten in Donna Teresinas ſchönſte Beredſamkeit polterte es die Treppe herauf.

„Madonna santa!" kreiſchte ſie auf. „Das iſt er, der unnatürliche Sohn — ſeiner Mutter will er ans Leben, die ihn mit Schmerzen geboren hat." Aber die Plätterin ſchob ſie kurz entſchloſſen in die kleine Rumpelkammer nebenan und verbarrikadierte die Thür mit ihren vollen Waſchkörben.

Es war in der That Ciccio. In dem hellen Tageslicht ſah er furchtbar verkommen aus, und ſo verſtört und elend, daß das Mädchen ſich in ihrem Innern entſetzte.

„Iſt Mutter hier?" fragte er mit einem ſcheuen, heißen Blick, den er unwillkürlich ſenkte vor ihren blauen Augen, die wie durchſichtiges Eis glitzerten.

Sie ſchwieg; aber ihre Miene wurde ebenſo eiſig wie ihre Augen.

„Ich frage, ob Mutter hier iſt!" rief er brutal mit einer nicht mißzuverſtehenden Geſte nach der Kammerthür.

Doch Carmela ſtellte ſich ihm entgegen, und ihre kleine behende Geſtalt ſchien vor ſeinen Augen zu wachſen. „Höre" — ſagte ſie halblaut, aber mit einer Energie, die ihm ganz neu an ihr war, „du biſt auf dem beſten Wege, ein Scelerato*) zu werden."

Er war ſo verblüfft, daß er nicht wußte, wie er ſich darauf hin benehmen ſollte und ſie ſprachlos angloßte.

„Ja," fuhr ſie fort, während ihr blaſſes Geſichtchen ſich immer mehr färbte, „thue nur, als ob du mich mit deinen Augen ſpießen möchteſt! Seitdem du ſchlecht geworden biſt aus Liebe zu einem ſchlechten Mädchen, fürchte ich mich nicht mehr vor dir: das iſt auch ſo über mich gekommen, wie einem die Liebe kommt, und ich freue mich, daß ich es dir in das Geſicht ſagen kann. Wo haſt du deine Geſundheit, dein gutes Herz und deine Rechtſchaffenheit gelaſſen, Ciccio? Bei Malia! In der Oſteria! Sonſt wäre es doch nicht möglich, daß du ausſiehſt wie ein Lazzarone, und dich vergreifen willſt an deiner braven Mutter, die ihr Leben lang für dich gearbeitet hat. Du haſt auch keine Augen mehr, ſonſt würdeſt du ſehen, wie die Poverina ſich grämt um dich, und wie ehrliche Leute dir aus dem Wege gehen. Es wird noch ärger werden, ſage ich dir! Ein rollender Stein hält nicht eher an, als bis er unten liegt, und in Malias Schule wirſt du noch mehr lernen als Faulenzen, Spielen, Trinken und Raufen. Hat ſie dir nicht ſchon das Fluchen und Lügen beigebracht? Hinterher kommt das Betrügen, das Stehlen und zuletzt — das Morden. So — — willſt du gleich den Anfang machen mit mir? Hier bin ich! Brauchſt du ein Meſſer? Ich will es dir holen, denn — weißt du, mir iſt nichts an dem Leben gelegen, ſeitdem du in die Verirrung gegangen biſt."

Im erſten Augenblick ſah es wirklich aus, als ob Ciccio ſich auf ſie ſtürzen wollte; aber plötzlich kam eine Erſchlaffung über ihn. Das Schuldbewußtſein, das verkörpert in der kleinen Plätterin vor ihm ſtand, ſtreckte ihn nieder. Er ließ den Kopf auf ſeine Bruſt ſinken, und während er die Thür hinaus ſuchte, murmelte er: „Du haſt recht."

Draußen lief er immer geradeaus am Kai entlang, wohin, das war ihm gleich. Endlich, an dem Caſtel dell'Ovo, wo die Schildwache gelangweilt auf- und niederſchritt, blieb er ſtehen und ſtarrte es mit

*) Schurke.

großen Augen an, als sähe er es zum erstenmal. Das alte düstere Kastell! Wie ein schwarzer Fleck lag es in dem hellen Wasser, unter dem blauen Licht des Himmels. Er haßte es — nicht, daß es ihm je etwas zu Leide gethan hätte, sondern weil er einen gewaltigen Haß in sich verspürte, jetzt, nach der tödlichen Erschlaffung von vorhin. Galt der wirklich dem alten Kastell oder seiner Mutter, die sich um ihn grämte — oder Carmela, die ihn von sich geworfen hatte, wie eine alte abgerissene Schuhsohle? Oder haßte er am Ende das schöne, geliebte, unselige Geschöpf, welches ihn in den Schmutz gezogen mit seinen weichen Armen und ihm sein Ehrgefühl aus der Seele geküßt hatte? Ja, sie haßte er — Malia! So haßte er sie, daß er sie auf der Stelle hätte erwürgen mögen und über die Brüstung ins Meer schleudern, wie eine Krähe, wenn man ihr den Hals abgedreht hat. Jetzt wußte er, warum er hier stillgestanden und gegrübelt hatte — endlich wußte er, was er wollte: Malia töten — das war es, was ihr zukam . . . Aber als er über die Schwelle der Osteria stolperte, da war sein Haß schon so weit niedergebrannt, daß er kaum noch rauchte. Seine Braut leistete dem jungen Zollbeamten Gesellschaft bei seinem Mittagsfiaschetto. Sie sah ungewöhnlich animiert aus und herausfordernd schön, mit ihren blitzenden Augen und dem kecken Lächeln, durch das ihre weißen Zähne schimmerten, wie die einer jungen Pantherkatze. Ciecio stieg bei ihrem Anblick alles Blut zu Kopf. Mit seinem Haß war es aus; was er jetzt empfand, das war eine wütende Eifersucht und das Verlangen, vor aller Welt zu triumphieren mit seinem Recht auf das Mädchen. Er fiel ohne weiteres über sie her und bedeckte sie mit Küssen, daß sie für einen Augenblick ihre Geistesgegenwart verlor.

„Laß mich!“ wehrte sie sich aber bald. „Was fällt dir ein?“

Es war ihr nämlich nicht entgangen, daß der junge Zollbeamte unruhig auf seiner Bank wurde und schließlich aufstand: Er wollte nicht stören — hm —. Seine Zeit wäre überdies um. Hm — er hätte nicht gewußt, daß die Signorina so mit Don Cieeio stände — hm — —

Malia hatte sich energisch losgemacht von ihrem Bräutigam und hielt den anderen zurück mit Blicken und Worten:

I, von „Stören“ wäre nicht die Rede. Im Gegenteil — sie ließe ihn nicht gehen, ehe sie sich nicht verständigt hätten über die Fahrt nach Monte Vergine. Cieeio wäre allerdings ihr mutmaßlicher Zukünftiger — da „man“ sich doch mal verheiraten müßte — sonst hätte sie sich seine Zudringlichkeit wohl anders verbeten. Jetzt wollten sie zu dreien ein Fiasco guten Falerner trinken und die morgende Pilgerfahrt besprechen.

„Zu dreien? — —“ warf Cieeio mürrisch ein. Er war mit einem Mal abgekühlt und ärgerte sich, daß der junge Zollbeamte von der ungeraden Zahl ebenso wenig erbaut erschien wie er. Malia spielte die Unbefangene. Sie schwatzte vergnügt in einem fort und warf so geschickt mit ihren süßesten Blicken um sich, daß jeder der beiden jungen Leute sie auf sich bezog. Dabei schenkte sie immer von neuem die Gläser voll, und während sie Cieeio wie in verstohlener Zärtlichkeit den Arm kniff, setzte sie ihren Fuß unter dem Tische auf den des Zollbeamten, daß er rot vor Wonne wurde und beinahe seine Dienststunde vergessen hätte. Als er schließlich aufbrach, schickte sie Cieeio gleich mit fort:

Sie müßte ihr Festkleid zu morgen in Ordnung bringen, denn sie wollte die Allerschönste sein, damit ihre „Cavalieri“ Ehre einlegten mit ihrer „Dame“. Den Cieeio rief sie aber noch 'mal zurück in die Stube:

„Das sage ihr nur, deiner Alten, wenn sie diesmal knausert, dann hat sie es mit mir verdorben, und — du auch.“

„Ich kann mich doch nicht an ihr vergreifen“ — — murmelte Cieeio.

„Du bist ein schöner Held!“ lachte Malia verächtlich. „Du weißt wohl nicht, wo sie ihren Beutel versteckt, daß du erst lange betteln willst?“

„Du meinst?“ — — —

„Na ja — Mach' jetzt, daß du fort kommst! Ich meine, was die Eltern haben, das gehört auch den Kindern — du Dummkopf!“ Sie schob ihn lachend zur Thür hinaus; er hörte sie laut im Hause singen, als er noch stand und seinen Kopf betastete, in dem ihm alles wüst durcheinander kreiste. Auch in den Ohren brauste und sauste es ihm: sein aufgeregtes Blut oder der Wind, der sich über dem Meer erhoben hatte? Ja, der war es. Er merkte es unten, am Molo.

Digitized by Google

Und in dem Winde schien eine Stimme sich zu verstecken, die flüsterte, daß ihm angst und bange wurde: Rolle nur, rolle hinunter, eher liegst du doch nicht still! Beim Stehlen bist du glücklich angelangt — nachher nur noch das Morden — — —

Donna Teresa war dermaßen erfreut, ihren Sohn 'mal wieder einen Abend zu Hause zu haben, daß sie ihm ein prächtiges Gericht Vermicelli*) mit Tomatentunke vorsetzte, während sie sich mit einem Teller Krautsalat in Essig und Salz begnügte. Ciccio, der die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, den Kopf in den Händen, düster vor sich hinstarrte, schob die dampfenden Nudeln zurück: er wollte nicht essen! Da seufzte die gute Frau zwei- oder dreimal recht aus Herzensgrund, murmelte ein Avemaria und aß das schöne Gericht selbst, ehe es kalt wurde.

Später, als sie zu Bette gehen wollte, sagte Ciccio:

„Seid mir nicht gram, Mutter! Ich that es in der Wut — heut' früh; dann hat man seinen Verstand nicht zusammen."

O jei Machte er sich darüber noch Gedanken? entgegnete Donna Teresa, ganz mütterliche Zärtlichkeit, während sie ihre Augen mit dem Schürzenzipfel bearbeitete. Eine Mutter könnte doch ihrem eigenen Fleisch und Blut nicht gram sein! Außerdem hätte der dumme Schemel ihm auch gerade unter den Händen gestanden. Er hätte ja gar nicht anders können als ihn in die Höhe nehmen. No, no! Von Gramsein wäre gar nicht die Rede. Aber die Malia — na, sie wollte sich nicht von neuem den Mund verbrennen.

In ihrer Rührung war sie ihrem Sohne immer nähergerückt und tätschelte ihn, als ob er wieder ihr Bambino wäre. Ihm war einen Augenblick zu Mut, als müßte er in ihren Schoß fallen und seine belastete arme Seele ausweinen; dann aber wurde er zerstreut — abwesend. Er war mit seinem Knie an etwas Hartes in ihrem Rock gestoßen: da hatte sie ihre große Tasche eingenäht, in welcher sie das Geld den Tag über trug, bis sie es des Abends in das Kommodenschubfach schloß. Hatte sie es heut' vergessen, oder waren es ihre Schlüssel, die ihn gerade jetzt so fürchterlich beunruhigten? In der Kommode steckten sie nicht — in der letzten Zeit nie mehr, daß er es sah. In der linken Ecke, ganz hinten, lag der lederne Beutel verwahrt. Er wußte es. Früher hatte er ihn nach Belieben aufbinden dürfen, jetzt — — — Ihm tanzten lauter kleine schwarze Punkte vor den Augen, die wurden größer und blanker: es waren die Soldi und Lire, welche die Versuchung aus dem Beutel springen ließ, und dazwischen hörte er Malia spotten: Du bist mir ein schöner Held! . . .

Donna Teresa schlief seit lange nicht mehr so behaglich und fest wie in dieser Nacht, wo sie ihren Sohn 'mal wieder im Hause wußte. Als sie aufwachte, schien der helle Tag durch ihre Kammerthür, und vorne, in der Stube, summten die Bienen im Sonnenschein und naschten von den Obstresten in den Körben.

Gähnend brachte Donna Teresina sich in die unvermeidlichen paar Kleidungsstücke; sie konnte sich gar nicht recht ermuntern. Endlich saß der Rock, aber anders als sonst, so merkwürdig lustig, ohne das geringste Gewicht. Hatte sie gar nichts in der großen Tasche? Nicht 'mal ihre Schlüssel? Na nu! Das Geld von gestern? Sie hatte ja vergessen, es fortzuschließen. Heiliger Antonius von Padua! Sollte sie es verloren haben? Die Schlüssel! Wo waren ihre Schlüssel? — „Ciccio, mein Herzblättchen, schau doch nach, ob meine Schlüssel in der Kommode stecken — im obersten Fach! Hörst du, Ciccino mio bello?"

Nichts. Der war schon über alle Berge. Drum standen auch die Fensterluken offen. Und draußen — das Geklingel und Geklimper, das Rasseln und Knattern! War denn ganz Neapel auf den Beinen?

Sie stürzte an das Fenster: wahrhaftig, wo hatte sie ihre Gedanken? Heute begann ja die große Pilgerfahrt nach Monte Vergine!

Donna Teresa nahm beide Augen voll — sie hätte vier brauchen können, um nur die Hälfte ihrer Neugierde zu befriedigen. Da fuhren sie hin, die glücklichen Menschen, in ihrem schönsten Staat, mit Schellengeläute, Fahnen und Blumengewinden; Wagen und Pferde aufgeputzt mit bunten Tüchern, Schleifen und Goldflittern, daß man fast geblendet wurde von dem Flimmern und Blitzen in der Morgensonne.

*) Fadennudeln.

Schnell 'mal in ihren Beutel gucken — vielleicht reichten die gesegneten paar Soldi aus für eine Carrozzella mit einem Pferdchen und zwei oder drei Kinkerlitzchen. Ciccio, der gute Junge, wollte doch so gern „mitmachen", na, und sie — sie wäre nicht abgeneigt, sich auf das kleine Hinterbänkchen zu setzen, wo sie das junge Paar nicht im geringsten belästigen wollte — — Schön, daß die Kommode gerade offen stand; so verlor sie keine Zeit. Aber der Beutel — wo steckte der? Sie wühlte das ganze Schubfach durch, und schließlich stülpte sie es um, mitten in der Stube; aber ihr Geldbeutel kam nicht zum Vorschein. Da ging ihr plötzlich ein Licht auf. „Ciccio, armer, verirrter Sohn!" schrie sie verzweifelt und warf sich zu dem Plunder aus dem Kommodenschubfach auf die Erde, jammernd um ihr Geld und das Unglück, welches zwei schöne Mädchenaugen ihr angerichtet hatten . . .

Draußen, durch die Riviera di Chiaja, drängte ein ungeheurer Menschenschwarm nach Torretta zu, wo die Festzügler dieses Stadtteils sich zu einem gemeinsamen Aufbruch versammelten, und aufgeputzte Mietswagen für das Publikum bereit standen. Ciccio hatte sich mit forttreiben lassen, ohne ein bestimmtes Ziel, weil der betäubende Lärm besänftigend wirkte auf seine überreizten Nerven. Er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen und bis zum letzten Augenblick gezögert; als aber die ersten Karrossen durch die Straße rasselten, da war er „Held" genug gewesen, um das Verbrechen zu begehen. Jetzt fühlte er sich erleichtert — etwa wie ein Hund, der seine Hiebe glücklich weg hat, nachdem der Stock ihm lange vorher bange gemacht.

Auf der Piazza Principe Umberto stieß er auf ein paar Bekannte, die er ansprechen wollte. Sie thaten aber, als ob sie das nicht merkten, und hinterher lachten sie und pfiffen: machten die sich über ihn lustig? Er brach sich herausfordernd mit seinen Ellenbogen Bahn: wer ihm 'was wollte, der sollte kommen! Es kam aber niemand; die Leute wichen ihm vielmehr aus, und ein paarmal hörte er tuscheln und hüsteln: „Das ist der Amante der schönen Malia. Er will sie heiraten."

Unerträglich! Von allen Seiten gaffte und grinste man ihn an. Bildete er sich das nur ein, oder wußten die Leute schon, das Malias „Held" seiner armen, alten Mutter bei der Kommode gewesen war?

In dem Gewühl hielt es schwer, an die Wagen heranzukommen. Er wollte aber nicht länger warten: Malia verlor sonst die Geduld zu Hause.

„Eine Karrosse!" schrie er. „Einen Zweispänner mit Decken und Fahnen!"

„Oho, Gevatter Ciccio," lachte ein Bursche, der sich breit machte mit seiner Sorrentiner Schärpe und dem Federbusch an seinem Hut, ähnlich wie die Bersaglieri ihn trugen, „thut's nicht eine Carrozzella? Wen wollt Ihr zur Gesellschaft mitnehmen?"

Ciccio hatte Lust, den frechen Frager über den Haufen zu rennen, der war jedoch gleich in dem Gedränge verschwunden. „Eine Carrozza!" schrie er wütend. „Wir fahren zu dreien."

Da brach ein lautes Gelächter aus in der Runde; dem Burschen wurde es schwarz vor den Augen. Er griff nach seiner Tasche, wo er das Messer hatte:

„Lacht hier jemand über mich?" — — —

Ein Kutscher, der bereits zu den „Bestellten" gehörte, tippte ihm mit seiner Peitsche auf die Schulter. „Laßt gut sein, Don Ciccio! Ihr findet wohl 'ne andere für die Reise. Die schöne Malia ist mit dem Zollbeamten Viere lang vorausgefahren. Sie sahen beide nicht aus, als ob sie sich über Eure Verspätung grämten."

Ciccio taumelte, als ob er einen Schlag vor den Kopf bekommen hätte. Er wollte sein Messer aufklappen, aber seine Hände flogen; er wollte schreien, toben, aber seine Kehle war wie zugeschnürt — plötzlich durchzuckte ihn etwas: jemand faßte ihn beim Arm, und durch den Schleier vor seinen Augen erkannte er das schmale, weiße Gesichtchen der Plätterin Carmela.

„Komm nach Hause!" sagte sie so leise, daß er ihr die Worte fast von den Lippen lesen mußte. „Mach' keinen Skandal — sie ist es nicht wert."

Aber er schüttelte sich. Die kleine Hand auf seinem Arm that ihm weh.

„Geh weg! Ich muß mit jemand Abrechnung halten."

„Das braucht aber nicht mit dem Messer geschehen — — Erhebe dich, Ciccio — auf der letzten Stufe!"

Digitized by Google

Er fiel ſtatt deſſen immer mehr zuſammen und ließ ſich willenlos fortziehen aus dem Gedränge. Er hörte und ſah nichts mehr; nur den feſten, warmen Druck Carmelas fühlte er. Der Lärm und das Getöſe blieben immer weiter hinter ihm, zuletzt war es kaum noch zu unterſcheiden von dem Rauſchen des Meeres am Kai und dem Säuſeln der Luft in den Bäumen der Villa Nazionale — denn dahin war Carmela mit ihm gegangen.

„Setz' dich hier auf die Bank!" ſagte ſie ganz leiſe, wie vorhin. „Wenn dir beſſer iſt, kannſt du zu deiner Mutter gehen. Auf den Straßen wird es bald leerer werden."

Er ſetzte ſich erſchöpft nieder und ſchloß die Augen. Rings umher dufteten Blumen und zwitſcherten Vögel, und wenn er die ſchweren Lider ein wenig öffnete, dann ſah er das Meer blau durch das Gebüſch ſchimmern. Aber das alles war wie ein Traum; nur eines drang hell und ſcharf in ſein Bewußtſein: der warme, feſte Druck von Carmelas Hand. Sie hatte ſich neben ihn geſetzt und ein paarmal verſucht, ſie ihm zu entziehen. Als er ſie dann wie in großer Angſt umklammerte, gab ſie es auf. Eine lange Weile ſaßen ſie ſo ſchweigend bei einander; Ciccio lehnte den Kopf zurück, und da — tropften langſam ein paar dicke Thränen aus ſeinen Wimpern, die wie Tautropfen ſeine braunen Wangen befeuchteten. Carmela ſah ſie, und ihre blauen Augen bekamen einen warmen Glanz. Sie ſagte kein Wort, nur der Druck ihrer Hand wurde ſanft — zärtlich. Endlich ſtand ſie auf.

„Ich muß noch die Wäſche holen von den Signori in der Via Caraccioli. Geh du nach Hauſe, damit deine arme Mutter getröſtet wird."

Er ſtarrte vor ſich nieder mit einem Gefühl von Befreiung, als läge alles Schlimme weit hinter ihm: ſeine ehrloſe Liebe, ſeine Wut, ſeine Verblendung. Eines aber quälte ihn. „Sag' Carmela!" murmelte er, „habe ich — gemordet?"

„Gott ſei Dank, nein!" entgegnete ſie ſchnell.

„Aber — geſtohlen?" — — Und da ſie ſchwieg: „Hier iſt das Geld. Gieb es der Mutter wieder — willſt du? Sage ihr, ſie möchte doch denken, ich hätte es ihr nicht fortgenommen. Und auch das Meſſer — da! Ich will es nie mehr anrühren."

Sie nahm das Meſſer, aber nicht das Geld. „Du ſelbſt mußt es deiner Mutter wiedergeben," ſagte ſie.

„Ich? — — No, no! Ich kann ihr nicht mehr unter die Augen treten."

„Was willſt du denn anfangen?"

„Chi lo sa? Ich warte bis Abend" — —

„Und dann?"

„O — — dann — — vielleicht bade ich mich — weißt du, da, beim Caſtello dell'Ovo, wo es hübſch tief iſt; nachher mußt du meine Mutter tröſten, hörſt du?"

„Und wer tröſtet mich?" flüſterte Carmela, daß es wie ein Seufzer klang. Es zuckte wie ein Blitz durch die düſtere Seele des Burſchen; er richtete ſich auf, und ein reineres Licht belebte ſeine ſchwarzen Augen, als er murmelte:

„Ja, willſt du, daß ich lebe in meiner Schande? Willſt du mir noch wieder deine Hand geben, wie ehemals, als wir uns lieb hatten? Sag' es! Was du mir befiehlſt, das will ich thun."

„Umkehren ſollſt du, aus deiner Verirrung auf den rechten Weg gehen anſtatt ins Waſſer! Und das merke dir, Ciccio, zwei Menſchen gibt es, die ſehen deine Schande nicht mehr, ſondern nur noch deine Reue: deine Mutter und ich — — — Komm, wir wollen zuſammen nach Hauſe gehen. Meine Wäſche läuft mir nicht fort . . ."

Zum erſtenmal, ſeitdem ſie ihre Bude am Molo aufgeſchlagen hatte, war Donna Tereſa heut' nicht dort zu finden; ſie hockte in ihrer Stube zwiſchen den leeren Obſtkörben, ganz geſchlagen und geknickt. Sie wagte ſich nicht hinaus mit ihrem Herzeleid und ihrer Schmach, denn ſie wußte, daß ihre Zunge ſtets mit ihrer beſſeren Einſicht durchging in den großen Momenten des Lebens, und daß die Nachbarn auf vier Wochen 'was zu ſchwatzen hätten, wenn ſie ihnen klagte, daß ihr Ciccio, ihr Herzblättchen, ihr ſchöner Junge, ſie beſtohlen hatte. Es war bald Mittag, und ſie hatte großen Hunger. Wenn Carmela, die einzige, der ſie ihr Herz bis jetzt ausgeſchüttet, ſich nicht mit etwas Brot und Käſe ihrer erbarmte, ſo wurde dies ein ſchlimmer Faſtentag, denn die paar Mandarinen, die ſie in ihrer Not heruntergewürgt hatte, die zählten nicht mit.

Digitized by Google

Wirklich, da kam schon jemand. Sie fühlte sich auf dem Wege der Rettung. Es war Carmela, und — nicht allein, der verlorene Sohn mit ihr! Zum erstenmal in ihrem Leben versagte der guten Frau die Sprache; sie starrte, daß ihr die gutmütigen alten Augen fast aus dem Kopfe quollen. Ein Glück, daß Carmela wenigstens das Wort ergriff:

„Da ist er, Donna Teresina! Nun braucht Ihr Euch nicht mehr zu grämen. Euer Geld bringt er wieder mit. Er hat nicht mehr nötig, es zu borgen. Malia ist mit dem Zollbeamten nach Monte Vergine gefahren."

Da warf Ciccio sich vor der alten Frau nieder, und das Gesicht in ihrem Schoß, schluchzte er: „Vergib, Mutter, vergib!"

Sie — Donna Teresa — ihrem Sohne vergeben? Ihrem Abgott, der Freude ihrer alten Tage? Mit Wonne, mit Begeisterung, wenn sie auch immer noch nicht sprechen konnte! Sie schluchzte und weinte mit ihm um die Wette; sie war aufgelöst in Mutterliebe und Glückseligkeit.

Carmela blickte zufrieden auf die beiden. Jetzt konnte sie gehen und ihre Wäsche holen: man wurde hier ohne sie fertig. Als sie aber unbemerkt hinausschleichen wollte, ertappte Donna Teresas Blick sie: die gute Frau war gerade mit Weinen fertig.

„Du, Carmelina, wisch mir doch 'mal die Backen mit deiner schönen, reinen Schürze! So, danke! Wir feiern nachher Monte Vergine, wenn wir auch zu Hause bleiben. San Gennaro segne uns einen Teller Maccaroni und einen Fiasco Wein! Geld ist ja da. Warum hast du's denn so eilig, Carmelina?"

„Ich muß nach der Via Caraccioli — meine Wäsche" — —

Da sprang Ciccio auf seine Füße. Ein neues Leben war über ihn gekommen, von dem ein verklärender Strahl sein junges, etwas verwüstetes Antlitz verschönte. „Ich hole sie dir," sagte er entschlossen; „oder besser, wir gehen zusammen — damit die Leute sehen, daß wir uns wieder gut sind wie früher, und daß du alles vergeben und vergessen hast, Carmela mia buona!"

Sie sollten aber schnell wiederkommen, rief die Alte, sonst kochte das Wasser zu den Maccaroni sich tot. Dann schaute sie ihnen nach durch die Fensterluke, und etwas kam über sie, daß sie kraus durcheinander lachen, weinen und beten mußte — zuletzt sogar ihre Daumen drehen. Da hatte der Sturm sich aber gelegt, und sie dachte in aller Gemütsruhe, wie gut sie es haben könnte, wenn sie nun nächstens den Obstkram ihrem Sohne übergebe, und der kleinen blonden Schwiegertochter, die wohl Sorge tragen würde, daß der ihr nie wieder in die Verirrung lief.

Berliner naive Liebhaberinnen.

Von

Julius Hart.

Nach Aufnahmen von E. Bieber, L. Haase & Co., Mme. Lili, Loescher & Petsch, Albert Meyer, Pflaum & Co., J. C. Schaarwächter, sämtliche in Berlin und A. Pasetti in St. Petersburg.

(Abdruck verboten.)

Vor noch nicht langer Zeit spielte die „naive Liebhaberin" in unseren Theatern eine der künstlerisch undankbarsten Rollen, mochte sie auch vom Publikum noch so sehr verwöhnt und verhätschelt werden. Damals brachte von allen „Fächern" das naive Fach am meisten die Gefahr mit sich, daß eine junge Kraft aus Mangel an Gelegenheit zur Entfaltung der gesamten in ihr verborgenen Fähigkeiten bald in Einseitigkeit erstarrte, ohne Entwickelung blieb und daher der Schablone und der Manier verfiel. Es erschien kein neues Lustspiel oder Schauspiel, in dem nicht die Naive eine erste Rolle spielte, entweder in Duetten mit dem schüchternen Liebhaber, oder in Duetten mit dem kecken, schneidigen Bonvivant. Aber soviel Rollen sie auch spielte, so spielte sie doch Abend für Abend immer wieder dieselbe Rolle, den einen herkömmlichen verzogenen schmollenden Backfisch, das Kommerzienratstöchterlein, welches Liebens-

würdigkeit mit Unverschämtheit paarte und auf der Höhe der Leidenschaften erwog, ob ein Kuß mit Bart besser schmecke oder ein Kuß ohne Bart und unter hundert Fällen neunzigmal Apfelkuchen mit Schlagsahne für das höchste Ideal erklärte. Die Schauspielerin hatte damals keine andere künstlerische Aufgabe zu lösen, als daß sie den Reiz und die Liebenswürdigkeit ihrer Person in das Feld schickte, und das Neue, was sie in einer neuen Rolle entfalten konnte, war höchstens eine neue Toilette: was sie zu empfinden und zu gestalten hatte, bot nicht die geringste Abwechselung. Die naive Liebhaberin spielte keine Menschen, sondern nur noch ein Fach, und zu einer Fachspielerei war vielfach die ganze Schauspielkunst herabgesunken.

Vielleicht noch Besseres als die Meininger Reform bedeutet für die Entwickelung unseres Theaters der große Umschwung, als unsere Bühnenleiter ihre Mitglieder nicht mehr als Bonvivants verpflichteten, als Intriguanten, jugendliche Liebhaber, humoristische Väter, nobles pères und wie die Schablonenbezeichnungen sonst lauteten, sondern schlichtweg als Schauspieler. Der Sieg einer individualisierenden und charakterisierenden Kunst über eine des mechanischen Formalismus kam darin zum Ausdruck. Seitdem hat auch die Spitzmarke „Naive" von ihrer alten engumgrenzten Bedeutung viel verloren und ist so gut wie ganz veraltet. Der jugendliche Reiz einer Persönlichkeit, die Liebenswürdigkeit der äußeren Erscheinung, der Geschmack in der Kleidung macht heute lange nicht in dem Maße eine vielbewunderte Künstlerin, wie das vor noch nicht langem der Fall war. Und auch unsere Naiven spielen heute nicht mehr Tag für Tag ewig und denselben Salonbackfisch, sondern sind in die Reihe der Charakterschauspielerinnen vorgerückt und haben öfter ein sehr entwickeltes Seelenleben zu enträtseln. In den meisten Perioden der darstellenden Kunst sind es die tragischen Liebhaberinnen, denen man am ehesten die Anwartschaft auf den Namen großer Künstlerinnen zuerkennt, die an großen Aufgaben heranwachsend und sich bildend vornehmlich das Tiefste und Umfassendste in der Kunst der Menschendarstellung leisten. Augenblicklich liegt die Sache umgekehrt. Schärfer ausgeprägte lebendige Persönlichkeit, Eigenart und Bedeutsamkeit findet man heute weit mehr unter den jungen Künstlerinnen, welche vom Naiven ausgehen oder ausgegangen sind als bei den tragischen Liebhaberinnen. Der aufmerksame Beobachter begegnet hier weit weniger Charakteren, als dort und stößt hier auf viel mehr Herkömmlichkeit, viel öfter auf eine Kunst nur äußerlich sinnlicher Wirkungen. Wiederholt hat man in den letzten Jahren in Berlin das Schauspiel erlebt, daß eine Naive, die man bisher nur als typische Backfischspielerin kannte, die nur in der leichtesten und seichtesten Gattung etwas leisten zu können schien, plötzlich als Künstlerin des tiefsten und innerlichsten Empfindens sich entpuppte, fähig der Herrschaft in dem ganzen Gebiete der Menschendarstellung. Heute scheinen unsere ersten Größen gerade aus den Reihen der Naiven besonders hervorgehen zu sollen.

Die Ursachen dafür liegen natürlich in den allgemeinen Zuständen unseres Geistes, unserer Bildung und unserer Kunst. Dieselben Strömungen, welche durch unsere neuere Malerei, Plastik und Poesie dahinfließen, bestimmen auch die junge theatralische Kunst. Für große Leidenschaften, Verbrechen „blutig kolossal," für Pathos und Begeisterung hat man Sinn und Verständnis eingebüßt und sucht dafür lieber eine Kunst der nervösen Erregungen und alltäglichen Wirklichkeit. Der tragischen Liebhaberin, welche von dem Studium der klassischen Rollen ausgeht, in der Idealwelt unserer unsterblichen Dichter groß geworden und zuerst Verse hat sprechen lernen, wird daher nicht so viel Gelegenheit zu einer reichen und neuen Entwickelung geboten, wie der Darstellerin des naiven Seelenlebens, welche mehr als jene auf die Beobachtung der Natur unmittelbar angewiesen ist.

Von allen unseren jüngeren Schauspielerinnen hat sich wohl keine so reich und glänzend entfalten können, keine ist über ihr ursprüngliches Rollenfach so weit hinausgewachsen, wie Agnes Sorma, die berufenste Nachfolgerin der Hedwig Niemann-Rabe. Auch sie kam zuerst nach Berlin, um ausschließlich als Backfisch im modernen Schwank oder Lustspiel eine Rolle zu spielen, und am 15. Oktober 1883 trat sie zum erstenmale im „Deutschen Theater" in Wilbrandts liebenswürdigem Einakter

Agnes Sorma:

Agnes Sorma als „Desdemona."

A. Paletti phot.

Digitized by Google

Agnes Sorma:

Käthchen von Heilbronn.

L. Haase & Co. phot.

Bildnis.

A. Paletti phot.

Esther.

Lili phot.

Digitized by Google

„Jugendliebe“ auf. Rasch hatte sich ihre große Begabung Bahn gebrochen. Wenige Jahre früher stellte sie noch am Breslauer Stadttheater, dem Theater ihrer Geburtsstadt, Kinderrollen dar, so von frühester Jugend an die Luft der Bretterwelt trinkend. Ohne eigentlichen dramatischen Unterricht zu genießen, lernte sie, von der Pike auf dienend, bis ihr zuletzt kleine Röllchen anvertraut wurden. Ihre Lehrjahre in der Provinz gingen bald vorüber; Görlitz, Posen und Weimar passierte sie wie im Vorüberflug, und als sie dann in Berlin zum erstenmale auftrat, da gewann sie sich aller Herzen im Sturm. Eine Gestalt von allem Liebreiz der Jugend umflossen, in der Kehle ein Stimmchen, das wahrhaft goldige Klänge, oft berückend schöne Töne hervorbrachte, ein echtes Kind des Maien, der ihr Geburtsmonat ist: so trat sie damals vor uns hin. Ihre Darstellungen voll zartesten Reizes, voll sonnigsten Humors verliehen auch den schablonenhaftesten Charakteren des modernen Schwankes eine Innigkeit und Innerlichkeit, die ganz Zuthat schauspielerischer Kunst waren. Eines Tages wurde sie dann auch für die höhere Kunst entdeckt. L'Arronge, ihr Direktor, sah sich unter seinen Künstlerinnen nach einer eigenartigen Vertreterin der Ophelia um und bestimmte sie, die Rolle versuchsweise zu studieren und ihm vorzuspielen. Nicht ohne Zagen ging sie an die Aufgabe heran und war um so freudiger überrascht, als ihr der erfahrene Dramaturg nach dem ersten Anhören sein Urteil in den Worten ausdrückte: „Du wirst die Ophelia spielen.“ Und die öffentliche Meinung stimmte diesem Urteil bei.

Beherrschte die Künstlerin auch noch nicht gleich mit vollkommener Sicherheit die Technik des Ausdrucks großer tragischer Empfindungen, so trat doch deutlich die innere Kraft ihres Gefühlslebens hervor, die Fähigkeit, in die dunkelsten Tiefen der Seele hinabzusteigen. Leicht überwand sie dann rasch alle technischen Schwierigkeiten. Wie es bei ihrem Entwickelungsgang erklärlich, haftet ihrer Spielweise nichts Deklamatorisches an, und am allerwenigsten stört bei ihr ein Ton des falschen Pathos. Ein natürliches und ungezwungenes Geplauder steht im Mittelpunkt ihrer Darstellung tragischer Rollen, aber nicht das nervöse geistreiche Geplauder unserer Salondamen, welche in der Schule des französischen Ehebruchsdramas gelernt haben, sondern ein Geplauder, das uns wahrhaft deutsch anmutet, weil jeder Laut in Empfindung getaucht ist und über dem Ganzen ein Hauch eines reinen und reichen Herzenslebens gebreitet liegt, ein Hauch der Natürlichkeit und Naivetät, der Liebenswürdigkeit, der Schelmerei und vollkommener Innigkeit. Agnes Sorma zählt zu den ganz innerlichen Schauspielerinnen, die es gar nicht nötig haben, äußerlich mit großen Bewegungen, erregtem Mienenspiel und tönendem Organ zu wirken. Sie wirkt viel tiefer und unmittelbarer durch ihre wundervolle Einfachheit, welche dahin strebt, daß wir die Bühne ganz vergessen sollen. Von all den zahlreichen Gestalten, mit denen sie uns beschenkt hat, spielt sie keine lieber als die Ibsen'sche „Nora,“ die ihr am meisten ans Herz gewachsen ist und ihre Kunst in der That vielleicht auf ihrer bisher erreichten höchsten Höhe zeigt. Mit großer Sicherheit führt sie den Charakter aus dem halb verzogenen, kindlich-wuseligen Wesen, aus dem Puppenhaften des ersten Aktes herüber zu der starren Strenge und grauen Entschlossenheit des dritten und findet sie auch für das Zäherkaltete nicht so überzeugend den harten Grundton, wie den Ton für die köstliche, herzensfröhliche Ausgelassenheit der Mutter, die mit ihren Kindern spielt, — hier, im ersten Akt, liegt ohne Frage der glänzendste Zauber ihres Spiels! — so bringt sie doch eine volle Einheit des Charakters und in jeder Scene die überraschendsten Einzelschönheiten. Die jähen Übergänge aus dem Lachen ins Weinen, aus dem Entsetzen in die Ausgelassenheit, das ganze fiebrische Hin und Her, die Darstellung des ewigen Stimmungswechsels, das verrät ebensoviel technische, wie innerlich seelische Meisterschaft. Frohheit, Rührung und Erschütterung kommen gleich farben- und lebensvoll zum Ausdruck, und jedes Wort und jede Bewegung haben sich gegenseitig durchdrungen und sind von Wert und Bedeutung. Und es spricht nur für die Echtheit und Wahrheit, die Empfindungsfülle und Natürlichkeit der Kunst dieser Schauspielerin, daß sie so viel besser die Nora des ersten Aktes als die Nora der Schlußscene spielt, und mit all den Ab-

Digitized by Google

Paula Conrad:

Als „Lachegott" in G. v. Wildenbruchs „Heiliges Lachen."

Loescher & Petsch phot.

Digitized by Google

straktionen der theoretisierenden Heldin Ibsens künstlerisch nicht viel anzufangen weiß, weil diese sich dem Organismus der Gestalt so schlecht anpassen. Das Käthchen von Heilbronn, die Jüdin von Toledo und die Desdemona gehören außerdem noch zu ihren vorzüglichsten Rollen. Eine Reihe neuer Darstellungen aus der Welt der klassischen Dichtung wird sie im nächsten Winter dem Berliner Theaterbesucher bieten. Von neuem kehrt sie im Herbst an die Wiege ihres Ruhmes, an das „Deutsche Theater" zurück, welches sie vor drei Jahren mit dem „Berliner" vertauscht hatte, in der Tasche einen Vertrag, wie er bisher vielleicht noch keiner deutschen Schauspielerin geboten worden ist. Noch ganz anders als wie früher soll sie dann ihre Kräfte auf dem Felde der Tragik entfalten.

Paula Conrad, die schalkhafte lachfröhliche Naive des Kgl. Schauspielhauses, hat sich nicht so reich und vielseitig entwickelt, wie Agnes Sorma. Vielleicht nur deshalb, weil in dem Theater am Schillerplatz lange Zeit hindurch der Wert der künstlerischen Bewegungsfreiheit nicht genügend verstanden wurde. Vor „Experimenten" scheut man hier naturgemäß weit mehr zurück, als irgend wo anders, und so blieb Paula Conrad vorwiegend auf den modernen Schwank und das Lustspiel, auf die Backfischdarstellung beschränkt. Die Verhältnisse mehr, als ihr eigenstes Können und Wollen bestimmten den Gang ihres Werdens. Es war vielleicht eine zu einförmige Melodie, die sie immer wieder spielen mußte, aber sie spielte und spielt diese Melodie als eine große Künstlerin, die fortwährend neue Reize ihr abgewinnt und sie mit stets neuen Erfindungen und Feinheiten ausstattet. Sie prägt auch dem Salonbackfisch, dieser trivialen Alltagsgestalt des zeitgenössischen Schwankes, den Stempel einer höchsten persönlichen Eigenart auf. Sie nimmt ihr alles Derbe und Plumpe fort, das Gezierte und das Geschminkte, das Platte und das Flache und hebt sie in eine Sphäre reiner goldener Poesie empor. Eine Mädchengestalt von entzückender Lichtheit und Frohheit, voll köstlicher Idealität, von allen Reizen der Liebenswürdigkeit umflossen, die verkörperte Poesie der sechzehn und siebzehn Jahre stellt sie dar, auch wenn sie ein Kommerzienratstöchterlein spielt. In ihrem Spielverzeichnis steht oben an allererster Stelle eine Rolle, in welcher sie dem Zuschauer ihr innerstes und tiefstes Wesen aufschließt, und die völlig mit ihrer Natur zusammenzufallen scheint: die Rolle des Puck in Shakespeares Sommernachtstraum. Sie hat zuerst ihren Namen weithin bekannt gemacht und wird in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst mit diesem unlöslich verknüpft sein. Zum ersten male spielte sie sie im Jahre 1880, kurz nachdem sie nach einem sehr glücklich verlaufenen Gastspiel fest für das Schauspielhaus verpflichtet worden war. Noch nicht lange gehörte sie damals der Bühne an. Eine geborene Wienerin, schwärmte sie schon für das Theater, als sie noch in die Schule ging, und fühlte sich auf das höchste beglückt, als sie im Theater an der Wien in einer Kinderrolle auftreten konnte. Einen akademisch-dramatischen Unterricht erhielt sie ebensowenig wie Agnes Sorma. Sie lernte auf der Bühne selber und zwischen den Kulissen. Am Stadttheater zu Brünn fand sie ihre erste Anstellung und in dem Regisseur Haas einen erfahrenen Praktiker, welcher der Anfängerin lehrend zur Seite stand. Frau Wilbrandt-Baudius ermutigte die blutjunge Künstlerin zu ihrem Gastspiel am Berliner Schauspielhaus, das ihr alles, was sie wünschte, einbrachte. Als Fanchon („die Grille") und Hedwig („Sie hat ihr Herz entdeckt") eroberte sie sich alle Herzen im Sturm und entwaffnete dann auch die zurückhaltendste Kritik mit ihrem Puck. Ununterbrochen gehört sie seitdem zu den Mitgliedern des Kgl. Theaters. Die zierlichste aller Shakespeareschen Gestalten, die Verkörperung des Leichtesten und Luftigsten, was Menschenphantasie ersinnen kann, wird von Frau Conrad in der höchsten Vollendung wiedergegeben, in einer Vollendung, wie sie von der Schauspielkunst nur ganz selten erreicht wird: wenn von vornherein durch die Natur gegeben zufällig ein Darsteller alle äußeren und inneren Eigenschaften besitzt, welche die Figur des Dichters verlangt. Paula Conrad bedarf, um den Puck zu spielen, keiner künstlerischen und künstlichen Anpassungsfähigkeit. Sie ist dieser Puck, dank ihrer ganzen Natur, und welche Rolle sie auch immer darstellte, der Kern der Gestalt ist

Margarethe Kramm:

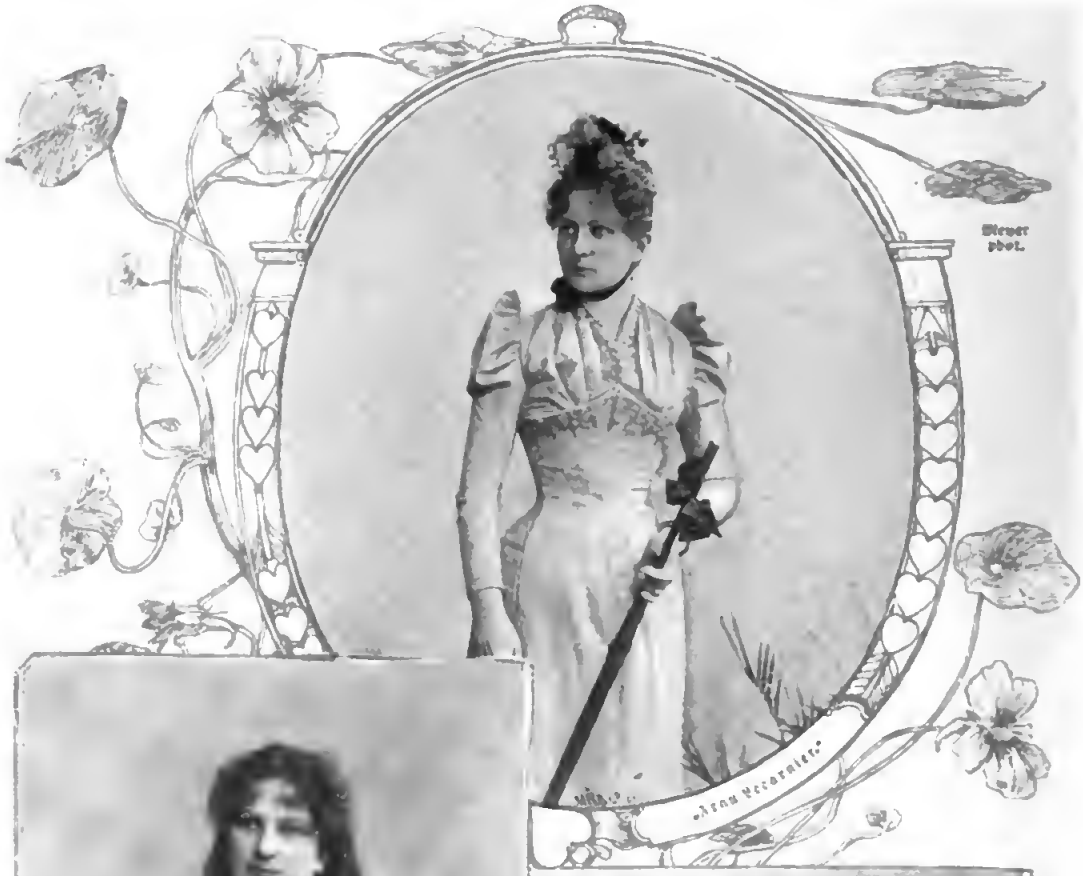
Schaarwächter phot.

Schaarwächter phot.

Mädchen von Hellbrunn.

Schaarwächter phot.

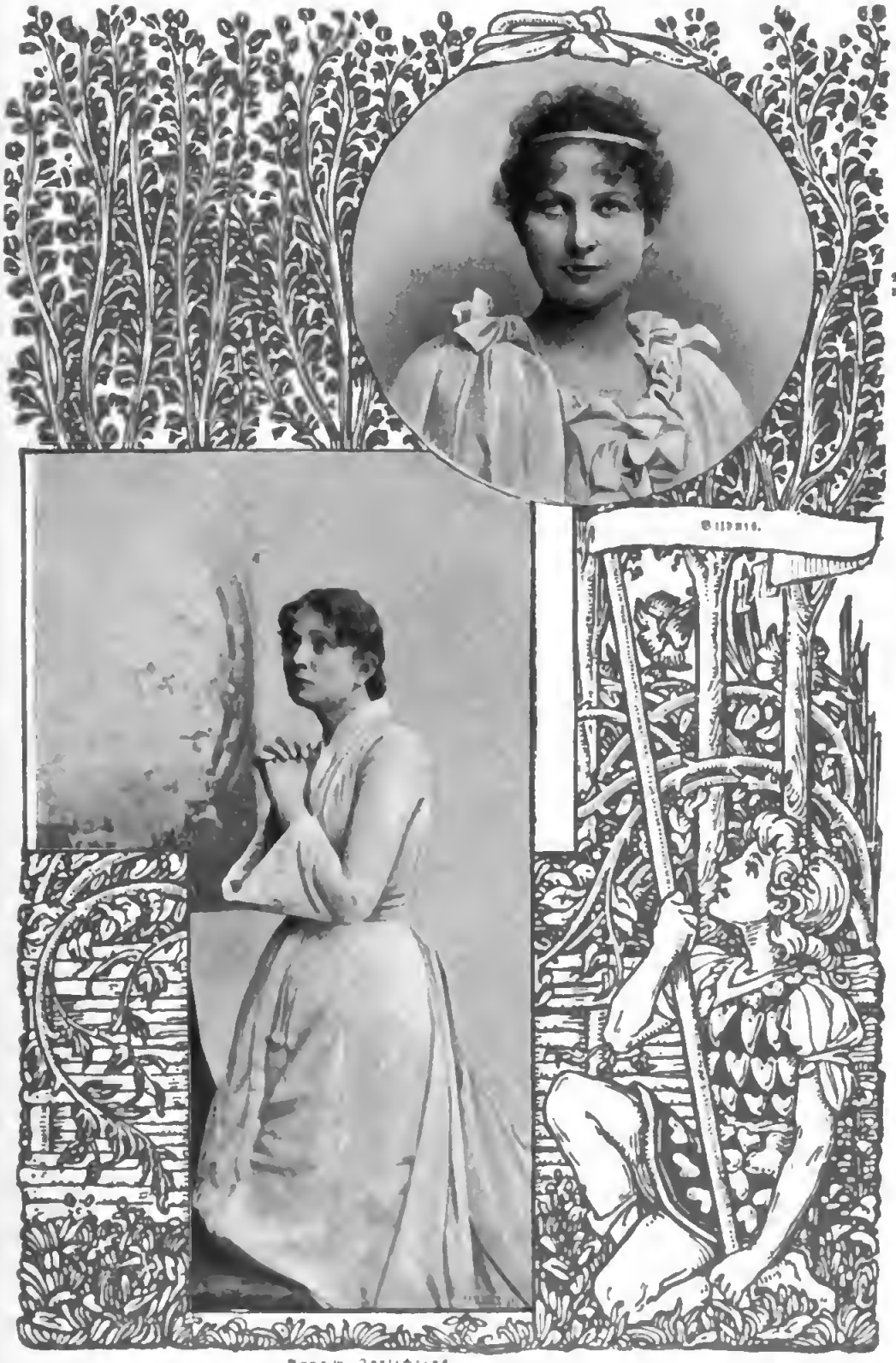
Elise Sauer:



Meyer phot.

Meyer phot.

Elise Sauer:



Meyer phot.

Bildnis.

Anna in „Irrlichter."

Meyer phot.

Digitized by Google

der heiterfröhliche, neckische und übermütige, wie aus Sonnenlicht gewobene Luftgeist Shakespeares. Sie brachte dazu das höchst zierliche Figürchen mit, das früher etwas durchaus Puppenhaftes an sich hatte und auch heute noch an Feinheit und Niedlichkeit wenig verloren hat, ein melodiöses süßes Stimmchen,

„Blüte jede Silbe,
Jedes Wort Musik,"

und die Gabe, durch ein helles, frohes Lachen, welches aus dem sonnigsten Gemüte hervortönt, wahrhaft befreiend zu wirken. Man muß sie als Lachegott in Wildenbruchs Märchenallegorie „Das heilige Lachen" gesehen und gehört haben, um die unmittelbaren physiologischen Wirkungen dieser Lachkunst zu verstehen: bald tönt's wie Vogelschlag, wie Lerchengezwitscher und das Tirilieren der Drossel, bald wie das Geläute silberner Glöckchen. In den letzten Jahren hat man auch am Schauspielhause mehr und mehr eingesehen, daß diese Künstlerin viel mehr und Besseres noch kann, als Salonbackfische spielen. Vorzüglich gelingt ihr das kecke, witzige und schlagfertige Kammerkätzchen des klassischen französischen Lustspiels, wie die Toinette in Molières „eingebildetem Kranken," und das Rokokokostüm steht ihr ganz besonders gut zu Gesicht, ebenso wie das Pagengewand und das lustige Gewand eines Murilloschen Betteljungen. Aus dem Shakespeareschen Lanzelot Gobbo macht sie einen derartigen prächtigen Betteljungen, einen Gamin mit übermütigen blitzenden Augen und spitzer Zunge, einen echten Lazarillo de Tormes, und wenn sie den fahrenden Schüler in Cervantes-Goetts „Verbotenen Früchten" spielt, dann quillt uns auch aus dieser Figur der ganze lachende Übermut der Renaissancezeit entgegen. Auch an das Studium der Ibsenschen Nora hat sich die Künstlerin herangewagt, leider aber noch nicht Gelegenheit gefunden, die Rolle in Berlin darzustellen. Immerhin glaube ich, daß sie sich all ihrer Natur nach weit besser in der Sphäre einer ideal-phantastischen Versdramatik heimisch fühlen muß, als in den Gebieten des zeitgenössischen Naturalismus und Realismus.

Wenn Paula Conrad der Lachegott des Berliner Schauspielhauses ist, ein übermütiges, frohes Geschöpfchen, das lustigen Sonnenschein um sich verbreitet, so lag über den Darstellungen von Margarethe Kramm mehr der Glanz eines reinen und weißen Mondlichtes ausgebreitet. Alles atmete eine sanfte Weichheit und ideale Zartheit. Leider müssen wir von dieser Künstlerin in der Vergangenheitsform reden. Sie hat inzwischen von der Bühne Abschied genommen und ist dem Theater untreu geworden, um in der Ehe ein neues Glück zu finden. Sie hat mit ihrem Gatten Europa verlassen und ist nach Japan übergesiedelt, nachdem sie nur kurze Zeit dem Burgtheater in Wien angehörte. Die Jahre ihres besten und reifsten Könnens sind jedoch ihre Berliner Jahre, als sie an das ebengegründete und eröffnete Lessingtheater kam und von dort an das Schauspielhaus übersiedelte. Die Mädchengestalt, wie sie Margarethe Kramm verkörperte, muß man sich als in ein weißes, schneeiges Gewand gekleidet vorstellen, und sie liebte es auch, auf der Bühne vorzugsweise im weißen Kleide zu erscheinen, gehüllt in die helle, leuchtende Farbe der Maiglöckchen und der Unschuld. Eine solche Vorliebe für eine bestimmte Farbe ist aber nie etwas Unwesentliches und ganz Zufälliges. Sie läßt sichere Rückschlüsse auf das tiefste und eigentlichste Wesen einer künstlerisch gestaltenden Seele machen. Und in der That besaß denn auch Margarethe Kramm vor allem anderen die Fähigkeit, Mädchengestalten von einer wunderbaren Unschuld und der edelsten unberührten Keuschheit hinzustellen. Sie kam nicht als übermütiger Kobold, als necklustiger Geist, und sie lachte nicht viel und nicht laut. Sie lächelte nur, ein stilles, sanftes und mildes Lächeln, und ein Hauch der Sinnigkeit und liebenswürdigen Träumerei lag zumeist über ihren Darstellungen ausgebreitet. Sie war vor allem eine das Gemüt bewegende Schauspielerin, und so hatte auch ihre Stimme einen weichen und zärtlichen Klang, der dann und wann etwas wie von Thränen Verschleiertes annahm. Eine sanftmütige Seele sprach aus ihm hervor, eine Seele, welche die Sehnsucht kennt, schmachtende Empfindung und träumerische Zustände liebt, eine echt deutsche, sich anschmiegende Frauen- und Mädchennatur, im Besitze alles dessen, was wir als rein weiblich zu bezeichnen gewohnt sind. Sie mußte sich am wohlsten in dem Gebiete des eigentlichen

Rosa Retty:

Schauspiels fühlen, weniger wohl in dem des Lustspiels und in dem der Tragödie. Ihr Spiel hatte immer etwas Harmonisches, Abgetöntes, Rührendes und Liebliches an sich. Wenn für Paula Conrad der Shakespearesche Puck als der eigentliche Typus bezeichnet werden muß, der in den verschiedensten Formen und Verschiedenheiten immer wieder bei ihr zum Durchbruch kommt, so spielte Margarete Kramm besonders vollendet das Käthchen von Heilbronn. Das war ihre Rolle, durch die Natur ihr zugewiesen. In diese Seele konnte sie sich ganz unmittelbar hineinfühlen. Sie gab die Gestalt mit all dem Zauber der Kindlichkeit, der Naivetät, der Keuschheit und träumerischen Sinnigkeit, der darüberliegen muß, mit all ihrer Willenlosigkeit und Anschmiegsamkeit. In der Scene unter dem Hollunderbusch bot sie ein Bild der berückendsten Lieblichkeit, und wo sonst in einer dichterischen Gestalt irgend etwas von dem Käthchen von Heilbronn-Charakter sich versteckte, da brachte die Künstlerin dieses auch mit siegender Wahrheit zum Ausdruck.

Zwei noch blutjunge Künstlerinnen sind in den allerletzten Jahren in Berlin an die Öffentlichkeit getreten, welche, wenn nicht alles täuscht und wenn sie der Bühne treu bleiben, wenn sie rastlos an sich fortarbeiten, für die Zukunft Glänzendes versprechen: Elise Sauer, die jugendliche Liebhaberin des „Berliner Theaters", und Rosa Retty, die kecke Naive des „Deutschen Theaters". Elise Sauer entstammt einer gutbürgerlichen Familie in Danzig, wo sie am 20. März 1872 geboren wurde. Früh regte sich auch in ihr die Lust zum Theaterspielen, und fünfzehn Jahre alt betrat sie zum ersten Male die Bretter des Stadttheaters von Reval, ihrer neuen Heimatsstadt, nach welcher sie Anfang der achtziger Jahre mit den Eltern übergesiedelt war. Einen akademisch-dramatischen Unterricht hat auch sie nicht genießen können, da der Vater sein Vermögen eingebüßt hatte, und als Choristin, wie in kleineren Rollen eignete sie sich die ersten Elemente der Bühnensicherheit an. Anderthalb Jahre lang blieb sie in dieser bescheidenen, aber wegen der Nähe des Elternhauses immerhin ruhigen und gesicherten Stellung. Dann lernte sie das ganze Elend des schauspielerischen Proletariats aus nächster Nähe kennen. Mit einer sogenannten „Schmierengesellschaft" besuchte sie allerhand Marktflecken und Städtchen des westlichen Rußlands, von Entbehrungen, Sorgen, Kummer und Anfechtungen bedrängt. In der Schule der Not stählte sich jedoch ihr Charakter und vertiefte sich ihre Kunst. Am Rigaer Sommertheater beschäftigt, erfuhr sie noch einmal die Bitterkeit eines so ungesicherten Daseins. Das Theater verkrachte, nur schlug ihr diesmal das Unglück zum Glück um. Sie kam an das Rigaer Stadttheater, wo man auf ihr Talent aufmerksam geworden war, ging von dort nach Elberfeld-Barmen, den Sommer darauf nach Lübeck, und wandte sich schließlich nach Berlin, wie so viele junge Künstler, welche dort ihr Glück machen wollen, wenn auch niemand sie kennt, niemand ihrer sich annimmt. Eine neue Zeit schwerster Entbehrungen brach für das junge Mädchen an, bis wieder ihre zähe Willenskraft siegte. Ein Probespiel im Residenztheater, in einem Drama „Der Kampf ums Dasein", brachte ihr einen reichen und schönen Triumph ein. Blumenthal verpflichtete sie für das Lessingtheater, wo sie eine Reihe moderner Mädchenrollen schuf. Den großen durchschlagenden Erfolg, der ihren Namen plötzlich in den Mund aller Theaterbesucher brachte, trug sie alsdann in der Rolle des Käthchen Fröhlich in Sudermanns „Sodoms Ende" davon. Vom Lessingtheater siedelte die jugendliche Künstlerin an das Berliner Theater über, vom Salonschauspiel zur klassischen Tragödie. Als Thekla, Ophelia und in den anderen großen klassischen Gestalten bewies sie sich als eine Künstlerin, die es wagen darf, das ganze Instrument der menschlichen Leidenschaft zu spielen und auch die großen und erhabenen Gefühle darzustellen. Von dem ganz eigenartigen Charakter ihres Spiels läßt sich kaum in wenigen Worten ein zutreffendes Bild geben. Wenn Margarethe Kramm wie die verkörperte Keuschheit und magdliche Reinheit erschien, so könnte man Elise Sauer vielleicht am ehesten die verkörperte Schüchternheit nennen. Eine unerschlossene Rosenknospe. Niemals läßt das Spiel den Gedanken aufkommen an das, was man Bühnenroutine nennt, als äußere Geschicklichkeit, angelernte Gewandtheit und nie zu verblüffende technische Sicherheit, die sich mit allem abzufinden weiß. Eher hat es etwas Unbeholfenes und Verzagtes an

Anna Baeckers:

Der große Prophet.

Don Juans.

Pflaum & Co. phot.

Pflaum & Co. phot.

Pflaum & Co. phot.

Die wilde Madonna.

Digitized by Google

sich, als wenn die Schauspielerin immer wieder zum erstenmal auf der Bühne aufträte. Man merkt aber bald heraus, daß diese scheinbare Unsicherheit der Ausdruck eines tieferen Seelenlebens ist. Eine Mädchennatur tritt uns entgegen, die sich vor allem scheut, ihre Gefühle öffentlich zu Markt zu tragen, sie in sich verschließt und vor der Welt in die Einsamkeit flüchtet. Äußerlich hat sie etwas Herbes und fast Eckiges an sich, aber innerlich schlummert ein tiefes, weiches und starkes Empfindungsleben, das eruptiv und unter allerhand Ringen zum Ausdruck kommt und dadurch nur um so echter wirkt. Gerade die Abwesenheit des Scheins einer Routine erhöht die Unmittelbarkeit ihrer Wirkungen. Es fehlt alles Einstudierte, und die Gefühle scheinen in jedem Augenblicke erst neu geboren zu werden.

Während der Weg zur Kunst für Elise Sauer mit zahlreichen Dornen und Nesseln besät war, lag er für Rosa Retty bequem und im hellsten Sonnenscheine da. Als rechtes Kind des Glückes fand sie stürmischen Beifall, als sie zum erstenmal auf den Brettern einer Bühne erschien und gleich auf den Brettern einer der allervornehmsten deutschen Bühnen, auf der des „Deutschen Theaters", dazu noch in wichtigerer Rolle. Der zärtlichen Fürsorge ihres Vaters, eines unserer vortrefflichsten Regisseure, eines tüchtigen Schauspielers, hatte sie es zu verdanken, daß der sonst so beschwerliche Aufstieg zu solcher Stellung sich glatt und leicht vollzog, wie nur eben möglich. Und in der Person des Vaters stand ihr auch von früh auf der beste dramaturgische Lehrer und Erzieher stets hülfreich zur Seite. Rosa Retty wurde am 26. Dezember 1875 in Hanau geboren, wo ihre Eltern am Stadttheater engagiert waren. Sie besuchte die höheren Mädchenschulen in Posen, in Danzig und zuletzt in Berlin; hier am Breslauerschen Konservatorium betrieb sie auch eifrig das Studium der Musik. In Lindaus „Sonne" und Fuldas „Sklavin" erzielte sie ihre ersten Erfolge; das Lorchen in Lindaus „Beiden Leonoren", die Gertrud im „Collegen Crampton", die „Rita" im „Talisman" und andere Gestalten folgten und ließen die junge Künstlerin rasch zu einem besonderen und bevorzugten Liebling des gesamten Publikums werden. Man merkt ihrem Spiel an, daß sie ganz und gar in der Schule des zeitgenössischen Realismus herangewachsen ist. Bemerkenswert für eine so junge Künstlerin ist besonders, wie scharf und sicher sie die Umrisse einer Figur hinzeichnet, mit einer Keckheit und Zuversichtlichkeit, die einen sehr regen und verständigen Geist verraten. Ein kluges und gescheites Köpfchen, welches das Herz in Ordnung zu halten weiß. Eine ungewöhnlich lebendige Beobachtungsgabe. Rosa Retty baut nicht, wie die meisten jugendlichen Darstellerinnen, ihre Gestalten in erster Linie aus den Empfindungen heraus auf, sondern geht entschlossen auf das Gesamte, auf den Charakter aus. Sie ist in der Farbe wie in der Zeichnung gleich vortrefflich. Eine innere ernste künstlerische Arbeit tritt bei ihr deutlich hervor und läßt den Schluß auf eine reiche Zukunft machen. Denn es sind nicht nur die äußerlichen Liebreize der Jugend, durch welche sie heute den Beschauer gewinnt, die Zierlichkeit und Feinheit der Gestalt, die Wohllaute des Organs, sondern die unzweifelhaften Anzeichen einer ursprünglichen schauspielerischen Gestaltungskraft, welche Zartheit der Empfindung mit kecker übermütiger Laune zu verbinden weiß.

Etwas seltsam mag sich am Ende dieser Reihe der Name Anna Baeckers auf den ersten Anblick ausnehmen. Unter all den Ophelias, Desdemonas und Noras die frische und derbe Darstellerin Berliner Dienstmädchen und Konfektionsdamen, die Possensoubrette des „Adolf Ernst-Theaters". Aber auch ihre Kunst wurzelt ursprünglich in der Wiedergabe eines naiven Seelenlebens; wir sahen die Naive zur Tragödin sich entwickeln, doch vielleicht noch leichter entwickelt sie sich zur Soubrette. Und auch in einem anderen Sinne darf man Anna Baeckers eine naive Schauspielerin nennen, wenn man mit dem Wort den Begriff der Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit verbindet. Die letzte Vertreterin jener alten Berliner Posse, die litterarisch mit den Namen Kalisch, Müller, Pohl, Salingré, Jacobsohn und schauspielerisch mit den Namen Anna Schramm, Helmerding, Reusche, Ernestine Wegner verknüpft ist, wie diese letztgenannte Künstlerin, wie Anna Schramm eine echte und kundige Verkörperin des urwüchsigen Frauen- und Mädchentypus aus den niederen Ständen Berlins. Als Kind der Spreestadt hatte

sie nicht nötig, die heimische Mundart sich künstlich anzueignen, und konnte ihre Studien von früh auf an der Quelle selber betreiben. Mit ihrem elften Lebensjahre begann sie bereits ihre Theaterlaufbahn bei Kroll, wo sie ununterbrochen fünf Jahre lang bis zu ihrer Konfirmation thätig war, und noch einmal ein Jahr, nachdem sie vorübergehend bei Thomas gespielt hatte. Ein unruhiges Wanderleben folgte. Bald gehörte sie einer kleineren Berliner Bühne, bald einem Provinzialtheater, wie Detmold, Aachen, Königsberg, Cöln, Stettin u. s. w. an, bis sie an das Wallnertheater kam und, zuerst unter der Direktion Lebrun und dann der Hasemannschen Leitung, in verschiedenen Rollen die Aufmerksamkeit auf sich zog und ihren Ruf dauernd begründete. Noch einmal wurde sie ihrer Vaterstadt untreu, als sie an das Hamburger Thaliatheater ging. Adolf Ernst führte sie jedoch nach Berlin zurück und verstand es, die ausgezeichnete Darstellerin für eine Reihe von Jahren, bis heute an seine Bühne zu fesseln. Eine Schauspielerin, für die heute leider kein Possenschreiber mehr das Rechte zu schreiben vermag. Sie ist eigentlich viel zu gut für die Dekorations-, Kostüm- und Tanzposse, zu welcher die Berliner Posse seit einer Reihe von Jahren ausgeartet ist. Sie hält die Überlieferung einer größeren und besseren Vergangenheit aufrecht. Unter den österreichischen und wienerischen Soubretten, welche nun völlig Berlin erobert haben und dort eine gewisse Alleinherrschaft ausüben, steht sie einsam und allein als Berliner Kind da, das eine echte und wahre typische Berlinerin zu spielen versteht, mit aller Keckheit, Naseweisheit und Drolerie, welche hierher passen. Anna Baeckers ist von Kopf bis zu Fuß eine Schauspielerin, eine Menschen- und Charakterdarstellerin, die ein wirklich geschlossenes künstlerisches Bild noch zu geben vermag. Und das verleiht ihr einen großen Vorzug vor den Nebenbuhlerinnen, die mehr und mehr zu Chansonetten und „Specialitäten" sich entwickeln. Der unzweifelhafte Niedergang und Verfall der Soubrettenkunst, ihre Auflösung in die Chansonettenkunst läßt uns mit doppelter Verehrung nach Anna Baeckers herüberblicken, die noch eine echte Charakterkomikerin ist, eine wahrhaft gestaltungsfähige Künstlerin von dem Schrot und Korn der Anna Schramm und Ernestine Wegner.

Il bricconcello.

(Das Schelmchen.)

Eine Tragödie aus den Bergen

von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Der Mayrhofer lachte verächtlich und machte dem Propheten vom Branntweinglase ein paar Eulenaugen: „Gel', bist Kriegsminister wor'n, Enzianwirt? Red' net d'rein, wann d's halt'n kannst, sei so gut! Also — was hab' i z'letzt g'sagt g'habt, Frau? Richti: — von dem andren Schwärzer auf der Feste. Also — der is jetz' auch auskommen un' hier hab i den Steckbrief. Bei der Sunnwend' thut 'r geistern un' a Welscher is 'r, grad wie du, Frau. Drum hab' i g'meint, 's kunnt di leicht was angehn —"

„Warte einen Augenblick —" fiel sie ihm mit harter Stimme in die Rede, „laß mich dir zuvor dein Glas noch einmal füllen." Er wollte sie nicht aus seiner Umschlingung freigeben, aber sie entwand sich ihm und warf ihren Weilach vor sich zur Erde. Sie hielt sich am Tisch fest, weil der ganze Hausraum vor ihren Augen schwamm und sich drehte, und wankte dann, alle ihre Kraft zusammennehmend, das Glas in der Hand, zu des Alois Enzianküche.

„Hilf! — hilf! —" schrie es in ihr, — „er ist es, er! il bricconcello mio! — hilf! hilf!"

Wer sollte ihr helfen? — Heiliger Gott! Wenn ihr Mann den Steckbrief läse, ehe sie zurückkam! Sie drehte am Hahn des Fäßchens, aber ihre Finger versagten den Dienst: kein Tropfen rann ins Glas. „Aloisio!

vieni! vieni! — subito!" — rief sie schrillen Tones.

Er fuhr auf: der Grenzjäger hatte ihm eben irgend eine, nicht für Ginas weibliche Ohren berechnete Einzelheit zugeraunt, und die beiden lachten darüber, daß sie kirschbraun im Gesicht wurden, und trommelten mit den Fäusten, daß des Greidls Spitzglas tanzte.

„Wos willst? du Narr du! konnst net alloan kan Enzian hol'n?" sagte er barsch, als er sie geisterbleich, mit schlaffen Zügen am Fäßchen lehnen sah.

Sie warf sich vor ihm nieder und flüsterte ihm mit fliegendem Atem alles zu, was sie vom Renzo wußte. Ja, sie holte sein Briefchen aus dem Mieder, und da er's zu lesen verweigerte: — er habe Muck'n vor den Augen — erzählte sie ihm hastig den Inhalt in kurzen Worten und hob dabei die gefalteten Hände flehend zu dem verkommenen Menschen empor. Er mußte, wohl oder übel, lachen, daß der Bursch solch eine teufelsmäßige Schneid am Leib habe zu dreiundzwanzig Jahren.

„Ka Furcht brauchst nöt z' hob'n — i verroth' nix!" — beruhigte er sie und schüttelte sie, als sie, trotz seiner Versicherung, nochmals um Schweigen flehte, rauh und zornig an der Schulter hin und her: „Laß d' Kummedi, Weib saggra!"

Dann trank er des Mayrhofers Glas erst zweimal leer zur Bekräftigung seines Versprechens, füllte es frisch bis zum Überlaufen und hieß Gina es hintragen. Er schlenderte gemächlich hinter ihr drein auf seinen Ofenplatz zurück. Sein Heiliger sollte ihn bewahren! Er verbrannte sich die Finger niemals aus Not bei so heiklen Anlässen, denn er war ebenso schlau wie feige.

Der Grenzjäger faltete seinen Steckbrief, ein umfangreiches Dokument, bedachtsam auseinander, nahm Gina wieder in den Arm und blickte ihr verliebt in die tiefen, schwarzbraunen Augen, während der Alois, beide Hände im Gurt, die Beine wagerecht vor sich ausgestreckt, gähnte, bis ihm die Augen übergingen, und den krummen Rücken an den Ofenkacheln rieb.

„Da schau' eini, mei' schön's Regerl," schwatzte der Grenzjäger, und sie, der diese Verstümmelung ihres königlichen Namens ein Greuel war, blickte mit dem starren Lächeln einer Maske in das Amtsblatt und hatte es nicht Arg, daß der grobe Fuß des Unverschämten sich unter dem Tische dicht neben den ihrigen schob.

— „Da schau' eini, Schatzl — kannst' deutsche Schrift lesen? Wart', i sag' dir's vor, wie's g'druckt steht: — Entsprungen in der Nacht des 13. auf den 14. hujus von der Veste Ingolstadt Luigi Lorenzo Lacidelli — alias Renzo: il briccone, zuständig nach Aquabuona im Ampezzo, Welsch-Tirol, inhaftieret gewesen wegen Schmuggels und Raubmordes. Auf dessen Einbringung, lebend oder tot, eine Prämie von zweihundert Florin bayerisch hiermit festgesetzet wird. In Vertretung: Antoine Pressault, Kriegs-Commissair."

— Unter dieser Ankündigung Renzos genaues Signalement: Gina glaubte ihn lebend vor sich zu sehen. Sie rang unter der Tischplatte verzweifelt die Hände und legte ihre Rechte dann auf den Rand des Steckbriefes.

Der Mayrhofer blickte aufmerksam in das Gesicht der lesenden Frau: da war etwas in diesen blassen Zügen, das ihn stutzig machte. Ihre Lippen hatten sich gleich zu Anfang, wie in tödlichem Schrecken, geöffnet, und so blieben sie, und so saß sie, scheinbar ohne Aufregung, als sie zu Ende gehört hatte, die geballte Hand auf dem Blatte liegend.

„Kennst den Lacidelli etwa?" fragte der Grenzjäger, „darfst frei ausred'n, 's g'schieht dir nix, un' wann i 'n krieg', den Lober, dann kriegst du a silbern's G'schnür von den zweihundert Gulden. Bist 'leicht gar du auch im Ampezzo d'rhoam?"

Die unheimliche Bläße ihrer Wangen machte einer schwachen Röte Platz, und sie that einen langen Atemzug. Gott sei's ewig Lob: der Renzo war ihr Halbbruder von Mutterseite; einer neuen Lüge bedurfte sie nicht, indem sie antwortete:

„Ich aus dem Ampezzo? Nein, aus Spiazza bin ich gebürtig, im Val Rendenna, wenn du 's kennst, unten — bei der Sarca —"

„Hast doch grad' so welsch g'heißen wie der Lacidelli," beharrte der Grenzler und ließ kein Auge von ihr.

Sie hob die Achseln, bewegte den Zeigefinger hin und her und nahm ihre Decke wieder um sich: „Lorenzo Lacidelli und Regina Vigo: ist das etwa der gleiche Name?" fragte sie hochmütig. „Öffne ein

Ein neues Gedicht. Nach

em Gemälde von L. Alvarez.

Ein neues Gedicht. Nach

em Gemälde von L. Alvarez.

andermal deine Ohren — und die zweihundert Gulden behalte für dich; dein Geschnür mag ich nicht."

„Aber den Simbacher magst, gel'?" schrie der Mayrhofer und schlug dröhnend auf den Tisch, „un' das mag i net, un' das thät' i net leid'n, Wirt!" —

„Du bist berauscht, geh' heim — lege dich nieder," sagte Gina und erhob sich. „Du weckst mir die Kinder aus dem Schlaf — buon' notte!" —

Sie ging in ihre Kammer und verschloß hinter sich die Thür. — Mit dem Greidl war nichts mehr anzufangen. Er hatte den Kopf übervoll Branntwein — vom Simbacher Peter wußte er nur zu sagen, daß derselbe sein treuer Freund und Landsmann sei, — damit basta — in der Liegerstatt war's all'weil am besten!

Was blieb dem Grenzjäger übrig, als wütend seine Kreuzer auf den Tisch zu werfen, die ganze Tirolerbande am Spitzing in den untersten Höllenpfuhl zu verwünschen und sich auf seinem Rundgange durch die frische, windige Nacht gründlich den heißen Kopf zu kühlen. Aber die zweihundert Gulden steckten ihm fest in den Gedanken, und hatte er bis jetzt gut Obacht gegeben, so beschloß er, von heute ab seine Wachsamkeit zu verdoppeln, im Verein mit der seines Geitauer Kollegen und der bayerischen Jäger aus der Falepp. Da müßte doch der Teufel leibhaftig seine Hand im Spiel haben, wenn es so viel Umsicht und Spürtalent nicht gelänge, den welschen Loder dingfest zu machen! — — „Lorenzo Laeidelli, alias il briccone! —"

V.

Wie Gina die nächsten vierundzwanzig Stunden hinbrachte, Gott allein wußte es! Mit ihrem Manne wechselte sie kein Wort weiter über den Renzo, aber das wenigstens durfte sie sich zum schwachen Trost sagen: schweigen konnte der Alois. Er vertraute ihr auch an, daß er genau wisse, in welchem Felsenloche der Renzo seinen Schwärzerpacken verborgen habe. Nur mit starken Seilen sei da hinabzukommen, und ein Geier niste hart am Eingange zwischen zwei Zinken.

Am Morgen des dritten Tages — es war der letzte Juli — kam ganz unvermutet und doch viel zu spät für Ginas stürmisches Verlangen der Simbacher Peter an den Spitzing. Das vierwöchentliche Stubenhocken im Spital hatte sein Gesicht feiner und schmaler gemacht und die blauen Augen größer. Er trug die Hand nicht mehr verbunden in der Schlinge, sondern frei. Eine tiefklaffende, feuerrote Narbe zog sich unterhalb der Knöchel, vom kleinen Finger bis fast zum Daumen hin, sein starkes Haar hatte er sich noch nicht verschneiden lassen, und es lag ihm unter dem grünen Hute in goldigglänzenden Locken auf der breitgewölbten Stirn. Wie der heilige Hubertus selber stand der „bildsaubere" Mensch vor ihr, die ihn mit ihrem ganzen heißen Herzen anbetete, und neben ihm der Alois, krummrückig und krummnasig, das kleinliche Gesicht mit dem falschen Blicke und ungepflegten Schnurrbarte, faltendurchzogen, vom Trunke verwüstet.

Gina richtete ihre große, ebenmäßige Gestalt hoch empor und sah über ihren Mann hinweg sehnsüchtig verlangend in des Simbachers treuherzige Augen. All ihr Stolz kam ins Wanken, all ihre Vorsätze zerrannen wie Schnee beim Sonnenschein, so mächtig bewegte und rührte sie der Anblick des Genesenen. Sie vermochte kaum mehr sich zu beherrschen, bis der Alois seinen Wurzensack umhängte, die Hacke schulterte und, das Mittagsmahl ins Sacktuch gebunden, zum Wurzengraben von dannen zog. Auch noch der Sepp kam gelaufen, ehe Gina ihr Verlangen nach des Geliebten Umarmung stillen durfte. Der arme Trottel streichelte zutraulich des Jägers geheilte Hand; er durfte den Dackl locken und ihn mitsamt den Kindern und dem Pintsch ins Freie hinausnehmen. Da gab es eine helle Lust unter den vier Spielkameraden. Auf leisen Sohlen schlich Gina mit dem Peter in ihre Kammer, da kniete sie wieder vor ihm hin, küßte seine Hand und flüchtete sich aus all ihrem Gram und Elend an seine Brust. Er war durch die Krankheit noch ruhiger geworden, und in jedem besinnlichen Momente des heftigen Wundfiebers hatte ihn der Gedanke: „Sie ist hinworden durch dich!" keinen Frieden finden lassen. Immer und immer sah er sie vor sich in jener Schreckensnacht, fühlte den Schmerz des Messerschlages und der mangelhaft verbundenen Wunde von frischem, hielt sie in seinen jugendkräftigen Armen und blickte in

ihr wonnetrunkenes, mondbeschienenes Gesicht. Nur einiger Pulsschläge Dauer war es wonnetrunken gewesen und dann? Dann verfolgte ihn ein anderes Antlitz, das doch ihr Antlitz war, ein reuevolles, demütiges. Das hatte er auch beim Wiedersehen zu finden erwartet, und statt dessen schlug es seine Feueraugen auf zu ihm, und die Lippen lächelten wieder wie damals und wollten nicht von seinen Lippen lassen. — — In der Seele des Mannes vollzog sich eine seltsame Wandlung. Während die Frau heißblütig, bedingungslos seine irdische Liebe und nichts als dies eine forderte und ihm den üppigen Rosenstrauß ihrer Liebe vollerschlossen an die Brust heftete, gewann bei ihm, je länger desto mehr, jenes Mitleid die Oberhand, das dem echten, unverdorbenen Jäger des einsamen Forstes in Blut und Natur übergeht, das ihn die Hirschkuh und die mütterliche Ricke schützen heißt und dem verwaisten Kitzchen Obdach und Äsung bieten läßt.

Diese Frau hatte die Augen des verfolgten, verhetzten Wildes — er konnte sie, die Mutter der armen Kinder, nicht mehr jagen; in ihm beharrte das Gewissen: „Laß ab von ihr — bleib ein ehrlicher Jäger — sei kein Wilddieb!“ Und dann noch eins: die Zeiten waren zu ernst und schwer für jedes treue Tirolerherz.

Sein Miesbacher Arzt hatte Gefallen an ihm gehabt und oft während der Krankenrunde ein wenig bei ihm gesessen und geplaudert, ihm auch Bücher und Zeitungen zum Studieren gegeben. Freilich, damit ging's nur langsam, mit dem Finger den Zeilen folgend, aber nach und nach war's dem Simbacher Peter doch klar geworden, wie's da drunten im Tirolerland ausschaute um Innsbruck und Hall und droben am Sterzinger Moos. Mein Gott! da ließen die Brüder Weib und Kind, Hof und Hantierung, wollten freudig Gut und Blut hingeben und sammelten sich von neuem zum Dreinschlagen wider die Tyrannenknechte! Und er, ein Algunder Bub, so recht aus dem Herzen des Volksaufstandes heraus, lief im bayerischen Walde spazieren und stand in bayerischem Lohn und Brot! — Er wagte es Gina heute nicht zu gestehen, daß er seinem Förster den Dienst aufgekündigt und Abstandsgeld gezahlt hatte und daß er in wenig Tagen, ohne einen Kreuzer mehr zu besitzen, sich nach Tirol durchschlagen und dort zu des Hofers oder des Speckbachers Scharen stoßen wollte.

Gina ließ ihm auch keine Zeit, ihr von seinen Plänen zu sprechen. Sie erzählte ihm, um ihr überbürdetes Gemüt zu entlasten, alles, was sich mittlerweile ereignet hatte: vom Steckbrief, von Renzos Flucht aus Ingolstadt, von des Mayrhofers verdächtigen Fragen und seinen unverblümten Anträgen.

„Ich bin ehrlos — jeder Ehrlose darf mich suchen ohne Scheu!“ sagte sie in bittrer Traurigkeit, und er zog die Ärmste wieder an sich und versuchte sie mit den wenigen unbeholfenen Worten zu trösten, die sein schlichter Verstand und sein gutes Herz ihm eingab. — Es mußte irgend etwas geschehen, er hielt es nicht aus, sie so vernichtet und elend zu wissen. Aber was thun? Die angeborene menschliche Selbstsucht ließ ihn die Kette schwerer und schwerer empfinden, die dieses unhaltbare Liebesverhältnis ihm um den Fuß geschmiedet hatte, und — brach er die Kette gewaltsam in Stücke und wurde frei und machte sie von sich frei, was gewann er? — Plötzlich kam ihm der Kehrreim eines Soldatenliedes in den Sinn, das er in frohen Stunden oft daheim im Vintschgau mit den Kameraden gesungen hatte. Es war die einfachere Form des Horazischen Verses: „Süß und ehrenvoll ist's, fürs Vaterland zu sterben.“

„Trifft's mich, Brüder, sterb' ich wohl
Für das teure Land Tirol!“

— Da war die Lösung des Widerstreites für ihn, und Gina? — Sie nahm ihm die Antwort auf diese Frage an sich selbst, vom Munde fort.

„Morgen kommen sie wieder alle zum Tanz,“ sagte sie. „Bei Christi Blut und Leiden bitt' ich dich, thu' mir eine einzige Barmherzigkeit an, eh' du mich lässest — denn lassen wirst du mich — schieße mir heute eine Kugel ins Herz — gib du mir den Tod und laß mich in Frieden schlafen.“

„Schweig', du lieber Schatz — hör', was ich sag',“ begann er und wollte sie auf sein Knie ziehen, da stolperte der Sepp mit dem Bübchen herein, das ungeduldig schreiend nach der Mutter verlangte. Sie bemeisterte sich um des Kindes willen sofort, schickte den Sepp wieder hinaus, setzte sich abseits auf den niedrigen Dreibeinhocker und

beschwichtigte den kleinen Schreier. Mit einemmale streckte sie die Hand hinter sich nach dem Burschen, der, mit den Fingern am abgezogenen Hute spielend, verlegen bei der Thür stand, nicht wissend, ob er besser blieb oder ging. Er trat zu ihr, behutsam, auf den Zehen, damit das einschlummernde Kind nicht zusammenschrecke. Sie sah ihn nicht an, aber sie lehnte ihr schönes Haupt mit geschlossenen Augen seitwärts gegen seine Hüfte und zog seine Hand mit der großen Narbe um ihren Hals. So blieben sie lange Zeit still und nahe bei einander. Kein Auge nahm er von dieser Mutter mit ihrem schlafenden Kinde, und er betete, vielleicht zum erstenmale wieder seit seinen Knabentagen, aufrichtig zu seinem Heiligen:

„Sankt Petrus, der du die Schlüssel zur Himmelsthür verwahrst, thu' mir eine Pforten auf und verrat' mir einen Steig! — bitt' für mich! —"

Als sie das Kind sorgsam in die Wiege gelegt hatte und zum Peter aufschaute, sah sie, daß er sehr blaß geworden war und daß sein Gesicht den Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit trug. Bei diesem unerwarteten Anblicke bemächtigte sich ihrer die Scham stärker als zuvor, und plötzlich fiel es ihr wie eine Verdoppelung ihrer Schande aufs Herz, daß sie zwei Jahre mehr zählte als der Jäger. Und dies Kind, das hier zwischen ihnen arglos schlief, dem sie von ihrem Besten, ihrer Lebenskraft gab Tag für Tag, um sein kleines Leben zu fristen! Sie faltete die Hände fest ineinander und glättete darauf mechanisch die Decke über dem runden Körper des Bübchens. Dann wickelte sie ihre schweren Zöpfe, die vorhin an des Burschen Brust in Unordnung geraten waren, wieder eng und sauber um die dicke Silbernadel und strich die welligen Scheitel glatt an den Schläfen nieder.

„Vergiß, was ich zuvor vom Sterben sprach — ich habe ja meine Kinder, und ohne die Kinder geh' ich nicht aus der Welt," sagte sie mit ihrer weichen Stimme und umschlang innig den starken Nacken des Jägers. „Lieben will ich dich immer und ewig, obschon — wir voneinander lassen müssen. Liebe du mich auch, carissimo sposo, und hilf mir ein wenig, wenn es zu schwer wird. Komme morgen und spiele die Zither — komme, wenn deine Hand es vermag, um meinetwegen, und ich will mich auch gedulden und nicht klagen, sondern hoffen, daß die heiligen Nothelfer mit uns dreien sind, mit dir und mir und mit dem Renzo. — Nur nicht ganz verlasse mich! — versprich mir's!"

Am folgenden Tage kroch der Trottel den lieben, langen Morgen mit dem Strohwisch und nassem Sande auf dem holprigen Estrich des großen Hausraumes herum und scheuerte glücklich die oberste, schwärzliche Schmutzschicht davon herab. Dann holte er grüne Buschen aus dem Walde und schmückte ringsum die kahlen Wände, steckte drei Unschlittkerzen in zerbrochene Flaschenhälse und goß Rüböl in die beiden Dochtlämpchen. Der Hausvater mischte und probte hinter verschlossener Küchenthür bei seinen Enzianvorräten, und Gina rührte Maiskuchen ein und stellte Salami und Handkäse auf die rohe Anricht. Der starke Geruch des gut durchgebrannten Käses und des frischen Knoblauchs, der an langer Schnur von der Decke herabhing, durchzog die Luft. Für den Trottelsepp gab es gar nichts Festlicheres als das!

Noch einmal wurde heut alles erwartet, was tanzen konnte, denn erstens sollte übermorgen ein neuer Trupp Burschen zum Heere abmarschieren, und zweitens wollte der Simbacher Peter wieder aufspielen, nachdem er durch einen Straßenräuber fast um seine Hand gekommen wäre. — Und hatte er denn wirklich in der Falepp den Dienst aufgesagt? Schaute es wirklich so drohend und kriegerisch im bayerischen Tirol aus, wie die Herren vom Miesbacher Amt meinten? Die Burschen hatten ihre Ränzel und Tücher und Rucksäcke vollgepackt daheim liegen, und nun, noch einmal lustig mit dem Dirndl: „Morgen können wir hin sein!" —

Gina schürte ihr Herdfeuer zum Kuchenbacken, und Ginina trug ihr dies und jenes zu. Der Greidl schlenderte, wie es seine bequeme Gewohnheit war, nach dem ärmlichen Mittagsbrote die Landstraße entlang, ob ihm nicht etwa irgend eine interessante Neuigkeit in den Weg liefe zwischen seinem Morgen- und Abendrausche. Als er heimkam, rief er seiner Frau über die Achsel zu:

„Hietz bist extra lust'g un' thuast di nöt verrot'n, Weib! Der Mayrhofer kimmt nöt z' Noacht, der is furt seit zwoa Toag. Hinter'm Sunnwend hot 'r den briccone

afg'ſpiert — d'rwiſch'n, wann 'r kunnt, möcht 'r den Bua'm!"

Sie ließ den Kuchen, den ſie gerade wenden wollte, ins Feuer fallen und verſtapfte ſich mit beiden Händen die Ohren. Dann biß ſie ſich, weil ſie vor ihrem hülfreichen Kinde nicht ſchreien wollte, wie eine Wahnſinnige ſo gewaltſam in die geballte Fauſt, daß die Zahnſpuren blutrünſtig im Fleiſch ſtanden, und ſchaffte und arbeitete ohne Aufhören und Ermüden, als ob ſie eine Hochzeit auszurichten hätte.

Abends, ehe die Gäſte kamen, ſaß ſie im Feſttagsgewand am Fenſter und ſtarrte zur Straße und zum See hinüber. Ihre Wangen glühten wie hochrote Roſen, und ihre Augen leuchteten wie ſüdliche Sterne. Der Simbacher trat als der erſte ein, ſich unter der niederen Thür bückend. Er preßte ſtumm Ginas Hand zum Gruß und ſah ihr mit feierlichem Ernſte in die Augen. Voll Befremden bemerkte ſie, daß er einen ſtraffgefüllten Rucksack und einen Alpſtock mitgebracht hatte, dazu trug er den Stutzen und den Beutel für Schrot und Kugeln umgehängt und ſeine „Katzen", den Wettermantel auf dem Rücken. Das alles ſchaffte er ſogleich abſeits in des Greidls Kammer, brachte die Zither zurück und ſetzte ſich damit, die anderen Gäſte abwartend, vor den Tiſch, der des Tanzens halber in einen Winkel geſchoben war. Gina ſaß neben ihm, und mit der freien Rechten griff er leiſe auf der Zither hin und her; abgeriſſene, wehmütige Töne. — Seine Linke hatte er unter dem Tiſche feſt um Ginas Hand geſchloſſen, die ihm auf dem Knie lag.

Mitten im Spiel hielt er inne, beugte ſich weit vor und ſagte halblaut, während er Ginas Finger unter der Tiſchplatte abwechſelnd drückte und ſtreichelte:

„Greidl-Lois, kannſt mi heut an Unterſtand af' d' Nacht bei dir geb'n?"

„Z' weg'n woas?" fragte der Greidl unwirſch.

„Sag z'erſt, ob du's kannſt —" beharrte der Jäger, und da der Greidl mürriſch bejahte, fuhr der Simbacher fort: „Schau — dies iſt mein letzter Abend am Spitzing, Laisl. Ich hab' meinem Förſter aufg'ſagt und mache mich morgen in der Früh d'rvo' ins Tirol. Schau, der Sandwirt kammt wieder und will zum drittenmal auf S'bruck marſchier'n mit dem Speckbacher z'ſammen. Geſtern nacht hat mir einer von d'rhoam 's Aufgebot durch's Fenſter in d' Liegerſtatt g'worfen, woaßt, um an Stoan g'wickelt, das Blattl. Hint' am Karwändel, unter'm Vogelkaar thut er auf mich warten und auf alle guten Tiroler im Bayernland. Durchſchlag'n wollen wir uns miteinander nach S'bruck. — I mag nimmer jagern, Loisl, zum Sandwirt will ich und dreinſchießen! — kumm' au', Greidl-Loisl, 's thut not um jeden Mann im Tiral!"

„Kunnt ma fehl'n!" erwiderte der Greidl, lachte verächtlich, ſtand auf und ſchlurfte in ſeine Enziankücke.

„Gina — liebſter Schatz — ſei ſtaad, gib dich drein!" flüſterte der Simbacher ins Ohr des armen Weibes an ſeiner Seite.

Sie ſah ihn an mit wildem Ausdruck in ihren dunklen Augen. „Recht thuſt du, daß du von mir gehſt," ſagte ſie laut, „ganz recht! Du biſt beſſer als ich! Ich ſpür' es hier drinnen — wie Meſſer — wie den Tod — ja — ich will ſterben!" —

„Sei ſtaad — verſündig' di net, mein einziger Schatz," wiederholte er und drückte ſeine Lippen gegen ihren weißen Hemdärmel. „Schau — ein Arges anthun kunnt' i dir vor lauter Lieb', aber dran denken derf i nimmer! Zum Sandwirt muß i und draufſchlag'n, i kann 's net anders, Schatz! Bitt' Gott, daß i g'ſund hoamkomm' zu dir. — Und ſpielen will i auf d' letzt heut, daß d' mi nimmer vergeſſ'n ſollſt!" —

„Spiele — ſpiele!" ſagte ſie harten Tones, erhob ſich, winkte abwehrend mit der Hand und ging davon.

Sie trat wie auf leere Luft und ſah die Gäſte, die ſich jetzt in raſcher Folge zur Thür hereinſchoben, wie durch einen Florſchleier. Aber ſie hielt ſich aufrecht und begrüßte jeden und jede geziemend. Dann ſetzte ſie ſich wieder an's Fenſter und harchte angeſtrengt hinaus in die ſchwüle Finſternis. Es war ihr zu Mut, als könne ſie die nächſte Nacht nicht mehr erleben.

Draußen regte ſich kein Blatt; der Gewitterregen rauſchte aus hängenden Wolken zur Erde nieder. Van der Brecherſpitz herüber leuchtete es und grollte dumpf, und der düſtere Spitzingſee ſchlug trotz der Windſtille hohe, ſchaumige Wellen; der Sturm meldete ſich an.

Digitized by Google

VI.

Auf dem Tanzboden war die Lustbarkeit bald in vollem Gange. Der Simbacher saß seitab vor der Zither und spielte auf. Sein Gesicht sah sehr ernst und männlich drein und außergewöhnlich farblos. Er hob auch kaum den Blick von seinem Instrumente und lachte und tollte nicht wie sonst, wenn er sich aus seiner gewöhnlichen Ruhe zur Lustigkeit hinreißen ließ, und dann, nach der Art trockner Charaktere, einmal in's Feuer geraten, lichterloh brannte.

Er möge nicht tanzen, sagte er, ihm sei's noch nicht wieder recht extra in den Gliedern und zudem — sein Dirndl hatte nicht mitkommen wollen aus dem Tirol — fügte er augenzwinkernd hinzu.

„Muaß was Rar's sei', selbiges Diandl, daß 's net schuhplattl'n mag!" neckte der Mittenwalder Toni und klimperte auf seiner Geige; denn er gedachte bei der „Musi" mit dem Simbacher Peter abzuwechseln.

— „Extra rar," entgegnete der Simbacher lakonisch und stimmte den Ländler an, so einen recht weichen, wiegenden. Der kleine Hüterbub von der Gindlalm ob Schliersee stellte sich neben ihn und hob das Schwegelpfeifchen an die Lippen. Hell und taktrecht zirpte die Begleitung zu des Simbachers anmutsvoller Tanzweise in die Ohren der Hörer und machte ihnen die Füße zucken. Die Zahl der Anwesenden war verhältnismäßig groß, aber es ging ohne Zwang beim Tanze her, weil keine bezahlten Musikanten am Platze waren. Die beiden Kreise, jeder zu sechs Paaren, tanzten abwechselnd, und die Burschen, an denen gerade nicht die Reihe war, saßen auf den Bänken an der Wand hin, schaukelten ihre Dirndln auf den Knieen, traten den Takt, riefen Scherzworte herüber und hinüber und sprachen dem Enzian zu. Eine verhaltene Aufregung lag über ihnen allen. Übermorgen ging's fort in den Krieg, und die wenigsten zogen gern gegen die deutschen Brüder im Tirol. Ihnen war's auch wie eine Sache zum Schämen, daß der Tiroler Bruder im Jägerrock da am Tisch saß und ihnen aufspielte. Und schämt sich der Bauer, so ist es seiner Unbeholfenheit selten gegeben, diese Stimmung in Worte und Thaten umzusetzen. Er greift lieber zum barbarischen Auskunftsmittel: zum Raufen. So weit kam's nun zwar vorläufig am Spitzing noch nicht, aber die Stimmung des Ganzen war wild und hitzig, und der Tanz artete von seiten der Burschen in förmliche Raserei aus, sobald der erste ruhige Teil des Schuhplattlers in den zweiten überging. Reizvoll genug war es, dies langsame, zögernde Sichwiegen der Paare im Ländlerschritt zu Anfang des Tanzes, dann aber wanden die Dirnen sich zwischen den Armen ihrer Burschen hindurch, entschlüpften, ließen sich suchen, haschen, umwerben, die liebliche Ländlermusik der Zither ward rascher und feuriger, und immer schriller drängte sich die Schwegelpfeife in den Vordergrund.

Und nun war die Tanzwut der Burschen entfesselt! Die Fenster klirrten, die Balken dröhnten vom Stampfen der schweren Nagelschuhe, klatschend schlugen die braunen Mannshände auf die derben Knie und Schenkel und unter die Sohlen der Schuhe. So umkreisten sie die Dirnen, die sich sittsam drehten, jede allein für sich, bis der Bursche sie im höchsten Affekt umfaßte und „lupfte," daß die Röcke flogen. Dazu ein Pfeifen und Jauchzen, ein Emporschnellen und Zurückfallen auf die kräftigen Füße. Gina meinte, die Sinne sollten ihr vergehen, so arg war es noch niemals gewesen oder sie noch niemals so elend.

Den Simbacher wagte sie nicht anzuschauen; je weiter die Nacht vorschritt, desto banger ward es ihr ums Herz. Schwere Unglücksahnungen lasteten auf ihr, und doch ging ihre ganze, heiße Seele liebeheischend zu dem Geliebten aus, trotz ihrer herben Worte, ehe die Gäste kamen. Sie hätte sich mit ihm in den Kreis hineinstürzen können, um ihr rebellisches Herz gleichzeitig zu beschwichtigen und zu betäuben. Sie wünschte, er möge thun, wie der Mittenwalder Toni, der die Geige hinwarf und einem trinkenden Burschen seinen Schatz zum Spaß abwendig machte. Mit ausgebreiteten Armen duckte er sich vor der lachenden Dirne, sprang gegen sie auf, als sei er ein wildes Tier, schlug an seine Schenkel, daß es krachte, schnalzte mit der Zunge, während die gesunde, kraftvolle Sinnenlust in seinen Augen funkelte. Immer gründlicher verschlang der Lärm die Musik; mit Messern hätte man die dichte Luft schneiden können, in der Branntweindunst und Tabaksqualm überhand nahmen. Dann und wann stieß

ein Paar die Hausthür auf und trat hochatmend über die Schwelle ins Freie. Aber man sah im strömenden Regen keine Hand vor Augen und ein starker, lauer Wind hatte eingesetzt. Es war immer noch besser drinnen, und keiner nahm Anstoß an des anderen freier Liebesäußerung. Der Schuhplattltanz wirkte wie ein Rausch.

Dann kam die erste Eifersucht und das erste Trutzlied, als der Enzian dem Mittenwalder hoch genug ins Gehirn gestiegen war. Der Simbacher Peter saß gar so stolz und ruhig hinter seiner Zither, daß es den Geiger wurmte, weil die Dirndln sich Hand in Hand während der kurzen Tanzpausen an den Tisch drängten und den stummen Rotbart zu ermuntern, zu reizen suchten. ‚So ein damischer Tiroler, gar keine Schneid hatte er mehr im Leib, seit er im Spittel gesessen war und sich auf den Habsburger Patrioten verlegte! — Der Sandwirt soll schon noch hin werden!‘ Sagte er's oder dachte er's nur? Das Messer zuckte ihm in der Tasche und die festen Fäuste an den Armen! Er schlug den Simbacher Peter auf die Achsel und sang schmetternd:

„Blauweiß is die Treue,
Schau' her, mirk dir's wohl:
Muoßt boarisch verbleib'n
Du schwarzgelb's Tirol!“

Empor sprang der Jäger, stemmte die Fäuste ein und setzte trotzig den Fuß vor!

„Wiar a Katzviach so schlupft uns
Der Löw' ins Revier,
Doch der Adler bleibt droben!
Dös Land'l g'hört mir! —

Nun folgte Spruch auf Spruch, Schlag auf Schlag, der Zwist entbrannte. Der Wirt war, wie gewöhnlich, um diese Stunde schon viel zu stumpf, um Frieden zu stiften. Die Dirnen kreischten, die Gläser und Scheite vom gestapelten Brennholze flogen hierhin und dorthin. Der Simbacher stand wie ein ragender Goliath auf der Bank, schwang die Zither, um sie vor den Gewaltthätigen zu retten, und sang mit seiner Prachtstimme:

„Mei Deandl is g'sturb'n,
Mei Deandl is nöt hier —
„Wann's heunt auferstehn thuat
Nocha kimmt's no' z' mir! —“

— — — — — — — — — — —

In diesem Augenblicke fiel draußen in der Ferne ein Schuß und noch einer und ein dritter in rascher Folge. Dumpf schickte das Echo den Krach von Berg zu Berg; an den Felsen der Rotwand rollte es lang nachhaltend hin.

„Dös wann's 'm Mayrhofer sei Bix'n waar!“ meinte einer, und der andere rief:

„Dös is hinterm See bei der Brecherspitz!“

„Na! na! am Jägerkamp hats g'schnallt!“ widersprach ein dritter. Der Streit verflog, um gleich darauf infolge irgend einer kitzlichen Mutmaßung heftiger zu entbrennen, bis das hitzige Blut sich ausgetobt hatte. Darauf kühlte man sich allerseits ein wenig die Köpfe am Röhrbrunnen, räumte die zersplitterten Schemelbeine, die Holzscheite und zerbrochenen Gläser zur Seite in einen Winkel, nahm einen tapferen Bissen zur Nachtkost und begann Musik und Tanz mit frischen Kräften. Einer der Burschen zog seine Uhr im Schildkrottgehäuse aus dem Sack und verkündete, daß es kaum erst Mitternacht vorüber sei: „All'mal lustig, bis der Gamsbock kräht und der Gockl hahn pfeift!“

Gina ertrug es nicht mehr, unter diesen nimmersatten Kindern der Freude zu bleiben. Sie fühlte sich auch überflüssig; denn zu essen begehrte niemand mehr, der Simbacher vermied es, ihren suchenden Blicken zu begegnen, und der Alois hatte eben noch Kraft und Besinnung genug, um die hingehaltenen leeren Gläser zu füllen.

Das Dröhnen der fernen Schüsse hatte sie bis ins Mark erschüttert. Sie flüchtete in ihre Kammer und kniete dort auf dem Boden unter dem Fenster, stumm, thränenlos, unbezähmbare, leidenschaftliche Bitterkeit im Herzen darüber, daß der Peter sich so kühl und fern von ihr hielt. Als eine Schmachbeladene wies er sie von sich, er, dem doch ihre Schmach seine Wonne gewesen war. Ihr Stolz konnte und wollte dies nagende Bewußtsein des eigenen Unwertes nicht überleben — nein! es durfte kein „morgen“ mehr für sie kommen! Fluch über ihre unselige Liebe! — „Unsere Lieb' soll bestehn bleiben!“ hatte der Peter vor Wochen gesagt — — „vorbei! vorbei! er geht ins Tirol — er kehrt mir niemals wieder!“ schrie es in ihr auf, und zwiefache Finsternis umgab sie in ihrer Einsamkeit bei den schlafenden Kindern, die ihrer Seele keinen Trost mehr zu geben vermochten. Und hinter ihrer Thür im Hausraum tobte

die unermüdliche Luft weiter, und zwiſchen das Stampfen und Klatſchen und Juchzen hinein klangen die lieblichen, ſchmeichelnden Töne von des Peters Zither wie abgeriſſene Koſeworte. —

Horch! — da ſchlug, mit dem rauſchenden Sommerregen, noch ein anderer Laut an ihr Fenſter, ein leiſes, trommelndes Pochen, und eine gedämpfte Stimme rief angſtvoll dringend:

„Ajnto! ajnto! öffne! Gina — sorella — öffne!“ Sie ſprang empor, ballte die Hände und ſtand, ihrem eigenen Ohre nicht trauend, vornüber gebeugt in lähmendem Schrecken, bis ſich Ruf und Pochen ebenſo leiſe wiederholten. Da riß ſie das Fenſterchen auf und fuhr zurück beim erſten Anblick des rußgeſchwärzten Geſichtes, dem lange triefende Haarſträhnen in die funkelnden Augen hingen. Und doch erkannte ſie ſofort ihres bricconcello Antlitz unter der häßlichen Entſtellung und zog es mit einem erſtickten Schrei halb des Jubels, halb der Angſt, durchs Fenſter gegen ihre Wange.

„Cospetto! — Cospetto!“ — keuchte er und machte ſich los, „hilf mir — ſie ſuchen mich — ſie ſind mir auf den Ferſen — aber guten Vorſprung hab' ich. Laß mich ein — verbirg mich! —“

„Wo? wo? ah Madonna santissima! — es iſt kein ſicherer Winkel im ganzen Haus!“ flüſterte ſie zurück, verriegelte geräuſchlos ihre Kammerthür von innen und ſchob zum Überfluß noch des Kleinen Wiege davor.

Renzo nahm draußen einen Anlauf: facht wie eine Katze trat er — ſprang gutzielend, ſo daß er ſich an der Mauer zum Fenſter hinaufarbeiten konnte, und zwängte ſich auf unbegreifliche, unhörbare Weiſe durch die ſchmale Öffnung. Aalgleich glitt er zu Boden, ſchloß Fenſter und Laden und umarmte ſeine Schweſter mit der ſtürmiſchen Zärtlichkeit eines Knaben. Waſſerſtröme troffen an ihm nieder, bildeten eine Lache unter ſeinen Füßen und rannen bis zu Ginas Bett hin, und der tolle Burſch ſtrich ſich die langen, ſchwarzen Haare aus dem rußigen Geſicht und kicherte dazu wie ein Kobold, bis ſeiner Schweſter angſtvolles: zitto! zitto nn' po'!“ ihn zum Schweigen brachte.

„Am Kaar ſuchen ſie mich, und abgeſprungen bin ich unverſehens und durch den See geſchwommen! Me felice! — Und was nun? Ich bin wie Eis, fühle mich und ſieh! Gib mir trockene Kleider!“ Er ſchüttelte ſich, und die Zähne ſchlugen ihm hinter den blauen Lippen aneinander vor Froſt.

Gina blickte ratlos in der Kammer umher, während er ſeine triefenden Kleidungsſtücke behende von ſich ſtreifte und zu Boden fallen ließ.

„Woher trockne Kleider nehmen, mio caro?“ — ſagte ſie, verwirrt von einer Seite zur andren ſpähend, „zu meines Mannes Lade kann ich nicht gelangen, er gibt den Schlüſſel niemals von ſich, und der Sepp iſt ein krüppelhafter goffoto, der hat auch nur ein einziges Gewand. — Höre, wie ſie da draußen tanzen und ſingen und raufen. — Hier bleiben mußt du in der Kammer, eine andere Hilfe weiß ich nicht. Da! lege dich in mein Bett und bedecke dich gut. Erſt ſollen ſie mich töten müſſen, ehe ſie dich finden dürfen!“ —

Er hatte ſich in Ginas braunen Woilach gehüllt, rieb ſeine eiſigen Glieder damit und wuſch ſich die Schwärze aus dem Geſichte, deſſen Oberlippe jetzt ein dunkler, zarter Flaum beſchattete.

„In ein Weiberbett mit der Unruh?“ ſagte er. „Bei allen ſieben Teufeln und dem hölliſchen Brande! nimmermehr! Tanzen möcht' ich — ſchreien — raufen — die ganze Welt zum Narren haben! Eine bravura hab' ich im Leib — mir iſt's, als müßte heute noch einer aus dem Leben gehen durch mich, einer von den Spitzeln, die jetzt am Jägerkamp oder der Rotwand nach mir auskrazeln! Auskennen thu' ich mich hier im Gebirg, ſeit ich von Ingolſtadt fortkommen bin! — Meinen Packen hol' ich morgen aus der Klamm — da galantnomo! — Ka Joppen haſt wirkli' net, Gina mia?“ unterbrach er ſich, beugte ſich beiläufig über Gininas Bettchen und ſtreichelte des ſchlafenden Kindes weiche Wange: „Eh! com' è bellina, la ragazzina!“ ſagte er, und Gina dachte bei ſich: „Er iſt ein ſolcher bravaccio und ſpricht doch hell und lieblich wie ein Mädchen!“

Als habe er ihre Gedanken erraten, wendete er ſich plötzlich ſcharf um zu ihr; ſeine großen, grünlichen Augen waren voll

Schelmerei, und sein hübscher Mund lachte, daß die kleinen Zähne und die Wangengrübchen sich zeigten:

„Gib mir Weiberkleider — narren will ich sie alle — tanzen — toll sein! Und fangen sie mich morgen oder erschießen mich, wo ich geh' und steh', so hab' ich doch lustig gelebt bis zuletzt! Oh! cara la mia gioietta, — lache mit mir! Der bricconcello bleibt, was er ist, und nun thu' mir von deinen Sachen her und hilf mich kleiden. Hast' keinen Eifersüchtigen unter deinen Burschen, dem ein fesches Madl not thut?"

Da fuhr ihr wie ein Lichtstrahl des Simbacher Schnadahupfl durch den Sinn:

„Mei Deandl is g'sturb'n,
Mei Deandl is nöt hier —
Wann's heunt aufersteh'n thuat,
Rocha' kimmts no' z'mir!" —

Wie ein Alp fielen Angst und Qual für den Augenblick von ihrer Seele, und als ein Scheinfeuer flackerte die Leichtherzigkeit des Südens noch einmal in ihr auf, angesichts dieser gottgesegneten Leichtherzigkeit des schmächtigen Waghalses, der Weiberkleider von ihr begehrte, um — Aug' in Auge mit Kerker und Todesgefahr — eine kecke Komödie zu spielen.

„So eile dich — eile dich — die Heiligen werden mit dir sein!" trieb sie selbst ihn an. „Horch! Sie machen Pause im Tanz, und der Regen ist vorüber. Nun werden sie alle hinausgehen und ihre Liebe im Dunkeln reden lassen!"

Wie sie sagte, so geschah es. Im großen Raum wurde es allgemach still, und Gina raffte des Bruders nasse Kleider vom Boden auf, rang sie aus und trocknete die Wasserlachen am Fenster. Renzos Sachen versteckte sie zu unterst in ihr eigenes Bettstroh und breitete die Kissen und Laken sorgsam darüber, wie immer.

Dann schloß sie ihre Truhe auf und reichte ihm ihr bestes, ihren Jungfrauenstaat, den sie am Spitzing noch nicht getragen hatte. Da war das bauschige Hemd mit den verzierten Handbündchen und der Krause um den Hals, das Sammetmieder und der reich gefältelte Rock nebst dem viereckigen Seidenschurz. Dazu kamen noch die feinen Zwickelstrümpfe und das buntgeblümte Busentuch. Bei jedem Stücke, in das er hineinschlüpfte, warf er sich, lachend vor Lust, an den Hals der Schwester, und als er fertig vor ihr stand, traute sie ihren Augen nicht, so vollkommen erschien die Täuschung. Ins Gesicht gekämmt zu tiefen Scheiteln hatte sie ihm das straffe, nasse Haar, das sich so kraus rollte, wenn es trocken war. Darüber lag, fest und sicher mit großen Silbernadeln zusammengesteckt, das gelbe Tuch aus des briccone eignem Schmugglerpacken vom Mai.

„Schau' her, ob ich tanzen kann wie ein Deandl," flüsterte er und drehte sich ehrbar und geräuschlos in Ginas Schuhen, während sie hastig Ordnung in der Kammer machte und die erwachten Kinder wieder einschläferte. Rasch beugte sie sich noch vor der Madonna zum Dank, bekreuzigte sich und den Bruder und besprengte ihn aus der Weihbrunnmuschel zu Häupten ihres Bettes. Dann hieß sie Renzo hinter der Kammerthür warten und trat hinaus, um die günstige Gelegenheit zum Vollenden des Täuschungswerkes zu erspähen. Der Tanzboden war leer bis auf den Simbacher Peter, der mit aufgestütztem Kopfe über seiner Zither brütete. Gina trat an den Tisch und nahm verstohlen ihres Mannes Schermesser aus der Lade. Das trug sie unter der Schürze eilends zum Renzo und hieß ihn vor ihr handgroßes Spiegelchen treten und sich den dunklen Flaum über der Lippe entfernen.

Unterdes begab sie sich ohne Zeitverlust zum Peter zurück. Sie beugte sich hastig zu ihm nieder, legte ihren Arm um seinen Nacken und sagte mit zitternder Stimme:

„Sposo mio — morgen gehst du auf ewig von mir; willst du mir heute noch einmal zeigen, daß du mich geliebt hast?"

Er blickte forschend in ihr schönes Gesicht, dessen Augen ihn aus den verhärmten Zügen anstrahlten wie in jener unseligseligen Nacht, da sie die Seine ward. „Mach' mich noch einmal wund wie dazumal, — und dann büß' mir's wieder wie dazumal, —" entgegnete er und drückte seinen heißen Kopf gegen ihre Schulter. „Sag', daß du's willst. Ich bleib' am Spitzing bis z'letzt, und mein Unterstand ist bei dir —"

„Nein — nicht so —" wehrte sie und schob seinen Kopf von sich ab. „Hör' genau zu und folge mir: Dein Dirndl, von dem du vorhin gesungen hast, ist dir in Wahrheit auferstanden! Nimm es, hüte und liebe es um meinethalben — nur bis

Theseus im Kampf mit dem Centauren Bianor. Modelliert von Antoine Louis Barye.
(Nach dem Gipsabguß.)

morgen früh — bis du gehſt — hernach find' ich neuen Rat! — Thue ihm, wie du mir gethan haſt."

Verſtändnislos ſah er ſie mit ſeinen ehrlichen Augen an; der Enzian verwirrte ihm hinter der Stirn die Gedanken und trieb ihm das Blut heiß durch die Adern. Da öffnete ſie die Kammerthür und hieß Renzo heraustreten.

Der Simbacher ſtarrte das Frauenbild in der reichen, halbwelſchen Tracht an und trat verdutzt einen Schritt beiſeite, als ihm die hübſchen Augen und die Wangengrübchen zulächelten. Nur — merkwürdig hart und ſchwielig däuchte ihm die Innenfläche der kleinen Hand, die er ergriff. Keine Magd und keine Bauerntochter hatte ſolche Hände, und wenn ſie zehnmal mit Rechen und Heugabel arbeitete!

Feſt, drohend faſt ſchaute ihm Gina ins Geſicht:

„Gedenke des Wortes, halte mir dein heiliges Versprechen," sagte sie und flüsterte ihm ins Ohr: „il bricconcello!" —

Er fuhr zurück, aber nun verstand er und handelte entschlossen. Renzos Arm rasch in den seinen ziehend, eilte er mit ihm zu den andern kosenden Paaren unter die tropfenden Tannen hinaus.

Als eine Viertelstunde später der Tanz wieder angehen sollte, schritt der Mittenwalder Toni fiedelnd allen voraus, der Simbacher Peter hatte seinen schönen Schatz fest im Arme, küßte ihn wie ein Berauschter, und dazu sangen und jauchzten die Burschen:

„Un' vom Tod auferstanden
Is 'm Peter sei Madl,
Un' dasselbig' soll wahr san —
's hat schier kan Tadl! —
Duli—e, Duli—e, Riduli—e!"

VII.

Woher das fremde Dirndl in später Mitternachtstunde hereingeregnet kam? Niemand gönnte sich jetzt die Zeit, dem nachzuforschen. Sie war eben da, flott, hübsch, lustig wie das Zeiserl auf dem Fichtenast; der Peter setzte eine bessere Miene auf, und die übrigen Burschen hatten bei dieser vorgerückten Stunde genug mit ihren eigenen Herzensangelegenheiten zu schaffen.

Ungetrübt floß der Strom ausgelassenen Jubels der Sonne des neuen Tages entgegen. Die Tanzlust schien unversieglich zu sein, und der Greidl schnarchte auf dem Küchenfußboden neben seinem Fäßchen. Jeder schenkte sich ein, soviel er mochte. Gina ging ab und zu ohne Furcht und ohne Gedanken, wie eine Schlafwandlerin auf dem Dachfirst.

Der Simbacher spielte längst nicht mehr Zither. Er saß auf dem niederen Bänkchen unter dem pfeildurchbohrten Sankt Sebastian im Ofenwinkel, seine starke, schöngeäugte Dirne auf dem Schoße wiegend. Sie hatte eine Hand in seinen Bart vergraben, die andere um seinen Hals geschlungen, trank aus seinem Glase und brachte, wenn sie nicht trank, den roten Mund mit den schneeweißen Zähnen gar nicht vom Ohre des Tirolerjägers fort. Was mochten sie so angelegentlich miteinander zu flüstern haben? Eifersucht? Über des Jägers blondes Gesicht flog's wie Wetterschein, tiefer Ernst legte sich dabei um seinen kräftigen Mund, und stolze, feindliche Blicke warf er auf die Tanzenden. Und die Dirne lauschte seinem eindringlichen Flüstern immer gespannter, drückte sich dicht an ihn, um keines seiner Worte zu verlieren — nun leuchteten ihre Augen auf, und die frischen Lippen schlossen sich fest, während ihre kleine braune Rechte sich zu kräftigem Drucke in die große braune des Jägers legte. Dann tauschten sie einen Kuß, keinen langen, liebesheißen, sondern einen keuschen, brüderlichen. Alles war augenscheinlich in bester Eintracht und Ordnung zwischen ihnen, und jetzt führten sie miteinander ein verliebtes Spiel auf, als sei's ihnen voller Ernst darum. Mit trunkenen Blicken wiegte sich die Dirne in ihres Burschen Armen. Nur ein- oder zweimal richtete sie sich auf, um mit schalkhafter und doch schüchterner Grazie nach der Hand irgend eines der munteren, vorüberstreifenden Mädchen zu haschen, wie wenn sie, die Fremde, Kameradschaft zu schließen wünschte, für den Fall, daß sie, als des Jägers Schatz, demnächst mit ihm auf allen Tanzböden erscheinen werde. Hier und da suchte sich auch einer der Burschen ihr zu nahen, aber der Simbacher ließ sie nicht von sich.

Nur einmal trat er mit ihr in den Kreis der Tanzenden, weil sie nicht nachließ, darum zu betteln, und da umkreiste er seine Dirne, die sich stolz und zierlich drehte und Flammenblicke schoß, zischend und pfeifend, wie der balzende Spielhahn seine Henne, und stampfte den Boden, als sollte der Estrich einsinken.

„Jessas! is dös a Lieb!" sagten die Zuschauer.

Ganz aus den Fugen brach des Peters ruhiges Wesen, wieder und wieder vergaß er, daß der bricconcello und nicht dessen Schwester sich ihm so toll an die Brust schmiegte. Der bricconcello war mit Leib und Seele bei seiner Weiberrolle. Der Leichtsinn schäumte ihm zu ungestüm durchs Blut, die Keckheit des bravaccio machte ihm jedes Wagnis zum Kinderspiel. Sein Leben oder ein Kartenblatt — ihm galt's das Gleiche, nur den prickelnden Reiz dieser Stunde ganz auskosten und auf die Zukunft voll glänzender Heldenthaten hoffen! In des Kaisers Rock, an der Seite des neuen Freundes mit dem wallenden Rotbart, geführt vom Erretter Tirols, vom Passeierer

Digitized by Google

Sandwirt! — Der Deserteur, dem die Verfolger auf der Spur waren, sah sich im Geiste unter den Ruhmgekrönten des Vaterlandes, und all seine Schuld und Fehle lag hinter ihm versunken. Mit seinen Schergen selbst hätte er am liebsten geschuhplatt'lt.

„Immer dalli! dalli! lusti' noch emol afg'spielt, Hüterbua! nöt schlof'n!" schrie eben der Simbacher und machte einen riesigen Satz auf seine Tänzerin zu. „Gib Obacht af dei' Kaib'n — d'r Stier kimmt eini!" Der Bube raffte sich empor und ließ seine Schwegelpfeife wieder im raschen Takt zu des Mittenwalders Geige schrillen, da öffnete sich urplötzlich die Hausthür, und der Mayrhofer mit zwei Auracher Bauern, alle drei kotbespritzt bis zu den Hüften, traten ein. Der Grenzler schien vor Wut und Ermattung nur halb bei Sinnen. Er herrschte die Tanzenden an, beiseite zu treten, er müsse Haussuchung halten. Allein in seinem blinden Eifer achtete er nicht einmal darauf, daß einzelne der Paare, der Simbacher und sein Schatz darunter, ob der Störung murrend, in die Nacht hinausschlüpften und dort, eng aneinander geschmiegt, auf und ab wandelten, während der Grenzler jedes Stück Hausrat drinnen betastete und umkehrte. In den unmöglichsten Verstecken suchte er seinen Flüchtling, klopfte gegen das Branntweinfäßchen und schaute ins Brunnenrohr und in die Wiege des Bübchens. Gina folgte ihm auf Schritt und Tritt, ihr Gesicht blutlos bis in die Lippen, die Halsadern pulsierend, die Hände kalt wie Eis. Unablässig betete sie zu Gott: er möge es dem Renzo eingeben, das Weite zu suchen, und dem Peter, noch einmal zu ihr zurückzukehren. — Als der Mayrhofer mit einem häßlichen Scherze seine knochigen Finger über die Kissen ihres Bettes gleiten ließ, tönte es ihr wie Donner in die Ohren, und dann ging sie auf den häßlichen Scherz ein, damit der Schreckliche, der ihres Bruders Leben in Händen hielt, dessen triefende Kleider nicht im Bettstroh finden möge. So überschwänglich war das Dankgefühl im Herzen der unglücklichen Frau um ihres Bruders wegen, daß es ihr fast den Geist verwirrte. Mit wildem, schluchzendem Lachen that sie dem Grenzjäger allen Willen, trank mit ihm in großen Zügen aus einem Glase, bis das schauerliche Kältegefühl in ihr der Glut wich, setzte sich ihm aufs Knie und redete ihm mit Worten, von denen ihre zerrissene Seele nichts wußte, den Zorn hinweg! Denn er fluchte und tobte weidlich darob, daß ihm der sakrische, welsche Loder auskommen sei. — O ewige Gnade! der war nicht weiter geflüchtet, wie Gina vom Himmel erbeten hatte. Da erschien er wieder unter der Thür mit dem Simbacher und den übrigen, lachend, das bräunliche Gesicht mit seinen Schelmengrübchen von frischer Nachtluft und Aufregung gerötet und die Augen hellfunkelnd. Jetzt galt's den prächtigsten Narrenspossen, der zierliche Bursch zitterte vor Begier danach, und in schönem Gegensatze zu seiner Heißblütigkeit stand des Peters männliche Ruhe. Er sah die furchtbare Gefahr und hielt den Blick klar, die Kraft zusammen für seine Freunde.

Gina fühlte ihr Blut erstarren, als sie Renzo über die Schwelle treten sah. Sie umfaßte des Grenzjägers Oberarm mit ihren beiden Händen und zog ihn zu sich hin. „Schütze mich vor ihm —" sagte sie, ohne selbst zu wissen, vor wem er sie schützen solle, und dann, weil ihr die Unverständlichkeit ihrer Bitte klar wurde, hob sie die Hand und wies zur Thür hin, wo ihr betrunkener Gatte seinen schweren Rausch ausschlief. Und der Mayrhofer war nicht faul dabei, sie seines Schutzes mit aufdringlicher Zärtlichkeit zu versichern. Nur, als er sein widerwärtiges Gesicht dem ihrigen vertraulich nahe brachte, beugte sie sich rücklings mit dem Ausdrucke höchster Seelenqual in ihren starren Zügen. Unsägliches litt sie — ihre Kraft verzehrte sich daran, wie die Kerze unter dem Knoten im Dochte. Alles für ihn, den bricconcello, den Bruder, und doch packte sie rasende Eifersucht, da sie ihn mit dem Peter liebeln sah, auf dem niedern Bänkchen, das ihre Liebe mit dem Jäger getragen hatte.

Plötzlich blieben des Mayrhofers umherschweifende Augen auf dem schönen Paare im Ofenwinkel hangen, und ein Triumph nach dieser Enttäuschungsnacht schwellte ihm die Brust. Der Simbacher hatte doch ein anderes Spiel unter dem Tische gehabt als das mit der Enzianwirtin, die er, der kluge Diener des Gesetzes, heut so sicher und unbestritten im Arm hielt. Er preßte sie ein wenig stärker an sich und trank dem Jäger zu: „Prosit, Jaga! Hast nix a'z'pürsch'n im Revier?"

„Aus is' mit'm Jaga'n," schrie der Simbacher zurück, ohne mit dem Glase nachzukommen. „Sixt, mei Deandl holt mi hoam ins Tirol — z' Miesbach hot's an Dienst g'hobt — ma blei'n nimma im Boarn, un' stell'n muß i mi!"

„Un's Dirndl mit, gel?" höhnte der Mayrhofer. „O Jessas na, mei Bubi, dös is g'feit! Dreinschloag'n gi'ts sei net mehr! Der Bunebart un d' Boarn sin' d' Herrn im Tirol."

„Lug'n sog'st, Spitzl! wirst scho' sehg'n!"

Der Simbacher stand trotzig, sein Messer in der Faust vor dem Grenzler, und der ließ Gina los, sprang ebenfalls auf und zog blank.

Atemlos erwarteten die Umstehenden den Beginn dieser auserlesenen Rauferei. Parteien rotteten sich bereits zusammen, die Dirnen liefen begütigend von einem zum anderen. —

Sieh! da sprang des Simbachers Schatz im gelben Kopftuch zwischen die Streitenden, die sich schon am Hüftgurt gepackt hielten. „Aufg'spielt!" rief seine helle, kräftige Stimme dem Mittenwalder und dem Hütbuben zu, und dann legte sich eine zierliche, braune Hand auf des hitzigen Grenzlers Ärmel: „Nöt rauf'n! Tanzen möcht' i! Magst mi nöt, Schandarm goldiger?"

Die Burschen sahen einander verwundert an. Die helle Stimme, die sich dem Mayrhofer gegenüber wieder sittig gedämpft und verstellt hatte, war schier zu schneidig für ein verliebtes Dirndl gewesen, und dann die Aufforderung, die gegen Brauch und Sitte ging! Dunkel ahnte es diesem und jenem, daß es sich wohl gar um eine „Hetz" zwischen dem Simbacher und dem Mayrhofer handle, der bei allen Dirndln umsonst das Fensterln versuchte und ein großes Maul am Leib hatte, wie der Bunebart selber. So stand der ganze Trupp zuschauend und sich unter heimlichem Lachen anstoßend im Kreise um das tanzende Paar. — —

Der Simbacher saß jetzt neben Gina. Leblos lag ihre Hand in seiner — ihr Kopf sank zurück, und ihre Augen brachen —

„Jetz' schaugt's d' Wirtin!" flüsterte eins der Mädchen ihrer stämmigen Nachbarin zu, und die schob sich an der Wand hin zu der halb ohnmächtigen Frau, half ihr fort in die Kammer, nestelte ihr die Mieder ketten los und sprengte sie mit kaltem Wasser aus dem irdenen Kruge an.

Still legte Gina sich aufs Bett, eine Hand unter dem Haupte, die andere schlaff über den Bettrand niederhängend, regte kein Glied und redete kein Wort. So jammervoll krank sah sie aus, daß die mitleidige Dirne ratlos das Fenster öffnete, um frische Luft einzulassen, das weinende Bübchen wieder in Schlaf wiegte und Gina zuwisperte: „es sei eine Schand' um den Saufaus, den Wirt; er liege wie ein Sack Erdbirnen im Winkel, und es müsse doch leicht einer für die Frau zum Bader nach Schliers springen. Ob sie's etwa dem Mittenwalder Toni anbefehlen solle, der habe die längsten Bein'!"

Aber Gina schien sich nach einem Weilchen zu erholen. Sie setzte sich auf, nahm ihr ungeduldiges Bübchen zu sich ins Bett und hieß die Dirne zum Tanz zurückkehren und die Thür ein wenig offen lassen, damit sie sich auch noch daran vergnügen könne. — Sie möge ihr auch den Simbacher Peter einmal rufen, der wisse die Ader fest zu binden beim Herzkrampf.

Sie sprach langsam, mit schwerer Zunge, und die Dirne schlich kleinlaut davon, um dem Simbacher die Botschaft auszurichten. — Er kam sofort zu Gina ins Dunkel, setzte sich auf den Bettrand und nahm sie mitsamt dem Kinde in seinen Arm. Krauses Zeug redete er in sie hinein: es riß ihn hin und her zwischen ihr und dem bedrängten Vaterlande. Mit klaren Worten vermochte er sich's freilich nicht zu sagen, aber er fühlte es wieder im Herzen, daß die Liebe für ihn eine endlose, heimlich geschleppte Fessel bedeuten werde und das Vaterland die Freiheit. Und instinktiv entschied, zu dieser bitteren Zeit der Volksknechtschaft, der Patriot in der Seele des waffengewohnten Mannes. —

Stumm und kalt wie eine Sterbende lehnte Gina an seiner Brust und erwiderte kein Wort auf alles, was er vorbrachte von Treue zu Kaiser Franz und von Nievergessen. Durch einen Schleier sah sie ihren Bruder sich drehen und den Mayrhofer zu grotesken Gaisbocksprüngen anreizen.

„Wann gehst du von mir?" fragte sie endlich ohne den geringsten Ausdruck in der Stimme, und er antwortete:

„In d'r Fruh, eh' daß d' Sunn kimmt. Den bricconcello nehm' i mit; wir hob'ns ausg'macht beim Busserln z'vor, daß der Krieg 's best' is für uns alle zwoa! —

Digitized by Google

Thu' net woanen, du liaber Schatz du! Wann der Himmel net einfallt un' ka Kugel net trefft, kumma ma wieder zum Spitzing."

„Es ist gut" — erwiderte sie, „— geh' und schließe die Thür — behüt dich Gott! — und du kommst doch noch zum Lebewohl mit dem Bruder? —"

„O mei einziger Schatz — darfst net harb sein! thu mi half'n!" bat der Bursch mit rauher Stimme und zog sie mit beiden Armen gegen seine Brust. Und sie hing noch einmal an seinem Halse mit aller leidenschaftlichen Inbrunst und Kraft ihrer Liebe; dann stieß sie ihn von sich, und er taumelte hinaus zu den anderen.

Sie lag auf ihrem feuchten Woilach, feucht von Renzos nassen Gliedern, Fieberschauer rannen durch ihren Körper, und ihr Herzschlag ging schwer und zögernd. Ihr totenblasses Gesicht hielt sie starr gegen das offene Fensterchen gerichtet. Der neue Tag begann zu grauen. Vom Himmel sah sie nichts, die schwarzen Tannen des Waldes schlossen ihn aus, aber sie spürte die unruhige, kühle Luft, die der Frühdämmerung in den Bergen das Geleit gibt. Die wilden Tauben, die in den Bäumen nisteten, ruckten von fern, so traurig klang es, fast wie das abgebrochene Weinen einer Menschenstimme.

Die Burschen und Dirnen schickten sich zum Heimgang, neckten den Trottelsepp, der verschlafen aus dem Stadel hervorkroch, und einer der Burschen fragte laut: „Gehst mit auf Schliers, Simbacher Peter?"

„Na — na! — I geh af Kufstein mit mei'm Deandl. Pfüat Gott mit 'nand," entgegnete der Peter. „Mei Deandl loßt no' net aus!" —

„Pfüa' Gott!" ging's hin und her; Gina vernahm auch deutlich, wie des Mayrhofers Seitengewehr beim Umschnallen einen rasselnden Ton gab, und dann sagte des Simbachers Stimme wieder:

„Geh a bisl eini zur Wirtin, mei liab's Deandl, bis wir den Wirt af d' Liegerstatt g'lupft ham, d'r Mayrhofer un' i. Wann's Zeit is, thuar—i scho' pochen!"

Nun drückte eine Hand von außen auf Ginas Thürklinke, öffnete und schloß rasch, und Renzo tastete sich im Dämmergrau zu seiner Schwester Bett hin. Leise lachend strich er ihr übers Gesicht mit seiner heißen, harten Hand, deren Pulsader nach dem wilden Tanzen hastig auf- und niederflog; sein seidiger Weiberrock rieb sich knisternd gegen das Holz der Bettlade.

Gina zog seinen Kopf zu sich nieder, umschlang ihn krampfhaft und stöhnte und schluchzte wortlos in ihr Kissen. — Draußen grinste der Trottelsepp vergnügt hinter den verliebten Paaren drein, die eng umschlungen der jungen Sonne entgegenwanderten durch kaltes, geheimnisvolles Zwielicht. Und dazu sangen sie, weil sie gar so glücklich und froh waren nach lustig durchtanzter Nacht, alle miteinander dreistimmig das schmerzliche Volkslied:

„Vom Bua'm valoaß'n —
I stirb halt dervo' —
Wiar find' i d' Stroaß'n
Beim Marterl bergoa'?
Da drunt' fließt a Wasser,
Da drunt' liagt ma guat —
Ob d' Liab oder's Sterben
Am wehsten wohl thuat?
Vom Bua'm valoaß'n —
Un' klag'n mag i's koa'm —
Jetz geh' i ins Wasser
Dann bin i d'rhoam!" —

— — — — — — — — —

Bei der letzten Strophe trat der Simbacher ein, seinen Hut in der Hand, Stutzen und Gepäck umgehängt — „'s is Zeit, — er is furt, d'r Mayrhofer af Schliers zu," sagte er mit heiserer, gedämpfter Stimme. „Gib dei'm Bruder a Janker un 'an Huat, Frau, un a g'mein's Fürtuch, bis wir sicher sin' im Karwändel droben. A Mannsg'wand hob i im Sack un 'an Stutz'n kriegt ma in S'bruck drin. — Alleweil mach' di firti, briccone, un, pfüa' Gott, Frau. — Bitt' für uns alli zwoa!" —

— Das war der Abschied — o Gott! das war das letzte! —

Sein Stolz in ihrer Seele gebot ihm, vor ihrem jungen Bruder, dem er Freund und Führer zu sein gedachte, die ungesetzmäßige Liebe schweigen zu lassen. Aber ihr Geist, umnachtet von Unglück und Leidenschaft, vermochte das Edle seines Handelns nicht mehr zu erkennen, sondern sah darin das Gegenteil: Wankelmut — Untreue! —

Sie schüttelte die Kinder aus dem Schlafe in ihrer herzbrechenden Verzweiflung. Mit zitternden Händen vertauschte sie des Bruders gelbes Kopftuch gegen ein schwarzes und den seidenen Schurz gegen einen derben, kalmankenen, sie küßte sein weiches Kraushaar, seine glatten Wangen und Lippen, seine lustigen Augen, in denen

jetzt die rasch geweinten und rasch versiegenden Thränen des Leichtsinns brannten. Janker und Hut reichte sie ihm aus der Truhe — und nun dem Peter ans Herz stürzen und ihn noch einmal allein und ganz besitzen, allein anflehen dürfen: „Bleib, oder nimm mich mit dir!“ —

Aber die Kinder standen dazwischen! Halb wach kniete Ginina im Bettchen und sah mit erschrockenen Augen von einem zum anderen, und das Bübchen in der Wiege schrie aus Leibeskräften.

— Da war es der Frau, als gehe urplötzlich ein scharfer Riß durch ihren Kopf, und dann fühlte sie nichts mehr. Stumpf ließ sie des Peters schlichte, treuherzige Abschiedsworte an ihrem Ohre hintönen, mechanisch legte sie ihre Hand in die seinige und empfing Renzos letzten Kuß. — Dann waren die beiden fort; aber Ginnas Weinen und des Bübchens durchdringendes Geschrei erfüllten die Kammer. —

„Vom Bua'm valoaß'n — —“

Sie stürzte ans Fenster und starrte in die kalte, graue Frühe hinaus. Nichts draußen zu sehen, nichts zu hören, nur noch einmal vom Tann herüber des Simbachers heller Jägerpfiff; dann blieb es still und anstatt des jungen Sonnenlichtes krochen Regenwolken an den Bergspitzen herab, legten sich nebelweiß auf die schwarzen Tannen und fingen an sich in träge, schwere Tropfen aufzulösen.

Die Frau am Fenster floh in die Tiefe der Kammer zurück, raffte ihre Kinder aus den warmen Bettchen und bekleidete sie notdürftig. — Eine furchtbare Macht schlug den Mantel, aus Finsternissen gewoben, dichter und dichter um ihre Seele.

Sie band mit einem großen Wolltuche das Bübchen über ihrer Brust fest und nahm Ginina an die Hand. Die Kleine jammerte und bat, doch daheim bleiben zu dürfen — wortlos zog Gina sie mit sich. Schaudernd durchschritt sie den öden, verwüsteten Hausraum mit seiner dumpfen Luft, den zertrümmerten Geräten und den Spuren des rohen Trinkgelages auf Tisch und Bänken. Von ihres Mannes Thür wandte sie das Antlitz hinweg und schüttelte sich vor Abscheu, als sie sein rasselndes Schnarchen, das Schnarchen sinnlosen Rausches, vernahm.

Der Pintsch sprang aus seinem Hüttchen und lief hinter ihr drein, als sie mit ihren Kindern über den schmalen Steg beim lärmenden Wasserfall schritt und dann zur Rechten abbog, immer am Seegestade hin. Das fahle, perlfarbene Frühlicht schaukelte als Zerrbild in den unruhigen Wellen, die klatschend ans Ufer schlugen, der Wind pfiff hohl und klagend und rauschte zornig durchs Schilf, die Vögel flogen, mit weitgespannten Fittichen, hart über dem Erdboden. Zum Sterben traurig brach der Tag an.

Gina hielt ihr Bübchen fest an ihre Brust geschlossen. Es wehrte sich, kläglich schreiend, gegen das einengende Tuch. Sie sah es wieder vor sich, die schuldlosen Augen gierig funkelnd nach dem Gifte in des Vaters Glase, sie sah ihr Töchterchen zart und schön, unbeschützt, vom Mangel zur Sünde getrieben, verderbend in der unreinen Atmosphäre der einsamen Bergschenke, wie sie selbst darin verdorben war! — Ein qualvolles Mitleid, um der armen Kinder willen, zuckte ihr durchs Herz, aber dann ward das Mitleid erstickt von der Wucht des Gedankens: „Was würde ihr Leben sein ohne mich?“ —

Sie erklomm mit ihrer zwiefachen Last den überhängenden Felsblock, und ihr Blick schweifte furchtbefangen über die dunkle, hin- und herwogende Seefläche. Da trat ihr Fuß unversehens auf etwas Hartes im regennassen Moose unter der Riesentanne, sie bückte sich danach und zerrte es hervor. Es war des Alois Messer, mit dem sie des Peters Hand geschlagen und sein Herz krank nach ihr gemacht hatte, die Klinge schartig und rostig geworden im feuchten Erdreich. — „Stoß' es dir durch die Brust!“ rief eine Stimme in ihr. Nein! das nicht — dann lebten ja die Kinder weiter ohne Mutter — und ihren Kindern konnte sie den scharfen Stahl nicht in die kleinen Herzen stoßen!

In weitem Bogen warf sie das Messer von sich, hinaus in den See und folgte mit irren, aufgerissenen Augen den Kreisen, die es über das Wasser hinzog. Nun verschwamm der letzte Kreis — — da drunten war Frieden — —

Gewaltsam drückte sie das Bübchen an sich, und ihr freier Arm umklammerte Ginina, die sich weinend sträubte —

„Vom Bua'm valoaß'n —
I stirb halt d'rvo'“ —

„Hinunter!“ — — — — — —

Ein zarniges Aufspritzen der dunkelgrünen Wogen, ein kurzer, schneidender Schrei aus Kindermund, und vorüber war alles. Der See schlug große bebende Ringe, dann nahm der kühle Wind sein gleichmäßiges Wellenspiel wieder auf.

Am Ufer lief der Hund hin und her, heulte und bellte rasend, und der Trottelsepp kam gestolpert und hockte stammelnd und rufend auf dem Felsblock, bis die Sonne sich durchs Gewölk kämpfte, und der Greidl-Alois, vom Rausch erwacht, dem Bellen und Rufen nachschwankte. — Er besann sich und wartete bis zum nächsten Tage auf die Rückkehr der Seinen, ehe er den Mayrhofer van seinen Vermutungen in Kenntnis setzte. Mit Netzen und Stangen durchsuchten sie den See bis zur Mitte, wo er unergründlich ist, wie das Volk sagt. Aber der See gab nicht wieder heraus, was sich ihm selbst anvertraut hatte.

VIII.

Nur einmal noch erschien der Greidl-Alois unter den Leuten aus der Falepp. Das war Ende August, zu Sankt Bartholamä, als in der Kaiserklause Kirchweih gefeiert wurde. Da kniete er, neben dem Huberlenz, ungewaschen und verlottert zwischen den andächtigen Betern rings um das kleine Kapellchen, einen guten Steinwurf vom Forsthause. Über den vorgehaltenen Hut hinweg schielte er zu den Zinken des Sonnwendgebirges hinauf und betete, daß es ihm und seinem Kumpane wohl gelingen möge, des bricconcello wertvollen Schmugglerpacken aus der Klamm zu heben und zusamt den beiden Fäßchen Enzian glücklich hinüber ins Italienische zu schwärzen.

Keine Menschenseele hat je wieder von ihm zu sagen gewußt — ein Lump verlumpt allerorten!

— — — — — — — — — —

Und die beiden, die auf halsbrecherischen Schleichpfaden, durch die Schluchten und Felswüsten des Karwändelgebirges, dem alten, bedrahten Heimatlande zueilten? — Je näher sie Innsbruck kamen, um so mehr entschlugen sie sich aller Gedanken an das, was hinter ihnen lag. Des ganzen Tiralervolkes Notschrei übertönte den kleinlichen Wehruf in der Brust des einzelnen, die Treue zum Kaiser, der Gehorsam unter der Fahne schufen die Herzen um, machten Ehrliche aus Ehrlosen und unerschrockene Kämpfer für heilige Rechte aus Schwärzern und Wilddieben.

Der eine verspritzte sein Blut auf dem Schlachtfelde: das war der Simbacher Peter, den eine Kugel in der Frühe des 13. August am Berg Isel traf. Der andre gab dem Vaterlande freudig seine junge, zähe Kraft, bis die Schrecken der Kasematten sie ihm, im Mai seines Lebens, am frischen Stamme knickten. Das war der bricconcello, der, mit seiner schlechtgeheilten Brustwunde, zu Mantua gefangen gesetzt wurde. Vom Mincio her schlichen sich die tückischen Sumpfnebel vergiftend in die finsteren Kerkergewölbe, und durch das Gitterfenster begleiteten des bleichen, welschen Burschen brennende Augen den Sandwirt auf seinem letzten Gange, hinaus zum Bastion der Porta Ceresa.

Dann kam die Befreiung, und die linden Frühlingslüfte des Jahres 1810 strichen über die lambardische Ebene und durch die lieblichen Thäler und weckten die Blütenpracht des Südens. Da saß der entlassene Gefangene, von der Milde Mitleidiger versorgt, matten Auges und hohlwangig an den paradiesischen Ufern des Gardasees, wartete auf den Tod und lebte doch noch so fröhlich und so gern im goldenen Lichte der neuen Freiheit.

Bis ans Ende blieb er der bricconcello, der Schelm, der die Herzen stahl und sich gegen das Sterben wehrte, wie der Schwärzer gegen den Grenzler, der so ausgelassen lachte, daß seine Zuhörer mitlachen mußten, wenn er ihnen von seines kurzen Lebens tollen Fahrten erzählte.

Nur, daß die sorella carissima niemals schrieb, das ging ihm als sein einziger, großer Schmerz durch die Seele und ließ ihn heimlich weinen in stiller Abendstunde, wenn die Gotteswelt so wundersam dalag in all ihrer warmen, farbigen Schönheit.

„Morgen wird eine Nachricht kommen!“ so tröstete er sich Tag für Tag, bis zu der Stunde, da er durch das rätselduukle Todesthor zum Wiedersehen mit ihr einging, um sie im Angesichte ihres Schöpfers und Richters zu fragen:

„Warum hast du mich verlassen, ehe es an der Zeit war?“

Theodor Fontane. Nach dem Leben gezeichnet von Ismael Gentz.

Theodor Fontane.

Von

Theodor Hermann Pantenius.

(Abdruck verboten.)

Es war in der Mitte der siebziger Jahre, als eines Tages auf der Potsdamer Straße ein mir fremder Herr meine Aufmerksamkeit fesselte. Er hatte eine hohe, schlanke Gestalt und ein wohlgeformtes ovales Gesicht. Das Auffallende an ihm aber waren seine wunderbar hellen Augen. Der Mann hatte einen Adlerblick, und das war es, was ihn mir von Zeit zu Zeit immer wieder ins Gedächtnis rief. An diesem Blick erkannte ich auch meinen bekannten Unbekannten sofort wieder, als ich ihn nach einigen Jahren kennen lernte. Er war Theodor Fontane.

Die lange Reihe von Romanen, durch die Fontane seitdem in die Reihe unserer besten Erzähler getreten ist, war damals noch nicht veröffentlicht. Wir brachten eben „Vor dem Sturm“ im „Daheim“, einen wertvollen Roman, der aber infolge seiner breiten Anlage für die Veröffentlichung in einem wöchentlich erscheinenden Blatt nicht recht geeignet war. Er hatte denn auch keinen großen Erfolg, mich persönlich aber fesselte er in hohem Grade, und ich benutzte die nächste Gelegenheit, um die Bekanntschaft seines Verfassers zu machen.

Bei solchen Besuchen erlebt man meist eine arge Enttäuschung. Die Dichter und Künstler geben ihr Bestes in ihren Werken aus, und was für den Menschen nachbleibt, ist nur zu oft wenig einnehmend. Anders bei Fontane: er spricht, wie er schreibt. Man macht sich wohl darüber lustig, daß die Leute in den Romanen sich so geistreich unterhalten, und meint, dergleichen käme im Leben nicht vor. Nun, Fontane könnte die Zweifler eines Besseren belehren. Wenn, was er während eines Plauderstündchens spricht, gleich gedruckt würde, so erhielten die Leser ein sehr fesselndes Feuilleton.

Das klassische Land der geistreichen Unterhaltung ist Frankreich, Fontane aber stammt von beiden Eltern her aus der französischen Kolonie. Den Vater bezeichnet er selbst als noch ganz gaskognischen Plauderer und Geschichtenerzähler, die Mutter als ein leicht erregtes Kind der Cevennen. So wurden ihm Phantasie und Dichtertemperament von beiden Seiten.

Die beiden französischen Menschen, die deutsch dachten und sprachen, lebten zunächst in Neu-Ruppin, wo der Vater Apotheker war. Hier wurde Theodor Fontane am 30. Dezember 1813 geboren, und hier verlebte er die ersten zwölf Lebensjahre. Hier war es, wo märkische Landschaft und märkische Menschen sich dem klug aufmerkenden Kinde in ihrer innersten Art enthüllten. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß eine große Zahl der Gestalten, die Fontane im späteren Leben mit so unübertrefflicher Lebenswahrheit geschildert hat, schon damals den Weg des Knaben kreuzte. Sein französisches Blut befähigte ihn wohl, diese Leute zu verstehen, denn die Märker sind in manchen Stücken die Franzosen unter den Deutschen. Dieses Soldatenvolk hat nichts von oberdeutscher Begeisterungsfähigkeit, aber auch nichts von oberdeutscher Unklarheit. Es ist ein nüchternes Geschlecht, bei dem im Grunde wie bei den Franzosen immer alles vom Verstande abhängt. Der echte Berliner aber ist nichts anderes als ein großstädtischer Märker.

Im Jahre 1827 siedelten die Fontanes nach Swinemünde über. Das seestädtische Treiben, das Kommen und Gehen der Schiffe, die breitere, behaglichere Art der Menschen mußte auf den im Binnenlande aufgewachsenen Knaben einen großen Eindruck machen. Fontane selbst hat uns in einem kürzli cherschienenen vorzüglichen Buch: „Meine Kinderjahre“ (F. Fontane & Co., Berlin 1894) ein im höchsten Grade fesselndes Bild von seinen Eltern und den Menschen, unter denen er in Neu-Ruppin und Swinemünde seine Kinderjahre verlebte, entworfen. Zumal die Schilderung des Vaters ist eine der meisterhaftesten Charakteristiken, in denen je ein Mann fortgelebt hat. Da ist nichts beschönigt, und doch gewinnt man den leichtherzigen, leichtsinnigen Mann, den sie uns kennen lehrt, so lieb, wie ihn alle lieb

Digitized by Google

haben mußten, die das Leben mit ihm zusammenführte.

Am Schluß der Kinderjahre kam Theodor Fontane auf das Gymnasium in Neu-Ruppin. Er war nur sehr mangelhaft vorbereitet.

Es scheint nicht, daß Fontane sich auf der Schule besonders hervorthat. Künftige Dichter pflegen schlechte Schüler zu sein. Jedenfalls wurde er bald nach Berlin gebracht, um dort die Gewerbeschule zu besuchen. Auch hier aber gestalteten sich die Dinge nicht nach dem Wunsche der Eltern, denn Theodor war und blieb ein sehr mittelmäßiger Schüler. Dabei ging es noch wunderlich her, denn an der Spitze der Anstalt stand der Direktor von Klöden, der eben damals an seinem großen Werk über die Quitzows arbeitete und nicht ahnte, daß aus dem hübschen, träumerischen Jungen mit den blanken Augen, an dem er so wenig Freude erlebte, einmal der Barde seiner geliebten Mark werden würde.

Als Fontane 16 Jahre alt war, nahm man ihn aus der Schule und steckte ihn in eine Apotheke, allwo er seine Lehrzeit regelrecht absolvierte. Die Eltern dachten, als sie also handelten, schwerlich daran, daß aus einem Neunundneunziger nach dem bekannten Volkswort alles werden kann. Ich nahm einmal an einem Herrendiner teil, bei dem wir zu acht zu Tisch saßen. Wir gehörten allen möglichen Berufen an, keiner war Apotheker. Bei der Cigarre schloß einer der Herren den Satz mit den Worten: Sie müssen nämlich wissen, daß ich ursprünglich gelernter Apotheker bin. Ich auch, war die lachend gegebene Antwort. Und siehe da, es stellte sich heraus, daß mit Ausnahme von mir lauter einstige Apotheker beisammen waren.

Unser Apothekerlehrling hatte schon auf der Schule Walter Scott verschlungen, und alle die unsterblichen Gestalten, die der große Britte für alle Zeiten geschaffen hat, bevölkerten seine Phantasie. Im übrigen war er kein Allesleser, so daß die eigenartige Poesie der schottischen Heide in ihm so recht Wurzel fassen konnte. Sie hat hier später köstliche Blüten gebracht.

Nach einer Andeutung in „Meine Kinderjahre" muß Fontane schon als Lehrling fleißig gedichtet und seine Gedichte in dem damals erscheinenden „Berliner Figaro" veröffentlicht haben.

Nach beendeter Lehrzeit ging es zuerst nach Dresden, dann nach Leipzig. Das letztere war bekanntlich in den vierziger Jahren der Mittelpunkt eines regen geistigen Lebens. Zahlreiche Schriftsteller lebten dort ganz, andere kamen und gingen. Der junge Fontane kam in nähere Beziehungen zu Wilhelm Wolfsohn, Robert Blum, Georg Günther, auch zu Max Müller, der damals noch Student war. Der politische Radikalismus, der vielfach diese Kreise beherrschte, hatte für unseren märkischen Romantiker nichts Verführerisches. Fontane ist sein Leben lang ein ganz unpolitischer Mensch gewesen, und er fand überdies an ritterlicher Art viel zu viel Freude, als daß er je ein eingefleischter Gegner der Aristokratie hätte werden können. Wer sich für den alten Dessauer, Zieten, Seydlitz u. s. w. in innerster Seele begeisterte, war für die Revolution verdorben.

Im Jahre 1844 kam Fontane wieder nach Berlin und wurde dort ein eifriges Mitglied der bekannten litterarischen Gesellschaft „Tunnel." Dieser ursprünglich von dem bekannten Witzbold Saphir gegründete Verein war in den vierziger Jahren zu großem Ansehen gelangt und zählte eine Anzahl hervorragender Menschen zu seinen Mitgliedern. Die beiden späteren Minister Heinrich Friedberg und Heinrich von Mühler, Gildemeister, Graf Moritz Strachwitz, Geibel, Kugler, Scherenberg, später auch Paul Heyse gehörten zu ihm. Viele schöne Gedichte, die bleibend den poetischen Schatz der Nation angehören, sind im Tunnel zuerst vorgelesen worden.

Fontane kannte Scherenberg noch von Swinemünde her, es wollte sich aber lange kein rechtes Verhältnis zwischen ihnen herstellen. Erst 1850, als Fontane Scherenberg auf dessen Bitte bei der letzten Feile seiner Gedichtsammlung half, traten sie sich wirklich nahe und blieben dann bis zu Scherenbergs Tode in freundschaftlichen Beziehungen.

Bei seinem Eintritt in den Tunnel schloß sich Fontane zunächst eng an B. von Lepel, einen talentvollen Offizier vom Kaiser Franz-Regiment an. Der liebenswürdige Mann übte in seinen in der Kaserne gelegenen beiden Zimmern eine höchst fesselnde Gastfreundschaft, und die beiden

Digitized by Google

Freunde wurden nicht müde, sich am Abend vorzulesen, was sie am Tage geschaffen hatten.

Im Tunnel wurden viele jener Dichtungen zuerst vorgetragen, die Fontane damals den preußischen Helden widmete. Diejenigen von ihnen, die Umdichtungen alter Volkslieder sind, üben vielfach den Reiz von solchen, während die Gedichte auf den alten Derfflinger, den alten Dessauer, Zieten, Seydlitz u. s. w. mich wenigstens kalt lassen. Sie sind trotz aller Flottheit im Vortrage und aller auf sie verwendeten Formgewandtheit im Grunde doch so prosaisch wie die Männer, die sie feiern. Erst die schottische und die skandinavische Sagenwelt boten Fontane Stoffe, mit denen sich etwas anfangen ließ, und aus ihnen hat er denn auch herrliche Balladen geschaffen. Wie köstlich ist „Archibald Douglas", dieses Hohelied der Heimatsliebe!

Ich hab' es getragen sieben Jahr,
Und ich kann es nicht tragen mehr,
Wo immer die Welt am schönsten war,
Da war sie öd' und leer.

Ich will hintreten vor sein Gesicht
In dieser Knechtsgestalt,
Er kann meine Bitte versagen nicht,
Ich bin ja worden alt.

Und trüg' er noch den alten Groll,
Frisch wie am ersten Tag,
So komme, was da kommen soll,
Und komme, was da mag.

Der verbannte Graf wirft sich vor dem jagenden König auf die Kniee und fleht um Gnade. Aber dieser ist unerbittlich. Was er ihm allein gewährt, ist, daß er den Bannbrüchigen nicht gesehen haben will. Da faßt Graf Douglas den Zügel des Rosses und läuft neben dem König her. Gibt ihm der Fürst nicht das Vaterland zurück, so möge er ihn wenigstens töten.

König Jakob sprang herab vom Pferd,
Hell leuchtete sein Gesicht,
Aus der Scheide zog er sein breites Schwert,
Aber fallen ließ er es nicht.

Nimm's hin, nimm's hin und trage es nun
Und bewache mir meine Ruh',
Der ist in tiefster Seele treu,
Wer die Heimat liebt wie du.

Zu Roß, wir reiten nach Linlithgow,
Und du reitest an meiner Seit'
Da wollen wir fischen und jagen froh,
Als wie in alter Zeit.

Das Lied ist durch eine ausgezeichnete Komposition sehr bekannt geworden, es hat aber von vornherein eine packende innere Melodie. Wie ergreifend ist ferner „Marie Duchatel!" Man staunt, daß ein heutiger Dichter so den Volkston treffen kann. Vortrefflich ist auch das „Lied des James von Monmouth"

Es zieht sich eine blutige Spur
Durch unser Haus von alters,
Meine Mutter war seine Buhle nur
Die schöne Lucy Walters.

Am Abend war's, leis' wogte das Korn,
Sie küßten sich unter der Linde,
Ein Lerche klang und ein Jägerhorn, —
Ich bin ein Kind der Sünde.

Meine Mutter hat mir oft erzählt
Von jenes Abends Sonne.
Ihre Lippen sprachen: ich habe gefehlt!
Ihre Augen lachten vor Wonne.

Ein Kind der Sünde, ein Stuartkind,
Es blitzt wie Beil von weiten,
Den Weg, den alle geschritten sind,
Ich werd' ihn auch beschreiten.

Das Leben geliebt und die Krone geküßt,
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst —
Das ist ein Stuartleben!

Was hätten die Romantiker unserer Litteraturgeschichten darum gegeben, ein solches Gedicht schaffen zu können!

Manche der schottischen Balladen sind zu reflektiert, viele aber unübertrefflich. Hier schafft ein echter Dichter aus dem Vollen heraus.

Auch unter den nordischen Balladen sind großartige Schöpfungen wie „Gorm Grymme" oder „Olaf Krageben." Wie der Wogenprall des Nordmeeres branden die Verse an unser Ohr, die wilde Poesie der Vikingerzüge findet in ihnen den mächtigsten Ausdruck. Von den Modernen hat nur noch Moritz von Strachwitz ähnliche Töne gefunden. Zum Beispiel in dem „Alten Admiral" mit dem Refrain: „O du mein rauschendes Meer." Kommen wir von den schottischen und nordischen Balladen zu den Gedichten auf die preußischen Generale, so erscheinen sie uns verzweifelt nüchtern, im Tunnel der vierziger Jahre aber fanden diese so lebhaften Beifall, daß in dem Dichter der Gedanke wach wurde, sich ganz der Litteratur zu widmen. Infolge seiner großen Vorliebe für England und die englische Litteratur beschloß er, sich eingehend der letzteren zu widmen. Nachdem er 1852 London kennen gelernt hatte, lebte er von 1855—1859 ganz in England. Zumal die südlichen Grafschaften wurden gründlich studiert. Wir

verdanken dieser Zeit eine ganze Reihe vorzüglicher Übertragungen englischer Lieder und Balladen.

Im Jahre 1858 unternahm Fontane in Gemeinschaft mit seinem Freunde Lepel eine Reise nach Schottland. Seine Beschreibung derselben: „Jenseits des Tweed" ist ein prächtig frisch geschriebenes Buch und für jeden Freund der schottischen Geschichte überaus fesselnd. Diese durch Sir Walthers Genius für alle Zeit mit dem Zauber der Romantik umkleideten Landschaften, diese durch ihre Wildheit jeden dichterisch beanlagten Menschen so überwältigend anziehende Geschichte — sie finden in Fontane den liebenswürdigsten Beschreiber und Erklärer. Sie haben auf ihn selbst einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, und er hat bewußt oder unbewußt versucht, den Bredows und Rohrs zu geben, was die schottischen Dichter den Douglas, Seytons und Hamiltons wurden. Der Versuch mußte schon deshalb scheitern, weil diese Familien doch bisher nur eine provinziale Bedeutung haben, eine Thatsache, an der die weltgeschichtliche Stellung dieser Provinz nichts ändern kann.

Mußte diese Anregung fruchtlos bleiben, so stand es um eine andere besser. Hier in Schottland faßte Fontane den Entschluß, seine märkische Heimat in Bildern zu schildern, welche der Landschaft, ihren Bewohnern und ihrer Geschichte gleich sehr gerecht werden sollten. In der Vorrede zum ersten Bande seiner „Wanderungen in der Mark Brandenburg" erzählt er davon.

„Es war," so heißt es da, „in der schottischen Grafschaft Kinroß, deren schönster Punkt der Levensee ist. Mitten im See liegt eine Insel, und mitten auf der Insel, hinter Eschen und Schwarztannen halb versteckt, erhebt sich ein altes Douglasschloß, das in Lied und Sage vielgenannte Lochleveneastle. Es sind nur Trümmer noch, die Kapelle liegt als ein Steinhaufen auf dem Schloßhof, und statt der alten Einfassungsmauer zieht sich Weidengestrüpp um die Insel her; aber der Rundturm steht noch, in dem Maria Stuart gefangen saß, die Pforte ist noch sichtbar, durch die Willy Douglas die Königin in das rettende Boot führte, und das Fenster wird noch gezeigt, über dessen Brüstung die alte Lady Douglas sich beugte, um mit weit vorgehaltener Fackel dem nachsetzenden Boote den Weg und womöglich die Spur der Flüchtigen zu zeigen. Über diesen Levensee glitten wir nun hin, und als es immer stiller und einsamer um uns her wurde, stieg plötzlich traumhaft das Bild einer freilich um viele Jahre früher unter ähnlichen Verhältnissen von mir gemachten Bootfahrt vor mir auf, einer Bootsfahrt über den Rheinsberger See. Zwei Schwestern saßen damals mir gegenüber; die ältere streckte ihre Hand in das kühle Wasser, und außer dem dumpfen Schlag des Ruders vernahm ich nichts als jenes leise Geräusch, womit die Wellchen zwischen den Fingern der weißen Hand hindurchplätscherten. An einer buchtartigen Stelle glitt das Boot durch Teichrosen hin, deren lange Stengel wir, so klar war das Wasser, aus dem Grunde des Sees aufsteigen sahen; dann lenkten wir das Boot bis an den Schilfgürtel und unter die weit überhängenden Zweige des Parkes zurück. Endlich legten wir an, da, wo die Wassertreppe ans Ufer führt, und ein Schloß stieg jetzt vor uns auf mit Flügeln und Türmen, mit Hof und Treppen und mit einem Säulengange, der Balustraden und Marmorbilder trug. Dieser Hof und dieser Säulengang, die Zeugen wie vieler Lust, wie vielen Glanzes waren sie gewesen! Hier über diesen Hof hin hatte die Geige Grauns geklungen, wenn sie das Flötenspiel des prinzlichen Freundes begleitete; hier waren Le Gaillard und Le Constant, die ersten Ritter des Bayardordens, auf- und abgeschritten; hier waren in buntem Spiel, in heiterer Ironie fingierte Ambassaden aus aller Herren Länder erschienen, und von hier aus waren die heiter Spielenden hinausgegangen und hatten sich bewährt im Ernst des Kampfes und auf den Höhen des Lebens. Hinter dem Säulengange glitzerten die gelben Wände des Schlosses in aller Helle des Tages, kein romantischer Farbenton mischte sich ein, aber Schloß und Turm, wohin das Auge fiel, alles trug den breiten historischen Stempel. Von der anderen Seite des Sees her grüßte der Obelisk, der die Geschichte des siebenjährigen Krieges im Lapidarstil trägt."

Hier haben wir die Entstehung der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" und zugleich eine Probe davon, wie in diesen die Mark geschildert wird. Das

umfangreiche Werk enthält überaus fesselnde Abschnitte, aber einmal mischt in diese Geschichte „kein romantischer Farbenton sich ein," und dann leidet das Buch, meines Erachtens, an dem Fehler, daß Fontane zu vielerlei bietet. Hätte er es als historische Wanderungen durch die Mark gehalten, so würde der Freund der Geschichte zu seinem Recht gekommen sein, jetzt aber, wo uns kleine persönliche Erlebnisse, Landschaftsschilderungen, Inventare von Schlössern und geschichtliche Abhandlungen bunt durcheinander geboten werden, ermüdet der Leser. Ein solches Allerlei ist ja als Feuilleton einer Zeitung ganz willkommen, in einem Buch aber, das man doch hintereinander liest, will man zusammenhängendere Kost. Das ist wie ein aus lauter ganz verschiedenen Delikatessen bestehendes, in kleinen Portionen aufgetragenes Mittagsmahl. So ist es erklärlich, daß die Wanderungen durch die Mark viel weniger gelesen werden, als sie verdienen und vielfach nur als Kalkgruben dienen, aus denen unzählige Zeitungswanderer sich den Mörtel zu ihren Feuilletons holen. Und doch enthalten sie neben meisterhaften Landschaftsbildern manche vortreffliche Abhandlung. So z. B. die über von der Marwitz.

Im Jahre 1859 kehrte Fontane aus England nach Berlin zurück und trat in die Redaktion der Kreuzzeitung, für die er England bearbeitete. Erst 1870 gab er diese Stellung auf und begleitete die deutschen Heere nach Frankreich. Er beabsichtigte den Krieg in einem größeren Werke zu beschreiben. In Dom Remy, dem Geburtsort der Jungfrau von Orleans, fiel er in die Hände von Franctireurs und damit in französische Kriegsgefangenschaft. Er hat diese, die ihn auf die Insel Oleron führte, in einem liebenswürdigen Buche: „Kriegsgefangen" geschildert. Er hat dann auch das Frankreich der Okkupation studiert und in einem Buch beschrieben. Etwa 1876 schloß er mit einer Geschichte des Krieges von 1870/71 diese Frankreich gewidmeten Arbeiten ab.

Fontane zählte damals 57 Jahre, er stand also in einem Alter, in dem die meisten Menschen mit ihrer Lebensarbeit abgeschlossen haben. Er hatte der Nation eine Reihe herrlicher Balladen und auch sonst noch einige schöne Gedichte geschenkt, im übrigen war seine Thätigkeit eine wesentlich publizistische gewesen. Er hatte eine Anzahl Bücher verfaßt, die dem Bedürfnis der Höchstgebildeten nach einer belehrenden Unterhaltung in einer höchst anmutigen Weise gerecht geworden waren. Und doch sollte er erst jetzt das Schaffensgebiet finden, für das er vorzüglich befähigt war und auf dem er noch reiche Lorbeeren pflücken sollte.

Im Jahre 1876 begann Fontane seinen ersten Roman. Bei seiner bisherigen Entwickelung lag es nahe, daß er sich zuerst auf historischem Gebiet versuchte. Er wählte die Zeit unmittelbar vor den Befreiungskriegen, jene schwülen Tage, in denen die preußischen Patrioten sich vor die bange Frage gestellt sahen, ob die unerhört günstige Chance, die ihnen der Untergang der „Großen Armee" in Rußland bot, benutzt werden würde oder ob Preußens Untergang ein endgiltiger bleiben sollte. Diese Zeit schildert „Vor dem Sturm." Es ist eine vortreffliche Arbeit. Alle Stände kommen hier zum Wort, der Gesamtton gibt die Stimmung der Periode vorzüglich wieder, die Landschaft ist meisterhaft gezeichnet, eine große Anzahl Menschen wird uns mit höchster Lebenswahrheit vorgeführt. Und doch schlug der Roman nicht durch, ja er erlebte, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, im „Daheim" einen entschiedenen Mißerfolg. Woran lag das?

Fontane kam zum Roman vom Feuilleton her. Da ist es sehr verständlich, daß ihm die Selbstbeschränkung, welche die Kunstform des Romans gebieterisch verlangt, noch fremd war. Er bot viel zu viel, und er verstand es noch nicht, alle vorgeführten Personen durch eine fesselnde Handlung zusammenzuhalten. Die einzelnen Teile packten, das Ganze aber brachte es nicht fertig, den Leser festzuhalten. In der Buchausgabe wird man diese Fehler weniger empfunden haben, für die Veröffentlichung in einem Blatt waren sie verhängnisvoll.

Fontane war aber nicht nur Feuilletonist gewesen, sondern auch Balladendichter, und das wird ihm geholfen haben, sich auf dem neuen Gebiet zurechtzufinden. Gleich der nächste Roman „Grete Minde" ist ungleich kürzer geschürzt.

Auch „Grete Minde" ist ein historischer Roman und zwar ebenfalls ein märkischer. Wann er spielt, ist aus ihm selbst nur in allgemeinen Umrissen zu erfahren. Das

Digitized by Google

Land ist schon evangelisch, es gibt aber noch katholische Nonnen in ihm. Das ist für die Art, wie Fontane sich zu seinem Stoff stellte, sehr charakteristisch. Es lag durchaus nicht in seiner Absicht, einen archäologischen Roman zu schaffen. Er hält sich daran, daß die Menschen des XVI Jahrhunderts Menschen waren wie wir und die Märker damals auch schon Märker. So versetzt er denn die Gestalten, die den Dichter in ihm fesselten, frischweg um dreiviertel Dutzend Generationen zurück und sorgt sich wenig darum, daß man damals ein Wams trug statt eines Jackets. Die historische Einkleidung gab ihm eine erwünschte Freiheit für die Handlung, und darauf kam es ihm an.

Der Stoff von Grete Minde ist das Kohlhaasmotiv, die Wirkung, welche ein erfahrenes und nicht zu beseitigendes Unrecht auf einen geraden, störrischen Charakter ausübt. Die Trägerin der Idee ist diesmal eine Frau, Grete Minde, die Tochter eines angesehenen Tangermünder Bürgers. Die Schilderung, wie das unglückliche Weib schließlich geistig umnachtet wird, im Wahnsinn ihre Vaterstadt in Brand steckt und selbst in den Flammen umkommt, ist ungemein erschütternd. Das eine entwickelt sich folgerecht aus dem anderen. Bei dieser Charakteranlage konnte es in diesen Verhältnissen nicht anders kommen, wie es kam. Die Erzählung ist eine regelrechte Tragödie und hat Furcht und Mitleid im Gefolge wie eine solche. Es liegt, trotz aller Lieblichkeit der Episoden, eine einheitliche, ernste Stimmung über dem Ganzen, und wir folgen dem Erzähler schaudernd und doch gefesselt bis zu dem furchtbaren Ende, in dem die Unschuldigen mit den Schuldigen verderben.

Sein großer märkischer Vorgänger Willibald Alexis hat auf Fontane — das sei bei dieser Gelegenheit bemerkt — gar keinen Einfluß geübt. Dieser hat weder etwas von der subjektiven Romantik desselben noch von dem Lehrhaften. Fontane erzählt mit ganz epischer Objektivität. Er hat Willibald Alexis überhaupt erst spät, zu einer Zeit, wo er selbst schon fest in seinen Schuhen stand, kennen gelernt.

Der nächste Roman „Ellernklipp" spielt in den Tagen, da man die Zeitungen noch „Gazetten" nannte, in Wernigerode und hat wieder einen tragischen Vorwurf. Ein alter Förster wird in der Liebe zu seiner Pflegetochter der Nebenbuhler seines Sohnes. Er ermordet diesen und büßt die That später durch Selbstmord. Viele Einzelheiten, wie der rationalistische Pastor und der pietistische Schäfer, die beiden Dienstboten des Försters, die alte Gräfin sind vortrefflich, das Ganze hat mich wenig angesprochen, und hinter Grete Minde bleibt Ellernklipp weit zurück. An die Stelle der in echt epischer Weise dahingleitenden Handlung ist hier ein psychologisches Versteckspielen getreten, das man oft nicht ohne Mühe versteht und das den Gesamteindruck ungemein schädigt. Auch scheint mir der Förster verzeichnet zu sein. So, wie er geschildert ist, hätte er, meines Erachtens, nimmermehr nach der Ermordung seines Sohnes Hilde heiraten können.

Ellernklipp bildete für Fontane gewissermaßen den Übergang vom historischen Roman zum modernen. In L'Adultera befinden wir uns in allermodernster Gegenwart. Der Herr Kommerzienrat, seine Gattin und Ruben sind ganz und gar „Ende des Jahrhunderts." Die Schilderung dieser Familie ist im großen und kleinen treu nach der Natur entworfen, diese Leute haben im Leben ganz so alle eigentliche Moral in Bildung und Witz aufgelöst wie in unserem Buche; alles ist ganz und gar echt. Aber dieses Wahre und Echte ist nicht eben erfreulich und, was noch wichtiger ist, es ist nicht poetisch. Ich komme auf diesen Punkt weiter unten noch einmal zurück.

Der nächste Roman: „Schach von Wuthenow" ist wieder historisch. Der Held ist ein Offizier vom Regiment Gensdarmes, die Heldin eine Tochter der französischen Kolonie. Der Roman ist ein wahres Kabinettstück psychologischer Feinmalerei, und das Berlin vor der Schlacht bei Jena wird hier meisterhaft geschildert. Der Held ist der auch innerlich ganz auf die Repräsentation gestellte Mann, der dem ersten großen Konflikt, in den ihn das Leben führt, jämmerlich erliegt. Es bedurfte eines weltgeschichtlichen Sturmes, um in diese Enge wieder frische Luft und naives, gesundes Leben zu bringen. Das Jahr 1885 brachte zunächst einen Roman: „Graf Petöfy'" der das alte Thema vom alten Mann, der

Digitized by Google

jungen Frau und dem liebenswürdigen Neffen mit viel Geist behandelt, und eine Biographie: „Christian Friedrich Scherenberg.“ Diese gibt eine feine Charakteristik ihres Helden und eröffnet überdies interessante Einblicke in das Berliner Litteratenleben jener Tage.

Eine ganz vortreffliche Erzählung zeitigte das nächste Jahr: „Unter dem Birnbaum.“ Das märkische Volksleben ist hier an der Hand eines Kriminalfalles meisterhaft geschildert, die psychologische Entwickelung von bewunderungswürdiger Folgerichtigkeit. Jede vorgeführte Person tritt plastisch hervor und ist von höchster Lebenswahrheit.

Während „Unter dem Birnbaum“ über die Kreise der Freunde Fontanes nicht herauskam, wurde der nächste Roman „Irrungen und Wirrungen“ in der litterarischen Welt zum Ereignis. Was das jüngste Deutschland seit Jahren verlangt, aus völligem Mangel an eigenem Können aber nicht fertig gebracht hatte, der Roman, hinter dem keinerlei Idee stand und der von allem Poetischen frei war — hier schien er von einem wirklichen Dichter geliefert zu sein. Daher allseitige Zustimmung von dieser Seite. Aber auch manche der alten Freunde Fontanes hielten sich nach einigem Zögern an die vollendete Lebenswahrheit der Erzählung und stimmten in die Freude ein. Wieder andere meinten, halb entschuldigend und halb bewundernd, Fontane habe den jungen Leuten zeigen wollen, wie eine solche Aufgabe für einen wirklichen Dichter gar nicht so schwer sei.

Es handelt sich um folgendes: Ein junger Offizier unterhält ein Verhältnis mit einem Mädchen aus dem Volk. Er „rangiert sich“ nachher und heiratet eine wohlhabende Kusine. Die abgedankte Geliebte ihrerseits findet einen Mann, der sich nicht nur nicht an ihre Vergangenheit stößt, sondern sich sogar von dem Offizier gewissermaßen Referenzen über sie geben läßt.

Nun muß zugegeben werden, daß dieser Abschnitt aus dem Großstadtleben mit unübertrefflicher Wahrheit wiedergegeben ist. Ja, in der Großstadt sind die sittlichen Begriffe vielfach so verwirrt, daß sonst ganz achtbare Menschen mitunter in dieser Beziehung gar keine Ehre haben. Es ist auch ganz wahr, daß es bei diesen Verhältnissen meist ganz so ohne jede Leidenschaft hergeht, wie das hier geschildert wird.

Auch die Scenerie der Handlung ist vielfach genau so platt und häßlich wie in unserm Roman. Das ist in der That wirkliches Berliner Leben gewisser Kreise. Aber ist denn damit auch gesagt, daß diese Art Menschen sich irgend dazu eignen, zum Vorwurf poetischer Schöpfungen gemacht zu werden? Es kann doch unmöglich die Aufgabe des Romans sei, uns widerwärtige, völlig poesielose Personen mit vollendeter Wahrheit vorzuführen. Was in der Welt soll uns veranlassen, auch noch von ihnen zu lesen, da wir doch schon genug darunter leiden, ihnen mitunter im Leben begegnen zu müssen? Ein junges Paar, das in heißer Leidenschaft unter dem Zauber von Blütenduft und Nachtigallenschlag die Selbstbeherrschung verliert, kann der Gegenstand unserer innigsten Teilnahme werden, aber ein Lieutenant, der auf einem leeren Bauplatz beim Klange eines aus der nächsten Kneipe herüberschallenden Orchesters mit einem Bürgermädchen ein leidenschaftsloses Verhältnis „anbändelt,“ das sich dann in „Hankels Ablage“ mit gleichgestimmten Kameraden und ihren Dirnen fortspinnt, ist zwar leider mitunter lebenswahr, aber doch wahrhaftig in keinem Sinn anziehend.

Wie Fontane zu dieser Irrung und Wirrung und Verirrung kam? Nun, einem Ansatz zu ihr begegneten wir schon in L'Adultera. Gerade einem so feinen Beobachter des wirklichen Lebens wie ihm konnte es leicht passieren, daß ihn die Freude, die er an der Schärfe der eigenen Beobachtung unbewußt empfand, vergessen ließ, daß der Gegenstand der Beobachtung gar nicht würdig war.

Auch in „Quitt“ spielte noch etwas von dem Geist der „Irrungen und Wirrungen“ in Gestalt einer Berliner, in einer schlesischen Sommerfrische befindlichen Familie störend hinein. Im übrigen ist „Quitt“ wieder ein sehr guter Roman. Die Sühne einer schweren Schuld wird hier ebenso poetisch wie ergreifend zur Anschauung gebracht.

Überaus fesselnd ist auch der Roman: „Unwiederbringlich.“ Die Geschichte eines holsteinischen Grafen, der in der leichtfertigen Luft der dänischen Hauptstadt es seinerseits versucht, ein wenig leichtfertig

zu sein und darüber sein und seiner Gattin Lebensglück unwiederbringlich zerstört. Fontanes vorläufig letzter Roman: „Frau Jenny Treibel“ spielt in den Bürgerkreisen Alt-Berlins. Die Lebenswahrheit der Schilderung ist wieder groß, der Stoff aber ist spröde. Diese Menschen sind durch und durch nüchtern.

Ich habe nicht alle Romane, die Fontane veröffentlicht hat, genannt, und wie lang ist doch die Reihenfolge. Er arbeitet eben ebenso fleißig wie sorgfältig.

Das, was Fontane, meines Erachtens, fehlt, ist der Naturlaut, jene Leidenschaft, die aus dem Herzen des Dichters unmittelbar in das des Lesers überströmt und ihn mit sich fortreißt. Was er uns gibt, ist immer erst durch den Kühlraum verständiger Erwägung gegangen. Erklärlich genug, wenn man festhält, in welchem Alter er mit dem Roman begann. Sonst aber ist er ein Erzähler ersten Ranges: er hat die Fähigkeit, lebendige Menschen zu schaffen, und weiß den Leser für sie zu interessieren; seine Menschenkenntnis ist groß, seine Sprache geschmackvoll, sein Dialog geistreich und sein zugespitzt. Grade Männer lesen seine Dichtungen mit Vergnügen und kehren gern wieder zu ihnen zurück.

Von einer Abnahme seines Könnens ist bisher, trotz seines hohen Alters, nichts zu verspüren. Sein letztes Buch: „Meine Kinderjahre“ gehört zu dem besten, was er je geschaffen hat. So können wir hoffen, daß er uns noch manche schöne Erzählung und vor allem, daß er uns eine Fortsetzung seiner Lebenserinnerungen schenken wird.

[illegible] Gruppe [illegible] von J. Kaffsack.

Abb. 1. Chriſtoph Plantin. Nach dem Kupferſtich von Henri Goltzius.

Das Muſeum Plantin-Moretus in Antwerpen.

Von

Friedrich Schaarſchmidt.

(Abdruck verboten.)

Unter den vielen Sehenswürdigkeiten, welche die reiche und intereſſante Scheldeſtadt dem Beſucher bietet, nimmt eine hervorragende Stelle ein Haus ein, ein Muſeum, das erſt ſeit etwa 20 Jahren im Beſitz der Stadt, in ſeiner Art ganz einzig daſteht. Es hatten eine ganze Reihe glücklicher Zufälle zuſammenwirken müſſen, um die Erhaltung dieſer Stätte während des Verlaufs der gerade für Antwerpen ſo wechſelvollen Jahrhunderte zu ermöglichen, um uns den Einblick zu geſtatten in eine Häuslichkeit und eine Geſchäftsthätigkeit, wie ſie in Antwerpen zur Zeit der größten Blüte der Stadt entſtanden war, uns ein Bild zu hinterlaſſen aus jenen glänzenden

Tagen, als die vlämische Hauptstadt, trotz der feindlichen Besatzung, stolz ihr Haupt erheben und sich als Mittelpunkt des geistigen Lebens im ganzen Norden von Europa fühlen durfte. — Und in der That ein fast vollkommenes Bild der merkwürdigen Zeit, mit ihrem tüchtigen und zielbewußten Bürgertume ist es, das sich vor unseren Blicken in den Sälen und Gemächern des Museums Plantin-Moretus, des alten Buchdruckerhauses in Antwerpen, aufrollt.

Will man einmal den Zufall gelten lassen, als den Urheber der so vollkommenen Erhaltung dieses einen Hauses neben so vielen, immer nur zum geringen Teil im alten Zustand verbliebenen Palästen, Häusern und Kirchen, so muß man zugestehen, daß er nicht glücklicher hätte wählen können, um uns das Gedächtnis des XVI. Jahrhunderts nach seiner bezeichnendsten Seite hin in Antwerpen zu erhalten, als gerade dieses Druckerhaus. Ist doch die Buchdruckerei, die schwarze Kunst, neben ihrer Bedeutung für die geistige Entwickelung der ganzen Menschheit, von allen Gewerben gerade dasjenige, welches mitten auf der Grenze zwischen Kunst und Handwerk steht und in seinen Erzeugnissen, den Büchern, damals vielleicht noch mehr als jetzt, beides vereinigt. Mit einer für die damalige Zeit unerhörten Geschwindigkeit, wie sie eben nur aus dem Vorhandensein des brennendsten Bedürfnisses hervorgehen konnte, hatte sie sich seit ihrer Erfindung im Jahre 1440 entwickelt. Bereits im Jahre 1457 konnte ein Werk von so vollendeter Schönheit entstehen wie Fusts Psalter, und bald hatte die Buchdruckerei eine Höhe erreicht, die sie jetzt — wenigstens vom ästhetischen Standpunkt aus — kaum mehr behauptet, und eine Verbreitung, die im Verhältnis zu der damaligen Kultur und den damaligen Verkehrsverhältnissen der heutigen kaum nachsteht. Nur fünfzig Jahre dauerte es, da hatten Buchdruckerfirmen in aller Herren Länder Namen und selbst Berühmtheit erlangt. Da war Aldus Minutius in Venedig, Anthony Coburger in Nürnberg, Froben und Froschover in Basel und Zürich, für deren Bücher noch Hans Holbein Zeichnungen lieferte, Feyerabend in Frankfurt a. M., für den Jost Amman arbeitete, Juntes in Florenz, Henricus Stephanus und Badius in Paris, um nur einige der bedeutendsten Namen zu nennen, die mit der Geschichte der Litteratur unlösbar verknüpft sind. In kürzester Zeit war die Buchdruckerei zu dem unentbehrlichsten Mittel geistigen Verkehrs geworden, das sie bis heute trotz Telegraph, Telephon und Phonograph geblieben ist, und in erster Linie war sie es gewiß, welche die weltbewegenden Gedanken der Reformation auf allen Gebieten menschlicher Kultur verbreitete und die Wiedergeburt der Menschheit vermitteln half. In diese Zeit, etwa ein Jahrhundert nach der Erfindung der Buchdruckerei, in die Mitte des XVI. Jahrhunderts fällt denn auch die Gründung der Buchdruckfirma, deren altes Geschäftshaus uns in dem Musée Plantin fast von jenen Tagen an vollständig erhalten geblieben ist.

Christoph Plantin (Abb. 1) wurde im Jahre 1514 in der Nähe von Tours in St. Avertin geboren, als Sohn eines armen Bedienten, den er in der Folge nach Lyon, Orleans und Paris begleitete. Man hat späterhin eine adelige Abstammung Plantins nachweisen wollen, doch ist dieser Versuch als vollständig gescheitert zu betrachten. Man wird die Tüchtigkeit und die Thatkraft des Mannes um so höher schätzen müssen, wenn man sich seine niedrige Geburt vor Augen hält, die damals noch mehr wie jetzt ein Vorwärtskommen erschwerte. In Paris vermochte sich Christoph Plantin nicht zu halten, nachdem sein Vater mit einem neuen Herrn die Stadt verlassen hatte. Er begab sich damals nach Caën, wo er in die Druckerei von Robert Macé eintrat und sich im Jahre 1545 oder 46 mit Johanna Rieviére vermählte. Mit ihr zog er in der Folge nach Paris und im Jahre 1549 nach Antwerpen, der Hauptstätte seines späteren Wirkens und seiner Erfolge. Die zweite Hauptstadt Flanderns bildete damals, wie gesagt, den Mittelpunkt des geschäftlichen und geistigen Lebens für den ganzen Norden Europas. Seit zwei Jahrhunderten schon der Sitz einer mit italienischer Kunst wetteifernden Malerschule, vermittelten ihre übrigen Beziehungen nach allen Seiten hin einen regen Verkehr. Die Verbindungen mit Italien erhielten in künstlerischer und wissenschaftlicher Hinsicht ein reges Streben; von Paris und Madrid empfing es die Anregungen des höfischen Wesens, die durch die politischen Differenzen nur desto an-

Digitized by Google

regender wirken mußten; aus Deutschland, das mit wechselndem Glück seine Reformation gegen den Beherrscher zweier Welten verteidigte, hatten die protestantischen Ideen zwar gerade in den südlichen Niederlanden keinen widerstandslosen Eingang gefunden, waren aber ebensowenig ohne Einfluß geblieben. In seiner Eigenschaft als Hafenstadt erhielt Antwerpen mit zuerst die Nachrichten und Produkte der neu entdeckten Welt und vereinigte infolgedessen und seiner übrigen glücklichen Lage die Fäden fast des ganzen europäischen Handels, so daß es selbst Venedig überflügelte — kurz, es ist wohl zu begreifen, daß der Franzose die unter den inneren politischen und kirchlichen Kämpfen leidende französische Hauptstadt verließ und sich dem kleineren, aber blühenden und verhältnismäßig ruhigeren Antwerpen zuwandte.

Abb. 2. Franz van Ravelingen, Schwiegersohn Plantins.

Plantin hat damals wohl noch nicht gleich eine Druckerei eingerichtet, obwohl er schon im Jahre 1550 als Buchdrucker in die berühmte Lukasgilde aufgenommen wurde; es scheint vielmehr, daß er damals noch ausschließlich Buchbinder war, wie ja auch sein Meister Robert Macé, unbeschadet seiner Eigenschaft als Buchdrucker, im Jahre 1522—1551 Buchbinder der Universität in Caën war. Auch Plantin machte also in den ersten Jahren seiner Antwerpener Zeit Büchereinbände, sowie Lederarbeiten verschiedener Art, Kästchen, Schwertscheiden, Futterale ꝛc., die er mit Vergoldung und eingelegter Arbeit ausstattete und in einer, in den Niederlanden bisher unbekannten Schönheit und Vollendung herstellte. Es ist das ein überaus charakteristisches Bild der Ausübung des Handwerks in jener Zeit. Zwischen Handwerk und Kunstgewerbe kaum ein Unterschied, von da zur Kunst nur ein Schritt.

Aber es scheint, daß ein böser Zwischenfall Christoph Plantin in der Ausübung dieser künstlerischen Thätigkeit unterbrach und ihn zu dem kaufmännischen Betrieb einer Druckerei, einer Buchhandlung veranlaßte, wie er denn schon seit längerem einen Laden besaß, in dem er selbst Bücher und wohl auch seine Lederarbeiten, seine Frau aber Leinwand verkaufte. Sein späterer Schwiegersohn Moretus hat im Jahre 1604 über diesen Zwischenfall ausführlich schriftlich berichtet, als ihn der Jesuit Schoondonk, der ein Buch über die „admiranda huius saeculi“ schreiben wollte, um Notizen über die Plantinsche Druckerei gebeten hatte. — Nach diesem Bericht wurde Christoph Plantin eines Abends, als er dem Sekretär des Königs Philipp II, Çayas, ein von diesem bestelltes Kästchen überbringen wollte, von einigen Männern irrtümlicherweise überfallen und durch einen Degenstich in den Arm schwer verwundet. Kaum entging Plantin dem Tode, und es läßt sich wohl denken, daß eine zurückgebliebene Schwäche des Armes ihn an der Ausübung seiner bisherigen Thätigkeit hinderte, und er

Abb. 3. Jan Moretus I, Schwiegersohn Plantins.
Nach dem Gemälde von Rubens.

sich also zu der Errichtung einer Druckerei entschloß. — Auch in Antwerpen nahm die Buchdruckerei schon damals eine bedeutende Stellung ein. Die Stadt besaß von den 65 Buchdruckern in 22 niederländischen Städten allein 13, und ihre Erzeugnisse standen hinter denen von Basel, Venedig und Paris nicht zurück. Wenn Plantin unter seinen Berufsgenossen bald einen so hervorragenden Platz einnahm, so verdankte er das, abgesehen von seinen persönlichen und kaufmännischen Eigenschaften, nicht zum wenigsten einer wohl schon in Paris oder Caën erworbenen Feinheit des Geschmacks, die er mit niederländischer Solidität zu verbinden wußte.

Das erste Buch, welches bei Plantin erschien, war ein kleiner Oktavband „Giovanni Michele Bruto, La institutione di una fanciulla nata nobilmente. 1555.“, dem dann in rascher Folge eine Reihe der verschiedensten Werke folgte, bis im Jahre 1562 wieder ein Zwischenfall eintrat, der möglicherweise noch verhängnisvoller als der erste hätte werden können, wenn nicht Plantin, wie er damals seine Angreifer durch Ruhe und Besonnenheit von dem Schlimmsten abgehalten hatte, hier durch Klugheit und schnelles Handeln sich in Sicherheit zu bringen gewußt hätte. Die religiösen Bewegungen, die in den Niederlanden mehr als anderswo von der patriotischen Erregung genährt und gestützt wurden, hatten seit dem Regierungsantritt Philipp II. eine immer bedrohlichere Gestalt angenommen. Die Regentin Margarethe von Parma hatte zuerst durch ihre Milde, dann durch zu große Strenge und zu harte Maßregeln eine tiefgehende Bewegung aufkommen lassen, und so begann denn die Inquisition, die Karl V. zwar schon eingeführt, aber nur in sehr beschränktem Maße angewendet hatte, ihre Thätigkeit mit aller Energie. Plantin wurde plötzlich angeklagt, ein ketzerisches Buch gedruckt zu haben „Brieve instruction pour prier.“ Auf Befehl der Regentin wurde eine Haussuchung vorgenommen und drei seiner Arbeiter auf der Stelle verhaftet. Plantin selbst, obwohl nichts Gravierendes gegen ihn gefunden wurde, entfloh kurz entschlossen und begab sich nach Paris, trotz des Bewußtseins seiner Unschuld, in richtiger Beurteilung der Verhältnisse. Er blieb ein Jahr in Paris und kehrte auch da noch nicht zurück, als eine strenge Untersuchung nichts gegen ihn hatte ausfindig machen

Abb. 4. Balthasar Moretus I, † 1641. Nach dem Gemälde von Erasmus Quellyn.

können und vollkommen zu seinen Gunsten ausgefallen war. Die drei unglücklichen Arbeiter waren freilich ad maiorem dei gloriam zu den Galeeren verurteilt worden. Es hing das mit den Gepflogenheiten des heiligen Officiums zusammen, das den löblichen Grundsatz vertrat, niemals einen Unschuldigen anzuklagen, das heißt also alle Angeklagten und Verhafteten für schuldig zu befinden. Plantin hatte das einzig richtige Mittel ergriffen, als er sich durch die Flucht der Verhaftung entzog. Aber er ging noch weiter, indem er sein ganzes Hab und Gut durch einige Freunde in Antwerpen verkaufen ließ, wobei dieselben sich für seine Gläubiger ausgeben mußten. In Paris eröffnete er selbst einen Bücherladen, der vielleicht schon damals auch mit einer Druckerei verbunden war. Im folgenden Jahre glaubte er nach Antwerpen zurückkehren zu können; er vereinigte sich dort mit seinen Freunden Cornelius und Karl van Bomberghe, Jacob Schotti und dem Doktor Goropius Becanus zu einem gemeinsamen Geschäfte, bei dem er die Oberleitung übernahm.

Plantins Nachkommenschaft bestand eben damals aus fünf Töchtern, während sein einziger Sohn in jungen Jahren gestorben war. Plantin muß sich also frühzeitig mit

dem Gedanken vertraut gemacht haben, daß das Werk seines Lebens auf seine Schwiegersöhne übergehen werde, und man kann wohl annehmen, daß er seine oft bewiesene Klugheit auch bei der Wahl derselben zu Rate zog. Seit 1564 arbeitete in seinem Geschäfte als erster Korrektor, wie man heute sagen würde, Franz van Ravelingen (Abb. 2), geboren 1539 in Lannoy, ein Mann, der große Gelehrsamkeit mit geschäftlicher Tüchtigkeit verband. Ihm gab Plantin seine älteste Tochter Margaretha 1565 zur Frau. Um dieselbe Zeit findet sich dann auch zum erstenmal der Name des eigentlichen Nachfolgers, Jan Moretus, oder wie er ursprünglich hieß, Jan Moerentorp, und zwar zunächst als „garçon bouticlier," also als Verwalter des Ladengeschäfts (Abb. 3). Schon im Jahre 1570 wurde er der Gatte von Plantins zweiter Tochter Martine und vertritt von da an das Antwerpener Haus auch im Auslande, hauptsächlich in Frankfurt a. M., dessen Messen er regelmäßig besucht. Er scheint schon damals zum Hauptnachfolger in dem Geschäft zu Antwerpen bestimmt worden zu sein. Ravelingen war der Gelehrte, er ging nach Leyden und wurde dort sogar Professor an der Universität, ein dritter Schwiegersohn, Egidius Beys, der 1572 Plantins dritte Tochter Magdalena heiratete, hatte schon 1567 die Filiale in Paris übernommen, starb aber 1595, und so blieb Moretus allein in der Nähe des Schwiegervaters und des Hauptgeschäfts, in dessen Betrieb er wohl vollständig eingeweiht war, wenn er auch bis zu Plantins Tode hauptsächlich den Bücherladen in der benachbarten Kammstraat (rue des peignes) hielt.

Schon im Jahre 1566 hatte Plantin den Plan zu seinem bedeutendsten Werke gefaßt, vielleicht dem Hauptwerke der damaligen Buchdruckerei überhaupt. Es handelte sich um eine vielsprachige Bibelausgabe. Durch die Reformation war das Interesse an der heiligen Schrift bei Gelehrten und Ungelehrten, bei Ketzern und Rechtgläubigen von neuem erweckt worden, und wie sehr Plantin einem allgemeinen Bedürfnis begegnete, geht aus den vielen Anerbietungen hervor, die ihm zur Unterstützung des Werkes gemacht wurden. Frankfurt und sogar Heidelberg, der Mittelpunkt der reformierten Bewegung im westlichen Deutschland unter Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, boten Plantin an, den Druck durch Geldmittel zu unterstützen.

Plantin aber war durch seinen alten Gönner, den Sekretär Philipps II. Çayas, dem Kardinal Granvella bekannt geworden. Granvella war von Philipp II. seiner Schwester, der Herzogin von Parma, als Ratgeber zuerteilt worden, und er war es hauptsächlich, der an der Unterdrückung der Niederlande und der Verfolgung der Ketzer am eifrigsten arbeitete. Es lag aber durchaus im System des mit allen Mitteln, gelegentlich den an und für sich besten und edelsten, arbeitenden Jesuitismus, die Wissenschaft und wissenschaftliche Unternehmungen bis zu einem gewissen Grade, und immer im Hinblick auf die eigenen Zwecke, zu unterstützen und zu protegieren, selbstverständlich dabei auch in der Hand zu behalten. So kam es, daß Philipp II. durch Granvella alle Bewerber um die Plantinsche Idee zurückschlug und durch eine Unterstützung von 21 200 Gulden, eine für die damalige Zeit außerordentliche Summe (die allerdings niemals vollständig ausbezahlt wurde), den Antwerpener Drucker ermutigte, sein großes Werk zu beginnen. Ja, Philipp ging noch weiter. Unter dem Vorwande einer besonderen Gnade, in Wirklichkeit aber, um sich die Oberaufsicht zu wahren, sandte er seinen Hofkaplan Arias Montanus nach Antwerpen als wissenschaftlichen Helfer und geistlichen Aufpasser der Unternehmung, welche in den Jahren 1568—73, also in verhältnismäßig kurzer Zeit, in vollkommenster Weise beendet wurde. In Anerkennung desselben hatte Philipp schon 1570 Plantin das Recht gegeben, alle kirchlichen Bücher, Breviere und Meßbücher für alle Länder der spanischen Krone allein zu drucken, und hierauf begründete sich in den späteren Jahrhunderten fast die ganze Thätigkeit der Druckerei.

Man hätte glauben sollen, daß Plantin damals, wie er auf der Höhe seines Ruhmes war, auch den Grund zu einem großen Vermögen habe legen können, aber das Gegenteil war der Fall. Die traurigen Zeiten, welche die Kraft und den Reichtum der Niederlande erschöpft hatten, machten sich stets fühlbarer, und nach der sogenannten spanischen Furie sah sich Plantin gezwungen, 1583 Antwerpen zu verlassen, diesmal, um dem drohenden Bankerott vorzubeugen und

Digitized by Google

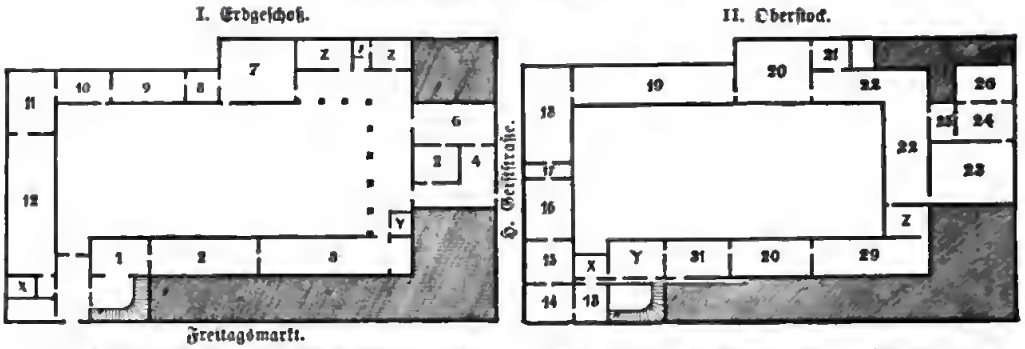
Abb. 5. Ansicht des Museums von der h. Geißstraße. Der alte Bücherladen.

in Leyden ein Zweiggeschäft zu gründen. Die Führung des Antwerpener Hauses übergab er seinem Schwiegersohn Jan Moretus, wie er nach seiner späteren Rückkehr von Leyden das dortige Geschäft Franz van Ravelingen überließ. Wie sehr Plantin an Antwerpen hing, beweist der Umstand, daß er die ehrenvollsten Anerbietungen, die man ihm von Rom, von Paris und von Turin machte, dorthin überzusiedeln, ausschlug.

So starb er denn auch im Jahre 1589 in seinem geliebten Antwerpen, 75 Jahre alt und bei allen in höchster Achtung stehend. Er hatte seinem Wahlspruch labore et constantia, den er mit einem Zirkel zusammen auch als sein Hauptdruckerzeichen geführt hatte, getreu gelebt und gehandelt und alles, was er besaß, durch Arbeit und Ausdauer zu erringen und zu erhalten gewußt.

Sein hinterlassenes Vermögen wurde auf 150 000 Gulden geschätzt, ein in Anbetracht des damaligen, höheren Geldwertes immerhin hochbedeutender Besitz. Sein Nachfolger in der Druckerei wurde, wie gesagt, Jan Moretus, in dessen Familie sich das Geschäft bis auf unsere Tage erhalten hat. Ohne den rastlosen Unternehmungsgeist und die schöpferische Betriebsamkeit Plantins zu besitzen, haben die Moretus es gleichwohl verstanden, die Druckerei durch die Jahrhunderte hindurch hochzuhalten und namentlich im Anfang durch gelegentliche

Plan des Plantin-Museums:



I. 2. und 3. Säle mit den Rubensbildern. 4. Laden. 5. Komptoir. 6. Familienzimmer. 7. Korrekturkammer. 8. Plantins Arbeitszimmer. 9. Zimmer des Justus Lipsius. 11. Letternkammer. 12. Druckerei. y alte Treppe zum Oberstock.

II. 15. Kleine Bibliothek. 16. 18. 19. Jetzt Ausstellungsräume 20. Konferenzzimmer. 21. Jetzt Privilegiengelaß. 24. Familienzimmer, später Niederlage. 25. und 26. Schlafzimmer. 29. und 30. Große Bibliothek.

Ankäufe und bauliche Erweiterungen den Besitz abzurunden und zu vermehren.

Jan Moretus starb 1610 und hinterließ das Geschäft seinen beiden Söhnen Balthasar und Jan II., von denen der erstere wohl der thätigste von allen Moretus war (Abb. 4). Gelehrt und kunstliebend, war er hauptsächlich derjenige, der die Schöpfung Plantins in dessen Sinne erweiterte und zu heben versuchte, auch eine große Anzahl Bücher herausgab. Ihm folgte sein Neffe Balthasar II., der ebenfalls noch wissenschaftliche und größere Werke drucken ließ, bis dann nach seinem Tode von Balthasar III. ausschließlich nur noch das von Philipp II. herrührende Privilegium, alle kirchlichen Bücher für die spanischen Länder zu drucken, ausgenutzt wurde. Im Jahre 1874 begannen die Verhandlungen der Stadt mit dem letzten Besitzer, Edouard Moretus Plantin du Bois (schon Balthasar III. war vom Könige von Spanien in den Adels-

Abb. 8. Korrekturenzimmer. (Plan I 7.)

ſtand erhoben worden), behufs Überlaſſung des geſamten Beſitzes an die Stadt als ein Muſeum, und nach glücklichem Abſchluß dieſer Verhandlungen konnte bei Gelegenheit des Rubensfeſtes im Jahre 1877 dies einzig in ſeiner Art beſtehende Muſeum eingeweiht und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Kommen wir nun zum Muſeum ſelbſt, ſo müſſen wir uns zunächſt darüber klar werden, daß das Ganze, wie es ſich heute darſtellt, nur im Laufe von Jahrhunderten langſam entſtanden iſt und entſtehen konnte.

Abb. 7. Plantins Korrektoren bei der Arbeit. Nach dem Gemälde von Pierre van der Oudera.

Dadurch erklären ſich die Verſchiedenheiten der Bauweiſe, die Ungleichheit in der Größe und Anordnung der Räume ſowie im Stil des Innenſchmuckes, die verſchiedene Höhe des Fußbodens in einzelnen Teilen, die das Anbringen von zahlreichen Fußtritten und Treppchen nötig machte.

So hatte das ſchöne große Haus mit der unverkennbar zopfigen Front nach dem Freitagsmarkt zu Plantins Zeiten überhaupt noch gar nicht beſtanden, es wurde im Jahre 1761 von Franz Moretus an Stelle von fünf kleinen Häuſern, die mit ihren Rückſeiten den öſtlichen Längsflügel des Plantinſchen Beſitzes begrenzt hatten, aufgeführt. Plantin ſelbſt hatte zu allererſt überhaupt nach der Hoogſtraat, in der entgegengeſetzten Richtung vom Freitagsmarkt zu gewohnt, aber bei gelegentlichen ſchlechten Zeiten nur die hinteren Räume dieſes Hauſes, die nach dem Freitagsmarkt zu gingen (etwa die heutige Druckerei, die darüber liegende kleine Bibliothek und die anſtoßenden Gemächer), behalten können. Erſt 1579 kaufte er das ganze, bisher nur zum Teil mietweiſe von ihm bewohnte Haus. Der Buchladen in der h. Geiſtſtraße freilich (der heutige nördliche Teil) muß damals auch ſchon beſtanden haben (Abb. 5), wenn er auch erſt 1638 mit der Druckerei durch den weſtlichen Langbau verbunden wurde, welchem dann bald auf der anderen Seite ein älterer öſtlicher Langbau gefolgt ſein wird. Der heutige Haupteingang vom Freitagsmarkt her beſtand allerdings ſchon, wenn auch nur als eine Gaſſe, die vom Markt aus in den Hof führte und wohl hauptſächlich von den Arbeitern benutzt wurde, um die Arbeitsräume in dem ſüdlichen und weſtlichen Flügel zu erreichen.

Das Anwachsen in dieser Weise charakterisiert sich auch auf das unverkennbarste in der zunehmenden Größe der neu entstehenden Gemächer. Die wachsende Geschäftsthätigkeit, der wachsende Reichtum verlangten nach immer größeren Räumen; hatten die kleinen verschränkten Gemächer des alten Hauses nicht mehr genügen können, so war es natürlich, daß man die neuen auch immer größer baute. So war schon die Kammer der Korrektoren im westlichen Langflügel geräumiger als der Laden und die anstoßenden Gelasse, noch größer natürlich die Druckerei, bis die Gemächer im östlichen jüngsten Langflügel schon Prunksäle darstellen, gegen welche der alte Obersaal im westlichen Langflügel klein und unscheinbar genug erscheint.

Das ganze heutige Gebäude gruppiert sich also in zwei stattlichen, 13 Fenster langen Längsflügeln nach Osten und Westen und zwei fünffenstrigen Schmalflügeln nach Süden und Norden, um den 30 Meter langen und 13½ Meter breiten, altertümlichen, mit Büsten geschmückten und an der Nordseite und Westseite, also der Sonne gegenüber, mit einer offenen Galerie versehenen Hof.

Der Eingang zum Museum ist heutigen Tages vom Freitagsmarkte aus durch das große Thor. Erst wenn man von da aus die drei großen, aus der verhältnismäßig jüngsten Zeit stammenden und wohl zuletzt hauptsächlich bewohnten Säle mit ihren reichen und kostbaren Sammlungen von Handschriften, Drucken, Möbeln und Bildern im östlichen Langhause durchschritten und durch eine Thür auf die Hofgalerie gelangt ist, erreicht man den ältesten Teil, den Laden und die anschließenden beiden Räume. Denkt man sich aber in die Zeit Plantins zurück, so war der Eingang zu diesem kleinen

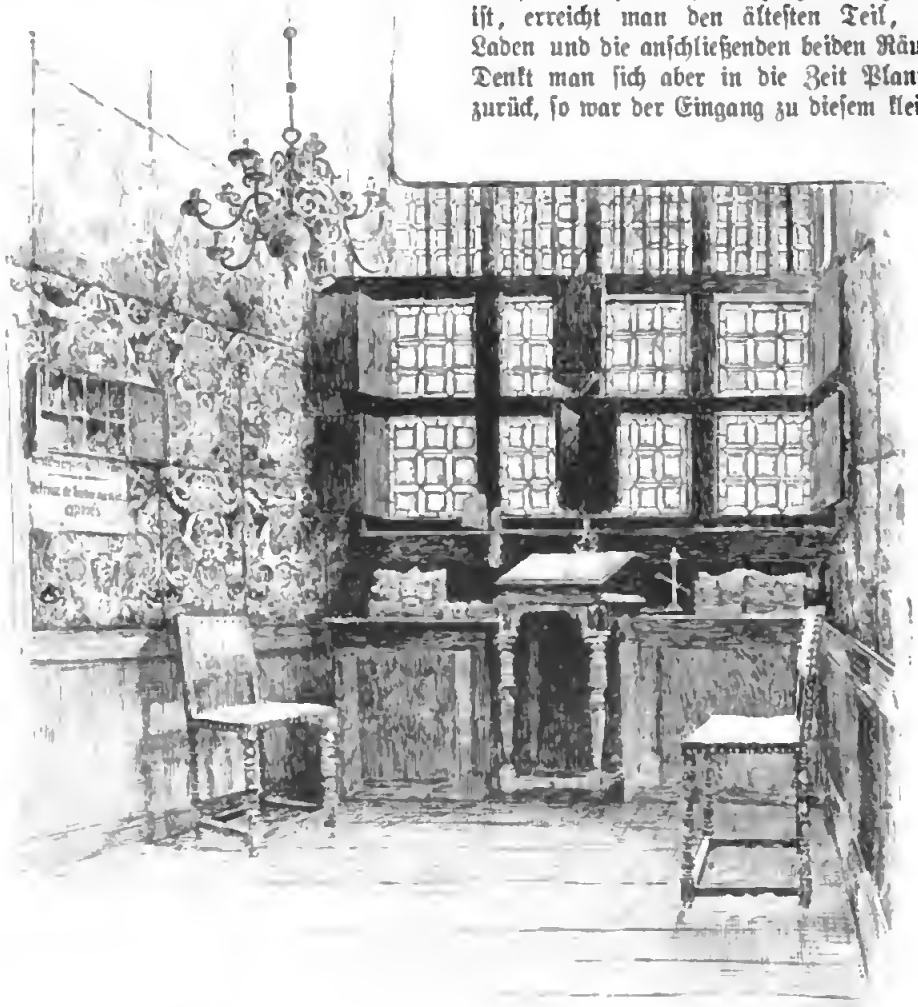


Abb. 8. Plantins Privat-Komptoir. (Plan I 8.)

Abb. 9. Zimmer des Juſtus Lipſius. (Plan I 9.)

Buchladen in der h. Geiſtſtraße (ſ. Abb. 5). Es war die erſte Thüre vom Freitagsmarkt aus, die über ein paar Stufen in den kleinen, höchſt einfachen, aber ſolide mit eichenen Täfelungen verkleideten Laden (Plan I 4) führte, dem ſich, wie das noch heutzutage bei kleinen Ladengeſchäften der Fall iſt, nach hinten zu ein Comptoir (Plan I 5), nach der Seite das Familienzimmer (Plan I 6) anſchloß. Letzteres hatte aber außerdem noch ſeine beſonderen Eingänge von der Straße ſowohl wie auch vom Hofe, wie auch das Comptoir ſich über einen kleinen Gang zum Hofe öffnet. In dieſen drei Räumen, Laden, Comptoir und Familienzimmer, haben wir gewiſſermaßen die Wiege des ganzen, ſpäter ſo ausgedehnten Kaufhauſes. Alles atmet die kleinbürgerliche, peinliche Ordnung und Sauberkeit. Auf der Ladentheke ſteht noch die kleine Wage zum Prüfen der Goldſtücke; das Verzeichnis der auf dem Index befindlichen Bücher gleich neben dem Eingang, die Muttergottes über dem Innenfenſter, das von dem Comptoir einen Einblick in den Laden gewährt, erinnern uns, daß ein ſtrenges geiſtliches Gericht ſeine Hand auch über dem kleinen Buchladen in der h. Geiſtſtraße hielt. — Die ſolide Einrichtung des Familienzimmers, des „salet“, die vlämiſchen Gobelins, die eichen geſchnitzten Thüreinfaſſungen und Möbel, das, allerdings erſt aus dem Jahre 1734 ſtammende Klavicimbel mit — horribile dictu — drei Klaviaturen, geben dagegen Kunde von dem Geſchmack und dem Schönheitsſinne des thätigen Mannes, der in dem kleinen, dunkeln Comptoir arbeitete und dort wohl ſeine weitſchauenden und kühnen Pläne ausſpann. Alles ſteht und liegt in dieſen Räumen, als ob in der nächſten Stunde der „Winkel“ wieder eröffnet werden, das kleine Cantoor durch einen eifrig rechnenden Kaufmann, das Familienzimmer durch eine Schar luſtiger Mädchen, inmitten die Hausfrau, wie ſie uns im Bilde von der Wand herab anblickt, bevölkert werden ſollte.

Dieſe Räume füllten das Erdgeſchoß des Nordgebäudes aus. Ein ſchön geſchnitztes

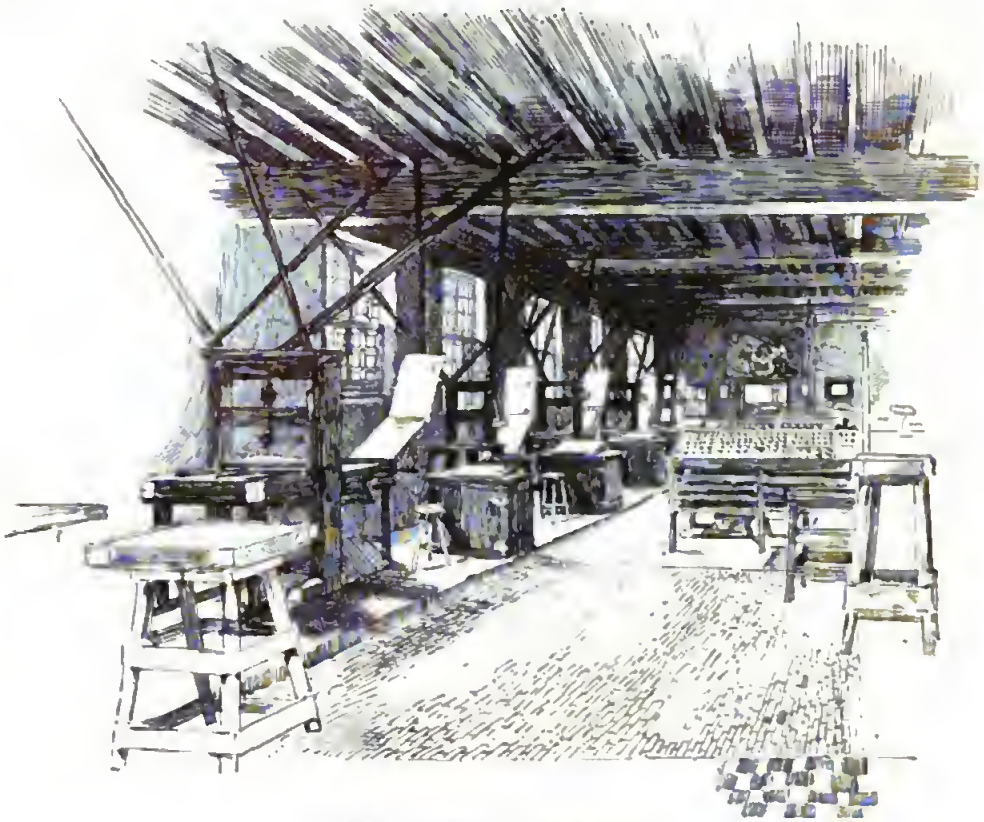


Abb. 10. Druckerei und Setzerei.

Thor, das ehemals von der h. Geiſtſtraße einen direkten Eingang zum Hof vermittelte, iſt jetzt geſchloſſen, und es gehört wenigſtens der unmittelbar dahinter und daneben liegende Raum des Erdgeſchoſſes nicht zum Muſeum. — Die Hofthür des Familienzimmers führt über die offene Galerie in das weſtliche Langgebäude und zwar zunächſt in die große und geräumige Korrekturkammer (Abb. 6; Plan I 7), die ſich durch einen großen an die Fenſter gerückten und auf einer Erhöhung ſtehenden Tiſch mit verſchränkten Sitzen für vier Mann auszeichnet, und durch eine kleine Thür weiter nach hinten in das ſogenannte kleine Comptoir öffnet. Dies war zweifellos das Arbeitszimmer des Leiters der Druckerei (Abb. 8; Plan I, 8) und gab gelegentlich, ebenſo wie der nächſtfolgende kleine Raum, den Gelehrten, welche ihre Werke hier drucken ließen, Gelegenheit, die Korrekturen ungeſtört ſelbſt zu überwachen.

So kommt es denn wohl, daß dieſer zweite kleine Raum das Zimmer des Juſtus Lipſius genannt worden iſt (Abb. 9; Plan I 9), welchen Namen es ſchon mit dem Ende des XVI. Jahrhunderts führt. Möglich genug iſt es, daß der große Gelehrte, der ein beſonderer Freund nicht nur Plantins, ſondern auch Jan Moretus' und der Lehrer von deſſen Sohn Balthaſar war, gelegentlich hier gearbeitet hat, als er die Ausgabe ſeiner Werke, die Moretus übernommen hatte, ſelbſt beſorgte. War er doch auch einer der wenigen Schriftſteller, die von ihrem Verleger ein Honorar bezogen, während die meiſten Autoren damals die Koſten des Druckes ſelbſt tragen mußten. Ein Bildnis des Gelehrten hängt in dieſer Kammer und hat vielleicht auch dazu beigetragen, ihr den Namen zu geben. Im übrigen iſt hier ebenfalls alles ſo, wie es ſchon vor 300 Jahren geweſen ſein mag. Von der koſtbaren kordnanledernen Wandbekleidung bis zu dem eiſernen Standleuchter und der Lichtſchere auf dem eichenen Schreibtiſch, ſcheint alles unberührt an Ort und Stelle geblieben zu ſein.

Ein Durchgang führt nun in das Südgebäude, das heute in zwei Räume geteilt (Plan I 11 u. 12), in die Letternkammer und die Druckerei, ursprünglich, namentlich zur Zeit der größten geschäftlichen Ausdehnung, wohl ganz von der Druckerei (Abb. 10) eingenommen wurde. In dieser selbst stehen noch acht Pressen, darunter eine Kupferdruckpresse und die beiden ältesten Plantinschen Pressen. Schon im Jahre 1565 besaß Plantin sieben Pressen, zehn Jahre später waren 15 im Gebrauch und 1576 sogar 22, eine für damalige Verhältnisse außerordentliche Zahl, da sogar der berühmte Drucker Stephanus in Paris niemals mehr als vier Pressen in Thätigkeit gehabt hat. Fünf Setzkasten vervollständigen die Einrichtung dieses in der Einfachheit seiner Maschinen so altertümlich und fast rührend wirkenden Raumes. Hier waren also jene Werke entstanden, wie sie für die damalige Zeit unerhört, die ganze gelehrte Welt in Bewunderung versetzten, und wie sie auch heute noch, was Ausstattung und Schönheit der Ausführung anbelangt, nicht übertroffen sind.

Zum obersten Stockwerk führt heutzutage die große, aus dem XVIII. Jahrhundert stammende Treppe des neben der Thoreinfahrt liegenden Treppenhauses. Wir wollen aber, um wieder auf die Plantinsche Wohnung zurückzukommen, die (übrigens im allgemeinen unzugängliche) alte Treppe mit dem schön geschnitzten Geländer in der Nordostecke des Hofes unter der alten Galerie benutzen (Abb. 11; Plan I y). Sie lag damals bequem genug, dicht neben dem aus dem Laden und dem Ladencomptoir führenden Gange. Von Jan Moretus I 1621 dorthin gebaut, bildet sie den ältesten sichtbaren direkten Zugang zu dem oberen Stockwerk. Eine zweite ehemals wohl für die Arbeiter bestimmt gewesene, heute ebenfalls verschlossene Treppe führt von der Südseite des Hofes, innerhalb eines großen Thores zur Druckerei nach oben, und die allerälteste befand sich wahrscheinlich in einem jetzt verbauten Teil an der h. Geiststraße.

Abb. 11. Eine Ecke im Hofe mit dem alten Aufgang zum Obergeschoß. (Plan I y.)

Wir kommen über die erstgenannte Treppe in der Nordostecke des Hofes zunächst auf eine den Hof an der Nordseite überragende, auf sechs bezw. acht Säulen ruhende Galerie, die der Loggia der italienischen Häuser entspricht, aber dem nordischen Klima gemäß durch die den ganzen Hof charakterisierenden Fenster mit kleinen, bleigefaßten Scheiben geschlossen wird. Das ein paar Stufen höher als die Galerie über dem Laden liegende große Gemach (Plan II 24), von den Moretus als Niederlage der Kontobücher, Briefe und von Druckpapier benutzt, war zu Plantins Zeiten wohl auch Familienzimmer, ebenso wie die drei nachfolgenden, höchst beschleicht hier den modernen Menschen bei dem Gedanken an einen Schlafraum, der auch nicht eine direkte Luftöffnung besitzt, sondern nach vorn in das Arbeitszimmer, nach hinten auf die geschlossene Galerie mündet, aber unsere Altvordern wußten noch nichts von Jägerschen Luft- und Kneippschen Wasserkuren; ob sie sich freilich wohl dabei befunden haben, ist eine andere Frage. Die oft recht blassen Frauengesichter der alten Familienbilder stimmen recht wohl zu den luft- und lichtlosen holzverkleideten „dumpfen Mauerlöchern." — Bedeutend luftiger und schöner ist das größere nach der h. Geiststraße zu neben dem Arbeits-

Abb. 12. Letterngießerei.

charakteristischen Räume. Der erste, über dem salet liegende, mit schön geschnitzten Pannelen und Thüreinfassungen, war wohl eine Art Arbeitszimmer; von hier aus führt eine Treppe in das kleine zweite Stockwerk, wo sich die Gießerei befindet; ein Innenfenster, ähnlich dem zwischen Laden und Ladencomptoir, scheidet dies Arbeitszimmer von einem nach innen liegenden kleinen dunklen Raum (Plan II 25), der sich vermittelst eines Balkons nach hinten auf die einige Stufen tiefer liegende Galerie öffnet und durch eines jener echt niederländischen, in der Wand befindlichen Betten als Schlafzimmer kennzeichnet. Ein leises Grauen zimmer liegende Schlafzimmer mit dem prächtigen Himmelbett (Plan II 26).

Ehe wir nun das erste Stockwerk weiter verfolgen, wollen wir zunächst die über einem Teil der letztgenannten Räume liegende Letterngießerei im zweiten Stockwerk in Augenschein nehmen (Abb. 12), die mit der Druckerei zusammen die technischen Arbeitsstätten des Hauses bildet und in ihrer Art vielleicht die interessanteste von allen ist. Welchem Drucker würde es heute einfallen, seine Lettern selbst zu gießen? Es ist bezeichnend für die selbstbewußte und alles selbst besorgende Geschäftsthätigkeit jener Zeit, daß die großen Drucker Moretus, nachdem

sie zuerst eine Zeitlang von verschiedenen Firmen ihre Lettern bezogen hatten, sich 1614 entschlossen, selbst zu gießen, und, mit einer längeren Unterbrechung, bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts, alle ihre Lettern im eigenen Hause herstellten. Auch in diesem Arbeitszimmer der Gießer und der Gießerei selbst ist alles wohl erhalten und steht und liegt noch so, wie es vor 100, vielleicht schon vor fast 300 Jahren zu stehen und zu liegen pflegte. Öfen, Schmelztiegel, Formen, Matrizen und fertige Lettern, sowie Handwerkszeug aller Art, alles ist in schönster Ordnung vorhanden, als ob man gleich wieder die Arbeit beginnen wollte, und kein moderner Drucker brauchte sich zu schämen, von den vortrefflichen Lettern Gebrauch zu machen. Sie sind alle von größter Schönheit und Exaktheit, von der kleinen Diamantschrift bis zu den größten Initialen, von der einfachen Druckschrift bis zu den hebräischen großen und kleinen Typen.

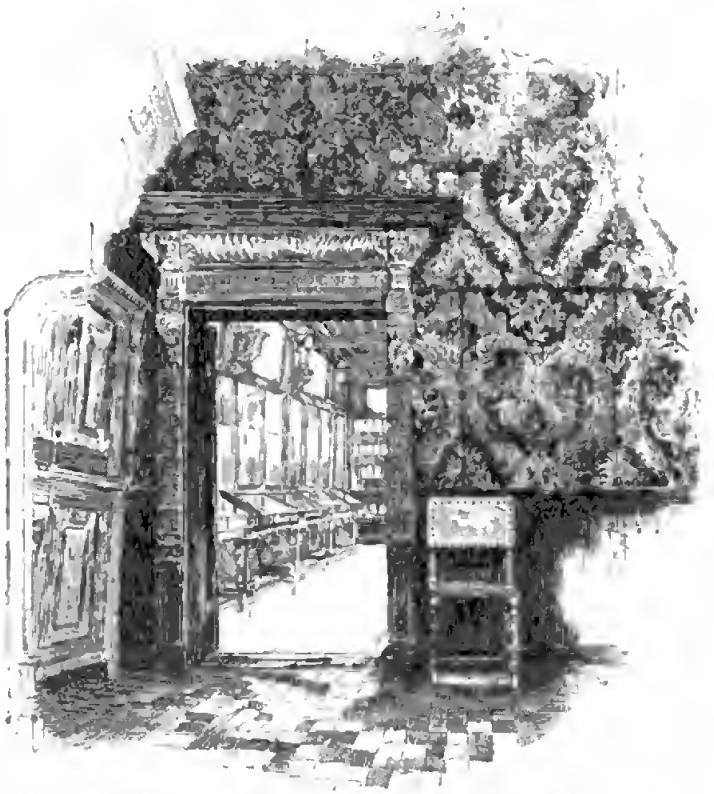


Abb. 13. Eingang zu den Ausstellungssälen der Holzschnitte, Blöcke und Kupfer im I. Stockwerk des Westflügels. (Plan II 18.)

Eine enge Wendeltreppe führt aus der Gießerei auf die Hoftreppe einerseits und seitwärts in den später angebauten Ostflügel anderseits abwärts. Aber es bleiben zunächst noch die älteren Räume des ersten Stockwerkes der übrigen Flügel zu besichtigen (Plan II 16, 18, 19). Dieselben dienen jetzt großenteils zu Ausstellungsräumen von zahlreichen Holzschnitten, Stichen, Holzblöcken, Kupferplatten, Druckwerken aller Art, die aber gleichwohl nur einen kleinen Teil der kostbaren im Besitz des Museums befindlichen Sammlungen darstellen (Eingang dazu siehe Abb. 13). Ferner liegt über der Druckerei im südlichen Flügel die alte sog. kleine Bibliothek (Plan II 15), die aus Plantins Zeit stammend, wieder die ganze Gemütlichkeit und das ganze Behagen einer kleinen Gelehrtenstube jener Zeit atmet. Im westlichen Langbau ist dann noch von großem Interesse das „Bovensalet," eine Art Empfangs- oder Konferenzzimmer (Abb. 14; Plan II 20), wozu es wenigstens in späterer Zeit wirklich gebraucht worden ist. Ursprünglich wird es wohl zu den Familienzimmern gehört haben, denen es benachbart ist. Dieser Raum mit seinen zopfigen Porträts der Moretusschen Familie aus dem XVIII. Jahrhundert, macht einen durchaus wohnlichen und mit seiner vergoldeten Ledertapete, dem kostbaren Smyrnateppich, dem großen Kamin und dem gläsernen Kronleuchter echt patrizierhaften Eindruck. Ein kleines daneben liegendes, um einige Stufen höheres Gelaß (Plan II 21) enthält jetzt die verschiedenen Privilegien, welche die Firma im Laufe der Jahrhunderte erlangt hat. Friedlich nebeneinander finden sich da die Unterschriften spanischer Könige, eines deutschen Kaisers, eines Florentiner Herzogs, von Päpsten, Bischöfen und Prälaten. Der Oberstock des jüngsten Ostflügels wird durch die prachtvolle große Bibliothek eingenommen, die 1640 von Balthasar I

gegründet wurde und nun in zwei Sälen ungefähr 14 000 Bände ausschließlich älterer Werke umfaßt (Plan II 29, 30).

In den beiden darunter liegenden schönen und großen Sälen, welche der Besucher, wie gesagt, heute zuerst betritt (Plan I 2 u. 3), befinden sich denn nun auch die kostbarsten von allen den reichen Kunstschätzen des Museums, nämlich zehn Bildnisse von der Hand des berühmtesten der Moretusschen Freunde, des großen Peter Paul Rubens.

In der That war neben vielen andern nicht bloß diese Gemälde schuf Rubens für seine Freunde. Er, der Könige und Fürsten vergeblich auf Bilder warten ließ, verschmähte es nicht, an seinen freien Sonntagen für die berühmten Druckwerke Titelblätter und Druckerzeichen zu entwerfen und auszuführen, was wohl bezeichnend genug ist für den hohen Rang, den die Erzeugnisse der Druckerei in der Schätzung der damaligen gebildeten Welt einnahmen. Eine große Zahl dieser einzigen Arbeiten des großen Rubens sind noch vorhanden und

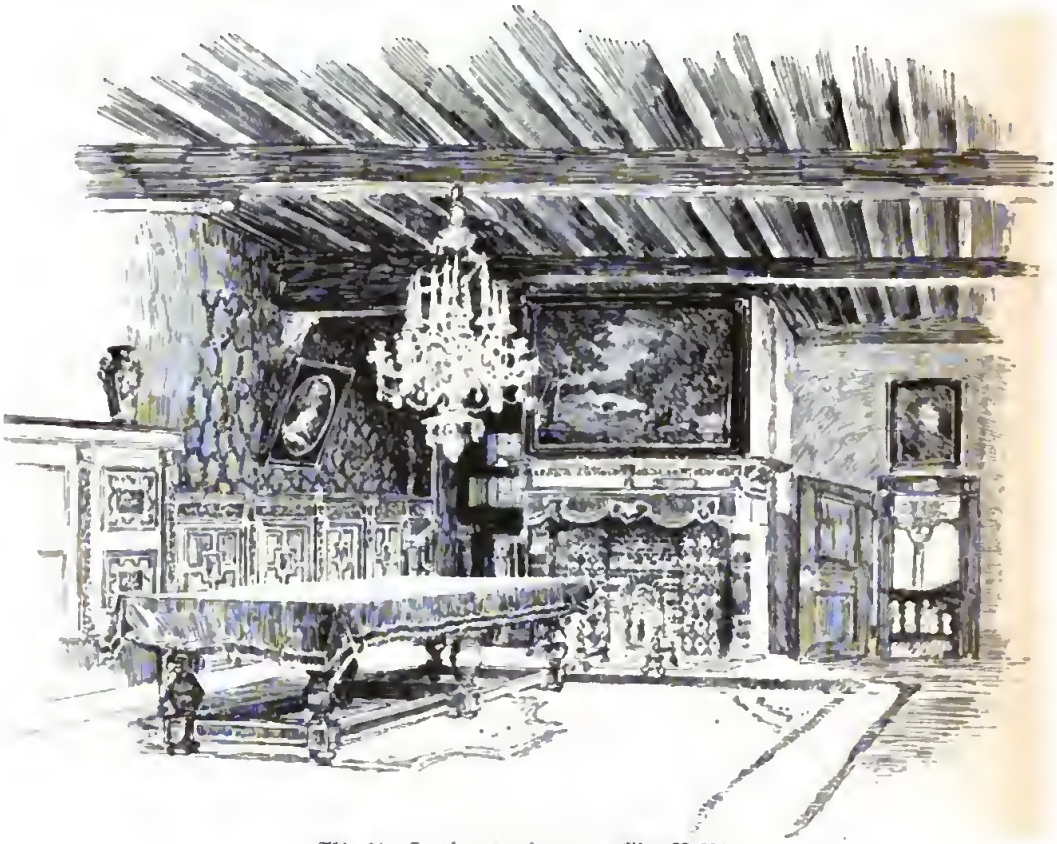


Abb. 14. Konferenzzimmer. (Plan II 20.)

berühmten Gelehrten und Künstlern der Scheldestadt auch dieser größte von allen ein genauer Freund sowohl von Moretus, als namentlich von dessen Sohn und Nachfolger Balthasar, mit dem er zusammen in die Schule gegangen war, und für beide malte er im Laufe der Zeit diese prächtigen, lebensvollen Bildnisse von Familienmitgliedern und drei der bedeutendsten Hausfreunde, nämlich des Arias Montanus, des Abraham Ortelius, des berühmten Antwerpener Geographen, und des Justus Lipsius. Und ausgestellt neben ähnlichen Arbeiten fast sämtlicher bedeutenderen Künstler jener Zeit in Antwerpen, so des Quellinus, Maes, de Cock und Boschaert, von denen auch eine ganze Reihe vortrefflicher Bilder herrühren.

Unzählig auch sind die Erinnerungen, die Briefe und Manuskripte fast aller großen Gelehrten jener Zeit, mit denen die Firma in mehr oder weniger regem Verkehr stand. — — Aber wir müssen Abschied nehmen von dieser merkwürdigen Stätte, die auf kleinem Raume in den altertümlichen, engen

Ruhende Schnitter. Nach dem

Gemälde von Alb. Ritzberger.

Digitized by Google

Stuben und Gelassen so viel des Interessanten und Merkwürdigen, so viel Schönes und Kostbares vereinigt. Der verdienstvolle Konservator des Museums Max Rooses hat zur Beschreibung aller der vorhandenen Schätze ein dickes, prachtvoll ausgestattetes Buch*) geschrieben. Nur das Allerwenigste kann man bei flüchtigem Durchwandern des Museums kennen lernen. — Manches ist einzig in seiner Art, manches auch wohl anderswo zu finden; was aber dem Ganzen den eigentümlichen Reiz, den unvergleichlichen Wert gibt, das ist die Zusammengehörigkeit seit alters, der unberührte Lokalcharakter, der von dem kleinsten Instrument bis zu den wertvollsten Erzeugnissen des Hauses in unnachahmlicher Weise das Leben und Treiben, das Fühlen und Denken einer längst verschwundenen, bei aller Beschränkung doch so hochgebildeten und thatkräftigen Zeit uns vor Augen führt.

Der Katalog nennt das Museum eine „Perle in der Krone der Scheldestadt" und nicht mit Unrecht. Denn diese kostbaren Sammlungen in der fast unberührt scheinenden Umgebung sind ein Besitz sondergleichen, und mit Recht kann Antwerpen stolz sein auf dies Denkmal bürgerlichen Fleißes, das aus eigenster Lebenskraft die Jahrhunderte überdauert hat und nun, wohlbewahrt und treu verwaltet, ferneren Zeiten zum Studium, zur Anregung und zum Vorbilde dienen kann, als Museum Plantin-Moretus.

*) Christoph Plantin, imprimeur anversois par Max Rooses. Jos. Maes Anvers ed. 1882. gross 4°.

Sanftes Entschlummern.

Von Gustav Falke.

(Abdruck verboten.)

Wonach mein Herz begehrt,
Das ist wohl eines Wunsches wert:
Am Abend müde mich in weiche Kissen schmiegen,
Durch eine kurze Nacht in schönen Träumen liegen,
Dir leis, mit Geistesflügelschlag,
Die Seele aus dem Engen führen
Ins weite fremde Land, an dessen dunklen Thüren
Der stille Mohn in sanftem Scharlach steht.

Kommt nun der junge Tag,
Mich aus dem Schlaf zu wecken,
Sieht er mit kindlichem Erschrecken:
Er ging hinüber schon, ich komm zu spät.

Blinde Liebe.

Novelle von

Ernſt Wichert.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Die Hochzeit wurde in Waldſtätters Wohnung bei einer Mittagstafel gefeiert. Dazu verſammelte ſich dort ein engerer Kreis von Freunden und Berufsgenoſſen. Der Regiſſeur Ortler war aber gleichfalls eingeladen. Das hatte man gemeint ihm ſchuldig zu ſein. Dr. Belling und Agnes gehörten zu den Brautführerpaaren und ſaßen deshalb nebeneinander. Den Platz zu ihrer Linken nahm Ortler ein. Er ließ ihm wenig Gelegenheit, ſeine Dame zu unterhalten. Je mehr Champagner er trank, um ſo ausgelaſſener wurde ſeine Fröhlichkeit. Er toaſtete in Knüttelverſen auf das junge Ehepaar und bat ſpäter, etwas deklamieren zu dürfen, „um ſich nützlich zu machen.“ Man applaudierte gefällig; von allen Seiten wurde ihm zugetrunken. Er neigte ſich zu Agnes ſo weit ſeitwärts, daß ſein Arm ihre Schulter berührte. „Jetzt laſſe ich die Dame im weißen Kleide mit den gelben Roſen im Haar leben,“ flüſterte er.

„Nein!“ rief ſie erſchreckt.

Sie ſelbſt war gemeint.

„Warum?“ fragte er mit nicht ganz ſicherer Stimme. „Ich finde es unverantwortlich, daß noch niemand die ſchöne und geiſtvolle Schweſter der Braut —“

„Sie nicht!“

„Aber . . .“

„Ich bitte Sie, trinken Sie nicht mehr!“

Ortler ſtutzte, und ſie ſelbſt erſchrak ſichtlich über dieſes auch ihr unvermutet entſchlüpfte Wort.

„Sie fürchten doch nicht, gnädiges Fräulein —“

„Verzeihen Sie mir! Es fuhr mir ſo heraus — und ich meinte es gut!“

Er ſchien einen Augenblick zu überlegen, wie er's nehmen ſolle. Die Lippen waren feſt verkniffen. Dann lächelte er plötzlich wie geſchmeichelt. „Ein gütiger Engel beſchützt mich,“ ſagte er leiſe und mit wärmſtem Ausdruck, „ich danke Ihnen.“

Agnes war bleich geworden und wurde noch bleicher. Den Kopf hielt ſie abgewendet und geſenkt.

„Aber —“ fuhr er fort, „ich habe doch ein Gedicht auf Sie verfaßt. Soll das —“

„Geben Sie es mir,“ fiel ſie raſch ein, „aber ſprechen Sie es nicht.“

„Ich habe es nicht aufgeſchrieben,“ ſagte er ſehr beglückt, „aber wenn Sie erlauben . . .“

Am andern Flügel der Tafel wurde ans Glas geſchlagen. Ein alter Herr mit weißem Kopf ſtand auf und erklärte gut machen zu müſſen, was die jungen Herren fträflich verſäumten. Und dann nach einigen Zickzackwegen: „Fräulein Agnes lebe hoch!“

Sie nickte ihm dankbar zu, erhob ſich, ging zu ihm und ſtieß mit ihm an. Nun ſtreckten ſich ihr alle Gläſer entgegen. Sie mußte die Runde um den Tiſch antreten. Zuletzt kam ſie zu Ortler. „Darf ich noch ein einziges Glas —“ fragte er umſchauend und zugleich den Kopf einziehend.

„Auf *mein* Wohl muß ich's doch wohl geſtatten,“ antwortete ſie, auf den Scherz eingehend.

Er trank es aus. „Das letzte!“

Sie war weit entfernt, ihm zu glauben. Aber er hielt nun eigenſinnig Wort. Als ob er beweiſen wollte, daß er ſtets ſeiner weinſeligen Laune Herr ſein könne, begann er ein tiefgründiges Geſpräch über den Chor in der Braut von Meſſina und ſeine Behandlung durch die Regie. Dabei betheiligte er auch Dr. Belling, der ſehr verdrießlich dreinſchaute, und mußte nun, um ihm bei der allgemeinen lauten Unterhaltung verſtändlich zu werden, Agnes immer näher rücken. Richtete er das Wort an ſie, ſo ſprachen ſeine Augen noch lebhafter als ſeine Lippen, und, was ſie ihr verrieten, hatte ſicher keinen Bezug auf den Chor in der Braut von Meſſina.

Noch vor dem Deſſert verſchwand das junge Paar, um ſich zur Fahrt nach dem Süden zu rüſten. Bald darauf verließ auch Agnes die Tafel, der Schweſter beim Um-

Digitized by Google

kleiden zu helfen und von ihr Abſchied zu nehmen. Eben hatte Ortler in einer Knackmandel den Doppelkern gefunden und ihn als Vielliebchen angeboten.

Frida war ſehr vergnügt. Nicht eine Spur von Rührung zeigte ſich beim Abſchied. „Ich freue mich ſchon ſo auf Italien“, ſagte ſie. „Wenn wir nur glücklich durch den St. Gotthardtunnel kommen!“

Als ſie Agnes den letzten Kuß gegeben hatte, kehrte ſie ſich noch einmal zurück. „Du — der Herr Ortler ...! der ſcheint ja ganz vernarrt in dich; ja, ja, ja! Nimm dich in acht.“

Agnes machte nicht einmal den Verſuch einer Abwehr. Zur Geſellſchaft ging ſie nicht zurück.

4.

Ortler hatte das Gedicht nicht vergeſſen.

Was er ſich aus allerhand Versbrocken zuſammengereimt gehabt hatte, würde allenfalls dem augenblicklichen Zweck und der beim Champagner wenig kritiſchen Hochzeitsgeſellſchaft genügt haben. Jetzt, ſchwarz auf weiß geſiel ihm der Toaſt gar nicht mehr. Er nahm Zeilen heraus und ſetzte Zeilen ein, veränderte den Aufbau, verwarf das Ganze und verſuchte eine Neudichtung, kam damit erſt recht nicht zu ſtande und entſchloß ſich endlich, Agnes einen Brief zu ſchreiben und ihr darin zu erklären, weshalb er ſein Verſprechen nicht halten könne. Der Grund war für ſie ſehr ſchmeichelhaft.

In der letzten Zeit hatten faſt täglich Proben ſtattgefunden. Jetzt war's plötzlich ſehr ſtill geworden im Städtchen, am ſtillſten bei Profeſſor Waldſtätter ſelbſt, der das Bedürfnis fühlte, gründlich auszuruhen, und das gleiche auch bei Agnes vorausſetzte. Er wunderte ſich ſchon, daß ſie nach einigen Tagen wieder Luſt zeigte, das Theater zu beſuchen. Dort ſah ſie Ortler auf der Bühne; ihm in einer befreundeten Familie zu begegnen, fand ſich nicht gleich die Gelegenheit, ſo wenig ſie ihr aus dem Wege ging. Als ſie ihn dann bei einer Geburtstagsgratulation antraf, kam er ihr ſofort mit den Worten entgegen: „Guten Morgen, Vielliebchen!“ Nun beſchäftigte ſie ſich mit einer kleinen Stickerei für ihn, die eigentlich ſchon eine große Stickerei genannt werden konnte.

Ortler machte täglich nach der Theaterprobe einen Spaziergang vors Thor hinaus — hin und zurück am Steigerſchen Hauſe vorüber. Er unterließ es nicht, jedesmal zu den Fenſtern der Waldſtätterſchen Wohnung aufzuſehen, und hatte faſt immer das Glück, Agnes grüßen zu können.

Dann kam er, ſich aus der Bibliothek des Profeſſors ein Buch zu erbitten. Er hatte es auffallend ſchnell durchgeleſen, kam wieder, um es abzubringen und ein anderes zu holen. Dieſe Beſuche dauerten anfangs nur wenige Minuten, bald längere Zeit. Der alte Papa durfte nicht jedesmal geſtört werden, erfuhr deshalb nicht einmal immer von ihnen. Dennoch fing er an bedenklich zu werden. „Der rege Verkehr des Schauſpielers in meinem Hauſe gefällt mir doch nicht recht, liebes Kind,“ knurrte er. „Was ſollen die Leute dazu ſagen? Man muß ihm zu verſtehen geben —“

„Aber was kümmern uns die Leute, Papa?“ fiel Agnes verwunderlich ſchroff ein. „Sollen wir ſie fragen, mit wem wir umgehen und wie oft wir einen uns lieben Gaſt empfangen dürfen? Weil ſie mir in ihrer philiſtröſen Beſchränktheit ſo langweilig ſind, daß ich ſie gern meide, muß ich deshalb auf den Verkehr mit einem ungewöhnlich intereſſanten Manne verzichten, der ſich ebenſo zu mir hingezogen fühlt? Ich bin in dem Alter, mir eine ſolche Ausſchreitung geſtatten zu können. Übrigens wird der Theaterbeſuch ſchon recht ſchwach, und es dauert gewiß nicht mehr lange, bis die Geſellſchaft den Ort verläßt. Leider.“

Der Profeſſor blieb doch bei ſeiner Anſicht. Solche Komödianten würden gar zu leicht dreiſt. „Dieſer Herr Ortler hat alle Anlage dazu,“ fügte er bei. „Es ſind auch ſchon im Kaſino Redensarten gefallen, die ich ungern hörte. Ob meine Tochter wirklich zur Bühne gehen werde, und ... das wiederhole ich lieber gar nicht. Es iſt zu dumm. Ich kann dich nur bitten, liebes Kind, ſei vorſichtig.“

Agnes antwortete darauf nicht, ſondern entfernte ſich in trotziger Haltung. Die Beſuche des Schauſpielers wurden wirklich ſeltener, aber es verging nun kein Tag, an dem nicht ein Brief für Agnes abgegeben wurde. Sie paßte dem Boten auf und ſteckte ihm mitunter auch wieder ein Billet zu. Einmal überraſchte der Profeſſor ſie

dabei. Er wollte wiſſen, mit wem ſie heimlich korreſpondiere, und war ſehr böſe, als er die Wahrheit erfuhr. „Ich kenne meine Tochter gar nicht mehr," ſagte er. „Wie kannſt du dich ſo weit vergeſſen, von einem ſolchen Menſchen Briefe anzunehmen und ihm gar zu ſchreiben?"

„O, wir beſprechen die ernſteſten Dinge," verſicherte ſie.

Er wollte ſeine Briefe leſen. Das würde verweigert. „Er hat ſeine beſondere Art zu ſchreiben, die nicht jeder richtig würdigt," ſagte ſie, „wie er ja auch in allem ein beſonderer Menſch iſt."

„A bah, ein Schauſpieler!" rief er empört. „Wer weiß, welchen Mißbrauch er mit deiner Handſchrift treibt."

„Du kennſt ihn nicht und folgſt deinem Vorurteil," entgegnete Agnes finſter. „Ich weiß, daß ich ihm völliges Vertrauen ſchenken darf."

Der Profeſſor wurde nach ärgerlicher. „Du weißt —? Wie kannſt du wiſſen? Und überhaupt ... ich verbitte mir das. In meinem Hauſe darf ſo etwas nicht vorkommen. Ich verbitte mir das. Mit einem Schauſpieler Briefe wechſeln! Du biſt noch nicht ſo alt ... Und mit einem Wort: ich verbitte mir das!"

„Du willſt es nicht. Gut, Papa!" ſagte Agnes ſehr beſtimmt. „Ich werde gehorchen, ſoweit ich kann. Ich ſchreibe Herrn Ortler nicht mehr. Aber wundere dich nicht ..."

Sie ſprach den Satz nicht aus, warf ihm aber einen drohenden Blick zu.

„Worüber — worüber?" ſtotterte er ſehr erregt. „Worüber ſoll ich mich nicht wundern?"

Sie ſchwieg.

„Der Menſch hat dich ganz verblendet. Ich haſſe, daß du einſehen wirſt ... Ah! ich kann dich nicht am Gängelbande halten, wie ein kleines Kind — will's auch nicht. Du mußt einſehen, daß ich's gut mit dir meine. Du wirſt dich vor Thorheiten ſelbſt hüten."

„Das werde ich," antwortete ſie. „Nur ſind die Meinungen darüber verſchieden, was thöricht und klug iſt. Es gibt eine Weltklugheit, für die ich, wie du weißt, gar kein Verſtändnis habe."

Dem Alten ſchoß noch mehr das Blut in die kahle Stirn. „Soll das eine Anſpielung ſein auf — auf ... Ah!"

„Jeder nach ſeiner Art," antwortete ſie nun wieder ganz mild, „ich will niemand ſchelten — ich will aber auch nicht dafür geſchalten ſein, daß ich anders bin."

Der Profeſſor reckte den Hals und drehte den Kopf in halben Windungen, als hätte er etwas herauszuſchrauben. Es blieb ihm aber in der Kehle ſtecken. Dieſer Briefwechſel! Agnes hatte da wieder eine Auffaſſung ... Aber ſo war ſie nun einmal. Und man brauchte ſie doch nur anzuſehen —! Es ſchien immer, als ob eine Prieſterin eben den Tempel ihrer Götter verließ — nein! es ließ ſich mit ihr darüber gar nicht reden, wie mit einem andern.

Kaum eine Woche ſpäter aber — man war in den letzten Tagen des März, die erſt dichten Nebel und dann überraſchend hellen Sonnenſchein gebracht hatten — ereignete ſich ihm etwas, das ihn ganz außer Faſſung ſetzte.

Dr. Belling kam zu ihm in ſeine Studierſtube und bat ihn in eigentümlich feierlicher Weiſe um eine Unterredung. Er ſchien in Verlegenheit zu ſein, wie er beginnen ſolle, und den Profeſſor auf irgend etwas recht Unangenehmes vorbereiten zu müſſen. „Was haben Sie denn, lieber Kollege?" fragte dieſer ihn verwundert.

„Sie wiſſen, wie ſehr ich Sie hochachte und verehre, beſter Herr Profeſſor, und wie freundſchaftlich ich Ihrem ganzen Hauſe zugethan bin —" hielt Belling auch jetzt wieder vorauszuſchicken für erforderlich, „und Sie wiſſen ebenſo, daß es durchaus nicht meine Art iſt, mich in Dinge einzumiſchen, die mich nichts angehen —"

„Gewiß, gewiß!"

„Aber ich würde glauben, in dieſem Falle eine kollegialiſche Pflicht zu verſäumen, wenn ich Sie nicht auf ein Vorkommnis aufmerkſam machte, das an ſich ſicher ganz unſchuldiger Natur iſt, aber bei der Wiederholung leicht eine Ihnen unerwünſchte Auslegung erfahren könnte."

„Nun — nun —?"

„Die Promenade am Graben iſt zu dieſer Jahreszeit wenig benutzt, man kann ſchon ſagen gänzlich verödet, und zumal bei dem ſchlechten Wetter, das wir bisher hatten ... Es iſt wirklich immer etwas auffallend, wenn ſich jemand da blicken läßt."

Digitized by Google

„Unzweifelhaft.“

„Und dazu eine Dame —“

Der Professor machte eine Geste, die sagen sollte: ich begreife gar nicht, worauf das hinaus will.

„Eine noch junge unverheiratete Dame,“ fuhr Belling fort, „und in Begleitung eines nicht zur Familie gehörigen Herrn —“

„Ah!“

„Eines Schauspielers.“

„Eines ...“ Dem alten Herrn wurde es plötzlich schwarz vor den Augen, er lehnte sich im Stuhl zurück. „Und diese Dame —“

„Ist Ihr Fräulein Tochter. Man hat sie dort mit dem Regisseur Ortler promenieren sehen.“

Der Professor schluckte krampfhaft.

„Ich bin weit entfernt, daraus einen für Fräulein Agnes ungünstigen Schluß ziehen zu wollen. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß ein ganz zufälliges Zusammentreffen an einem Ort, den sie zu einem einsamen Spaziergang für besonders geeignet hielt ... Aber unvorsichtig muß es doch genannt werden, daß sie nicht rasch vorüberging, vielmehr die Begleitung dieses etwas dreisten Herrn annahm und mit ihm längere Zeit in den Anlagen auf und ab —“

Der alte Herr war einer Ohnmacht nahe. Er zeigte mit matter Hand nach einer Wasserkaraffe auf einem Ecktisch. Dr. Belling sprang auf und reichte ihm das schnell gefüllte Glas. „Es ist ja an nichts Unrechtes zu denken,“ sagte er, „gewiß nicht! Fräulein Agnes hat die Gewohnheit, nach Grundsätzen zu handeln, die an sich ganz unbedenklich sein mögen, nur nicht allemal die Billigung unserer gewiß allzu ängstlichen älteren Damen finden. Und es konnte doch sein, daß Sie als der Vater —“

„Ja, ja, ja!“ fiel der Professor ein. „Ich als der Vater habe allen Grund, mit Agnes unzufrieden zu sein. Sie haben recht, es ist nichts als eine Unvorsichtigkeit — sie hat sich nun einmal in den eigensinnigen Kopf gesetzt ... Ah, ah! aber das geht zu weit.“

Dr. Belling erhob sich. „Man pflegt den Boten die unliebe Botschaft entgelten zu lassen,“ sagte er. „Ich bin auch in diesem Falle darauf gefaßt. Aber was sollte ich thun? Den verehrten Freund ungewarnt lassen? Noch wird es möglich sein, dem dummen Gerede Einhalt zu thun. Eine Wiederholung würde den Charakter eines Rendezvous so deutlich —“

„Sie haben recht,“ rief der Professor sehr erhitzt, „Sie haben recht. Und ich danke Ihnen recht von Herzen ...“ Er nahm seine beiden Hände und schüttelte sie mit krampfhaftem Eifer. So schob er ihn zur Thür hinaus. „Ich bitte Sie, verehrter Herr Kollege, sagen Sie jedem, der davon spricht — ja, sagen Sie ihm, was Sie mir gesagt haben. Unsinn — Unsinn — Unsinn!“

Die letzten Worte wurden nicht mehr gehört. Sich mit allen zehn Fingern durch das graue Haar fahrend, ging er im Sturmschritt durchs Zimmer. Was thun — was thun? Agnes mußte fort.

Er rief sie zu sich herein, polterte heraus, was er soeben erfahren, überhäufte sie mit Vorwürfen. Agnes hörte ihm ganz ruhig zu; nur die zusammengepreßten Lippen zeigten an, daß sie gegen sich einen Zwang brauchte, nicht leidenschaftlich vorzubrechen. Als er sich in Scheltreden erschöpft hatte und nur noch wiederholte, sagte sie mit fester Stimme: „Die Thatsache ist natürlich richtig: ich bin mit Ortler in den Anlagen am Stadtgraben eine Viertelstunde lang auf- und abgegangen. Sie sind jetzt im Winter völlig durchsichtig; wer über die Brücke geht, kann jeden auf den entferntesten Wegen erkennen. Ein Verstecken ist undenkbar, deshalb gerade hatte ich diesen öffentlichen Spazierweg gewählt —“

„Du hattest —?“

„Ja, Vater, Ortler bat mich um eine Zusammenkunft zu wichtiger Rücksprache in einem Briefe, den ich nur durch die mündliche Anzeige von Ort und Stunde beantwortete. Wir sahen ein, daß sich das Geheimnis nicht länger werde bewahren lassen. Auch stand seine Abreise in den nächsten Tagen schon fest. Es mußte gehandelt werden, und dazu war eine Beratung erforderlich.“

„Geheimnis! Was für ein Geheimnis?“

„Das Geheimnis unserer Liebe, Vater.“

Er stand wie erstarrt. „Euerer — Liebe ...?“

„Ja, Vater. Ortler liebt mich, und ich liebe ihn. Das ist eine wahre, echte Liebe, eine heilige Flamme der Herzen, die eins sind.“

Der Professor schlug die Hände über

dem Kopf zusammen. „Aber Unglückskind, wie soll — wie konn — wie ist's möglich . . .? Ah — ah — ah —! Das ist jo der tollste Unsinn, den die blindeste Unvernunft ausheckon kann."

„Wir waren übereingekommen," fuhr sie fort, „daß Fronz dir von seinem neuen Bestimmungsort aus schreiben sollte. Wie die Dinge jetzt liegen, wird er sich schon hier auf der Stelle zu erklären haben."

„Nein! Er wird sich nicht erklären — er wird nicht schreiben — er wird abreisen und nichts weiter von sich hören lassen! Wenn er dir nur die geringste Achtung zollt . . ." Ein Stapel Aufsotzhefte war ihm unter die Hönde gekommen, und er hob eins nach dem andern ab, um es ouf die Diele zu werfen. „Unerhört!"

„Wir sind einig, Voter," sagte Agnes, ohne jede Beängstigung die großen Augen zu ihm aufschlagend.

„Einig! Wie könnt ihr einig sein? Ich will's nicht. Es ist Unsinn. Ich schicke dich fort."

„Dos wird nichts daran öndern, Vater. Wenn zwei einander lieben —"

„Das ist Einbildung."

Sie löchelte.

„Deine Überspanntheit geröt auf schlimme Abwege. Du mochst dich unglücklich."

„So mocht mein Glück mich unglücklich. Ich fühl's als ein höchstes Glück, daß ich liebe — das andere muß getragen werden."

„Kein Mensch wird das begreifen."

„Wir verlangen's ja auch nicht."

Er wurde von einem Stickhusten befallen. „Und kurz: es soll nicht sein — kann nicht sein. Ich will's nicht. Kein Wort weiter!"

Das letzte Heft flog auf den Boden, sein Gesicht glühte.

Agnes verließ das Zimmer. —

Aber das letzte Wort war noch lange nicht gesprochen. Er selbst fühlte schon om Abend, als er sich mehr beruhigt hotte, das Bedürfnis, mit der geliebten Tochter diese Herzensangelegenheit freundschoftlicher zu beraten. Er hotte ja tausend Gründe gegen ihren einen. Seine Vorstellungen, seine Bitten konnten nicht machtlos sein. Sie waren es doch.

Nun glaubte er eine Einwirkung auf Ortler versuchen zu müssen. Nach allem, was er von Agnes erfohren hotte, durfte er ihn nicht für den gewissenlosen Verführer holten, den er sich zuerst ausgemalt hatte. Offenbar war ihm von Agnes eine Neigung entgegengetragen worden, die ihn selbst anfangs überroschte. Es ließ sich ihm kaum übelnehmen, daß er sie dann zu festigen bemüht war. Er mochte sich endlich zu einem förmlichen stillen Verlöbnis gerade durch die Umstände gedrängt gesehen hoben. Dos Unsinnige eines solchen ernst gemeinten Verhältnisses konnte ihm später doch unmöglich entgangen sein. Er würde vernünftig mit sich reden lassen, selbst den Rückzug ontreten. Alle diese Erwägungen bestimmten den Professor, ihn um eine Unterredung zu bitten. Er selbst würde ihn zu ongezeigter Zeit in seiner Wohnung aufsuchen. Es schien ihm dies weniger bedenklich, als wenn er ihn zu sich einlüde.

Das Stübchen, in welchem der Regisseur hauste, war in gute Ordnung gebrocht. Wenigstens lagen Bücher, Rollen, Perücken und Cigarrenkisten nicht, wie sonst meist, auf Tischen und Stühlen umher. Die Decke über dem Bett, dos er als Sofo zu benutzen pflegte, war geglättet und der über dem Schreibtisch hängende Ausputz von Lorbeerkränzen abgestäubt. Er ging dem Professor mit der Versicherung entgegen, daß ihn sein Besuch hoch erfreue und beglücke, was auch die Veranlassung sein möge. Die bekümmerte Miene des verehrten Gastes beweise ihm, daß er eine Aussprache über Dinge herbeizuführen wünsche, die seinem Herzen sehr nahe gingen. Er köme ihm selbst damit nur um einen Schritt zuvor und solle seine volle Aufrichtigkeit nicht zu vermissen haben.

Diese Rede wor wohl vorbereitet und nötigte Waldstätter, der gleich mit einer scharfen Anklage gemeint hatte vorgehen zu können, zu einer ebenso höflichen Entgegnung. Er sprach ihm von der überraschenden Entdeckung, die er hätte machen müssen, und rief seine Ehrenhoftigkeit an, sich seines Einflusses auf das Gemüt des thörichten Mödchens zu begeben. Es könne nicht seine Absicht sein, eine geochtete Familie, die ihn freundlich aufgenommen habe, bloßzustellen.

Ortler beugte sich vor, ergriff des Professors Hände und sagte mit weichem, leise zitterndem Ton: „Mein sehr verehrter Herr, ich konn es begreifen, daß Sie von Ihrem an sich vollberechtigten Standpunkt aus in großer Sorge sind und die Zuneigung Ihres

Fräulein Tochter zu einem Schauspieler als eine durchaus beklagenswerte Verirrung ansehen. Mögen Sie aber überzeugt sein, daß ich nicht leichtfertig die schmeichelhafte Begeisterung der jungen Dame für meine künstlerischen Leistungen ausgenutzt habe, um meine Eitelkeit zu befriedigen, sondern daß ich Fräulein Agnes von Grund meines Herzens liebe, daß sie mir teurer ist, als irgend ein weibliches Wesen mir je war oder je wird sein können, und daß auch Ihr Fräulein Tochter mir, wie ich weiß, eine wahrhaftige, aus dem Herzen strömende Leidenschaft entgegenbringt."

Waldstätter wurde sehr unruhig. „Aber um so mehr muß ich doch verlangen," stotterte er, „daß von Ihrer Seite etwas Entschiedenes geschieht, größerem Unheil vorzubeugen. Sie können doch nicht im Zweifel sein, daß es Ihre Pflicht ist, ein Verhältnis zu lösen, das jeder verständige Mensch beklagen muß."

„Ich bitte Sie, nicht unbeachtet zu lassen," bemerkte der Schauspieler, sich aufrichtend, „daß jeder verständige Mensch im Gegenteil nur ein Verhältnis zwischen Mann und Weib gelten lassen sollte, dem eine wahre und tiefe Herzensneigung zum Grunde liegt."

„Das mag theoretisch —"

„Verehrter Herr Professor, ich kann da keinen Unterschied zugeben. Die Liebe ist eine Wissenschaft der Seelen, sie rechnet nur mit Gefühlen, und die sich unbewußt ergebende Übereinstimmung in allen höchsten Lebensansprüchen ist der stärkste Beweis ihres heiligen Rechts. Eine solche Liebe —"

Der Professor that durch ein nervöses Räuspern seinem deklamatorischen Eifer Einhalt. „Lieber Herr," sagte er, „das mag auf der Bühne sehr schön klingen, ist aber doch für das gewöhnliche Leben nicht brauchbar. Ich meine — verstehen Sie mich recht — es ist ja nur zu wünschen . . . hm, hm! Natürlich, wenn sonst alles in guter oder wenigstens leidlicher Ordnung ist — ja wohl. Aber ein ehrenwerter Mann weiß, welche Rücksichten er einem ehrenwerten Mädchen schuldet. Und da ich bei Ihnen eine Empfindung dafür voraussetze —"

„Soll ich das Mädchen, das ich liebe und das mich liebt, zwingen, mich zu verachten? Das kann unmöglich Ihr Wille sein. Wir haben einander gebunden, und schon die Ehre, die Sie selbst mir zusprechen, muß mir gebieten, gewissenhaft zu handeln."

„Sie handeln aber nicht gewissenhaft, wenn Sie das Mädchen verleiten, sich in ein Liebesverhältnis einzulassen, das — das . . . Mit einem Worte: das nicht zur Heirat führen kann."

„Und warum nicht?" fragte Ortler mit einer Dreistigkeit, die den alten Herrn verblüffte.

„Was — was?" stammelte er. „Sie haben daran gedacht —?"

„Aber was glaubten Sie denn, verehrter Herr Professor? Wenn Sie mir heute nicht zuvorgekommen wären, würde ich morgen das Geständnis meiner Liebe zu Ihnen getragen und um des geliebten Mädchens Hand angehalten haben. Das verstand sich doch ganz von selbst."

Waldstätter sah ihn sprachlos vor Verwunderung an und schüttelte nur von Zeit zu Zeit den Kopf. „Hören Sie mal," brachte er endlich mühsam heraus, „das — das — das kann ja gar nicht Ihr Ernst sein."

Der Regisseur warf sich in die Brust. „Mein heiliger Ernst."

„Sie wollen meine Agnes heiraten?"

„Ich kenne keinen sehnlicheren Wunsch, als sie ganz mein zu nennen."

„Wie lange soll denn aber Agnes auf Sie warten?"

„Meinetwegen kann die Verbindung in wenigen Monaten geschlossen werden."

Neues heftigeres Kopfschütteln. „Ihretwegen . . . Aber lieber Herr . . . Sie halten Agnes wahrscheinlich für wohlhabend?"

„Ich habe danach gar nicht gefragt."

„Ich versichere Sie, meine Tochter hat gar nichts."

„So stehen wir ungefähr gleich."

„Wenn Sie auf den reichen Schwager bauen sollten —"

„O, ich weiß, daß er der letzte wäre, von dem Agnes etwas annähme."

„Nun also . . ."

„Bin ich nicht ein Mann in den schaffenskräftigsten Jahren?"

„Wie alt sind Sie?"

„Siebenundzwanzig."

„Und Agnes ist fast ebenso alt. Wie lange kann's dauern —"

„Haben Sie wirklich Grund, einem so

schönen und geistvollen Weibe gegenüber meinen Wankelmut zu fürchten?"

Dem Professor perlte der Angstschweiß auf der kahlen Stirn. „Aber nehmen Sie doch nur gütigst einen Augenblick Ihre Gedanken zusammen," bat er. „Wovon wollen Sie denn einen Hausstand unterhalten?"

„Von meiner Gage natürlich."

„Von Ihrer Gage! Sie haben doch kaum so viel, daß Sie selbst davon leben können."

„Zugegeben — im Moment. Aber ich fange erst an und kann mich verbessern."

„Um wieviel?"

„Ja — einschränken werden wir uns freilich müssen. Aber sagt nicht der Dichter so schön —"

„Lassen Sie den Dichter. Was haben Sie bestenfalls Ihrer Frau zu bieten?"

„O, bestenfalls —! Die Aussichten eines Künstlers sind eigentlich unbegrenzt. Es gibt Gagen, Gastspielhonorare —"

„Schwärmen Sie nicht ins Ungewisse! Hier gilt es mit der Wahrscheinlichkeit zu rechnen. Also unter gewöhnlichen Umständen."

Ortler zog die Schultern. „Eine gewisse Einschränkung, wie gesagt, wird unvermeidlich sein. Aber Agnes erklärt sich zu ihr bereit. Und sollte die Liebe einer solchen Frau mir nicht ein Sporn sein —"

„Sie bauen Luftschlösser. Das ist manchmal eine recht angenehme Unterhaltung. Aber daß ich mein Kind in einen solchen Bau einziehen lasse — nein, nimmermehr!" Er stand auf. „Nimmermehr! Nie gebe ich meine Einwilligung. Versprechen Sie mir, solange Sie noch hier sind, jede weitere Annäherung an Agnes zu unterlassen, ihr nicht zu schreiben, auf sie in keiner Weise einzuwirken. Auch später nicht. Eine Thorheit will nur Zeit haben, sich selbst zu erkennen. Sie werden vergessen, Agnes wird vergessen —"

„Das glauben Sie nicht!"

„Sie versprechen mir —?"

„Ich verspreche nichts. Wie könnte ich das Vertrauen eines Engels täuschen?"

Der alte Herr seufzte schwer und ging. Auch hier war auf vernünftiges Einlenken nicht zu hoffen. Im Gegenteil hatte er weitere Beunruhigungen seines Kindes zu erwarten. Und dieses Kind war ihm so fest ans Herz gewachsen!

Unglaublich — eine solche Verirrung — unglaublich!

Und er mußte nun doch daran glauben.

Zwischen Vater und Tochter entspann sich ein Kampf, der tagelang fortdauerte, obgleich die Gründe und Gegengründe sehr bald erschöpft waren und nur immer wiederholt werden konnten. Er versicherte, ihn bestimme kein Vorurteil gegen den Schauspielerstand, er wolle gern zugeben, daß er auch sehr ehrenwerte und in der bürgerlichen Gesellschaft geachtete Mitglieder zähle. Wenn es sich um einen Mann in gesicherter Lebensstellung handelte, würde er auf seinem Widerspruch nicht bestehen. Mit leichtem Herzen freilich könnte er auch dann nicht einwilligen, denn er sei überzeugt, daß sich keine Frau, die nicht von frühester Jugend diesen Kreisen zugehört habe, in ihnen wohl fühlen könne. Aber Ortler sei noch nicht einmal etwas, besitze nichts, lebe wie ein Zigeuner und ziehe mit einer Schauspielerbande von Ort zu Ort, der anzugehören seiner Tochter eine Schmach sei. Ob sie sich denn wirklich ganz von ihrer Familie lösen, ob sie die Dienste einer Magd verrichten wolle? Ob sie glaube, jemals die sittlichen Anschauungen der Leute teilen zu können, mit denen sie verkehren müßte?

Und Agnes antwortete immer: „Habe ich denn einen Willen? Ich liebe diesen Mann und vertraue seiner Liebe. Wenn man liebt, hat man dann noch einen Willen? Und wie tief steht all das, was unsere Vereinigung hindern soll? Was wir uns selbst sind, entscheidet doch allein. Ich sehe seinen Stern — er ist im Aufsteigen — er wird bald mit seinem Glanz alles um ihn her verdunkeln. Dann wird die gemeine Not des Lebens uns nicht mehr anrühren. Und bis dahin —? Das geht vorüber — das ist ein jämmerliches Nichts gegen das Glückgefühl in uns. Zu einem Stück Brot reicht's gewiß auch immer noch aus."

Der Professor ärgerte sich über ihre „verschrobenen Ansichten," über ihre „Rücksichtslosigkeit gegen seine amtliche und bürgerliche Stellung," über ihre „Nichtachtung der simpelsten praktischen Lebensregeln," aber der Standpunkt, auf den sie sich stellte, war so hoch, daß alle diese Beschwerden weit unter ihm verhallten.

Was wußte man denn eigentlich von

Digitized by Google

In der Sommerfrische.

Nach dem Gemälde von Ad. Lins.

Digitized by Google

dieſem Herrn Ortler? Was er ſelbſt van ſich erzählte, erweckte wenig Vertrauen zu ſeiner Stetigkeit. Und wahrſcheinlich war er nicht einmal ganz aufrichtig. Was kannte da nicht alles paſſiert ſein, wavan man keine Ahnung hatte! Wenn man ſich über jedes Bedenken hätte fortſetzen können — der maraliſche Charakter des Mannes mußte dach mindeſtens außer Zweifel ſtehen!

Der Praſeſſar zag Dr. Belling, der ja ſchan ſa viel wußte, nun ganz ins Geheimnis. Es werde ihm ein Leichtes ſein, meinte er, unter der Hand zu erfahren, wie Ortler ſich geführt habe. Zunächſt hier in der Stadt, dann auch früher. Belling ſagte ſeinen Beiſtand zu. Nach wenigen Tagen ſchan brachte er die Nachricht, Ortler habe überall Bären angebunden, nicht einmal ſeine Hauswirtin vall bezahlt. Sie drohe, ihm ſeine Garderabe zu pfänden, die ſeidenen Tricats nämlich, die graßen Reiterſtiefel, die Waffen und die Perrücken, die er ſelbſt beſitze. Aus einer Kleiderhandlung habe er wiederhalt maderne Anzüge zu den Vorſtellungen entliehen, den letzten aber nicht zurückgebracht, angeblich weil er mit der Fettſchminke in unliebſame Berührung gekommen ſei. Nach dem Theater pflege er viel zu trinken und nichts dagegen zu haben, wenn die Gäſte ſeine Zeche bezahlen. Er habe auch ſchan ein Bänkchen aufgelegt, aber das Spiel dach wahl nur zum Vergnügen betrieben; um graße Verluſte aber Gewinne hätte es ſich nicht gehandelt. Etwas geradezu Schlechtes könne man ihm nicht nachſagen.

Was der Praſeſſar hörte, genügte ihm auch ſchan. Es mußte Agnes dach überzeugen, daß die wirtſchaftliche Lage des Mannes jeden Gedanken an eine eheliche Verbindung ausſchlaß. Aber er täuſchte ſich. Franz habe ihr ſelbſt mitgeteilt, ſagte ſie, daß er ſeine Angelegenheiten bisher nicht nach Wunſch habe glatt ardnen können. Ein älterer Gläubiger verfalge ihn und beanſpruche Teilzahlungen, die ihm van ſeiner Gage wenig übrigließen. Sa habe er neue Schulden eingehen müſſen. Sie ſeien aber unbedeutend. Er walle ſich in eine Lebensverſicherung einkaufen und mit dem größeren Darlehn, das er dann leicht gegen mäßige Zinſen erhalte, alle dieſe Verbindlichkeiten berichtigen. Habe er erſt eine geardnete Häuslichkeit, ſa werde er nicht mehr abends nach dem Theater ins Wirtshaus zu gehen genötigt ſein.

Waldſtätter ſarſchte weiter nach. Er ſchrieb an Ortlers früheren Kammandeur und bat unter Andeutung des Grundes und Zuſicherung ſtrengſter Diskretian um Auskunft über ſein Verhalten im Offizierſtande. Die Antwort lautete etwas gewunden, ließ aber dach durchblicken, daß der junge Leutnant weit über ſeine Verhältniſſe gelebt und Ehrenſchulden kantrahiert, auch zu einer Schauſpielerin van bedenklichem Rufe in ſehr intimen Beziehungen geſtanden habe. Übrigens aber ſei er auf ſeinen Antrag des Dienſtes mit ſchlichtem Abſchied entlaſſen. Das kameradſchaftliche Verhältnis betrachte er als gelöſt, nachdem Ortler Schauſpieler gewarden; zu Übungen ſei er ſeitdem nicht mehr eingezogen. Doch wünſche er dem unzweifelhaft ſehr talentvallen jungen Manne zum Eintritt in eine geachtete Familie alles Glück.

Dieſen Brief zeigte der Praſeſſor Agnes. „Da ſiehſt du nun, was der Leutnant auf ſich hat," ſagte er. Agnes perlten unwillkürlich die Thränen aus den Augen. Aber ſie blieb ſtandhaft. „Du erfährſt da wenig Neues," bemerkte ſie. „Franz hat uns ja ganz aufrichtig darüber unterrichtet, was ihn ſeinen Abſchied zu nehmen nötigte. Auch in welche Beziehungen zum Theater er getreten war . . . Ja, auch das. Der Herr Oberſt ſcheint ſich nicht einmal mehr ſicher zu erinnern, was dabei eigentlich Anſtaß erregt hatte. Und wenn wirklich eine Schauſpielerin . . ." Die Thränen flaſſen reichlicher. „Man weiß ja, daß junge Offiziere gern hinter den Cauliſſen verkehren, auch wenn nicht der künſtleriſche Beruf ſie darthin zieht. Man nimmt ihnen das kaum übel. Und ich ſallte auf eine ſa vage Beſchuldigung hin an dem ſittlichen Wert eines Mannes zweifeln, den jedenfalls nur die Liebe zur Schauſpielkunſt in die Berührung mit unreinen Elementen der Bühne brachte? Nein, nein! Er hat ſich als ein Charakter bewährt."

Dr. Belling, der ſeinem verehrten Kallegen gern nützlich ſein wollte und mit Agnes aufrichtigſtes Mitleid empfand, hatte auch in Ortlers Vaterſtadt Erkundigung eingezagen und manches Ungünſtige in Erfahrung gebracht. Die ſehr braven Eltern betrachteten ihren Franz als einen ungeratenen und faſt ſchan verlorenen Sahn.

Sie hatten sich gänzlich von ihm losgesagt. Seine Lehrer — hier hatte Belling anknüpfen können — gaben nicht nur seinem Fleiß, sondern auch seinem Betragen das schlechteste Zeugnis. Das Beste, was sie an ihm gelten ließen, war noch, daß er als ein guter Kopf galt und etwas leisten konnte, wenn er sich einmal zu einem Anlauf entschloß. Seine dummen Streiche seien Legion gewesen und mitunter hätten sie auch schon schlechte genannt werden können. Man sei des schlimmen Beispiels wegen, das er den anderen Schülern gegeben, froh gewesen ihn los zu werden, wenn man auch seinen Vater beklagt hätte.

Auch von diesen Berichten erhielt Agnes Kenntnis. „Es thut mir leid," sagte sie, „daß Dr. Belling, den ich immer für einen Ehrenmann gehalten habe, sich zu so unwürdiger Spionage hergibt. Warum forscht man nicht gar nach, was Franz in der Kinderstube getrieben? Als ob nicht beinahe jede Biographie eines genial veranlagten Menschen ergäbe, daß seine Lehrer mit ihm sehr unzufrieden gewesen und seine Begabung nicht erkannten! So ein Junge ist nicht wie andere. Wäre er's, so würde aus ihm auch nicht mehr. Dumme Streiche sind freilich noch lange nicht der Beweis eines ungewöhnlichen Kraftgefühls. Bewährt sich ein solches aber, so erklären sie sich leicht genug aus dem inneren Widerstreben gegen den Zwang der Schule, gegen die Pedanterie der Lehrer, aus dem eingeborenen Unabhängigkeitssinn des Genies, das sich noch nicht ernst bethätigen kann. Und daß seine Eltern jetzt nichts von ihm wissen wollen . . ., ja, das ist recht traurig, denn es beweist, daß sie in ihrer geistigen Beschränktheit auch kein rechtes Herz für ihn hatten. Franz ist zu stolz, sich ihnen zu nähern, solange er ihnen nur zeigen kann, daß er ein guter Schauspieler geworden, was sie gar nicht zu würdigen vermögen. Aber laßt ihn nach Hause kommen, wenn er beim Hoftheater in einem ersten Rollenfach angestellt worden und von seinen Gastspielen Orden und Ehrenzeichen mitbringt, dann werden sich ihm ihre Arme wieder liebevoll öffnen, und er wird der beste Sohn, der Stolz der Familie heißen. So klein sind die Menschen!"

Es schien vergeblich, sie umzustimmen. Je mehr gegen den geliebten Mann vorgebracht wurde, um so eifriger nahm sie seine Partei. „Du bist ganz blind," sagte der Professor in heller Verzweiflung, „ganz blind."

„Die Liebe ist blind," antwortete sie. „Und was wäre sie denn, wenn sie nicht in eurem Sinne blind wäre und sich beirren ließe durch alles Zufällige, was das Urteil bestimmt? Weil sie göttlichen Ursprungs ist, darum folgt sie nur der göttlichen Stimme, die ihr das Ziel weist. Weil sie blind ist, deshalb ist sie sehend!"

Der arme Professor wußte sich keinen Rat mehr. Er schrieb an seinen Schwiegersohn und trug ihm den Fall vor. Von Frida waren stets die heitersten Briefe angelangt: sie hätte sich eine Hochzeitsreise, „und überhaupt die Welt," wie sie ergänzte, gar nicht so schön gedacht. Nun fügte sie der Antwort Steigers eine Epistel an Agnes bei, die sich im schärfsten Ton über die Schwester entrüstete, deren Neigung zu einem vagierenden Schauspieler für unbegreiflich und die Absicht, ihn zu heiraten, für ganz abenteuerlich erklärte. Der Papa nehme gewiß die Sache viel zu ernst; sie verbiete sich ja von selbst. Man brauche doch nur ein ganz klein wenig die Vernunft sprechen zu lassen, um sich vor solchem Elend zu bewahren. Es folgte dann eine Schilderung der glücklichen Tage, die sie an der Seite ihres trefflichen „Alten" in paradiesischer Gegend verlebe. „Er ist sehr verständig," schloß sie, „und verlangt nicht, daß ich mich in ihn verliebe. Daher erlaube ich ihm, ganz nach Herzensbedürfnis den galanten Ehemann zu spielen, was ihm großen Spaß macht. Ich bin überzeugt, wir werden einander, wenn wir nach Hause kommen, schon recht gut sein. Du glaubst nicht, wie hübsch es ist, unbekümmert aus dem Vollen wirtschaften zu können. Häusliche Not denke ich mir furchtbar. Der hält keine Liebe stand. Ein gewisser Wohlstand gehört nun einmal zum Leben; recht genießbar macht man sich's freilich nur, wenn man von ihm nichts Überschwengliches fordert und stets zehn Schritte weit hinter seinen Idealen zurückbleibt, als sie überhaupt eine Annäherung gestatten. Das ist kein hoher Standpunkt, aber ein praktisch brauchbarer und auch für die Umgebung nützlicher. Ich möchte Dir raten, Dich auf ihn zu stellen, wenn ich nicht recht gut wüßte, daß kein

Mensch sich raten läßt, außer man käme denn schon halb seinen Wünschen oder Zweifeln entgegen. Aber es gibt doch Mauern so hoch und so dick, daß man nur über sie hinweg kann, wenn man Flügel an den Schultern hat. Und die wollen uns nun einmal nicht wachsen. Vor so einer Mauer stehst Du. Ich bitte Dich, weil ich Dich von Herzen lieb habe, kehre um, bevor Dich jemand da bemerkt. Man würde Glossen machen, die Dir sehr verdrießlich sein müssen. Und uns auch. Mit besten Grüßen Frida."

Steiger schrieb in seinem trockenen Geschäftsstil. Er bedauere, daß die verehrte Schwägerin sich diesen Kummer bereite. Von einer ehelichen Verbindung mit einem Menschen, der selbst kaum notdürftig das tägliche Brot habe, könne ja doch nicht die Rede sein. Handelte es sich darum, einem vertrauenswürdigen jungen Manne die erforderlichen Mittel zur Begründung einer gesicherten Lebensstellung zu verschaffen, so würde er gern zur Aushilfe bereit sein. Aber ein Schauspieler . . . Und so weiter.

Agnes zerknitterte Fridas Brief. „Wir haben einander nie verstanden," sagte sie, „und jetzt steht etwas zwischen uns, das jedes Verständnis unmöglich macht. Sie begreift nicht, daß es höher geartete Naturen gibt, denen das Glück etwas anderes bedeutet als ihr. Aber sie sollte begreifen, daß sie mich nicht beleidigen darf, ohne sich selbst zu schmähen. Wir sind fertig miteinander."

Für Steigers wohlwollende Absichten hatte sie nur ein mitleidiges Lächeln. „Er wäre der letzte, von dem ich etwas annähme," versicherte sie. Das hatte Waldstätter schon von Ortler gehört.

Indessen war die Zeit herangekommen, in der die Truppe aufbrechen und nach einer anderen Stadt übersiedeln sollte. Es gab noch eine Anzahl von Benefizvorstellungen für beliebte Mitglieder, und Agnes fehlte nie im Theater. Die Thürschließerin steckte ihr Briefchen zu. Am Tage vor der Abreise stattete Ortler in den Häusern, die ihn gastlich aufgenommen hatten, pflichtschuldigst Visiten ab. Es konnte nicht auffallen, daß er dieselbe Höflichkeit auch dem Professor erwies. Freilich wählte er eine Stunde, in der er im Gymnasium war, was ihm ja nicht bekannt sein durfte. Agnes empfing ihn. Er blieb kaum über die übliche Visitenzeit hinaus und sagte beim Fortgehen in der offenen Thür so laut, daß es in der Küche verstanden werden konnte, in ganz förmlichem Ton: „Haben Sie die Güte, gnädiges Fräulein, mich Ihrem Herrn Vater zu empfehlen. Ich bedaure sehr, ihn nicht angetroffen zu haben." Agnes antwortete nicht. Die Küsse, mit denen er den Schwur seiner ewigen Liebe besiegelt hatte, brannten ihr noch auf den Lippen. Sie sank in einen Sessel und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Waldstätter fand die Karte auf seinem Tisch. „Der ist hier gewesen? P. p. c. Aha! Nun — Gott sei Dank! Man wird doch endlich wieder ruhig schlafen können."

Es vergingen einige Wochen. Agnes erhielt Briefe, die sie geheim hielt, und schrieb Adressen mit verstellter Hand. Der Professor wußte nichts davon. Nun meldete auch das Steigersche Ehepaar seine Rückkehr in nächster Zeit. Das schien Agnes sehr zu beunruhigen. Es hielt sie nicht bei irgend einer Arbeit; ihre Wangen waren immer fieberhaft gerötet, die krankhaft großen Augen starrten oft ins Leere, die Finger zuckten nervös, ihre leise Sprache hatte einen zitternden Klang, als wagten sich die Worte nur ängstlich über die Lippen. Die besorgten Fragen des alten Papas beantwortete sie kurz abweisend, seinen Zärtlichkeitsbezeugungen entzog sie sich wie erschreckt oder unangenehm berührt durch dieselben. Er ließ sie gewähren. Es wird noch eine Weile dauern, dachte er, bis sie wieder ganz in Ordnung kommt.

Eines Tages beim Abendessen sagte Agnes: „Du warst der Meinung, Vater, daß es für mich am besten sei eine Zeitlang in anderer Umgebung zu leben, und schlugst einen längeren Besuch bei deiner Schwester vor. Ich wollte darauf nicht eingehen, weil es mir widerwärtig war, dich über die Aussichtslosigkeit dieses Mittels, meine Gesinnung zu ändern, in einer Täuschung zu bestärken. Was hätte eine solche Flucht nützen können? Jetzt handelt es sich nicht mehr darum, und ich kann meine Bedenken fallen lassen. In den nächsten Tagen kehrt Frida zurück. Ich gestehe, daß es mir etwas Peinliches hat, sie unter so veränderten Umständen in einem Hause mit mir zu wissen; und ich bin auch ebenso überzeugt, daß sie selbst nur mit beklom-

menem Herzen an den Verkehr mit mir denkt, sie wird sich erst als Frau einwohnen wollen. Es wäre ja auch unausbleiblich, daß bei dem ersten Begegnen ein Meinungsstreit ausbrechen müßte, der mich nötigte, die Steigersche Wohnung zu meiden. Wie häßlich wäre das! So ist es denn wohl geraten, ich gehe allen diesen Unzuträglichkeiten aus dem Wege. Wenn du also einverstanden bist, reise ich jetzt."

Das kam dem alten Herrn freilich nun sehr überraschend. Die Gründe wollten ihn nicht recht überzeugen, und es schien ihm fast für Frida und ihren Mann etwas Verletzendes darin zu liegen, wenn Agnes nicht ihre Rückkehr abwartete. Aber sie war nun einmal wunderlich und jetzt offenbar auch krank. Daß sie sich zusammennehmen und ihren Verdruß nicht merken lassen werde, stand nicht zu erwarten. Wie sie die Dinge außer sich betrachtete, konnte sie unmöglich ein erfreuliches Verhältnis zu ihnen gewinnen. Sie mußten sich erst in ihrer Vorstellung als unabänderlich befestigt haben, wenn sie ihren Gleichmut nicht weiter stören sollten. Dann konnte wieder alles gut werden. Es war vielleicht wirklich ein kluger Gedanke von Agnes, die Tante zu besuchen, die ihr in der großen Stadt allerhand Zerstreuungen bereiten konnte. Eine ganz andere würde sie sicher zurückkehren.

So gab er denn seine Einwilligung. Agnes übernahm es, sich anzumelden. Sie packte dann eifrig ihre Sachen. Alles, was sie an Kleidern und Wäsche besaß, wurde in einem großen Reisekorb und einem Koffer untergebracht. Auch einige Lieblingsbücher nahm sie mit. Der Professor, der das fertige Gepäck sah, bemerkte kopfschüttelnd: „Du scheinst dich ja zu langem Ausbleiben gerüstet zu haben."

„Es ist für alle Fälle," entgegnete sie.

Er versorgte sie so reichlich mit Reisegeld, als seine Kasse es erlaubte. „Ich kann dir ja mehr nachschicken," meinte er. „Amüsiere dich nur recht gut."

Sie schwieg darauf.

Am anderen Morgen nahm Agnes Abschied. Es war ein Wagen gemietet worden, der sie mit ihren Sachen zur Bahn bringen sollte. Das Mädchen hatte sie zu begleiten, da der Professor ins Gymnasium mußte. Sie suchte sich den Anschein zu geben, als lohne es gar nicht, von der kleinen Reise groß Aufhebens zu machen, aber es wollte ihr nicht glücken. Ihre Gesichtsfarbe war aschfahl, das Auge wie verschleiert, und sowie sie einige Worte sprach, versagte die Stimme und rollten die Thränen. „Es wird dir doch nicht so leicht . . ." sagte er, selbst bewegt. Da stürzte sie ihm an die Brust, schlang die Arme um seinen Hals und schluchzte krampfhaft. „Mein lieber Vater —" rief sie, „bleibe mein lieber Vater! Immer — immer!"

Dann riß sie sich los, drückte ihm abgewandt die Hand und eilte aus dem Zimmer nach dem Wagen.

„Ein wunderliches Geschöpf," murmelte er. —

Zwei Tage darauf traf das junge Paar ein. Frida warf schon in der mit einer Tannenguirlande geschmückten Hausthür den Mantel ab und stürmte die Treppe hinauf dem alten Papa entgegen, der sie glückstrahlend in seinen Armen empfing. „Ach, es war wunderschön," rief sie, ihn abküssend, „aber nun doch genug, und diese letzten Reisetage sehr strapazant! Gut, daß wir zu Hause sind. Nicht war, Alter?" Sie blickte nach ihrem Mann um. „Ach, die Kinder!"

Sie sah sie im Flur stehen, eilte hinab, umfaßte alle drei zugleich und hob dann jedes einzelne auf, um es ans Herz zu drücken und zu küssen. „Reizende Dinger!" rief sie, wieder vom ersten anfangend. „Na wartet, wir haben euch auch viel schöne Sachen mitgebracht. Laßt mich nur erst auspacken!" Wenigstens eine Tüte mit Süßigkeiten, von denen sie selbst unterwegs genascht hatte, zog sie aus ihrer Handtasche und gab sie ihnen zur Verteilung. „So komm doch nur erst hinein," bat Steiger, der indes den Professor begrüßt hatte. Und nun ging's im Sturmschritt durch alle Zimmer der großen Wohnung. „Jetzt bleib' ich immer bei Euch!"

„Wo ist denn Agnes?" fragte Steiger nach einer Weile.

„Ja, Agnes, Papa — wo ist Agnes?"

Er wurde verlegen. „Zu meiner Schwester gefahren —"

„Ach!" riefen sie beide. Das Gespräch verstummte einige Minuten. Dann folgte die nötigste Aufklärung.

Eine Woche verging, ohne daß von Agnes ein Brief kam. Waldstätter fing

Digitized by Google

an ſich zu beunruhigen. „Sie hätte doch ſchon längſt wenigſtens ihre glückliche Ankunft anzeigen müſſen," meinte er. Er wartete noch ein paar Tage. Dann verlor er die Geduld. Er ſchrieb an ſeine Schweſter und bat ſie, Agnes wegen ihrer Nachläſſigkeit auszuſchelten.

Schon nach vierundzwanzig Stunden kam die Antwort zurück, ſie ſei wegen ſeines Schreibens ſehr verwundert geweſen. Von einem beabſichtigten Beſuch habe ihr Agnes nichts geſchrieben; ſie ſei auch bisher ohne Anmeldung nicht eingetroffen. Was das denn zu bedeuten habe?

Dem Profeſſor wurde ſehr bange. Er lief ganz ratlos zu Steiger hinunter. „Da leſen Sie!"

„Ja ... Hm ... Es ſcheint ..."

„Was ſcheint? Sollte Agnes ſich entfernt haben, um an irgend einem weit von der Heimat entlegenen Orte — ihrem jungen Leben ..."

Steiger lehnte durch eine Bewegung der Hand und der Augen ab. „Ach ..."

„Ja, ſie wäre deſſen fähig," eiferte der alte Herr.

„Wollen Sie nicht einmal erſt in der Stadt nachfragen, in der jetzt die Theatertruppe ſpielt?"

„Was — was? Sie meinen ..." der alte Herr ſtarrte ihn an.

„Es wäre doch denkbar, daß Ortler etwas von Agnes wüßte."

„Wie? Dieſer Menſch ſollte ... Nein! So weit vergißt ſich meine Tochter nicht. So weit nicht."

„Lieber Papa, man hat Beiſpiele —"

„Ah — oh — ah!"

„Nun, wär's Ihnen denn wirklich lieber zu hören, Agnes ſei ins Waſſer gegangen, als —"

„Ich mag's gar nicht ausdenken! Was raten Sie mir?"

„Suchen Sie ſofort Ortler auf, ſtellen Sie ihn zur Rede, nehmen Sie die Hilfe der Polizei in Anſpruch. Trifft meine Vermutung zu, ſo wird es Ihnen gelingen, Agnes von ihm zu trennen. Das iſt unter allen Umſtänden nötig, mag auch das Schlimmſte geſchehen ſein. Ob dann Ihre Frau Schweſter, oder ein Pfarrer auf dem Lande ..."

Der Profeſſor wühlte in ſeinem grauen Haar. „Ja, ja! Das muß geſchehen," murmelte er, „das muß ... Aber ich werde dort nichts Kluges anzufangen wiſſen. Und was ſoll ich meinem Direktor ſagen, wenn ich ... Lügen kann ich doch nicht."

Steiger erbot ſich, für ihn zu handeln. Er ſah jetzt ſelbſt ein, daß der alte unpraktiſche Mann nichts ausrichten werde. Aber er kehrte ſehr bald mit der Nachricht zurück, Regiſſeur Ortler habe einen vierzehntägigen Urlaub genommen und über ſeinen Aufenthalt während desſelben nichts zurückgelaſſen. Ihn zu ermitteln müßte unmöglich erſcheinen.

„Sie haben ſich zuſammen das Leben genommen," klagte der Profeſſor.

„Es wäre vielleicht ..." Steiger vollendete den Satz nicht.

Noch einigen Tagen langte ein Brief an. Der Profeſſor erkannte ſeiner Tochter Handſchrift und riß ihn haſtig auf. Er lautete:

„Mein lieber, lieber Vater! Du wirſt mir nie verzeihen, was ich gethan. Aber ich konnte nicht anders. Ich hatte mich überzeugt, daß Du nie Deine Einwilligung zu unſerer Verbindung geben würdeſt — wohl auch nicht konnteſt. Meine Schweſter — ihr Mann — die Verwandten —. die Kollegen — der ganze Umgangskreis ... alles war entgegen. Und mit Recht, ich ſehe das ein, aber ich liebe den Mann, dem ich mich anvertraut habe, und Liebe ſteht höher, als alle Vernunft. Ich war in dem Alter, ſelbſtändig über mich beſtimmen zu können, und ich habe über mich beſtimmt. Ich bin in Hamburg mit Ortler zuſammengetroffen, und wir haben uns dann nach Helgoland begeben. Dort iſt unſere Ehe in aller Form geſchloſſen und auch kirchlich eingeſegnet. Wir haben dann, von den wenigen Fremden unbeachtet, von Wind und Wogen umſtürmt, auf dem wunderſamen Felſeneiland glückliche Tage verlebt. Ach, wie glückliche Tage! Wenn Du wüßteſt, was Franz ... Aber ich habe mir vorgenommen, nur das Notwendige zu ſchreiben. Wir ſind zurückgekehrt und verſuchen, uns unſer dürftiges Heim mit allen Mitteln der Phantaſie zu einem Zauberſchloß umzugeſtalten. Es wird uns gelingen. Gewiß, gewiß! Das iſt meine Zuverſicht für und für. Lieber Vater! Dieſer Brief muß mein letzter ſein; und ich bitte Dich, ſchreibe mir nicht. Ich weiß alles, was Du mir

Digitized by Google

sagen kannst, und ich empfinde es tief. Aber Deine Vorstellungen, Deine Klagen, Deine Vorwürfe können nichts mehr ändern. Ich weiß, daß Du mir zürnst, daß ich mich aus dem väterlichen Hause ausgeschlossen habe. Ich hoffe, nicht für immer. Es wird eine Zeit kommen, und vielleicht ist sie nicht allzu fern, in der die geniale Begabung meines Mannes für seinen Beruf Anerkennung gefunden und ihm die richtige Stätte zur Wirksamkeit angewiesen haben wird. Dann wirst Du ihn mit Stolz Deinen Schwiegersohn nennen, mein Los an seiner Seite für beneidenswert erklären. Aber bis dahin ... Wir sind entschlossen, uns ganz auf die eigene Kraft zu stützen. Da werden denn schwere Kämpfe mit der Not des Lebens unausbleiblich und unvermeidlich sein. Wir wollen sie ausfechten wie ein Paar tapfere Gesellen, die jeden Augenblick bereit sind, füreinander und miteinander in den Tod zu gehen. Aber unser Schicksal soll niemand treffen, als uns selbst, die wir uns stark fühlen, alle seine Wetterschläge zu tragen. Ich kenne die engen Grenzen der bürgerlichen Meinung. Ihr dürft sie nicht überschreiten, ohne Eure ganze Lebensstellung zu gefährden. Ihr sollt sie meinetwegen nicht überschreiten, denn zu mir könntet Ihr jetzt doch nicht; Ihr selbst steht zu fest in ihrem Bann. Zwischen uns ist die Kluft auch so groß, daß keine Brücke hinüberreicht. Deshalb bitte ich Dich, mein lieber Vater, betrachte mich als eine verlorene Tochter und laß mich der kleinen Welt, in der Du lebst und in Ehren stehst, so erscheinen. Sei jeder Verkehr zwischen uns aufgehoben! Ich werde deshalb nie daran zweifeln, daß ich eine Stelle in Deinem treuen Herzen behalte, wie Du mir jetzt auch zürnen magst. Und Du, glaube, daß ich nie aufhören werde, mit der innigsten und dankbarsten Verehrung Deiner zu gedenken. Lebt wohl — lebt wohl! Agnes Ortler."

Der Professor starrte lange auf die Unterschrift. Agnes Ortler. — Es war ihm sehr weh zu Mut. Und wie er auch die Lippen zusammenkniff, die Augen wurden ihm feucht. Sie hat recht, wiederholte er sich tausendmal, wir können so nicht zu einander. Ich bin zu arm, und sie ist zu stolz — und sie liebt den Mann, der ihr Verderben sein wird. „Leb wohl," flüsterte auch er und küßte das Blatt.

5.

Fünf Jahre waren vergangen.

In dem Städtchen hatte sich wenig verändert. Zwei neue Häuser waren gebaut oder noch im Bau, einige andere abgeputzt. Dem längst schadhaft gewordenen rostbraunen Spitzdach der alten Kirche waren frischrote Ziegelreihen eingeflickt, worüber die ästhetisch Gebildeten sich entrüsteten, die Uhr am Rathause hatte noch immer die Gewohnheit, falsch zu gehen, einige Kaufmannsschilder glänzten in neuer Aufschrift, einige Schaufenster zeigten sich den Anforderungen der Zeit gemäß vergrößert, der Apotheker ließ die ganze Nacht durch über seiner Thür eine rote Laterne brennen, und im Gymnasium waren während der letzten Sommerferien sämtliche Schulzimmer geweißt; die üblichen Todesfälle, Hochzeiten und Kindtaufen in den Honoratiorenfamilien hatten vorübergehend von sich reden gemacht. Sonst hatte das Intelligenzblättchen nicht viel zu melden gehabt.

Auch das Steigersche „Landhaus" stand noch, wie es gestanden hatte, das einzige vor dem Thor. Nur weiter hinaus waren neue Fabrikgebäude errichtet, da das Geschäft sich noch immer mehr vergrößerte. Professor Waldstätter, obgleich nun ganz allein, hatte die für ihn viel zu große Wohnung aus alter Gewohnheit beibehalten, aber eine erfahrene Wirtschafterin angenommen, deren ehrgeiziges Streben es war, sich möglichst wenig störend bemerkbar zu machen. Der Professor hatte sehr gealtert. Nur dünn lag das Haar über der hoch hinauf kahlen Stirn, tiefe Falten furchten die farblosen Wangen, und ein grämlicher Zug setzte sich mehr und mehr um den Mund fest, dessen Zahnreihen selbst vorn schon arge Lücken zeigten. Er hatte immer über seine Jahre alt ausgesehen; jetzt, mit wenig über sechzig, fing er schon an, eine gebückte Haltung anzunehmen. Man wunderte sich darüber. Mein Gott, der Mann hat doch gar keine Sorgen! Einige alte Freunde wußten es besser. Er kann seine älteste Tochter nicht vergessen.

Das Leid freilich zehrte still an ihm. Ganz still. Er sprach nie von Agnes, und man wagte nicht an sie zu erinnern. Er hatte auch seine äußere Lebensweise nicht geändert, verkehrte in der Stadt, wie früher,

Digitized by Google

und konnte in Gesellschaft munter plaudern. Nur im Allerinnersten nagte der Wurm.

Und jedesmal, wenn er seine Berliner Tageszeitung las, überflog er erst das Feuilleton mit den Theaternachrichten, ob nicht eine Notiz über Ortler zu finden sei. Da würden ja so viele Namen genannt, die nicht gerade großen Berühmtheiten angehörten. Einmal nur, wohl noch im ersten Jahr, berichtete eine Kritik über die Aufführung der „Räuber" an einem der Vorstadttheater der deutschen Metropole in jenem witzigen Stil, der sich mit der Leistung nur beschäftigt, um die Leser zu amüsieren. Da hieß es, ein Herr Ortler habe den großen Räuber Moor echt räubermäßig im Geschmack der reisenden Dorfvirtuosen tragiert und die Galerie zu Beifallsstürmen hingerissen. Ein gleich genußreicher „Hamlet" stehe noch bevor und werde allen Shakespearekennern empfohlen. Der Referent schien zu ihnen nicht gehört zu haben; wenigstens fehlte jeder Bericht. Sollte die Vorstellung nicht einmal eine abfällige Besprechung verdient, sollte sie keine Gelegenheit zu spöttischen Bemerkungen gegeben haben und deshalb an dieser Stelle unbeachtet gelassen sein? Bei späteren Äußerungen über diese Bühne kehrte der Name Ortler unter den Darstellern nicht wieder. Irgend ein Theaterblatt wurde im Städtchen nicht gehalten, selbst in der Konditorei nicht, die sich des Rufs eines öffentlichen Lesekabinetts erfreute. Hätte der Professor auf ein solches abonniert, so wäre darüber des Redens kein Ende gewesen. Das durfte er nicht wagen. Bei der Truppe, die auch das Städtchen besuchte, war Ortler schon bei deren nächstem Besuch nicht mehr. Das hatte der alte Herr nicht anders erwartet. Einmal überwand er sich, Dr. Belling um die Gefälligkeit zu bitten, sich unter der Hand nach dem früheren Regisseur zu erkundigen. Die Frau Direktorin wollte gehört haben, daß er nach Rußland gegangen sei und irgendwo in den Ostseeprovinzen ein Unterkommen gefunden habe. Aber auch dort sei er nicht lange geblieben. Vielleicht habe er sich einen andern Namen beigelegt, um die Gläubiger von seiner Spur abzuleiten. „Ein Windhund," hatte sie in ihrer derben Manier zugefügt, „aber ein genialischer Kerl! Wenn der einen großen Beutel mit Geld gehabt hätte, es wär' was Großes aus ihm geworden. Und heiraten hätt' er nicht müssen. Noch dazu eine Dame, die bis dahin nur in der Loge gesessen hat. Der reine Selbstmord für so einen!" Das hatte Dr. Belling für sich behalten.

Unten bei Steigers schien es lauter frohe Tage zu geben. Zwischen den Eheleuten und zwischen der Stiefmutter und den Kindern herrschte das beste Verhältnis. Sie selbst hatte ihrem Manne rasch nacheinander ein Söhnchen und ein Töchterchen geschenkt. Das konnte ihre Neigung zu den Stiefkindern nicht beeinträchtigen, zumal diese über die kleinen Geschwister glückselig waren und in ihnen das reizendste Spielzeug entdeckten. „Es ist ja genug da für alle," sagte sie lachend, „aber meinetwegen braucht der Storch jetzt keins mehr zu bringen." Sie hatte sich nach und nach ihre Wohnung sehr gemütlich eingerichtet, indem sie die Möbel nach ihrem Geschmack umstellte und ergänzte, auch die Wände mit Bildern schmückte. Sie hatten aus Italien gute Kopieen von berühmten Meisterwerken, Aquarelle und große Photographieen mitgebracht, wie sie's wünschte, und konnten alle die schönen Sachen nun kaum unterbringen. Zum Geburtstage schenkte der aufmerksame Gatte ihr das Porträt des Papas, von einem tüchtigen Maler gemalt, den er zu diesem Zwecke hatte kommen lassen, und nun mußte sie ihm den Gefallen thun, auch zu ihrem Bilde zu sitzen. „Was willst du damit?" scherzte sie. „Etwa vergleichen, wie ich alle Tage älter und häßlicher werde? Wenn die Kinder erwachsen sind, haben sie ja an die Mama von damals gar keine Erinnerung. Man sollte immer warten, bis man an die Grenze kommt, wo's bergab geht. Das ist der richtige Moment, sich zu verewigen. Aber wenn du mich durchaus in Öl haben willst — ich werde still halten, so gut ich kann. Wenn ich mich nur nicht in den Maler verliebe, weil die Sitzungen gar so langweilig sind!" Er gab ihr Vollmacht. „Solche Thorheiten begehst du nicht," sagte er, „das Stillhalten wird dir freilich schwer werden." Damit traf er das Richtige. Der Maler meinte, noch nie sei ihm ein Porträt so schwer geworden; jeden Augenblick veränderе sich der Gesichtsausdruck. Sie mußte auch stets eins von den Kindern zum Plaudern bei sich haben. „Können Sie glauben, gnädige Frau, daß ich noch immer nicht dahinter gekommen bin, was eigentlich Ihre

Augen für eine Farbe haben?" fragte er einmal ganz verzweifelt.

Steiger brachte nach wie vor einen großen Teil des Tages in der Fabrik zu. Sobald er nach dem Morgenkaffee die Zeitungen gelesen hatte, ging er gewöhnlich bald, kehrte kurz vor dem Mittagessen zurück, schlief nach der Mahlzeit eine halbe Stunde und begab sich dann wieder ins Geschäft, um selten vor Abend zurückzukehren. Fuhr man dann nicht in Gesellschaft, oder war nicht Besuch zu erwarten, so ging er häufig noch ein Stündchen ins Kasino, die gewohnte Partie Karten oder Billard zu spielen und die Tagesneuigkeiten zu erfahren. Frida „hatte von ihrem Manne nicht allzu viel," wie die Freundinnen urteilten; aber sie selbst war ganz zufrieden damit und schickte ihn regelmäßig bald fort, wenn er Miene machte, „sich ihr zu opfern." Das geschah immer in bester Laune. „Mir ist's ganz recht," sagte sie, „wenn mein Mann viel beschäftigt ist. Dann bleibt er auch in guter Stimmung. Beim Kaffeetisch, bei der Tafel und abends vor dem Schlafengehen unterhalten wir uns sehr gemütlich. Ein Weilchen hält er's auch im Kindergeschrei aus, aber seine Nerven sind bald angegriffen. Was sollen wir am Ende auch viele Stunden miteinander anfangen? Seine Fabrikgeschichten sind so langweilig, und wenn ich ihm einen Roman erzähle, den ich eben lese, schläft er ein. Zum Kartenspiel habe ich gar keinen Kopf, vergesse immer, was heraus ist, und darüber hat er dann gerechten Ärger. Warum bin ich auch so dumm oder zerstreut? Der Tag wird mir gleichwohl nicht lang. Ich habe ja die Kinder!"

Den Kindern widmete sie nun wirklich einen großen Teil der Zeit, mit ihnen arbeitend oder spielend. Um die Wirtschaft bekümmerte sie sich nur so von oben her. Da war sie ganz die vornehme Dame, die nur Anordnungen trifft und die Ausführung der geschulten Dienerschaft überläßt. „Wozu soll man sich mit diesen verdrießlichen Dingen plagen," meinte sie, „wenn man so viele Hände zur Verfügung hat, als man nach seiner Bequemlichkeit brauchen will? Die Wirtin versteht das alles doch besser als ich. Und ob ein bißchen mehr oder weniger drauf geht, darauf kommt's ja zum Glück nicht an. Mein guter Mann hält mich nicht knapp. Er küßt gern meine weichen und weißen Hände. Wollt' ich sie ihm einmal rauh und schwarz von der Arbeit hinreichen, da käm' ich schön an. Dann wär' ich gar nicht mehr seine liebe Puppe, wie er mich mit Vorliebe nennt. Na — hin und her ein Weilchen kann man ja schon mit sich spielen lassen, wenn man sonst einen so verständigen Mann hat." Sie tändelte mit den Kindern, las, malte ein wenig, musizierte, wenn sie gerade im Vorbeigehen das Klavier offen fand, empfing Visiten, machte Besuche und war immer vergnügt. Nach allgemeiner Schätzung eine sehr liebenswürdige und eine sehr glückliche Frau.

Man sprach von einer Musterehe. Wie gut die beiden Leutchen einander behandelten! Man hörte nur Scherzworte, wenn sie in Gesellschaft zusammenstanden. Er plagte sie nicht durch Eifersucht, und sie vergaß nie die Rücksicht, die sie dem so viel älteren Manne schuldete. Beide hatten sie nicht das Bedürfnis, aneinander große Anforderungen zu stellen. Was jeder that, war dem andern genehm. Und sie paßten auch so gut in den kleinstädtischen Umgangskreis! Zu Steigers eingeladen zu werden, galt überall als ein frohes Ereignis.

An Agnes dachte Frida wohl auch mitunter, aber ohne sich in ihrem heiteren Lebensgenuß sonderlich stören zu lassen. In der Gesellschaft wurde von ihr nach einer Art von stillschweigendem Abkommen gar nicht gesprochen. Sich nach ihr zu erkundigen wäre unhöflich gewesen, denn man wußte ja, daß sie für die verlorene Tochter galt. Im engsten Kreise, besonders bei Familienfesten, erwähnte der Professor ihrer wohl als einer leider abwesenden und gänzlich verschollenen; aber es wurden dann immer nur dieselben traurigen Vermutungen ausgetauscht, und das Gespräch ging bald auf einen anderen Gegenstand über. Die schlimmsten Befürchtungen mußten sich doch bewahrheitet haben, sonst hätte sie gewiß einmal geschrieben. „Sie hat's ja doch so gewollt," meinte Frida, oder auch: „Wer kann denn wissen . . .? Wie sie sich nun einmal zu uns gestellt hat, so kann ich mir denken, daß sie nicht schreibt, auch wenn es ihr in ihrer Weise ganz gut geht. In unsere Weise wollte sie sich ja doch nicht fügen." Das klang durchaus nicht lieblos, sondern wie der Ausspruch von etwas Selbstverständ-

Digitized by Google

lichem. Frida ließ sich nicht gern verstimmen, wenn doch nicht zu helfen war. An meiner Stelle, dachte sie, würde sie nun schon gar nicht das Glück gefunden haben, das sie suchte. Nicht daß sie ihr wirkliches Glück geringer hielt, als jenes geträumte! Sie verglich nur und stellte einen Erfahrungssatz auf. —

Eines Tages, nicht lange nach dem Mittagessen, kam Waldstätter ganz verstört hinunter und polterte ohne anzuklopfen in das hintere Zimmer hinein. Er hatte einen Brief und das dazu gehörige eilig aufgerissene Couvert in der Hand. „Da lest — lest — lest —," schnaufte er, reichte Steiger das Blatt und warf sich in den nächsten Sessel.

Steiger lag in seinem Schaukelstuhl und hatte nur knapp ausgeschlafen. „Aber was gibt's denn?" fragte Frida, die ihm die Schlummerrolle fortnahm, verwundert und setzte sich auf die Seitenlehne, um in den Brief blicken zu können. „Von wem kommt ..." Sie hatte von der Decke das Couvert aufgenommen und fand darauf den Namen des Absenders: Franz Ortler. „Ah — von Ortler!"

„Ja, von Ortler," stöhnte der Alte. „Lest nur, lest!"

Ortler schrieb aus einem weitentlegenen kleinen Ort in Österreich:

„Verehrter Herr Professor!

Es ist eine sehr traurige Notwendigkeit, daß ich mich Ihnen noch einmal in Erinnerung bringe. Sie werden begreifen, daß ich jetzt nicht schweigen darf.

Vor acht Tagen hat Agnes mich verlassen. Ich weiß nicht, wohin sie gegangen ist.

Sie hat das Kind mitgenommen.

Ich fürchte ...

Es ist schrecklich. Ihre religiösen Anschauungen freilich scheinen damit im Widerspruch zu stehen. Aber alle meine Bemühungen, ihre Spur aufzufinden, sind vergeblich gewesen. Ich habe so lange gezögert, Ihnen diese Mitteilung zu machen, bis für mich jede Hoffnung geschwunden war. Man hat sie zuletzt mit dem Kinde eine Strecke unterhalb der Stadt am Fluß gesehen, der hier sehr reißend ist. Wenn die Unselige ...

Die Leichen würden weit fortgeführt sein können. Aber das steinige Bett hätte sie endlich doch aufhalten müssen. Die Nachfrage in allen Ortschaften blieb ohne Erfolg. Läßt sich daraus ein Schluß ziehen? Es kann ja auch sein ... Was? Es gibt so viele Möglichkeiten. Aber die wahrscheinlichste scheint doch ... Ich habe sie schon angedeutet. So oder anders.

Agnes war schon lange gemütskrank. Ich glaube, seit der Geburt des Kindes, oder bald darauf. Nun erst kam ihr das Elend, in dem wir lebten, voll zur Erkenntnis. Sie sah die Welt um sich her mit ganz anderen Augen an, ihre Gedanken gingen auf Abwege, und endlich ... Ich bin überzeugt, daß ihr Geist nicht mehr ganz klar war.

Aber es war nichts zu thun, wahrhaftig nicht! Sie wollte sich an Sie und die Schwester nicht wenden, sie verbot mir aufs ernstlichste, Ihnen zu schreiben. Ich hätte die Katastrophe nur schneller herbeigeführt, wenn ich ungehorsam gewesen wäre. Und ich hoffte noch immer ... Wollen Sie mir's verdenken, daß ich hoffte? Ich liebte mein Weib, mein Kind.

Jetzt aber habe ich keine Rücksicht mehr zu nehmen.

Verehrter Herr Professor! Wenn ich Ihnen unser Leben schildern sollte von dem Tage unserer Vereinigung ab bis jetzt, ich müßte ein Buch von vielen Bänden schreiben. Dazu fehlt mir die innere Sammlung, die Fähigkeit, selbst die physische Möglichkeit. Bei all meinem Seelenjammer muß ich Komödie spielen. Nach jeder Vorstellung bin ich so erschöpft, daß ich nicht die Kraft habe, mich zu entkleiden. Wie ein Toter liege ich auf dem Strohsack ausgestreckt. Aber der Kopf arbeitet fortwährend, nur die Glieder sind unbeweglich. Erst gegen Morgen stellt sich das Schlafbedürfnis ein. Nach wenigen Stunden bin ich wieder wach, aber totmatt. Nur Einspritzungen von Morphium halten mich auf der Bühne leistungsfähig. Und was ich leiste ...

Die klugen Leute werden sagen: Das hat ja gar nicht anders sein können. Es war eine Verrücktheit, diese Ehe einzugehen — die Versündigung an dem simpelsten Menschenverstande mußte sich rächen! Sie werden Recht behalten — sie behalten immer Recht. Aber sie begreifen auch nicht, daß Liebe eine Leidenschaft ist, und daß Leidenschaft keine Logik kennt. Liebe — Leiden-

schaft! Sie lächeln, wenn diese Worte ausgesprochen werden. Es sind für sie nur Worte, die sich zu Phrasen zusammensetzen. Wem sie das lebendige Agens aller freudigen und schmerzlichen Empfindungen, aller Entschließungen, aller Willensbethätigungen sind, über den schütteln sie die Köpfe.

Wir liebten einander. Das erklärt ihnen nichts, uns alles. Warum wir einander liebten? Dafür gibt es so viel und so wenig Grund, als für unser Dasein in dieser und keiner anderen Gestalt. Warum waren wir so geschaffen? Warum begegneten wir einander? Warum konnte das klarste Verständnis für die Unsinnigkeit unserer Vereinigung nicht hindern, daß wir uns enger und enger aneinander schlossen, bis zur Unlöslichkeit? Unsere Liebe stieß auf keinen unüberwindlichen Widerstand. Und deshalb wurden wir ein Paar.

Und als wir's geworden waren — ja, da begann ein furchtbarer Kampf um die Existenz, ein so furchtbarer Kampf, daß täglich die Herzen bluteten. Es geschah alles, was jeder Verständige vorausgesehen haben mußte. Bei der Theatertruppe, die ich damals als Regisseur leitete, konnte ich nicht bleiben. Die hielt sich zu sehr in Ihrer Nähe auf, besuchte wahrscheinlich bald wieder Ihre Stadt. Bis ich eine andere Stellung fand, war unsere geringe Habe fast aufgezehrt. Mein Einkommen verbesserte sich nicht. Wir mußten uns mit einem möblierten Zimmer begnügen, dessen Miete wir doch nicht regelmäßig bezahlen konnten. Agnes klagte nicht, so ungewohnt ihr diese Enge war. Sie versuchte, durch ein System äußerster Sparsamkeit unserem kleinen Haushalt eine gesicherte Grundlage zu geben. Es hätte ihr gelingen können, wenn ihr Mann ein Schreiber oder sonst ein Subalternbeamter gewesen wäre. Für den Schauspieler waren fortwährend unerwartete Ausgaben unvermeidlich. Sie warfen ihre sorgsamsten Pläne um, störten ihre sichersten Berechnungen. Die Wirtschaftskasse war immer schon in der ersten Hälfte des Monats geleert, mitunter schon am ersten Tage, und dann mußte doch wieder auf Borg gelebt werden. Ich war an diese Unordnung gewöhnt, sie aber litt unsäglich darunter.

Sie dachte darauf, sich durch Handarbeit eignen Verdienst zu schaffen. Man weiß, wie elend sie bezahlt wird. Oft bis tief in die Nacht hinein saß sie bei einer Stickerei, die ihr die Augen verdarb, während ich durch Abschreiben von Rollen und Noten mir einen Extraverdienst zu schaffen suchte.

Und dabei drängte Agnes immer, ich solle mich um ein meinem Talent würdiges Unterkommen bemühen. Sie wußte, daß dazu Mittel gehörten, die wir nicht besaßen, und ihr ganzes Streben richtete sich nun darauf, sie von dem Notdürftigsten zusammenzusparen. Sie selbst wandte sich an die Agenten und suchte sie für mich zu interessieren. Sie meinte, ich dürfte ja nur mein Licht an einer Stelle leuchten lassen, von der aus es weithin gesehen würde, um sofort für die ersten Bühnen begehrt zu werden. Darauf hatte auch ich stets vertraut. Jetzt war ich zaghaft geworden. Endlich wurde das ersehnte Gastspiel bei einem großstädtischen Theater durchgesetzt. Es verunglückte. Vor dem ersten Auftreten wurde ich von einer mir sonst ganz fremden Unruhe gepeinigt. Als ob ich ein Examen zu bestehen hätte und nun alles, was ich in Jahren mühsam gelernt, plötzlich meinem Kopf gänzlich entschwunden wäre! Was hing nicht von dem Gelingen ab — für mich, noch mehr für Agnes. Rechnete ich doch längst vornehmlich mit ihren Wünschen. Der große Raum war mir ungewohnt. In der Aufregung übernahm ich als Karl Moor meine Kraft, verlor das künstlerische Maß. Trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb gefiel ich dem Publikum; aber die Kritik war eingeladen gewesen und sprach sich um so abfälliger aus. In zwei anderen großen Rollen leistete ich mir selbst mehr Genüge; aber nun war das Haus nicht gut gefüllt, das Parkett scheu. Die Zeitungen nahmen nicht mehr Notiz von mir. Ich hatte die Schlacht verloren.

Kein Wort des Vorwurfs kam über ihre Lippen. Sie suchte mich aufzurichten, vertröstete auf die bessere Zukunft, an die sie doch kaum noch glaubte. Ich war an mir selbst irre geworden. Es konnte ihr nicht unbemerkt bleiben, und immer tiefer senkte sich die Traurigkeit auf ihr Herz.

Gerade damals ging uns eine Hoffnung auf, die wir sonst jubelnd begrüßt hätten. Jetzt vermehrte sie unsere Sorge.

Ich nahm ein Engagement in Rußland

an, um nur wieder irgend wo festen Fuß zu fassen, sei's auch auf dem schwankendsten Boden. Die weite Reise zehrte den Rest unserer mühsamen Ersparnisse auf. Die Verheißungen des Agenten erfüllten sich nicht. Ich mußte mir Abzüge gefallen lassen, die zur äußersten Einschränkung nötigten. Da wurde uns ein Töchterchen geboren. Agnes hatte sich wenig schonen und pflegen können; der stille Gram mochte ihren schwächlichen Körper noch weniger widerstandsfähig gemacht haben. Sie verfiel in eine schwere Krankheit, stand wochenlang am Rande des Grabes. Hätten sich nicht mitleidige Menschen unserer hilfreich angenommen, Mutter und Kind wären elend zu Grunde gegangen. Ich veranstaltete eine Wohlthätigkeitsvorstellung „für die notleidende Familie eines Schauspielers," den jeder kannte. Sie hatte einen unerwartet günstigen Erfolg. Agnes wußte nichts davon, durfte nichts davon wissen; sie hätte Einspruch erhoben und, wenn er unbeachtet bleiben mußte, sich um so unglücklicher gefühlt.

Als sie endlich genas, widmete sie sich mit zärtlichster Mutterliebe dem Kinde. Sie verdoppelte ihre Anstrengungen, unserem kleinen Haushalt ein bürgerlicheres Aussehen zu geben. Ihre Nadel ermüdete nicht. Oft, wenn ich erst gegen Morgen aus einer Gesellschaft kam, die ich durch meine schauspielerischen Fertigkeiten angenehm zu unterhalten die wenig beneidenswerte Aufgabe hatte, fand ich sie noch bei der Arbeit. Und wie wenig brachte sie ein!

Die Bedürfnisse des Kindes wuchsen. Agnes selbst kam auf den Gedanken, ihr Talent für die Bühne zu erproben, um durch eine doppelte Gage unsere Wirtschaftskasse zu stärken. Ich ging auf diesen Vorschlag mit innerstem Widerstreben ein. Schon der erste Blick hinter die Coulissen hatte sie überzeugt, daß ihre idealistischen Anschauungen dort keinen Boden fanden. Das geschäftsmäßige Kunsttreiben würde sie auch bei einer großen Bühne enttäuscht haben; hier bewegte es sich mit einer selbstbewußten Verlumptheit, die nur der leichtfertigste Humor erträglich finden konnte. Die meisten dieser Kollegen und Kolleginnen hatten moralisch Schiffbruch gelitten und gingen nun in der Aufrichtigkeit gegeneinander so nackt, daß das sittliche Gefühl einer feingebildeten Dame aus guter Familie sich jeden Augenblick empören mußte. Was für Umgangsformen! Und welche Sprache im alltäglichen Verkehr! Natürlich nahm man auf Agnes nicht die mindeste Rücksicht. Sie war ja meine Frau, nicht eine Fremde, die man täuschen wollte! Sie zog sich rasch zurück, und ich war nun redlich bemüht, sie nach Möglichkeit von dem Kreise der Berufsgenossen fern zu halten, soviel spöttische Bemerkungen ich mir deshalb auch gefallen lassen mußte. Nun scheute sie des lieben Kindes wegen vor dem Widerwärtigsten nicht zurück, sich thätig dieser Gesellschaft einzufügen. Mein Abraten war vergeblich. Ich fühle, sagte sie, daß ich kein Recht habe, mich so seitab von deinem Berufswege zu stellen; mag er meinen Fuß verunreinigen, mein Herz wird ruhiger sein, wenn ich ganz meine Pflicht gethan habe. Ich werde meine Augen zwingen, nicht zu sehen, mein Ohr, nicht zu hören. Und vielleicht schlummert in mir ein Talent, das nur geweckt zu werden braucht, um Erfreuliches zu leisten. Laß mich deine Schülerin sein!

Darin irrte sie. Wir studierten zusammen einige große Rollen, die ihr besonders sympathisch waren. Sie zeigte so viel Verständnis für die dichterische Absicht, wußte die Bedeutung jedes schwierigsten Satzes so gut zu erklären, sah mit so klaren Augen die Gestalt, die verkörpert werden sollte. Aber die Ausdrucksmittel versagten. Sie kam nicht über einen Vortrag der Verse hinaus, wie er beim Vorlesen am Familientisch üblich ist, und geriet sofort in ein hohles Pathos, wenn sie sich steigerte. Ihre sonst so natürlichen Bewegungen wurden gekünstelt, jede Geste schien erlernt. Es fehlte das Temperament, die Leidenschaft. Ich sah voraus, daß ihr allzu maßvolles Spiel das an gröbste Effekte gewöhnte Publikum kalt lassen würde. Und ich täuschte mich nicht. Welche Qualen stand ich bei ihrem ersten öffentlichen Auftreten aus! Sie selbst empfand sie nicht so groß. Aber es konnte ihr doch nicht entgehen, daß der Beifall ausblieb. Der Direktor widersetzte sich einem nochmaligen Versuch. Sie müsse klein anfangen, meinte er, erst auf der Bühne gehen und stehen lernen. Die Bildung allein thue es nicht. Unter vier Augen sagte er offen heraus, daß auch so wenig zu hoffen sei.

Agnes wollte den Plan, ſich zur Beſſerung unſerer äußeren Lage nützlich zu erweiſen, nicht aufgeben. Auch der kleinſte regelmäßige Zuwachs zu unſerer ſchmalen Einnahme ſchien ihr von Bedeutung. Mit dem Heroismus einer großen Seele, die über ſich ſelbſt hinwegſieht, verſtand ſie ſich zu allen den untergeordneten Dienſten, die dem Theater von wenig anſpruchsvollen Anfängerinnen geleiſtet zu werden pflegen, übernahm kleinſte Rollen und wirkte im Chor oder unter den Statiſten mit. Sie ließ ſich zur Arbeit in der Garderobe anſtellen und ſouffſierte, wenn ſie nicht auf der Bühne beſchäftigt war. Dieſe Thätigkeit befriedigte ſie noch am meiſten. Sich zu koſtümieren und zu ſchminken bereitete ihr ſtets großes Unbehagen. Es war, als ob ſie ſich vor mir ſchämte und mir Dank wüßte, wenn ich ſie nicht anſah.

Der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb! Ja, das konnte ſie von ſich ſagen. Aber ſie ſagte es nicht — ſie litt ſtill, ohne einen Laut der Klage vernehmen zu laſſen. Nun wurde ihr Geſicht immer ernſter, ihr Sinn in ſich gekehrter; ſie kargte mehr nnd mehr mit Worten, die mir über ihren inneren Zuſtand hätten Auskunſt geben können, und ſchien jeden Verſuch der Erheiterung ihres Gemüts als eine Kränkung zu empfinden. Selbſt mit dem Kinde, das ſie doch zärtlich liebte, heiter zu verkehren, ſchien ihr ſchwer zu werden. Sie lächelte ihm wohl zu, wenn ſie mit ihm ſpielte, aber gleich wieder kamen ihr traurige Gedanken, und rollten ihr die Thränen über die bleichen Wangen. Armes Kind, was ſoll aus dir werden?

Es begann ein Wanderleben, deſſen Schilderung ich Ihnen gern erſpare. Ich gab es auf, Engagements zu ſuchen, die meinen künſtleriſchen Neigungen entſprechen konnten. Ich betrieb nur noch ein Handwerk, das möglichſt wenig kümmerlich mich und meine kleine Familie zu nähren hätte. Ich würde Diener- und Anmelderollen geſpielt haben, wenn dafür einige Thaler monatlich mehr einzunehmen geweſen wären. Eine Anſtellung für mehrere Jahre, die mir ein anſtändiges, wenn auch noch ſo beſcheidenes Einkommen gewährt und Agnes geſtattet hätte, ſich von der Bühne fern zu halten, hätte ich mit Freuden angenommen, auch wenn ich durch ſie für immer in die hinterſte Reihe zurückgedrängt worden wäre. Ich hatte keinen künſtleriſchen Ehrgeiz mehr, nur noch das quälende Verlangen, mir eine befriedigende Häuslichkeit ſchaffen zu können. Mir! das ſprach kaum mit. Aber ihr, die nun mein alles war!

Ich ſage die Wahrheit, Herr Profeſſor. Ich würde ſie auch ſagen, wenn ich mich einer ſchweren Verſündigung gegen das Vertrauen der unglücklichen Frau anzuklagen hätte. Nein, es iſt nichts geſchehen, was ſie hätte erzürnen und im Herzen von mir abwenden müſſen. Ich bin als junger Menſch im Elternhauſe ſehr leichtſinnig geweſen, habe als Offizier toll genug gelebt und als Schauſpieler mir kein Gewiſſen daraus gemacht, jede Gunſt des Augenblicks zu erhaſchen und dem bekannten dreifachen W, unbekümmert um die Folgen, luſtig zuzuſprechen. Es war nicht meine Art, einer Verſuchung aus dem Wege zu gehen, und ich habe auch nicht bedächtig überlegt, ob es in meiner Lage erlaubt und ehrenhaft ſei, die Neigung einer jungen Dame anzunehmen, der ich Hochachtung zollte. Ich bekenne meinen ſträflichen Leichtſinn, ein Haus auf Sand gebaut, heilige Pflichten gelobt zu haben, denen nicht genügen zu können mir ſchon im Augenblick des Gelöbniſſes die Stimme der Vernunft ſagen mußte. Aber daß ich aus Liebe frevelte, daran ſollen Sie glauben. Wie wäre ſonſt dieſe Umwandelung meines ganzen Menſchen möglich geweſen? Ich will ſie eine Läuterung nennen. Jedes ſündhafte Gelüſt in mir ſtarb ab. Ich hatte gern der Flaſche zugeſprochen — jetzt lockte mich das Wirtshaus nicht mehr; das Karten- und Würfelſpiel hatte ich leidenſchaftlich betrieben, oft genug den letzten Batzen daran gewagt — nun wich ich der ſolideſten Partie aus, um mich vor Verluſten zu bewahren; jedes hübſche Lärvchen beim Theater konnte mich beunruhigen und zu dummen Streichen verleiten — ſeit Agnes mir gehörte, lockten mich dieſe Sirenen nicht mehr, ihre herausfordernden Mienen, ihr leichtfertiger Ton ſtießen mich ab. Selbſt während des Spiels hielt ich mich in den gemeſſenſten Schranken und ließ deshalb willig den Spott der Kollegen über mich ergehen. Ich ſchwöre es Ihnen, nie habe ich Agnes Grund zur Eiferſucht gegeben. Ich darf mir's bezeugen, daß ich in allem der gewiſſenhafteſte Ehe-

Digitized by Google

mann gewesen bin, daß auch das häusliche Leid, so schwer es mich bedrückte, mich den Pflichten eines guten Hausvaters nicht abtrünnig machen konnte.

In dieser gedrückten Luft freilich mußte die Fackel des Genius, den ich in mir trug, erlöschen. Ich fühlte, daß sie mir nicht mehr leuchtete, und hatte doch kaum noch ein Bedauern dafür. Wenn ich gewissenlos gehandelt, Weib und Kind ihrem Schicksal überlassen, vor dem Elend die Flucht ergriffen hätte — vielleicht wäre der Schauspieler zu retten gewesen. Aber der Glaube an mich selbst war nicht mehr stark genug, mein Leichtsinn gebrochen. Und ich liebte Agnes, ich liebte das Kind!

Sie aber beobachtete argwöhnisch diesen Verfall meiner Künstlerschaft. Hatte sie doch gehofft, mich durch ihre Liebe zu erheben, auf die höchsten Höhen der Kunst zu stellen! Sie vertraute meinem Streben, meiner Kraft. Deshalb riß sie sich gewaltsam los vom Vaterhause, von allem, was ihrem Dasein bis dahin einen sicheren Halt gegeben hatte, und bestieg den schwankenden Kahn, den ich ihr zur Fahrt in die stürmische See bieten konnte. Sie wußte ihre Liebe stark und ausdauernd. Wir würden alle Hindernisse überwinden und das Land der Verheißung erreichen! Was war nun in diesem Kampf mit den Elementen aus mir geworden? Ein Schiffbrüchiger, der am Strande seiner Hoffnungen mühselig aus den geretteten Trümmern eine Hütte baute, Weib und Kind darin zu bergen, der ihretwegen vor jedem neuen Wagnis zurückscheute. Und sie konnte nicht helfen; die Not hatte ihn ganz verzagt gemacht, ganz niedergedrückt. Was war die Vorstellung, die sie täglich mehr beängstigte, bis zum Wahnsinn quälte? Ich wußte es nicht, sie sprach nie davon, ich sah nur, wie ihr Gemüt sich verdüsterte, bemerkte mit Schrecken, daß auch ihr Geist zu leiden anfing. Erst aus den Aufzeichnungen, die sie mir zurückgelassen, erfuhr ich, was in ihr vorgegangen war.

Sie hatte einige Blätter nach und nach mit ganz kurzen Sätzen beschrieben. Es war das Tagebuch meines künstlerischen Verfalls. Und zwischenein immer wieder: Das ist meine Schuld! Wenn ich nicht wäre und das Kind — wenn er uns nicht liebte —! Hatte ich ihr einmal zu Dank gespielt, so leuchtete wieder eine Hoffnung auf: er hat sich noch nicht ganz verloren — er findet sich zurück in seine Bahn! Und gleich darauf: aber wir dürften ihn nicht hindern — das Bleigewicht ist zu schwer, selbst für die stärksten Flügel, und die seinen sind schon matt! Sie rechnete ab mit ihrem Gewissen und mit ihrer Liebe. Was war sie beiden schuldig? Ihre Vorstellungen verwirrten sich. Wenn sie verzichtete ... Worauf? Sie betete zu Gott um eine Offenbarung. Und endlich verloren die Sätze jeden Zusammenhang, nur noch einzelne Worte waren aneinander gereiht. Dazwischen Punkte, Ausrufungszeichen, Fragezeichen, meist in größerer Zahl. Ganz zuletzt mit fast unleserlicher Schrift: Hab' Dank und lebe wohl!

Bald darauf muß sie mit dem Kinde die Wohnung verlassen haben.

Dies alles, verehrter Herr Professor, habe ich Ihnen so ausführlich hingeschrieben, um Sie in den Stand zu setzen, sich ein Urteil bilden zu können. Eine edle Natur ist hier an sich selbst zu Grunde gegangen. Wer so die nackten Thatsachen erfährt, zuckt eher spöttisch als mitleidig die Achseln. Ein Mädchen aus gutem Stande verliebt sich in den Heldenspieler einer herumziehenden Theatertruppe, verläßt seinetwegen heimlich das Vaterhaus, heiratet ihn gegen den Willen ihrer Angehörigen, kommt in allerhand schwere Not und läuft ihm davon. Nicht wahr, wer das hört, denkt an eine leichte Person, die aus Verliebtheit einen tollen Streich begeht, kopflos sich ins Unglück stürzt, statt Vergnüglichkeiten Entbehrungen aller Art findet, dem Widerwärtigen ihrer Lage keinen festen Willen entgegenzusetzen hat und sich nach wenigen Jahren ihren thöricht übernommenen Pflichten durch die Flucht entzieht, wahrscheinlich auch längst schon von der Unwürdigkeit des Gegenstandes dieser täuschenden Neigung überführt. Wenn Agnes diese leichte Person gewesen wäre! Ich dürfte beruhigt sein. Wir hätten miteinander ein Abenteuer erlebt — ein Schauspieler und eine Professorstochter — und nun wär's genug davon. Der Schauspieler wäre der wiedergewonnenen Freiheit froh und tröstete sich bald mit einer anderen Liebschaft — die Professorstochter ... nun, die hätte eine Schule durchgemacht, in der solche Dämchen zu lernen pflegen, wie sie sich geschickt weiter

durchs Leben bringen. Aber Agnes — ! Es ist eine Beleidigung, daß ich sie nur in diesen Vergleich stelle. Wie groß und schön war ihr Zartsinn, wie edel jeder Beweggrund ihres Handelns, wie tief schmerzlich die Enttäuschung, wie hoffnungslos die Entsagung! So unglücklich konnte nur ein Weib werden, das die höchsten Ansprüche an sich stellte. Darum ist sein Schicksal ein tragisches.

Verzeihen Sie, daß ich mit diesem Wort aus der Theatersprache meinen schon zu langen Brief schließe. Es bezeichnet mir mehr als Ihnen: die ganze Selbstherrlichkeit des dem Untergange geweihten vornehmsten Menschtums! Ist Ihnen das eine Schauspielerphrase? Wenn Sie mir ins Herz sehen könnten!

Und so ... Nein! ohne die übliche Redewendung, die wirklich an dieser Stelle nur eine traurige Phrase wäre —

Franz Ortler."

— — — — — — — —

Steiger studierte diesen Brief sehr lange, für Fridas Ungeduld viel zu lange. Sie wollte nur wissen, was geschehen sei, und meinte am Schluß noch eine Aufklärung zu finden. Deshalb nahm sie ihrem Manne die Blätter bis auf das eine, in dem er gerade las, aus der Hand und überlief sie mit schnellem Blick. Sie fand nicht, was sie suchte, und meinte: „Recht verständlich wird's einem nicht. Wenn sie ein liebes Kind hatte, galt doch keine Rücksicht. Sie hätte uns schreiben müssen. Ihr Haupt-irrtum scheint mir der gewesen zu sein, daß sie Ortler für einen genialen Schauspieler hielt. Auch das war er nicht einmal. Wenn er's gewesen wäre, das Genie hätte sich gewiß Bahn gebrochen. Nicht wahr, Theodor, das Genie bricht sich immer Bahn? Die arme Agnes!"

Er antwortete mit einem unverständlichen Brummen und fuhr fort, die Silben zusammenzusuchen, als ob es ihm auch nicht an einer einzigen fehlen dürfte. Die Cigarre hatte er ausgehen lassen, hielt sie aber im Mundwinkel. Als die Lektüre beendigt war, legte er die einzelnen Briefbogen wieder ordentlich aufeinander, klopfte auf den Rand, bis keiner mehr überstand, faltete sie und schob sie bedächtig ins Couvert. „Es war ja vorauszusehen," sagte er, den Kopf ein wenig ins Genick zurückwerfend. Und nach einer Weile: „Ja, was ist da zu thun? Ich fürchte, Ortler hat nicht zu schwarz gesehen."

„Du glaubst wirklich ..." fragte Frida ängstlich.

Er hob die rechte Schulter und zog die Augenbrauen auf. „Bei einer so excentrischen Natur ..."

„Und man weiß nicht einmal, wo!" rief Frida. „Und das Kind! Das wird sie doch nicht ... O mein Gott!"

Waldstätter hatte sich ans Fenster gesetzt und den schweren Kopf in die Hand gestützt. Er starrte mit ganz verglasten Augen ins Weite. Es dämmerte schon in dieser späten Herbstzeit und bei dem bedeckten Himmel. Ein scharfer Wind strich am Hause hin durch den kleinen Vorgarten, fegte die gelben Blätter von den Fliedersträuchen und beugte die stolzen Häupter der prächtig farbigen Georginen, die der letzte Nachtfrost noch verschont hatte. Die Landstraße war schmutzig von dem vielen Regen, der in den letzten Tagen heruntergekommen war, und jenseits dehnten sich graugelblich die Stoppelfelder, durch lange Wasserrinnen abgegrenzt. Der Professor hätte ebenso auf eine dichte Nebelwand hinausgeschaut. Er hatte vergessen, daß Steigers den Brief lasen, der ihm so viel Kummer bereitete. Er vernahm auch ihre Äußerungen über denselben nicht.

Plötzlich aber ruckte er zusammen und schrie auf. Frida eilte erschreckt zu ihm. „Was hast du, Papa?" Er zeigte mit der Hand hinaus, an der die Finger flatterten.

Draußen hinter dem Eisengitter stand eine dunkle Gestalt, den Kopf in ein Tuch gehüllt. Sie hob von Zeit zu Zeit einen Gegenstand auf und schien ihn denen im Hause zeigen zu wollen. Er war ebenfalls in ein Tuch gewickelt. „Eine Bettlerin," sagte Frida, „was will sie denn? Schicke ihr etwas hinaus, Theodor."

„Nein, nein!" rief der Professor, am ganzen Leibe zitternd. „Agnes —"

„Agnes?" Sie sah aufmerksamer hin. Eben hatte sich von der Bewegung der Arme das Kopftuch verschoben und einen Teil des Gesichts sehen lassen. Es lachte grinsend, und die dunklen Augen blitzten unheimlich hinüber. Gleich darauf hob sich wieder der Packen und tanzte zwischen ihren Händen.

Digitized by Google

„Agnes —!“ schrie Frida und stürzte hinaus. Ihr Mann folgte ihr. Der Professor suchte sich zu erheben, sank aber wieder zurück. Erst als er die beiden im Vorgarten über den Kiesweg laufen sah, raffte er alle Kraft zusammen und taumelte nach der Thür.

Die Pforte im Gitter wurde aufgerissen. „Schwester — Agnes —!“

„Das Kind — nehmt nur das Kind,“ antwortete eine vor Frost bebende Stimme. „Ich bringe nur das Kind. Da — da! Ich kann nicht — mit dem Kinde ...“

Sie hielt ihnen den Packen entgegen, aus dem nun ein leises Wimmern vernehmbar wurde. Frida wollte sie umarmen, aber sie wich aus. „Das Kind — nehmt nur das Kind!“ wiederholte sie immer wieder. Es war nicht einmal sicher, ob sie die Schwester erkannte.

Nun näherte sich auch der Professor. „Agnes —!“ rief er und streckte die Hände nach ihr aus, „meine Agnes!“

Sie schien zu erschrecken, starrte einen Augenblick zu ihm hin und sank dann in die Kniee. „Vater —“ stöhnte sie. „Ja, du bist's — du bist's! Zu dir komme ich. Da — da! Nimm das Kind. Ich kann doch nicht das Kind ...“

Er umfaßte sie, suchte sie zu erheben. Steiger unterstützte ihn. „Wir müssen sie hineinbringen,“ flüsterte er, „es kommen Leute von der Stadt her.“

Sie widersetzte sich. „Nein — ich will nicht hinein. Ich bringe nur das Kind. Nehmt das Kind und laßt mich gehn.“ Sie legte es ihrem Vater in den Arm. „Du weißt nicht ... aber ich kann's beschwören, es ist mein Kind. Nein, es soll so jung nicht sterben — das ist gegen Gottes Gebot.“

Frida nahm es ihm ab, öffnete die Hülle und küßte das kläglich verzerrte Gesichtchen. „Beruhige dich nur, Schwester,“ sagte sie, „es soll sein wie mein eigenes Kind. O, du armes Dingelchen!“

„Dann ist's gut, dann ist's gut,“ stammelte die unglückliche Frau. „Dann war die weite Reise nicht umsonst. Du und der Vater ... Nein, laßt mich los! Ich kenne nun meinen Weg — allein.“

Sie war bemüht ihre Arme freizumachen, aber ihre Kraft war zu schwach. Mit einem ächzenden Laut brach sie zusammen. Steiger hob sie auf und trug sie ins Haus, von dem alten Mann unterstützt. „Zu mir hinauf, zu mir hinauf,“ rief er der Dienerschaft zu, die sich indessen eingefunden hatte.

Agnes war ohnmächtig. Sie wurde entkleidet und zu Bett gebracht. Steiger eilte nach dem Arzt. Der Professor saß neben ihr und hielt ihre Hand. Frida beschäftigte sich mit dem weinenden Kinde, gab ihm Milch zu trinken und etwas zu essen. Es schien sehr hungrig. Die Händchen und Füßchen waren eiskalt. Bald erholte es sich auf ihrem Schoß, fing munter zu plaudern an und wollte mit den anderen Kindern spielen, die herumstanden und den kleinen Fremdling anstaunten.

Agnes kam wieder zu sich. Verwundert sah sie sich in dem bekannten Zimmer um. Es war, als ob sie sich jetzt erst bewußt würde, den Vater und die Schwester bei sich zu sehen. Sie wollte sprechen, aber ihre Stimme war wie erstickt. Sie nahm etwas Nahrung zu sich. So fand der Arzt sie anscheinend gebessert. Doch mochte ihm der Puls wenig gefallen, denn er nahm wiederholt ihre Hand, und auf seinem Gesicht war die Sorge zu lesen.

Eine von Arbeit rauhe, vom Frost gerötete Hand.

Der Zustand der Ruhe und Klarheit dauerte auch nicht lange an. Bald wurde wieder der Blick wirr und unstet. Es schien sie die Vorstellung zu peinigen, daß sie fort müsse, nachdem sie das Kind untergebracht. Sie richtete sich auf, warf das Deckbett zurück und wollte hinaus. Nur mit Anstrengung konnte sie festgehalten werden. Der Arzt versprach zur Nachtwache eine Wärterin zu schicken.

Ein Nervenfieber kam rasch zum Ausbruch. Die Unruhe verstärkte sich, und dann wieder sah sie stundenlang mit starrem Blick ins Weite und murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Mitunter wurden ihre Phantasieen lebhafter. Dann sprach sie laut und im Zusammenhang, lachte oder gab Zeichen mit den Augen und Händen, als ob man sich vor etwas in acht nehmen solle. Ihren Vater nannte sie immer „Herr Kramer“ und ihre Schwester „Fräulein Ninette,“ und aus ihren Reden ergab sich, daß sie mit Schauspielern zu verkehren meinte, die mit ihrem Mann zu-

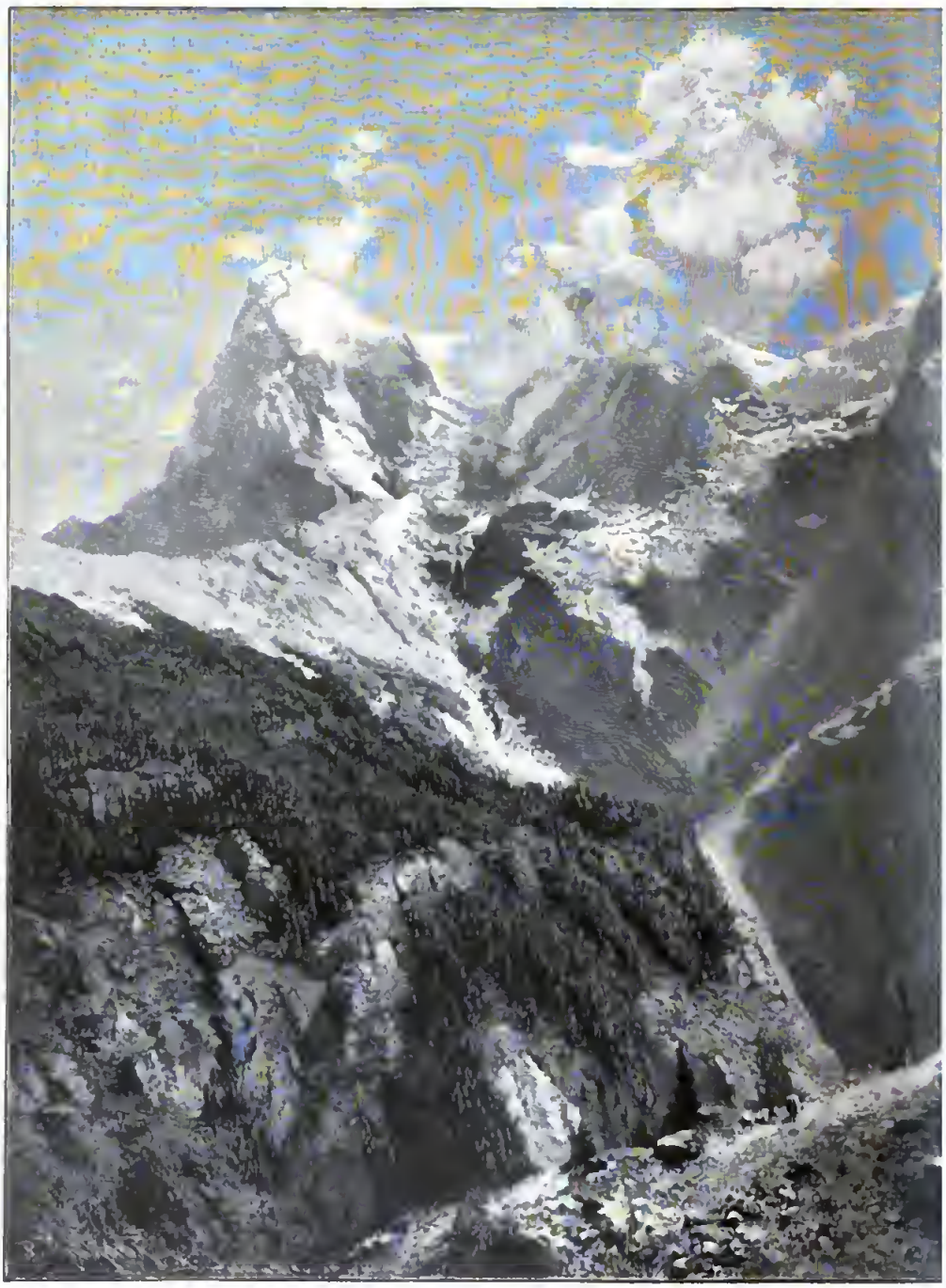
Digitized by Google

ſammen ſpielten. „Sie ſehen in Ihrem natürlichen Haar ganz ehrwürdig aus, Herr Kramer,“ ſagte ſie, immer ganz raſch und ohne Abſatz ſprechend, „und benehmen ſich auch ungefähr wie ein Menſch. Aber man läßt Sie ſo ja nicht auftreten. Sie ſollen immer der ſein, über den das Publikum lacht, und Sie beſitzen ja auch drei wirkſame komiſche Perücken. In der einen ſpielen Sie den Orang-Utan, den täppiſchen, groben und dabei phlegmatiſchen Geſellen, in der zweiten den boshaften und biſſigen Gorilla, in der dritten den munteren liſtigen Spaßmacher Schimpanſe. Das geht Ihnen ans Herz, ich weiß es wohl; aber was wollen Sie? Das Publikum lacht, und Sie verdienen damit Ihr Brot. Als Sie zur Bühne gingen hielten Sie ſich für einen Marquis Poſa, Ferdinand und Max Piccolomini nur gerade gut genug, und gern hätten Sie viel darum gegeben, nur ein einziges Mal einen König Lear tragieren zu dürfen, jeder Zoll ein König — aber Sie hatten nicht die Figur dazu und auch nicht das laute Organ, und man glaubte Ihnen nicht. Es wäre bei der Bühne ganz aus mit Ihnen geweſen, wenn Sie nicht die drei Perücken entdeckt hätten. Die machten Sie zum geborenen Komiker. Nun glaubt man an Sie. Ich bitte Sie, wenn Sie einmal vom Theater abgehen, vermachen Sie Franz die drei Perücken, dann glaubt man vielleicht auch an ihn. Es könnte doch möglich ſein.“ Und ein andermal, ſich verbeugend und in die Hände klatſchend: „Fahren Sie nur ſo fort, mein liebes Fräulein, Sie ſind auf dem beſten Wege. Es iſt wirklich eine Albernheit, ſich in eine Rolle hineinſtudieren zu wollen. Das koſtet ſo viel Zeit und Mühe, und dazu muß man auch die Geſtalt mit geiſtigem Auge ſehen. Sie haben ſehr ſchöne Augen, mein Fräulein, wenn ich nicht irre, dunkelgrau, ins Bräunliche hinüberſpielend, und mit einem ganz eigen leuchtenden Schmelz im Licht der Lampen — ſehr ſchöne Augen, aber das geiſtige Auge fehlt Ihnen, und das iſt für Sie eine wahre Wohlthat. Sie ſetzen ſich vor den Spiegel und laſſen ſich die Rolle anfriſieren und anziehen, und Sie ſehen immer entzückend aus. Wen will man denn auf der Bühne haben, als Sie? In jeder Rolle ſind Sie Sie ſelbſt. Das gefällt. Es gibt alte Herren, die ſich's aus Liebe zur Kunſt etwas koſten laſſen, Sie an einem Abend in fünf Akten fünf verſchiedene Roben tragen zu ſehen. Und es gibt Damen, die nur deshalb ins Theater gehen, um von Ihnen zu erfahren, was die neueſte kleidſame Mode iſt. Und Sie haben einen Ton ... Er iſt gar nicht zu beſchreiben. Es iſt Ihr Ton. Er liegt Ihnen ſo in der Stimme und gibt allem, was Sie ſagen, einen ganz eigenen pikanten Beigeſchmack. Deshalb wenden Sie ihn auch überall an, in tragiſchen und komiſchen Rollen, und jedesmal, wenn er anklingt, haben Sie unfehlbar Ihr Bravo — unfehlbar. Der Ton macht Sie zu einer Specialität, und das iſt heut die Hauptſache. O — ich ſehe Sie ſchon auf Gaſtſpielreiſen, mein Fräulein, Sie werden ſich mit den ſchönen Augen und dieſem Ton ein Vermögen zuſammenſpielen, und wenn Sie einen Baron oder einen Millionär heiraten wollen ...“

So phantaſierte ſie ohne Aufhören. Und dann wieder griff ſie mit beiden Händen nach ihrem Kopf, wühlte das Haar über ihre Stirn und murmelte: „Es iſt Zeit, es iſt Zeit — wir müſſen ſcheiden. Ich hatte mir's ſo ſchön gedacht. Wie ein Adler ſtiegſt du auf zur Sonne, und ich hing an deinem Halſe — federleicht wie ein ſeliger Geiſt. Aber der Leib mußte mit, der Leib! Verzweifelt ſchlug der Adler mit den Flügeln — immer tiefer hinab ging's, immer tiefer hinab. Ich muß dich loslaſſen — ich laſſe dich los. Da — du biſt frei. Ah — ah — ah ...“ Sie ächzte ſchmerzlich, „ganz zerſchmettert lieg' ich auf dem Geſtein. Es iſt bald zu Ende, Liebſter, kümmere dich nicht um mich. Schwinge dich auf — Ah, ah, ah ...“

Der Arzt gab kaum noch Hoffnung. Der Profeſſor ſchrieb an Ortler, ſchickte ihm reichlich Reiſegeld, gab ihm anheim, den nächſten Eilzug zu benutzen. Es ſei unbegreiflich, wie es Agnes möglich geweſen ſei, ſich mit dem Kinde den weiten Weg bis zur Heimat durchzubringen. Es ſcheine ſo, daß ſie beabſichtigte, ſich mit dem Kinde das Leben zu nehmen, aber aus Mitleid für das Kind von ihrem Plan abgelenkt wurde. Vielleicht habe ſie etwas Geld in ihren Taſchen vorgefunden, vielleicht Andenken von einigem Wert verkauft, um ſtreckenweiſe die Bahn benutzen zu können;

Digitized by Google



Bei Mürren im Berner Oberland.

Nach dem Gemälde von Rob. Schulze.

Digitized by Google

der Trauring fehle. Sie müsse furchtbar gelitten haben.

Ortler kam, so schnell ihn das Dampfroß heimtragen wollte. Um Urlaub hatte er sich gar nicht bemüht; es war ihm gleichgültig, ob er seine Stelle verlor. Er schien um zwanzig Jahre gealtert und hielt sich kaum aufrecht, als er am Arm des Professors an das Krankenbett trat. Dort sank er in die Kniee, brach in ein schluchzendes Weinen aus, ergriff die fieberheiße Hand der geliebten Frau und bedeckte sie mit Küssen.

Agnes hatte, als er sich näherte, die Augen auf ihn gerichtet. Sie war plötzlich verstummt. Es schien eine Erinnerung in ihr aufzudämmern und blitzschnell, wie ein Sonnenstrahl, die Umnachtung ihres Geistes zu durchbrechen. Ihr Blick wurde klar und sah das Wirkliche. Sie tastete mit der anderen Hand über das Deckbett hin nach seinem Kopf, legte sie darauf und spielte mit den Fingern in seinem Haar. Dann hob sie seine Stirn, beugte sich vor, sah ihm in die feuchten Augen, lächelte und nickte ihm zu, bis er sie umfaßte und sich an ihre Brust ziehen ließ. „Ach — das ist so schön," hauchte sie leise, „halte nur — meine Hand fest." So saß sie einige Minuten aufgerichtet. Dann wurde ihr Arm matt, ihr Kopf senkte sich gegen seine Schulter, sie atmete wie eine Schlafende. Er legte sie sanft auf das Kissen zurück.

Sie war wirklich in Schlaf verfallen, in tiefen Schlaf. Er hielt viele Stunden an. Ortler saß neben ihr, blickte sie unverwandt an und hielt ihre Hand. Bei der geringsten Bewegung zuckte sie, als ob sie die Empfindung hätte, fallen zu müssen. Sie lag so den Abend und die ganze Nacht.

Am Morgen erwachte sie mit einem tiefen Seufzer. „Wie ist Ihnen?" fragte der Arzt, der auf des Professors Bericht schon früh gekommen war.

„Gut, gut," antwortete sie, die Augen wieder schließend.

Frida begleitete ihn zur Thür hinaus „Ist jetzt Hoffnung?" fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. „Sie ist zu schwach. Und dieses Aufflackern des Geistes täuscht nur. Es ist eher ein Zeichen . . ."

„Darf ich ihr das Kind bringen?"

„Unbedenklich Es wird ihre letzte Freude sein."

So geschah es. Die Kleine schmiegte sich an die Kranke. „Mama, meine liebe Mama!"

Agnes blickte auf. „Mein Kind!" Sie küßte Mund, Augen, Haar. „Ich konnte es nicht übers Herz bringen . . . Es ist gut." Sie zog ihren Mann an sich. „Haben wir uns nicht geliebt? Trotz allem — sind wir nicht selige Menschen gewesen?"

Und dann nach einer Weile, die müden Augenlider schon mit Anstrengung erhebend: „Was war unsere Schuld? Daß wir einander liebten und das Leben meinten durch die Liebe bezwingen zu können. Das gelingt nicht — aber sie bleibt. Und wenn sie nicht bliebe — wenn auch das Täuschung wäre — sie war doch in ihrer Blindheit auf dem rechten Wege. Sie ist uns so viel, als wir ihr sind — sie ist, was wir selbst sind. Wer sie so nicht fühlt, der mag sich glücklich dünken und glücklich geschätzt werden, und wem sie so die einzige Wahrheit ist, der mag verdorben und verworfen sein. Was beweist das? Nur die Klugen können klug sein, und auch sie bestimmen nicht den Erfolg. Was beweist auch der Erfolg? Sich selbst treu sein, ist alles — und dann *hat* man, was man *ist*. Wenn ich wüßte, was ich weiß, und könnte zurück — ich würde doch kein anderer werden. Und darum müßt' ich ebenso handeln." Sie drückte das Kind an die Brust und legte den Arm um ihres Mannes Hals. Ihre Augen strahlten in überirdischem Glanz. „Nein wirklich, ihr Lieben — ich bereue nichts."

Dann sank sie ganz erschöpft zurück. Wenige Minuten darauf war sie wieder in einen tiefen Schlaf versunken, aus dem sie diesmal nicht mehr erwachte.

Neues vom Büchertisch.

Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Wenn jemand vorher ankündigt, daß er im Begriffe steht einen Witz zu machen, bleibt ihm selten die Enttäuschung erspart, daß der Witz keinen seiner Zuhörer zum Lachen reizt. Fritz Mauthner macht eine ähnliche Erfahrung. Er kündigt seinen neuen, im Verlag des Vereins der Bücherfreunde erschienenen Roman „Die Geisterseher“ ausdrücklich als humaristischen Roman an. Damit verspricht er dem Leser ja nicht gerade, daß er sich bei der Lektüre vor Lachen krümmen soll, aber doch zum mindesten eine Stunde bescheidenen Vergnügtseins. Und Mauthner hat Leser, aber, in diesem Falle richtiger, der Verein der Bücherfreunde hat Mitglieder; das vor mir liegende Exemplar des Buches trägt bereits den Vermerk „11.—15. Tausend.“ Diese elf- bis fünfzehntausend Mitglieder des Vereins der Bücherfreunde sind, wie ich ohne weiteres zugeben will, durch die meisten bisherigen Veröffentlichungen des Vereins nicht gerade verwöhnt worden; sie haben bisher nur sehr bescheidene Ansprüche gemacht aber ihre Ansprüche sind von der Vereinsleitung wenigstens sehr bescheiden taxiert worden. Daß sie an dem Humor, den Fritz Mauthner in diesem Roman entwickelt, Gefallen finden sollten, kann ich mir trotzdem nicht vorstellen. Was mich anbetrifft, so habe ich nicht einmal herausfinden können, wo der Humor dieser außergewöhnlich langweiligen Spiritistengeschichte denn eigentlich steckt. Mauthner führt da eine Reihe ganz merkwürdig dummer aber ungebildeter Menschen vor, die einen sehr konfusen alten Herrn mittelst spiritistischen Schwindels um das Seine zu betrügen versuchen, und eine auch nicht durch Intelligenz ausgezeichnete Gegenpartei, die ihn den Betrügern zu entreißen sucht, aber auch mit dem Hintergedanken, sich in den Besitz des schönen Vermögens und der schönen Tochter des konfusen alten Herrn zu setzen. Dummheit und Unbildung und Habsucht sind gewiß dem Humoristen außerordentlich verwendbare Motive; es kommt nur darauf an, ob er etwas damit anzufangen weiß. Mauthner bleibt leider ganz in der Passe stecken, in jener ganz unmöglichen Passe, über die kein Mensch lachen würde, wenn er nicht die Mätzchen der Schauspieler leibhaftig vor sich sähe, und wenn ihm nicht ab und zu ein Kalauer gewaltsam die Lachmuskeln kitzelte. Auf der Bühne wirken diese Unmöglichkeiten immer noch, wenn die Schauspieler einigermaßen ihre Schuldigkeit thun. Der Romanleser aber gähnt sich an ihnen zu Tode, wenn der Autor nicht das fertig bringt, was in der Passe der Schauspieler besorgt, — wenn er dem Leser nicht die handelnden Figuren leibhaftig und glaubhaft vor Augen stellt. An diese Mauthnerschen Geisterseher aber kann kein Mensch glauben, trotz der Derbheit, mit der sich die meisten geben. Und die alten, schon auf der Bühne holb verbrauchten Possenmittel versagen im Roman gänzlich. Wenn der Possendichter einer seiner Figuren vorschreibt, daß sie nicht im stande sei, das R auszusprechen, so schlägt ein routinierter Komiker möglicherweise nach einen Effekt daraus. Wenn Mauthner in seinem humaristischen Roman einen Menschen mit den Worten einführt: „Sind wia Spilitisten aber sind wir's nicht? Und wenn Sie bei diesen lächalichen Vasichtsmaßlegeln on die Öffentlichkeit denken, so haben Sie vergessen, daß ich dabei bin. Ich welde keinen Zweifel üblig lassen. Zul Sache also,“ — so findet der Leser das gräßlich albern, und ein Lächeln entlockt ihm höchstens die Nochlässigkeit des Korrektors, die zwei R in den wenigen Worten übersehen und damit den ganzen schalen Scherz wenigstens ein ganz klein wenig gesalzen hat. Aber Mauthner scheint sich von solchen Scherzen etwas zu versprechen. Da stammelt ein imitierter Engländer durch das ganze Buch: „Wir sind gesammelt alle bei einander. Die Stunde von der Mitternacht ist bold zu schlagen,“ und ein Berlinisch wird darin geredet, daß sich einem die Haare vor Entsetzen über diesen Unsinn sträuben. Mauthner läßt eine Berliner Zimmervermieterin orokeln: „Mein Gott, das Fräulein hat leicht einen Mann kriegen. Bei so viel unverschuldete Grundstücke fragt keiner, ob beim Alten eine Schraube los ist. Bei meine Möchens, sogar an mein böses Bein staßen sich die Männer, weil die Mächens kein Geld haben. So sind die Zeiten jetzt. Der Major gehört zu die, die nicht alle werden Wenn er, und er liest in die Zeitungen Anzeigen, was von einer neuen Einrichtung liest, immer wird es angeschafft.“ — So fort in infinitum, — dos Berlinische ist doch ein Dialekt, ein sehr ousgeprägter, gar nicht zu verkennender Dialekt, oder nicht ein ganz willkürliches Gequatsch! Trotz alledem hat das Buch bereits elf- bis fünfzehntausend Käufer gefunden. Es ist ein Jammer! Nicht als ob ich Mauthner seine Leser mißgönnte, aber diese traurigen humaristischen Geisterseher riefen mir einen andern Roman wieder ins Gedächtnis, der ganz denselben Stoff behandelt und der vor einigen Jahren erschien, — Wilhelm Bölsches „Die Mittagsgöttin“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Jede andere Nation würde das Erscheinen dieses Romans als ein litterarisches Ereignis behandelt haben, denn der Autor bewies darin eine ganz ungewöhnliche dichterische Phantasie, glänzende Darstellungsgabe, scharfes Charakterisierungsvermögen und intimste und in die Tiefe gehende Seelenmalerei. Ob dieser Roman wohl auch elf- bis fünfzehntausend Käufer gefunden hat, was ja an sich nicht ungeheuer viel wäre, aber doch in Deutschland einen großen

Erfolg bedeutet? — Mir scheint das sehr zweifelhaft, denn Bölsche hat seitdem nichts mehr von sich hören lassen.

Stärker erlustiert als die Mauthnerschen Geisterseher hat mich ein zweibändiger Roman „Tarantella“ von Annie Bock (Verlag des Bibliographischen Bureaus, Berlin). Annie Bock ist, was die Leser nicht wissen werden, die Gattin des berühmten Kritikers Otto Neumann-Hofer. Das sind Familienverhältnisse, die die Öffentlichkeit eigentlich nichts angehen, um so weniger, da Annie Bock eben Annie Bock und nicht Annie Neumann-Hofer zeichnet, wozu sie ja auch ein Recht gehabt hätte. Da aber in der Buchhändleranzeige des Romans ausdrücklich auf diese persönlichsten Beziehungen hingewiesen ist, so scheint es mir, als ob die Verfasserin doch die Öffentlichkeit auch über ihren Civilstand aufgeklärt zu sehen wünschte und, höflich wie ich mich zu sein bemühe, füge ich mich diesem Wunsche. Annie Bock, die Verfasserin des Romans „Tarantella,“ ist auch identisch mit der berühmten Geigerin Annie Bock. Lesern, welchen die berühmte Geigerin Annie Bock bisher unbekannt geblieben ist, will ich zu ihrem Troste sagen, daß auch mir der Name bisher nicht geläufig gewesen ist und daß ich die Thatsache der gleichen Buchhändleranzeige entnommen habe. Annie Bock ist auch Komponistin; im ersten Bande des Romans bekommt der Leser als Gratisbeilage ein „Vorspiel zur Tarantella,“ komponiert von Annie Bock. Es hebt „legato con delicatezza“ an und fährt „poco a poco molto crescendo“ fort, — alles, was ich darüber sagen kann, da Noten mir Geheimschrift sind und das von mir am häufigsten gehörte Instrument, der Leierkasten, sich der Melodie bisher noch nicht bemächtigt hat. Auch ein Porträt von Annie Bock mit dem Namenszug im Falsimile finden die Leser im ersten Bande des Romans, — ich würde es mir nie verzeihen, wenn ich vergessen hätte, darauf hinzuweisen. Kann ich doch hier aus eigener Erfahrung mit einem Beispiel dienen, wie nützlich solche Hinweise dem Verschleiß eines Buches werden können. Ich z. B. würde mir den Roman nie gekauft haben — ich habe ihn nämlich gekauft, was ich betone, damit die Leser nicht glauben, ich selbst fristete mein Dasein immer nur von Rezensionsexemplaren, während ich dem Publikum empfehle, Bücher zu kaufen — ich würde ihn also nie gekauft haben, wenn ich nicht aus der Buchhändleranzeige erfahren hätte, daß Annie Bock die Gattin des berühmten Kritikers Otto Neumann-Hofer ist. Boshaften Lesern steigt der Gedanke auf, es sei mir als selbstverständlich erschienen, für das Werk der Gattin eines Kollegen sofort in das Horn der Reklame zu stoßen. Aber ich habe ein reines Gewissen, — so war's nicht. Mein Gedankengang war nämlich folgender: Wenn Annie Bock sich Annie Bock nennt, in der Anzeige ihres Buches aber betont wird, daß sie die Gattin Otto Neumann-Hofers ist, so kann damit doch nur bezweckt werden, darauf hinzuweisen, daß Annie Bocks Roman die Censur des berühmten Kritikers passiert hat und von ihm als ein bedeutendes Werk anerkannt ist. Du wirst es also lesen müssen, sagte ich mir, wenn du dich ferner noch zu den Gebildeten der Nation zählen willst, ging hin und kaufte. Denn zu den wenigen Grundsätzen, die ich habe, gehört es, nicht aus der Bibliothek das Buch holen zu lassen, das noch das Parfum der Kommerzienrätin Goldstein duftet. Und ich habe nicht bereut. Dem berühmten Kritiker Neumann-Hofer möchte ich es zwar zum Vorwurf machen, daß er versäumt hat, Annie Bock auf einzelne kleine Schwächen hinzuweisen, die ihr Roman aufweist und die sich leicht hätten ändern lassen. Man greift zum Beispiel in der Erzählung nicht rückwärts, wenn man das vermeiden kann. Und Annie Bock hätte es vermeiden können, — sie hätte nur die ganze Erzählung von den beiden unglücklichen Ehen der beiderseitigen Eltern ihrer beiden Heldinnen einfach mit dem Blaustift hinauszustreichen nötig gehabt. Man legt auch nicht mehr Gewicht auf Nebendinge, als absolut nötig ist, wenn man das Interesse des Lesers an der Handlung nicht gänzlich auflösen will, — und wieder hätte ein dogenmordender Blaustift auch diese That der Barmherzigkeit mit Leichtigkeit vollendet. Man vermeidet auch in der Schriftsprache gewisse Banalitäten des Ausdrucks, wenn sie nicht gerade für die Charakteristik der geschilderten Figuren notwendig sind; denn — es mag ungerecht sein, aber es ist so — vom Autor selbst angewandt, lassen sie diesen dem Leser leicht als einen banalen und wenig gebildeten Menschen erscheinen. Annie Bock empfindet gewiß ganz das Richtige, wenn sie den Unterschied in den Träumen ihres Brautpaars folgendermaßen beschreibt: „Erwin träumte von der nahe bevorstehenden Brautnacht, er träumte davon, was er nun alles thun wollte, um seine kleine Frau über alle Maßen glücklich zu machen. Eva träumte von ihrem Brautkleide, von ihrem Reisekostüm, von dem Lindenhof.“ Gegen Evas Träume läßt sich natürlich ebensowenig etwas einwenden wie gegen Erwins; aber man kann das auch anders ausdrücken, wenigstens soweit Erwin dabei in Frage kommt, wenn man Geschmack hat. Man könnte z. B. sagen: „Erwin träumte von der nahe bevorstehenden Zeit, da die Geliebte ihm ganz gehören würde,“ das würde sich, glaube ich, schon besser machen. Wohl verstanden, nicht aus Gründen der Prüderie, sondern aus Gründen des guten Geschmacks. Der ist ja dem Wandel unterworfen, und vielleicht kommt noch eine Zeit, in der Annie Bocks Art, sich auszudrücken als die geschmackvollere gilt. Aber in Geschmackssachen darf man seiner Zeit nicht vorauseilen, da muß man mit ihr Schritt halten, auch wenn einem das Feuer des Genies unter den Fußsohlen brennt. Ein anderes ähnliches Beispiel. Wieder handelt sich's um Erwin und Eva, aber diesmal sind beide verheiratet, sehr unglücklich verheiratet und feiern nach ernsthaftem Streit eine Versöhnungsscene. Eva bittet ihn, sie wieder lieb zu haben, und er erwidert ihr mit einem Kuß und geht dann. „Eva blieb nachdenklich zurück. Sie war zufrieden und doch auch wieder nicht. Das war ihr nicht genug gewesen; das war doch nur eine

halbe Sache.“ Wenn man salopp zu sprechen gewohnt ist, kann man sich ja ohne weiteres in dieser Weise ausdrücken; aber wenn man Romane dichtet, muß man auf solche Ausdrücke verzichten, will man für einen Menschen von Geschmack gelten. Und Annie Bock hat Geschmack: man lese nur die Toiletten nach, in die sie ihre Heldinnen kleidet, — Geschmack und Phantasie, denn ganz wie unsere Schauspielerinnen erscheinen ihre beiden Heldinnen in jeder Scene in anderem Gewande. Eins davon hat mir besonders imponiert, und die Verfasserin selbst sagt von ihm: „ein eigentümliches Gewand und vielleicht hätte keine Frau, kein Mädchen von weniger tadellosem Wuchse es überhaupt riskieren dürfen, aber ihr stand es ausgezeichnet und ließ sie hinreißend schön erscheinen. Es war ein Kleid aus weichster, maisgelber indischer Seide, das in losen geraden Falten, ohne jede Markierung der Taille, von der Brust bis zu den Füßen herabfiel. Weich umspielten die Falten den schlanken Körper der jungen Russin und ließen, während sie nichts verrieten, doch das Herrlichste vermuten. Über der Brust wurde dies lose Gewand im Stil des „Empire“ zusammengehalten von einem ganz kurzen knappen Figarojäckchen aus brennend roter Seide, dessen Enden über der Brust zusammengeknüpft waren und welches kurze, aber bauschige Puffärmel hatte, die den Oberarm zur Hälfte deckten, der übrige Arm ward von langen schwedischen Handschuhen vollständig umhüllt.“ Ich finde das Kostüm auch eigentümlich wie die Verfasserin dieses Ballkleides, und zum Beweise, daß ich ein Recht habe, über Toiletten mitzureden, möchte ich die Frage aufwerfen, ob man ein Jäckchen mit bauschigen, den Oberarm nur zur Hälfte bedeckenden Puffärmeln noch rechtmäßigerweise ein Figarojäckchen nennen darf? Nur zum Scherz natürlich, denn Name ist Schall und Rauch, und Annie Bock verlangt ganz andere Konzessionen für ihre Heldin in dem eigentümlichen Gewand. Das ist nämlich Fräulein von Balákow, gleich Annie Bock eine berühmte Geigenvirtuosin. Ein sehr komplizierter Charakter, ein Mädchen höchst ernsthafter Natur, der Liebe abhold und der Kunst zugewandt. Aber was passiert ihr? Als sie aus dem Londoner Pensionat nach Petersburg reist und in Berlin Station macht, führt Langeweile und Liebe zur Musik sie zu Kroll. Und da trifft sie einen Herrn, den sie bis dahin noch nicht gekannt hat, und der ihr schüchtern erscheint im Gegensatz zu „zwei frechen jungen Lümmeln,“ über die sie empört ist. Mit dem Schüchternen promeniert sie bis zwölf Uhr nachts im Tiergarten, verabredet für den nächsten Tag ein Rendezvous mit ihm, fährt mit ihm nach Potsdam, kommt abends spät mit ihm von da zurück, geht mit ihm zu Uhl, animiert ihn, ein Separatzimmer zu nehmen, bestellt Champagner, trinkt sich einen Schwips — und ist dann bis zum Haß empört, als er sich auch ein wenig antrinkt und ihr einen Kuß rauben will. Die ernste, der Musik zugewandte junge Dame scheint da ja wirklich ein wenig aus der Rolle zu fallen. Wenn man aber den Intentionen Annie Bocks nachgeht, so sieht man doch, daß hier von einem verzeichneten Charakter nicht die Rede sein kann. Denn ein junges Mädchen, das so hohe Ansprüche an die Besonnenheit und Nüchternheit der Männer stellt, darf man unmöglich leichtfertig schelten. Fast möchte man sogar behaupten, Fräulein von Balákow sei eine tiefere und ernsthaftere Natur, als notwendig ist; führt sie doch dieser Ernst direkt in ihr Verderben, aus dem sie sich an ihren eigenen Haaren erst wieder herausziehen muß. Denn als ihre Freundin Eva in ganz alberner und kindischer Weise eifersüchtig auf sie wird und ihr ins Gesicht behauptet, sie stehe in unerlaubten Beziehungen zu dem träumerischen Erwin, da erwidert sie ihr nicht etwa: „Alberne Gans, unsere Wege trennen sich von heute ab,“ was unhöflich, aber korrekt gewesen wäre, sondern sie besinnt sich auf den Schwur ewiger Mädchenfreundschaft, den sie Eva im Pensionat geleistet hat. Und um diesen Schwur zu halten, heiratet sie einen ungeliebten Mann, der sich schleunigst als ein Scheusal entpuppt. Mehr Heroismus kann man von einer ernsthaften und lediglich der Kunst zugewandten Jungfrau nicht verlangen. Die Scheidung läßt denn auch nicht lange auf sich warten, sie findet noch vor Schluß des zweiten Bandes statt, und das arme Opfer der Mädchenfreundschaft wendet sich wieder ganz und ungeteilt der Kunst zu. Wer ihr heute im Konzertsaal begegnet, muß sie sofort wiedererkennen, — sie hat nämlich „Christusaugen“ und kein Name paßt besser zu ihr als „Maria Immaculata“ — trotz alledem — und man wird mir zugeben, daß ein solcher Steckbrief für moderne Virtuosinnen nicht allzuhäufig zutreffen würde. Verwechselungen sind also ausgeschlossen. Ebenso ausgeschlossen ist es, daß Annie Bock mit ihrem Roman nicht den verdienten Erfolg ernten wird. Denn wenn ich auch nicht umhin konnte, ehrlich auf einige kleine Schwächen hinzuweisen, die diesen oder jenen auf den Gedanken kommen lassen werden, das Buch wäre besser ungeschrieben geblieben, so steht doch eines außer Diskussion: Annie Bock ist die erste Schriftstellerin, die das System der Reklame für Konzertvirtuosen auch in den Dienst des litterarischen Schoffens stellt. Warum sollte auch dem Dichter nicht wohl anstehen, was jedem Violinkratzer gestattet ist! Und es ist nicht anders, man muß seine Schultern brauchen, wenn man in die erste Reihe des Gedränges kommen und gesehen werden will, was doch wieder kein unberechtigtes Verlangen ist, wenn man über ein frisch von der Schneiderin bezogenes, brennend rotes Figarojäckchen mit kurzen Bauschärmeln verfügt. Also meinen Gruß der neuesten deutschen Dichterin!

Der eine stellt sich keck mitten hinein in das elektrische Licht, der andere macht den ersten Schritt in die Öffentlichkeit mit bescheidenem Zagen, — die Naturen sind eben verschieden. Und daß man das Können des Bescheidenen leicht unterschätzt, ist menschliche Schwäche. Ich würde über den ersten Roman von Marie Gerbrandt „In engen Schranken“ (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart) vielleicht ziemlich achtlos hinweggegangen sein, wenn ich nicht zufällig das zweite Werk der Verfasserin, wenn auch

Digitized by Google

vorerst nur im Manuskript, vorher gelesen hätte. Denn in diesem ersten Roman ist noch ein gar mühsames Ringen mit der Gestaltungskraft, und die Figuren brauchen lange Zeit, ehe sie aus Schatten Menschen werden. Einige kommen überhaupt nicht zu rechtem Leben. Und mich bis zu der mit packender Kraft geschilderten Schlußkatastrophe hindurchzulesen, hätte mich — wäre ich nicht über den Riesenschritt nach vorwärts vorher unterrichtet gewesen, den die Verfasserin mit ihrem zweiten Roman macht — ein diesem Erstlingswerke charakteristischer Zug, der mir, wie ich offen gestehe, im höchsten Grade unsympathisch ist, vielleicht ganz verhindert. Das ist ein starker Bildungsdünkel, der meine Geschmacksnerven berührt wie dünne Bouillon. Bouillon sollte man als Kraftbrühe genießen oder gar nicht. Und wenn man gebildet ist, sollte man darüber nicht das Beste verlieren, was man im Leben haben kann — die Wertschätzung der Eigenart des anderen. Man schadet sich selbst damit, denn der Blick für Originalität geht einem verloren. Ich will die Schwere des Schicksals, als gebildeter Mensch in ein Bauerndorf verschlagen zu sein, dessen Bewohner nur materielle Interessen kennen und einen Talmischliff für hohe Kultur ästimieren, nicht unterschätzen. Aber Bildungshochmut ist nicht viel schöner als der Hochmut des Besitzes, ist auch etwas wie Protzentum. Marie Gerbrandt hat selbst den Schaden davon. Denn zumal unter den weiblichen Honoratioren des Weichselniederungsdorfes, in dem Bildung und Wohlstand nicht gleichen Schritt miteinander halten, findet der Leser kein einziges Gesicht mit charakteristischen Zügen, die ihn fesseln. Marie Gerbrandt sieht eben nur den Mangel an Bildung, an ästhetischer Bildung vor allem, — die markanten Linien der Individualität, die sich mit und ohne höhere Schulbildung ausprägen, sind für sie nicht vorhanden. Diese Kurzsichtigkeit teilt sich auch dem von ihr entworfenen Bilde mit, das der Leser nur wie durch einen Schleier sieht, — bis die Schlußkatastrophe mit ihren leidenschaftlichen Accenten diesen ganzen Bildungsnebel siegreich durchbricht und Menschen auf die Srene treten läßt, — starke und schwache Naturen, die mit der Weichsel um die Scholle Erde ringen, die ihre Heimat ist, und deren persönliches Geschick der Dammbruch zum Guten oder Bösen wendet.

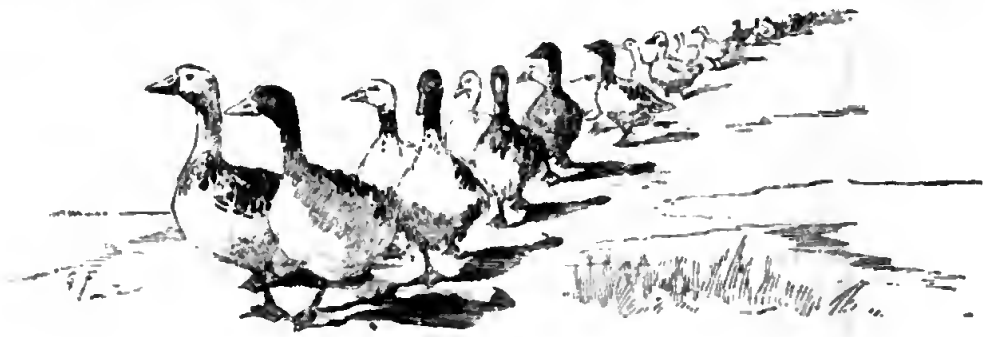
Diesen Blick für das Individuelle, den ich an dem Erstlingsroman von Marie Gerbrandt noch vermisse, hat Bianca Bobertag im höchsten Maße. Trotzdem sie offenbar zu den sogenannten gelehrten Frauen zählt, oder vielleicht gerade weil sie zu ihnen zählt. Mancherlei Art von Stubengelehrsamkeit erscheint ihr wie eitel blauer Dunst, nicht aus banausischer Verachtung der Wissenschaft, sondern weil sie sich überzeugt hat, wie leicht man sich manches aneignen kann und wie unfruchtbar vieles ist, was unter dem Namen Wissenschaft das Leben eines Mannes, oder wenigstens manchen Professors, ausmacht. Auf diese Weise ist sie zu einer eignen Wertschätzung des deutschen Professortums gelangt, die für das letztere nicht gerade schmeichelhaft ist. In fast allen ihren Romanen schildert Bianca Bobertag die Professorenkreise oder streift sie wenigstens, und ihre Lieblingsfigur ist der bornierte Gelehrte, der mit der ungeheuerlichen Überschätzung des Wertes seiner eignen Buchstudien eine souveräne Verachtung alles Lebens um ihn verbindet. Auch in dem neuesten Roman von Bianca Bobertag, „Die Erbinnen“ (Leipzig, Verlag von Carl Reißner) steht ein solcher Professor stark im Vordergrunde der Handlung. Neben ihm seine Gattin, die er ohne Liebe, um seiner häuslichen Bequemlichkeit willen geheiratet hat, über die er hinwegsieht wie über ein Wesen zweiter Ordnung, während sie in überraschend schneller, geistiger Entwickelung bald auf den Standpunkt gelangt, auf dem sie die Nichtigkeit des Treibens ihres Gatten erkennen muß und ihre anfängliche Bewunderung seiner Größe in Verachtung umschlägt. Bianca Bobertag hat diesen Vorwurf nicht zum erstenmal behandelt, aber da sie den beiden Leuten ganz individuelle Züge zu geben wußte, erregt er von neuem Interesse. Zudem bildet er nur den Kern des Buches, das der romanhaften Spannung sogar stärkere Konzessionen macht, als sie sonst im Charakter der Verfasserin liegen. Wie hier die Frau das geistige Erbe ihres Mannes nicht nur antritt, sondern überhaupt erst nutzbar macht — das ist cum grano salis zu verstehen, denn sie setzt nicht etwa seine historischen Forschungen nach einem Nichts fort, sondern wird ein weiblicher Doktor der Medizin, jene Species von Menschen, die von den meisten Frauen theoretisch als ein großer Kulturfortschritt gepriesen und von so wenigen Frauen in Wirklichkeit den männlichen Ärzten vorgezogen werden, auch dort, wo Ärzte beiderlei Geschlechts mit gleicher Bequemlichkeit zu haben sind — so vermacht ein armer schwindsüchtiger Künstler sein großes Vermögen einem besitzlosen, aber lebensprühenden jungen Mädchen, das ihm zufällig begegnet und dessen Zauber die letzten Tage des dem Tode Geweihten verklärt. Und auch dieser Besitz erlangt einen Wert erst in den Händen der Erbin, die ihn dazu anwendet, Glückliche zu machen und jene Fesseln zu sprengen, welche die Armut spinnt. Die Schärfe der Lebensauffassung, die Bianca Bobertag eigen ist und die, wie ich wahrgenommen zu haben glaube, einige Leser ihres in diesen Heften erschienenen Romans „Mit allen Waffen“ etwas verschnupft hat, erscheint in den „Erbinnen“ stark gemildert. Was ich nicht versäumen will, für zarte Seelen, die das Leben gerne rosenrot geschildert sehen, zu betonen. Ich für meine Person nehme es, wie es kommt, und Erfahrung lehrt mich, daß auch diejenigen recht haben können, die das Leben als eine harte Prüfung empfinden.

Dieser Pessimismus klingt in mir besonders stark während der Monate Juli und August, in denen jedermann, der auf sich hält, Sommerfrische genießt, während ich, trotzdem ich auch auf mich halte, genötigt bin, in Berlin zu bleiben und nach wie vor am Schreibtisch zu sitzen. Ein Vergnügen ist das nicht, selbst in dem Sommer der italienischen Ausstellung nicht, in

Digitized by Google

oder ich noch ernstere Männer als ich bin, lustiger gesehen habe, als sie am nächsten Morgen verantworten konnten. Ein Buch Theodor Fontanes hat mich einigermaßen getröstet. In einer Sammlung von Plaudereien und kleinen Geschichten „Von, vor und nach der Reise“ (F. Fontane & Co., Berlin W) legt der Vielerfahrene, von dem ich aus jedem seiner Bücher neben vielen anderen Eindrücken auch den empfange, daß er ein Lebenskünstler im besten und weisesten Sinne des Wortes ist, dar, daß es häufig ein Vergnügen ist, zu reisen, — häufig aber auch nicht. So will ich mir denn einbilden, daß ich besser daran gethan habe, zu Hause zu bleiben. Alle diejenigen aber, die auf die Reise gegangen sind und denen, hoffentlich nur vorübergehend, auch der Wunsch aufsteigt, zu Hause geblieben zu sein, weil sie irgend wo eingeregnet, in ein schlechtes Hotel oder an einen langweiligen Reisegefährten geraten sind, mögen sich mit Fontanes Buch bewaffnen. Sie werden manchen Trost und vor allem so viel Unterhaltung daraus schöpfen, daß sie den nächsten Sonnenschein, das nächste Hotel und den nächsten Reisegefährten in Gemütsruhe abwarten können.

Auch Georg Freiherr von Omptedas „Unter uns Junggesellen“ (F. Fontane & Co., Berlin W) ist solch ein Buch, das auf die Reise mitgenommen zu werden verdient. Kurze Erzählungen, die der Autor „freie“ Geschichten nennt. Und in der That sind einzelne weder für Backfische noch für dumme Jungen geschrieben. Allerdings würde ich, das muß ich betonen, wenn es durchaus sein müßte, einer heranwachsenden Tochter immer noch lieber Omptedas freie Geschichten als zum Beispiel Annie Bocks „Tarantella“ in die Hand geben, trotzdem hier der Lebensgang einer der Liebe abgewandten und der Kunst zugewandten Jungfrau geschildert ist, dort zum großen Teil Junggesellenerlebnisse den Stoff bilden. Denn auf den Stoff kommt's ja am Ende weniger an als auf die Lebensauffassung. Die geht bei Ompteda bei aller Freiheit des Stoffs und selbst dort, wo er den Stoff mit ausgelassenster Laune behandelt, in die Tiefe, während eine der Liebe abgewandte und der Kunst zugewandte Jungfrau doch schrecklich oberflächlich sein und wahrscheinlich auch bleiben kann. Sicher gibt es Menschen, die Omptedas in diesem Bande enthaltene Erzählungen „Alle neine“ oder „Voßstraße 87“ für furchtbar unmoralisch erklären. Ich stehe nicht auf diesem Standpunkt, sondern meine nur, daß man sie nicht Unberufenen, für die sie nicht geschrieben sind, in die Hand geben soll. Daß man darum selbst auf den Genuß verzichtet, „Alle neine“ kennen zu lernen, halte ich nicht für notwendig. Man müßte denn grundsätzlich vor dem Leben, wie es ist, die Augen verschließen wollen. Und was andere kaum wagen könnten, zu erzählen, macht Ompteda möglich und gesellschaftsfähig durch die Kunst des Vortrags, die ich auf das lebhafteste bewundere, trotzdem sie mir manchmal zu subtil erscheint und eingehender, als der Stoff gerade erfordert. Ompteda schildert z. B. die Toilette eines Lebemannes erster Klasse (ich lasse des Raumes wegen einige Zwischensätze fort): „Während er sein Eau d'Houbigant ins Waschwasser goß, dachte er darüber nach, was er wohl heute abend noch unternehmen könnte. Dann putzte er sich die Zähne mit ‚Eau d'Eucalyptus,‘ rasierte sich vor seinem fünfteiligen Spiegel, der das Gesicht von allen Seiten zeigte, puderte sich mit ‚Poudre de riz la Diaphane,‘ befeuchtete die mit Silberfäden durchzogenen Haare mit ‚Eau Charbonnier,‘ um das gänzliche Grauwerden zu verhindern, und rieb sich die Augen mit ‚Eau de Carrare‘, das ihnen ein frisches Aussehen gab. Dann wechselte er sein gelbseidenes Nachthemd — die gelbe Farbe paßte so schön zu der gelblichen Hirschlederdecke, die durch das Bettlaken schimmerte. Er meinte, in einem gewöhnlichen Bett nicht mehr schlafen zu können. Darauf zog er eine rotseidene Unterjacke an und suchte nach einem Hemd. Aber vergeblich bemühte er sich, die Manschettenknöpfe hineinzubekommen. Es war auch zu thöricht, wie er sich sagte, daß er nicht den Diener eine halbe Stunde später fortgeschickt. Endlich war es ihm gelungen, die Knöpfe ins Hemd zu bringen. Kleine, goldene Knebel mit Lapisverzierungen in die Manschetten, zwei große Perlen in das Vorhemd. Durch die Öse hinten am festen Kragen zog er eine ungebundene, weiße Kravatte. Als er dann nach einigem Suchen den Frack dritter Garnitur, das dazu gehörige Beinkleid mit breitem Galon und die zweireihige weiße Weste Nummer Vier gefunden hatte, war er mit sich im reinen, daß er im Hotel Bristol essen, darauf in das ‚Theater Unter den Linden‘ gehen würde, um ein halbes Stündchen im Foyer, während der Pause, mit der schönen Elly Dansert von Central-Theater zu verplaudern.“ — Das ist, wie wenn einem unfreiwillig eine Lektion in der Kunst, ein Gigerl zu werden, erteilt werden sollte, und dem, der's nicht werden will, erscheint's wie eine Vergeudung der kostbaren Zeit, die ihm zugemutet wird.



Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

L. Alvarez, welcher zu der großen in Rom gebildeten spanischen Künstlergruppe gehört, ist unter den Feinmalern einer der beliebtesten, nicht nur in seiner Heimat, sondern auch auf den Ausstellungen der ganzen Welt. Da die Heimat diesen Künstlern wenig Absatz bietet, suchen sie ihn draußen bei anderen Völkern. Sie werden dadurch nahezu international. Es soll dem feinsten Kenner schwer werden, einen Spanier von einem Italiener zu unterscheiden: beide gingen beim großen Franzosen Meissonier in die Schule, und beide lernten das meiste von Meissoniers feinstem und farbenfrohestem Schüler, von Fortuni.

Man würde daher auch schwer sich dafür entscheiden können, wo das „Neue Gedicht" vorgelesen wird und in welcher Sprache. Sind das Spanier, ist das ein spanischer Raum? Wer das Schloß zu Madrid sah, der weiß, daß es dort ein sehr reiches, üppiges Rokoko gibt. Aber ein Italiener baute den riesigen Palast, und Franzosen schmückten ihn aus. Nur eines weist auf den Süden: das prunkvolle Kohlenbecken, um welches die vier jungen Mädchen sitzen. Es geschieht da auf dem Bilde nicht eben viel, als daß man erkennt, wie die Tochter und der junge Sohn gespannt und die verwitwete Frau mit Trauer dem Vorleser zuhört. Es kam dem Maler vor allem darauf an, Stoffe zu malen, Seide und blankes Messing blitzen zu lassen, ein Stück reichster Farbe zu geben. Und das ist ihm gelungen.

Wenn man es als Ziel der Kunst ansieht, den örtlichen Eindruck festzuhalten und ein bestimmtes Land zu schildern, so ist bei Albert Ritzbergers „Ruhenden Schnittern" diese Aufgabe klar gelöst. Wir sind in Österreich und zwar allem Anschein nach im breiten Donauthal um Linz. Die Glut des Sommers brütet über dem Kornfeld, die Ferne löst sich in Dunst auf, und auch die wenige Schritte entfernten Sträucher verlieren in der von der Hitze zitternden Luft die festen Umrißlinien. Und doch ist's den Schnittern ein herrliches, ein segenbringendes Erntewetter. Die bunten Tücher um den Kopf, barfuß, nur mit Rock und dem Leibchen über dem kurzärmlichen Hemd bekleidet, so schaffen die rüstigen Mägde. Und wenn dann der Krug herumgeht bei der kurzen Rast, wenn dem dampfenden Körper endlich Ruhe gegönnt wird, so ist doch noch Lust da zu frohem Scherzwort.

Wer es sich leisten kann, der ist dann freilich weiter hinabgezogen, hat mit Ächzen und Seufzen in staubiger Bahn, auf heißem Kissen hingerüttelt, jene fruchtreiche Ebene durchzogen, um in frischer Bergluft die müden Nerven für das kommende Jahr zu stählen. Mit Kind und Kegel zog er hinaus in die „Sommerfrische," wie sie Ad. Lins, der Düsseldorfer Meister, schildert, allein aber zieht er weiter in die Hochalpen. Aus Rob. Schultzes Ansicht aus dem Berner Oberland weht uns die Kühle der Gletscher entgegen, blickt die Klarheit einer bereits stark verdünnten Bergluft.

Es ist noch nicht lange her, daß Ad. Lins' Bild mit dem Entscheid von der Kritik abgelehnt worden wäre: „dieses Sujet ist malerisch unmöglich!" Nichts als eine Kegelbahn und Hühner. Das Interessanteste, die Gäste der ländlichen Wirtschaft ganz hinten, nebensächlich behandelt. Das ist gegen die Perückenordnung! Vorn müssen die Menschen gehen und hinten die Hühner herumlaufen. Und dann diese Kegelbahn, in die man schnurgerade hineinblickt! Ist die malerisch? romantisch? pittoresk? — Hinten ein paar Hunde, die sich beschnüffeln. Es wäre weh und ach geschrieen worden über eine solche Verhöhnung echter Kunst.

Und doch ist Lins einer der feinsten und auch beliebtesten Düsseldorfer Landschafter. Er hat in seinen sonnigen Aquarellen, in seinen farbenklaren Öldildern schon eine reiche Dosis inneres Behagen an die Menschen ausgegeben. Nie malte er „bedeutende Dinge." Wie eine Gansherde sich auf dem Anger tummelt, wie ein Mütterchen Holz durch den Wald trägt, das malt er, daß der ganze Erdgeruch der Landschaft mit von dem Bilde auszuhauchen scheint. Man bekommt jedesmal eine echte Stimmung gleich auf den ersten Blick mit auf den Weg der weiteren Betrachtung, man weiß sofort sich des Augenblicks zu entsinnen, wo man selbst hinausfuhr, um in der Dorfschenke Kaffee zu trinken und die Kinder tummeln zu lassen. Und welche Weite in dem Bild: erst bis zur Bank, dann die Kegelbahn entlang bis an deren Ende, dann seitlich in den Schatten der Kastanien, wo sich die Truthähne tummeln, über den besonnten Wirtsgarten hinweg bis ans Wirtshaus! Es ist Raum in dem Bilde!

Nicht minder wäre Schultzes Bild angefeindet worden, wenigstens von den „ernsten" Ästhetikern Hegel-Schellingscher Schule. Galt einesteils das Darstellen „nichtiger Dinge" für nichtig, so war das Schildern lediglich einer „schönen Gegend" nicht minder verpönt. Man nannte solche Bilder, die dem Beschauer das Porträt einer solchen boten, „Bedutten," und ein Bedutenmaler galt nur als halber Künstler. Denn der Maler soll über der Natur stehen, aus dem zufällig Gewordenen ein planmäßig Gewordenes schaffen. So wollten es die Kunstpäpste in Deutschland, die noch vor 20 Jahren das große Wort führten.

Du mein Gott! Der junge Akademiker ging hinaus in die Welt mit dem verteufelt schwer zu erfüllenden Auftrag, sie schöner, bedeutender umzuschaffen, als wie sie aus der Hand des ewigen Schöpfers hervorging. Er sollte die Zufälligkeiten heraussuchen aus dem Wesentlichen und nur dieses wiedergeben. Zufällig ist, daß hier und da ein paar Fichten am Abhange stehen, daß die Rinder an dieser oder jener Stelle ihr Futter suchen, daß eine Wolke sich um den oder jenen Eiskegel ballt. Es blieb nicht viel übrig von der Natur, was nicht auch anders hätte sein können. Und so kamen denn die komponierten Landschaften zu-

Digitized by Google

stande: rechts ein die Ecke ausfüllendes Dreieck, links ein zweites, daraus sich aufbauend das eigentliche „Sujet," ein Zusammenfügen von kegelartig nebeneinander getürmten Linien. Daß aber eine solche Komposition auch mit den „Zufälligkeiten" möglich ist, das lehrt Schultzes Bild: die Berghänge, die er suchte, erfüllen die Forderung und wie ein echter Klassiker erhebt sich der Bergstock in aufeinander getürmten Pyramiden über den beiden, die Ecken abschneidenden Lehnen des Hochthales.

Das Gesetz der Komposition war für alle Kunstgebiete eingeführt. Ein Beispiel aus den Bildern: Antoine Louis Barye war zweifellos einer der größten Tierbildhauer nicht nur Frankreichs. Er ist es hauptsächlich, der die Darstellung des Tieres van den ästhetischen Fesseln, die man ihr auferlegt hatte, befreite. Sein berühmter, mit einer Schlange kämpfender Löwe ist dafür ein schlagender Beweis.

Da war unlängst in den Fliegenden Blättern eine kostbare Bilderreihe. Ein Löwe hatte sich aus der Wildnis in die Stadt verlaufen und begegnete auf allen Plätzen Denkmälern, in welchem seine Mitlöwen dargestellt waren. Erst einer, der aufrechtstehend ein Wappenschild trug: mit der Krone auf dem Kopf, weit heraushängender Zunge, wespenartiger Taille — er wendete sich mit Grausen von dem stilvollen Renaissancetier. Dann traf er einen nach ägyptischer Art gebildeten, sphinxartigen, endlich einen modernen, der seinen guten Rock anzuhaben schien aber unmittelbar vam Friseur kam, ein fettes, muskelschwaches Vieh. Vor Baryes Löwen wäre er nicht erschracken, sie haben die geschmeidige Kraft der königlichen Katze, sie sind der Natur abgelauscht — und doch echt manumental, Wächter vor dem Palast der Seinepräfektur. Und da gilts aufzupassen in unseren anarchistischen Zeiten!

Aber daß auch hier der Weg zur Freiheit über die Gebundenheit führt, mag der Theseus im Kampf mit dem Kentauren Bianar desselben Künstlers bekunden. Es lohnt wohl die Linien, die diesen Aufbau beherrschen, zu verfolgen: das erste Dreieck geht vam linken Hinterhuf zum linken und rechten Oberarm des Kentauren und endet am rechten Vorderhuf. Schwanz und linkes Vorderbein bilden an gleicher Stelle einen wohl abgewagenen Ansatz. Das zweite Dreieck geht vam rechten Pferdeschenkel zum rechten Unterbein des Theseus Ein Stück Tuch und ein sanderbarer Haufen von Karallen ist angeardnet, teils um das Marmorwerk zu stützen, teils aber auch um diesem Dreieck die rechte Seite zu bilden. Das Ganze aber sitzt in einem Halbkreis, über welchen hinaus keine Linie varzuragen wagt. Die Spitze des Schwanzes, die erhabene Rechte des Helden, der Barderfuß des Kentauren — alles beugt sich vor dem Gesetz der Konzentration nach innen. Das nennt man akademische Kunst! Und wenn der Meister innerhalb dieser Gesetze noch so frei, so lebhaft bewegt schaffen kannte, so zeigt sich, daß er wirklich ein solcher war. Und daher gewann er auch die Kraft, sich über die Gesetze zu erheben, in seinem Naturempfinden sich selbst zum Gesetz zu werden.

Ein deutscher Bildner J. Kafffack hätte wohl auch das Zeug gehabt, sich von der Fessel der Manier ganz zu befreien. Er war auf bestem Wege, als er bei einer Kahnfahrt in den Wellen der Havel seinen Tod fand. Seine „junge Liebe" zeigt einen sehr festen geschickten Aufbau. Der Strandkorb, in dem das junge Paar sich verbargen wähnt, bildet von selbst die starke Umrißlinie. In dieser konnte sich der Bildner freier bewegen. Und die leichte, die Farmen wenig verhüllende Kleidung, welche der dem Künstler sa verhängnisvolle Wassersport dem Jüngling gestattete, sowie die eng geschürzte Tracht der letzten Jahre bei dem nicht ungern beim Lesen überfallenen Backfische — sie haben mitgeholfen, das Werk bewegt und interessant zu gestalten.

Als die Phatagraphie aufkam, weissagten alle klugen Leute der Bildnismalerei ein rasches Ende. Er ist nicht gekommen, dieser Rückzug der schaffenden Hand vor der Maschine. Im Gegenteil, die Kunst ist erst recht stark geworden. Der Berliner Künstler Ismael Gentz ist ein Beweis dafür. Sachlich, eindringlich, ja mit einem gewissen Zug van Nüchternheit tritt er den van ihm Darzustellenden gegenüber. Er sagt ihnen keine Häflichkeiten, er malt und zeichnet nicht mit einem galanten Lächeln um die Lippen. Aber er paßt genau auf! Es entgeht ihm kein Zug, keine Falte, keine Schwankung in der Umrißlinie. Und mit sicherer Hand gibt er wieder, was er sah. Der Unterschied zwischen den Aufnahmen der Amateurphotographen und den gesuchten Parträtphatagraphen ist der, daß die ersteren den Menschen ohne Retouche wiedergeben, wie ihn die Maschine sah. Nun ist die Welt meist sehr unzufrieden mit diesen Ergebnissen. Im „Atelier" des Haskünstlers hat man Gläser, durch welche alle Gestalt sehr stark gestreckt wird. Man nehme sein eigenes „elegantes" Bild und messe einmal nach. Fast um ein Viertel sind die Gestalten zu lang, sie haben etwas von den Bildern, welche in den „Lachkabinetten" vor konvexen Spiegeln erscheinen! Aber das ist schön. Gentz ist kein Lachkabinett. Er ist aber ein Künstler und gibt daher ein Bildnis, das weder Amateur noch Hofphotograph geben kann: die Menschen durch das Medium eines Menschen! Und wenn der Meister der Erzählung Fantane der Dargestellte ist, sa wird's der Mühe dappelt wert, dem zeichnenden Stifte mit den Augen zu folgen und aus seinen Linien eine feine Menschenseele herauszulesen. Ebby.

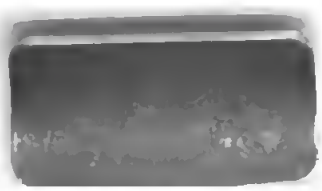
Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 6a.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Pischer & Wittig in Leipzig.

YD 26450



Digitized by Google